Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsches Dichterheim.

Unter Mitwirkung

der

hervorragendsten Dichter und Schriftsteller

herausgegeben

von

Paul Heinze.

Elfter Jahrgang.

Dresden-Striesen.
1891.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniss.

Gedichte.

	Seite.
Aar, Alexis,	
Die Geschwister	61
Frühlingswiederkehr	261
Der Pilger	373
Abenhausen, Karl,	
Edle Sitte	45
Alboth, Joh.,	
Gesang der Nacht	124
Waldrast	388
Ein Traum	409
Allmers, Hermann,	
Meinen Freunden	52
Der Wildschütz und sein Lieb	251
Bachmann, Georg,	
Visionen	36
Schönheit der Nacht	399
Barinkay, S.,	
Worauf ich harre!	160
v. Barnim,	
Deine Augen	89
Baum, J.,	
An Gisela	349
Baumann, Aug.,	
Zukunftsträumen	284
Bergender, J.,	
Aufwärts!	350
Blüthgen, Victor,	
Einem jungen Dichter	301
Und bist du jung	401
von Bodenstedt, Friedrich,	
Tod und Leben	13
Graf Leo Tolstoy	309
Bollack, Gaston,	
Vergänglichkeit	126
Heimweh	388
Braunschweiger, Robert,	
Hoffnung	376
Breitenhof, Otto,	
Die Boten des Frühlings	273
Das Märchen vom Glück	417
Brieger, Adolf,	
In der Winternacht	230
Bulthaupt, Heinrich,	
Der Essenkehrer	194
Bunge, Rudolf,	
An die Entfernte	208
Burger, Ed. A.,	
Wald-Andacht	366
Buttgerald, Charles,	
Werth der Arbeit	100
Da liegt der Hund begraben	327
Croon-Mayer, Emma,	
Ibrahim	82
Harfenklänge	405
Dehmel, Richard,	
Kahnfahrt	419
Deye, Richard,	
Der Tempel des Glücks	253
Dienes, H.,	
Im Park	83
Dohnal, Hans,	
Die Wandervögel	103
O alte Burschenherrlichkeit	426
Domsch, Hermann,	
Sonnige Tage am Rhein	256
Drache, Clemens,	
Santa Lucia	322
Drechsel, Marie,	
Der Kranken Bitte	191
Druskowitz, Helene,	
An Therese Malten als „Armide"	27
Eberhardt, Fritz,	
Das Augenwasser	424
Ebers, Georg,	
Zu einem Blumen- und einem Lorbeerkranz auf das Grab seines Freundes, des Historikers Curt von Noorden	8
An meinen Sohn	233

Digitized by Google

Seite.

Eckstein, Ernst,
An Martha 1
À la princesse Gilberte 105
Steh' ich in finstrer Mitternacht (Lateinische Uebertragung) 271
Leise zieht durch mein Gemüth (Lateinische Uebertragung) 345
Ueber allen Gipfeln (Lateinische Uebertragung 432

Egestorff, Georg,
Der Kettenträger 119

Ehrenberg, E.,
Wandlung 71
Am Bache 126
Widerschein 171
Nebelflecken 268
Dank 406

Eichrodt, Ludwig,
Der Abendstern 49
Chor 205
Der heilige Baum 419

Erfurth, Richard,
Der Falter 214
Frühlingspredigt 285

Evers, Joh.,
Meereszauber 50

Fiedler, Otto,
Weltfrieden 51
Im Schulhaus auf der Haide . . 89
Die Macht der Liebe 360

Finking, Harry,
Eigene Art 60

Fischbach, Otto,
Liederfrühling 285
Erinnerung 338
An die Poesie 398

Fischer, J. G.,
Unterscheidung 281

Fischer, Math.,
Der Abend 101
Traumbild 179
Trost 274

Fleischmann, Franz,
Die Bauernregeln 259

Förster, Berthold Paul,
Sommerliche Erinnerung 138
Mein junger Weggenosse 348

Frankl, Ludwig August,
Zauberbecher 10
Hochzeitlied 290

Fredrike, Hermanna,
Ein Sonnenstrahl 73
Allmächtig 211

Friedmann, Alfred,
Die drei Sänger 65
Unersättlich 157
Mannesrath 236
Das Lied von der Thräne 377

Seite.

Friedmann, Hermann,
Wie die Rose 368

Friedrich, Friedrich,
Der kleine Zecher 192

Fuchs, Reinhold,
Wanderklänge vom Gardasee . . 67
Hattuey 191
Offenbarung Johannes 3, 14—15 . 287

Funke, Berthold,
Abendwanderung 125
Heimweh 210

Geck, Rudolf,
Zu spät 101
Verklärtes Licht 177
Der Tag 274
Waldwunder 326
Abseits 397

Geißler, Max,
Lied eines Fahrenden 50
Am Herde 100
Die Wäscherin 171
Spielmannslied 292
Großmütterleins Mahnung . . . 327
Zigeuner 432

Geltner, Felix,
Nächtliches Waldweben 118

Gensichen, Otto Franz,
Chor der wilden Jagd 7
Lob des Weines 140

Gerlach, H.,
Sprühteufelchen 160
Der Morgenwind 259
Dem Poeten 390

v. Gottberg, Adelaide,
Freundschaft 380

Goette, Rudolf,
Ein Troubadour in der goldenen Zeit 15
Wir saßen zu Zwei'n in der Geisblattlaube 120
Ein Traum 173

Greif, Martin,
Erflehter Auftrag 25
An einen hoffärtigen Freund . . . 177
In mißmuthiger Stunde 384

Grimm, Ludwig,
Beim blühenden Flieder 325

Grosse, Julius,
Tagebuchblätter 48, 85
Wie kam es, daß ich dich verloren . 393

Grün, Elise,
Sehnsucht 70

Haarhaus, Julius A.,
Persisches Liebeslied 11
Ghasel 71
Weihnachten im Walde 136
Beim Walzer 190
Ostern auf dem Drachenfels . . . 253
Bei Goethe's Tode 311
Blüthen von Hafis' Grab . . . 401

Digitized by Google

Seite.

Hacker, Ernst,
Grabgesang einer indianischen Mutter 47
De Kirchenbuß 296
Up dat best Flag 389

Hähnel, Franziskus,
Sommerstimmung 424

Hart, Heinrich,
Die Seefahrer 28

Hart, Julius,
Frühlingsnacht 7

Hartmann, F. E.,
Die Landesfarben 276

Heidt, Karl Maria,
Der Kranke 49

Heintze, Albert,
Die Vergißmeinnicht-Insel . . . 378

Heinze, Paul,
Sonnenuntergang 11
Ghaselen 141
Weltenschicksal 193
Der Minenvogt 341

Helm, Rud.,
Bitte 168
Abschied 268
Thales 346

Henzen, Wilhelm,
Bei'm Phantasiren 11
Der Waldbach 120
An den Künstler 212

Herrig, Hans,
Kaiser Heinrich V. 33

Herrmann, Oscar,
Genuß des Lebens 30
Spuren der Gottheit 124

Hintrager, Alb.,
Net was, sondern wie! 160

Hirsch, Franz,
Zwischen Nacht und Morgen . . 429

Horath, Robert,
Bei'm Rheinwein 35

Houtz, Wilh.,
Reinhardsbrunn 81

Hüttemann, Ferdinand,
Sommergruß 367

Idel, Wilhelm,
Entsagung 106
Einer jungen Freundin 404

Ilek, Franz Karl,
Verzichten 88

Im Hof, E.,
Trost 117

Kaden, Edmund,
Viel Feind' — viel Ehr' 178

Kalbeck, Max,
Chor und Reigen seliger Geister . 291

Seite.

Kastropp, Gustav,
Troubadourlieder . . . 16, 31, 342, 381
Herbstgruß 77

Kiesewetter, Max,
Haidestimmen 326
Aus der Jugendzeit 404

Kirchbach, Wolfgang,
Wunder 10

Kirsch, Theo,
Vorbei 294

Kirschen, Joh.,
Der letzte Mensch 386

Knauer, Georg,
Weltflucht 273

Kohl, Albert,
Zum Abschied 338

Koehlich, Richard,
Die Vestalin 152
Der Weltverächter 211
In Rübezahls Revier 305
Sonnwendnacht 378

Köhlisch, Hedwig,
Fujiyama und der Greif 159

Krüger, Johannes,
Es war ein Traum 188
Waldeinsamkeit 423

Kruse, Heinrich,
Das Gold 157
Neues Leben 232
Verzage nicht 317
Die Quelle 384

Küchler, F.,
Zwei Sterne 158

Kuhmerker, Heinrich,
Modern 157
Verfehltes Leben 213

Kunze, Max,
Sehnen 286

Lankau, Marie,
Wandersegen 83
Die Dichterschule 313

Leuthold, Heinrich,
Die Waldkapelle 12

Liebhold, Anna,
Mein deutscher Wald 312
Gentiana 396

Liepholdt, Sappho,
Entsagung 34
Das Dresdner Aber 53
Macht der Thränen 123
Uebersetzung des Gedichtes à la princesse Gilberte von Ernst Eckstein 170
Einst und jetzt 340
Sympathie 421

von Liliencron, Detlev Freiherr,
Blick in die Ferne 10
Probatum est! 269

Digitized by Google

Seite.

Linck, Hans Andreas,
Ode 155
Teichlied 321

Lingg, Hermann,
Spruch 66
Jämmerlicher Versbrief vom Landaufenthalt 345
Ghasel-Triolett 421

Litten, Julius,
Cincinnatus 161
O, Heimat in der Ferne 399

Lorm, Hieronymus,
Epigramme 141
An Tolstoy 309
Mysterium 357

Lütkemeyer, Thekla,
O frage nicht 339

v. Majerszky, Adalbert,
Nach Norden! 118

Man, H.,
Zweifel 349

Marshall, H.,
Nymphaea alba 321

Max, Hero,
Saul 367

v. Meerheimb, Richard,
König Robert von Sicilien . . . 225
Winters Abendröthe 325

Miller, Constantin,
Im Maien 312

Minckwitz, Johannes,
Weltwirrwarr 189

Moeser, Albert,
Waldemar. Nach dem Englischen der Mrs. Julia C. R. Dorr . . . 174
Klaudianus 221
An den Stern von Bethlehem . . 289
Schönheit 365
Aus der Urzeit. Nach dem Vlämischen von Paul de Mont . . . 420

Müller, Ernst,
Seelenfrieden 35

Müller, Ewald,
Rückgedenken 137

Oser, Friedrich,
Nur eine Nacht, nur eine wieder! . 123

Pasig, Gustav,
Das Opfer auf Lesbos 433

Pergler, Adolf,
Ihre Lieder 103

Peter, Hermine,
Der schöne Morgen 52

Peters, Martin,
Maskerade 180

Pischinger, Arnold,
Gott, Quell des Lebens 266
Vision 337
Mondscheinblume 406

Seite.

Planck, Ernst,
Herbstnacht im Walde 72
Alemannisch 108
Im Haidekraut 350

Preser, Carl,
Herbststimmung 80
Codicill 235

Preu, Friedrich,
Herbst 122

v. Preuschen, Hermine,
Sonnenblume 72
Im Friaul 237
Wolken 387

Prölß, Johannes,
Das Lied Anakreons 165

Radeck, Benno,
Waldnacht 52
Der Waldbach 137
Rosenerwachen 369
Am Teich 378

Rebbein, Arthur,
Der Mutter Geburtstag 284

Reichard, Bruno,
Herbstgedanken 81
Vineta 108
Bad Mulda 363
Feierabend 377

Renneberg, Theodor,
Gleiche Loose 265
Glockenklang 348

Rheinländer, Hugo,
Erik's Kreuz 105
Die Wäringer vor Miklagard . . 347

Rittershaus, Emil,
In ein Gedenkbuch 9

Rittner, M.,
Das Glück 350

Robert, Franz,
Der Zecher 291

Rosegger, P. K.,
Der Besessene 233

Rückner, Hermann,
Parklieder 158

Sartori, Paul,
Von Rechts wegen! 142
Wittekind in Enger 369

Scherenberg, Ernst,
Prolog 234

Schilling, Hermann,
Traum 197
Unsterblichkeit 295
Nachtweben 389

Schirmer, Julius,
Neues Leben 322

Schlierbach, Max,
Nacht 212
Mein Bergland 413

Digitized by Google

Seite.

Schmid-Braunfels, Josef,
Venetia 285
Donaufahrt 408

Schmidt, Carl Eugen,
Frühlingslied 272

Schmidt-Cabanis, Richard,
Letzte Liebe 149
Pessimistischer Optimismus . . . 272

Schmitt, Christian,
An meines Vaters Grab 138
Uebersetzung des Gedichtes À la princesse Gilberte von Ernst Eckstein 169
Begegnung 255

Schönaich-Carolath, Prinz Emil zu,
Heimwärts 41
Jugendliebe 122
Lob der Göttin 195
Verblühter Frühling 333

Schöne, Alfred,
Persischer Vierzeiler 287

v. Schönberg, Ernst,
Uebersetzung des Gedichtes À la princesse Gilberte von Ernst Eckstein 169
Winterwald 250

Schönemann, Paul,
Der Wald im Spätherbst 119

Schultz, Eugen,
Das Ideal 178

Schwegelbaur, Gustav,
Ihr Bild 388

Seidel, Heinrich,
Wenn die Kinder mit Laternen gehn. 287

Seidenzahl, C.,
Klageepistel an einen Freund im Süden 422

Selbach, Ernst Adolf,
Der Nachtigall Lockruf 197
Die Kaisernacht in Cöln 361

Silberstein, August,
Waldestreue 84

Stauf von der March, Ottokar,
An Agnes 155
Hermanns Botschaft an Marbod . 293
Sommernacht 405

Stege, Margarete,
Am Abend 117

Steputat, Willy,
Ein einzig Mal 82

Stern, Adolf,
Die Wanderung der Poesie. Aus dem Schwedischen des Grafen Carl Snoilsky 13
Am Abend 133

v. Stern, Maurice,
Mittagsruhe 340

Student, Max,
Historie von Lot 351

Seite.

Sturm, August,
Bitte 84

Sturm, Julius,
Ein treues Auge 12
Herbstlieder 97
Was fesselt mich? 185
Gleiches Geschick 252
Eine Sängerfahrt 324
Mein Lied 404

Telmann, Konrad,
Gezeichnet 66
Unvereinbar 139
Mit einem leeren Buch 232
Zwiespalt 310

v. Tettenborn, Ewald,
Unter'm Erlenbusch 259

Thurm, Martha,
Wanderlied 275

Traeger, Albert,
Meiner Enkelin 9

Traudt, Valentin,
Schifferlied 154
Strandidyll 295

Trojan, Johannes,
Das Rißbacher Maifest 99
An die Heimat 364

Vandersee, Leon,
Frühlingseinzug 258
Du und ich 313

Vierordt, Heinrich,
Die Schildwache 109

Voigt, Anna,
Das „Dresdner Aber" 53
Haideblüthen 102
Ein Sonntagskind 177
Wunsch 229
Sehnsucht 286
Weiße Rosen 384

Wach, Robert,
Die Gletscherfee 44

Wagner, Christian,
Zu viel 339

Waldmüller-Duboc, Robert,
Finnische Sinnsprüche 15
An meinen Neffen Alfred 156
Der Schönheit Strahlen 323

Walling, Günther,
Wiegenlied 70
Kinderspiele 113
Das Weib des Försters 196
Julian 231
Yaravia 400

Weber, Fr.,
Tragische Liebesgeschichte 297

Weber, Hanns,
Der Wegweiser 103
Herzog Leopold vor Sempach . . 179
Winterdämmerung 267
Friedhof am Berge 416

Digitized by Google

Seite.

Wehl, Feodor,
Ein luſtiger Bruder 84

Weiſe, Hermann,
Die Nacht 45
Der Abend 107
Am heiligen Abend 136

Wenck, Otto,
Schickſal 46

Wendel-Marburg, Anna,
Verloren 196
Vergieb! 292

Werherr, Armin,
Umſonſt 118
An mir allein 312

Wilhelm, Adolf,
Nachtſchweigen 69
Nächtliche Fahrt 235

Winicky, Karl Ottokar,
Ein frommer Chriſt 328

Winkel, Fr.,
Wanderluſt 313

Winter, Henriette,
Das verlorene Paradies 361

Wiski, Emil,
Heimatsklänge 363

Wolf, Henrich,
Am Abend 342

Seite.

Woltmann, Ludwig,
Kometengleich 178
Der erſte Reif 275
Frühroth 295
Till Eulenſpiegels Malerkunſt . . 424

Woermann, Karl,
Vor der Capitoliniſchen Venus . . 245

Wuſſin, Emma,
Traumelfchen 69

Zedtwitz-Liebenſtein, Graf Clemens,
Wohin? 327

Zeiſe, Heinrich,
Des Meeres Grund 34
Die ſternenloſe Nacht 236
Ein Blick in's All 271
Die kleine Welt 324
O, Herr der Welt, behüte 387
Mittſommernacht 431

v. Zeromski, Anna,
Erſt dann! 180
Der Urwald 407

Zettel, Karl,
Welt 57
Dem letzten Minneſänger 104
Ein Nothruf 172

Zick, Ernſt,
Ahnung 125
Die Muſik 190

Wiſſenſchaftliche Aufſätze, Skizzen, Kritik, redactionelle Mittheilungen etc.

Seite.

v. Amyntor, Gerhard,
Im Wechſel der Tage 115

Bulthaupt, Heinrich,
Litterariſche Vorſchau 2, 42

Friedmann, Dr. Alfred,
Schillers „Räuber" 98, 114
Hexenküche 206
Ueber die Nichtigkeit des Erreichbaren 302

Goette, Rudolf,
Der deutſche Roman und ſeine Bedeutung für unſer Schriftthum 222, 246
Henrik Ibſen und ſeine Bedeutung für unſer Schriftthum 358, 374, 394, 414, 430

Groſſe, Julius,
Gloſſen 150, 166

Heinze, Paul,
Ein naturwiſſenſchaftlicher Roman . 127

Seite.

Kohut, Dr. Adolf,
Schriftſteller-Honorare ſonſt und jetzt 262

Kuhmerker, Heinrich,
Das Symbol und der Realismus . 186
Schlagworte 282

Lorm, Hieronymus,
Lyrik 5

Man, Georg,
Wie kann die Dichtung dem häuslichen Leben des Volkes näher gebracht werden? 17, 26

Rheinländer, Hugo,
Die deutſch-nationalen Beſtrebungen auf dem Gebiete des litterariſchen Lebens im ſiebzehnten Jahrhundert 58, 78

Stauf von der March, Ottokar,
Mario Rapiſardi 134
Friedrich Paludan-Müller 318

Digitized by Google

Seite.

Ahrberg, H.,
Der Schillerpreis 334

Aphorismen, Sprüche und Epigramme 214

Offener Sprechsaal.
Enthält Briefe und Mittheilungen von:
Reinhold Fuchs 38
Wilhelm Arent 201
Dr. Alfred Friedmann 218
Rudolf Goette 240
Dr. Alfred Friedmann 241
Adelaide von Gottberg 426

Seite.

Litteratur und Kunst,
19, 55, 92, 129, 163, 200, 239, 278, 314, 354, 390, 425

Bücherschau,
36, 73, 91, 109, 128, 144, 161, 180, 198, 216, 237, 276, 298, 328, 351, 370, 410

Neue Bücher 93

Briefschalter,
20, 39, 56, 74, 95, 111, 130, 146, 164, 182, 202, 218, 242, 260, 280, 299, 316, 331, 355, 371, 391, 411, 427, 435

Unsere Ziele 21

Poetisches Preisausschreiben . 21, 242

Besprochene Bücher.

Seite.

Alcock, J.,
Die spanischen Brüder 328

v. Amyntor, Gerhard,
Die Oelmühle im Spreewald . . 328

Arent, Wilhelm,
Lebensphasen. — Phantasus . . . 161
Durch's Kaleidoscop 352

Behrend, Otto,
Wieland der Schmidt 128

Berges, Philipp,
Americana 128

Bulthaupt, Heinrich,
Dramaturgie des Schauspiels . . 329
Der verlorene Sohn 370

Burns, Robert,
Gedichte, übersetzt von Edmund Ruete 110

Cornelius, Peter,
Gedichte 145

Dahn, Felix,
Die Bataver 144
Skirnir 330

Dóczi, Ludwig,
Carmela Spadaro 37

Eberhard, Johann August,
Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache 217

Ebers, Georg,
Drei Märchen 145

Eckstein, Ernst,
Hertha 370

Eichrodt, Ludwig,
Gesammelte Dichtungen 144

Seite.

v. d. Elbe, A.,
Graf Floris 410

Fontane, Theodor,
Stine 128

Förstner, C.,
Prinzeß Ilse 278

Frankl, Ludw. Aug.,
Episches und Lyrisches 277

Freudenthal, August,
Die Haide 331

Fulda, Ludwig,
Gedichte 410

Geißler, Karl Wilhelm,
Phaeton 410

Genschen, Otto Franz,
Tamina 91

v. Gottberg, Adelaide,
Almenrausch und Edelweiß . . . 299

v. Gottschall, Rudolf,
Bunte Blüthen 353

Greinz, Rudolf Heinrich,
Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethe's Tode 199

Grosse, Julius,
Tante Carldore 238

Hart, Julius,
Homo sum! 198

Heine, Heinrich,
Buch der Lieder 199

Heinze, Paul, und **Rudolf Goette,**
Deutsche Poetik 298

Digitized by Google

Seite.

Hoyos, Graf Rudolf,
Gedichte 6
Jacobowski, Ludwig,
Die Anfänge der Poesie 410
Im Wechsel der Tage,
neu bearb. v. Paul Heinze . . . 116
Jordan, Wilhelm,
Die Edda 162
Kalbeck, Max,
Aus alter und neuer Zeit 238
Kastropp, Gustav,
Gunhild 353
Kirchbach, Wolfgang,
Der Weltfahrer 127
Klein, Oskar,
Schmerzliche Wonnen 91
Kunert, August,
Schneeflocken 278
Litten, Julius,
Der Modedichter 180
v. Meerheimb, Richard,
Psychodramen 92
Milow, Stephan,
Lebensmächte 181
Aus dem Süden 237
Moeser, Albert,
Gedichte 145
Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich . 199
Deutsche Kaiserlieder 277
Musen-Almanach, Cotta'scher,
für das Jahr 1891 216
Nicolai, Friedrich,
Kleyner feyner Almanach 371
Rafael, L.,
Gedichte 217
Raydt, H.,
Silva Mariae 162

Seite.

Rethwisch, Ernst,
Letzte Jugendlieder 74
Rochholz, Ernst Ludwig,
Reichstreu — Denkfrei 37
Rosegger, P. K.,
Der Schelm aus den Alpen . . . 351
Schlaf, Johannes,
Die Familie Selicke 36
Schmidt-Cabanis, Richard,
Allerlei Humore 162
Schranka, E. M.,
Der neue Demokrit 181
Serao, Mathilde,
Blüthe der Leidenschaft 299
Sievers, Otto,
Waterloo 109
Stegemann, Hermann (H. Sentier),
Stratonike 73
Stern, Adolf,
Auf der Reise 329
Stohn, Dr. Hermann,
Litterarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt 111
Sutermeister, O.,
Schwizerdütsch 73
v. Suttner, Bertha,
Die Waffen nieder 198
Sylva, Carmen,
Vom Amboß 73
Vierordt, Heinrich,
Vaterlandsgesänge 38
Voß, Richard,
Juliane 277
Wehl, Feodor,
Zeit und Menschen 181
Zoozmann, Richard,
Seltsame Geschichten 276

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle“ 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim“ in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

An Martha.

Wenn des Tages flammengoldner Schimmer
Sich am fernen Himmelsrand verlor, —
Wandle bei der Sterne erstem Flimmer
Still und einsam durch das Kirchhofsthor!
Gönne mir in heil'ger Dämmerstunde
Deinen Gruß am dunklen Leichenstein!
Sprich: „Hier schläft ein Herz im kühlen Grunde —
Als es schlug und fühlte, war es mein!“

Denke, daß des stillen Träumers Wangen
Einst an deine Wangen sich geschmiegt;
Daß sein Arm dich liebevoll umfangen,
Daß sein Kuß dich in den Schlaf gewiegt! —
Einmal laß die Seele dir erbeben,
Wie ein Blatt im Hauch der Abendluft . . .
Dann verlaß den Todten um zu leben,
Und vergiß die nachtumwobne Gruft!

Ernst Eckstein.

Digitized by Google

Litterarische Vorschau.

Von **Heinrich Bulthaupt.**

In einem kleinen Kreise von Künstlern und Kunstfreunden tauchte jüngst der Gedanke auf, ob es nicht heilsam sei, wider den anarchischen Geist der Verkünder des sogenannten Naturalismus eine Phalanx unsrer vornehmsten Dichter und Schriftsteller in's Treffen zu führen: mit ihrem Urtheil in Poesie oder Prosa. Man versprach sich von einer Sammlung solcher Aussprüche der führenden Geister Deutschlands wenn auch vielleicht keinen directen Einfluß auf das Schaffen der radicalsten Formzerstörer und Schönheitshasser, die in überwiegender Anzahl des „Princips", für das sie streiten oder zu streiten vorgeben, bedürfen, um ihre Talentlosigkeit zu verdecken, so doch eine Aufklärung des Publikums, das zum größten Theil gar nicht weiß, wie diejenigen, die zum Urtheil vor allen Andern berufen sind, über die „neue Bewegung" denken. Man gestand sich, daß die Tageszeitungen in erster Linie, aber auch die litterarischen Wochen- und Monatshefte gar leicht die Täuschung erwecken könnten, diese Bewegung habe so weite Kreise gezogen, daß es schwer, ja unmöglich sei, von ihr nicht ergriffen zu werden, daß man sie also als eine nothwendige Erscheinung, vielleicht als eine Krise im organischen Leben unsrer Litteratur hinnehmen müsse, die ihre, zum Mindesten *relative* Berechtigung habe und der man wohl thue sich anzuschließen, wie man es seiner Zeit der Bewegung der Stürmer und Dränger, der Romantiker, der Männer vom jungen Deutschland gethan. In der That konnte man die Beobachtung machen, daß zumeist von Berlin aus in den angesehensten Zeitungen Artikel jener extremen Richtung Aufnahme fanden, die bei näherer Prüfung ihres Inhalts vielleicht zurückgewiesen worden wären. Gute kritische Köpfe der Reichshauptstadt, pikante Feuilletonisten, die sich seit einigen Jahren zur Geltung gebracht und in allen möglichen Blättern gut eingeführt hatten, fuhren, plötzlich zu der äußersten Lehre des Naturalismus bekehrt, fort, die Zeitungen in gewohnter Weise mit ihren Beiträgen zu versorgen, und nun begegnete man zu seinem Erstaunen an mancher Stätte, die sonst eine fast holländische Reinlichkeit gewahrt und gut classische Traditionen vertreten hatte, an manchem Sammelplatz des deutschen Philisteriums den wüstesten bilderstürmerischen Tendenzen. Bald traten Andre in die einmal geöffnete Bresche. Aeltere Schriftsteller, die ihrem ganzen Naturell und ihrer Vergangenheit nach von dem neuen Evangelium nichts hätten wissen dürfen, wurden von den thatendurstigen Jüngeren wie der Argus mit dem Mohnsaft der Schmeichelei in Schlaf gelullt, ließen sie gewähren und räumten ihnen den Platz. Andre beschäftigten sich ehrlich prüfend mit Allem, was die neue Schule predigte und schuf, in rühmlicher Sorge, vielleicht einen Frühlingstrieb unsrer Litteratur zu verkennen und den jungen Most zu verschütten, ehe er Zeit gehabt sich zum guten Wein zu klären. Kurz, an allen Ecken und Enden zeigte sich eine gewisse Schwäche und Muthlosigkeit, ein Mangel an Widerstand gegen die oft so keck und vorlaut sich geberdenden Revolutionäre, und unterdessen pflanzte sich durch die Berliner Zeitungen, die allein schon durch ihr Domicil eine Anwartschaft auf die weiteste Verbreitung in Deutschland haben, die Saat bis in die entlegensten Winkel unsres Vaterlandes fort, von der kritiklosen Menge, von den blinden Nachäffern großstädtischer Sitten ohne Wahl, ja mit Begierde aufgenommen, und es konnte wirklich so scheinen, als stünde Deutschland heutzutage im Zeichen des Naturalismus. Da mußte denn der Gedanke nahe liegen, auf Abwehr gegen den Schaden zu sinnen, den er im Gefolge führt — und so entstand, mehr das Kind eines flüchtigen Einfalls, als langer Ueberlegung, jener Plan, das Urtheil unsrer größten und anerkanntesten Künstler gegen ihn aufzurufen.

Er ist bislang nicht ausgeführt worden und ich zweifle jetzt, daß es je geschieht. Einige unsrer Ersten, die fern von allem Tages- und Zeitungslärm von der wirklichen oder vermeinten Gefahr nicht die geringste Ahnung hatten, waren zwar sogleich bereit, ihr Wort in die Wagschale zu werfen; andre waren der Meinung, Epidemien wie der Naturalismus müßten ausrasen und jeder Kampf dagegen halte den Heilungsproceß nur auf; wieder andre glaubten bereits den Anfang vom Ende zu spüren und getrösteten sich heiter der nächsten Zukunft. Und mich selbst wandelte eine Hoffnung an, als ich im Juli die Münchener Jahresausstellung im Glaspalast besuchte. Wie anders war die Schau im vorigen Sommer! Damals hing ein gemaltes Elend, eine Scheußlichkeit neben der andern. Auf riesengroßen Flächen brüstete sich jene falschberühmte „Wahrheit", jene öde „Kunst", die ein Stück häßlicher Wirklichkeit mit dem Rahmen absteckt, um es mit stumpfem Pinsel geist- und reizlos zu copiren. Was für Sudeleien hatten sich unter dem Schlagwort der „Freilichtmalerei" vor die Augen derselben Besucher gewagt, die in den hellen Räumen dieser weiten Halle schon so manches Juwel der Kunst zum ersten Male mit Lust betrachtet — und welcher Nachsicht hatte sich das Ausstellungscomité schuldig gemacht, als es diesem preßhaften Gezücht den Zutritt gewährte und obendrein wohl gar noch einen Preis ertheilte. Der Gesammteindruck war niederschlagend — die Kunst wurde von der

Digitized by Google

Wucht der gemeinen Materie erdrückt. Wie anders stellte sich der Salon diesmal dar! Nicht als wäre die Krankheit mit einem Male erloschen. Das zu hoffen wäre eine Thorheit gewesen. Aber neben den alten Sünden scheint eine neue Saat erblüht zu sein, deren Licht hell genug ist, um jene in den tiefsten Schatten zu versenken. Hier und dort erquickt uns neben der Wahrhaftigkeit der Beobachtung, neben der sauberen Ausführung des Details eine künstlerische Composition, ein coloristischer Zauber — die verlästerte und begrabene Schönheit scheint ihr Auferstehungsfest feiern zu sollen. Es braucht ja nicht die Schönheit der ehemaligen Düsseldorfer zu sein, jener überfeine Idealismus, der alle Runzeln und Falten im Antlitz seiner Menschen glättet, als gäbe es nur glatte Stirnen, nur frische Wangen und Rosenlippen, jener nivellirende Optimismus, der selbst dem Vagabunden elegante Sonntagskleider anzieht — aber wer als Fanatiker der „Natur" der ordnenden und rundenden Macht, die den Sinnen das Wahre gefällig, schön, erhaben darstellt, wer diesem wahrhaft künstlerischen Genius in der „Kunst" keinen Platz gewähren will, der habe die Stirn, ihn auch in der Natur zu leugnen. Findet er seine Spuren aber dort, auf Schritt und Tritt, in Erde, Luft und Wasser, im Gefieder des Pfaus, in der Schabracke des Tigers, im Rosenstrauch und im Wuchs der Pinie, in der Wohlgestalt des Menschen und im Reiz einer Landschaft — wie kann er den Muth haben, ihn aus der Kunst verbannen zu wollen, eben dort also, wo er sich seit grauer Zeit seinen Thronsitz errichtet hat? Es ist eine so banale Wahrheit, daß man sich fast scheut sie auszusprechen, und doch trägt ihre Verkennung nicht den kleinsten Theil der Schuld an der allgemeinen Verwilderung, die auf allen Gebieten der Kunst eingerissen. Sollte aber, was für die Malerei gilt, nicht auch für die Dichtung gelten? Eine gemeinsame Quelle nährt alle Künste. Vollzieht sich in der einen eine Wandlung, so wird sie sich auch in der andren vollziehen müssen. Es ist eine siamesische Brüderschaft.

In der That glaube ich, daß die Dichtung sich der Natur der Dinge nach noch eher auf sich selbst besinnen müßte, als die Malerei. Wer durchaus glaubt, die „Natur" dürfe sich nicht corrigiren lassen und jedes Licht und jeder Schatten müsse auf einem Bilde genau so fallen, wie er in Wirklichkeit fällt, das heißt, in der Photographie, der wird schwer zu belehren sein. Er wird der camera obscura in's Handwerk pfuschen, und da er keine Augen hat zu sehen, wird er — als hätten wir an der Wirklichkeit nicht vollauf genug — einen indiscreten Schatten, der etwa auf eine menschliche Nase fällt und einen schwarzen Fleck aus ihr macht, sklavisch copiren; ja, er wird die Linien eines Thurmes, die im photographischen Apparat nach optischen Gesetzen convergiren, auf seinem Bilde genau eben so convergiren lassen und sich Nichts daraus machen, daß unser menschliches Auge sich diese Linien, weil sie nicht auf unsre Netzhaut allein, sondern auch in unsre Seele fallen, zurecht rückt. Daß Rafael und Michel Angelo, Dürer und Holbein es anders gemacht, wird ihn nicht kümmern, und bildet er ein Portrait, dann wird er stets nur den Menschen so malen, wie ihn der Augenblick darstellt, nicht den ganzen, den wahren Menschen, dessen Seele sich in seinem Aeußeren spiegelt. Er wird, beschränkt wie er ist, Zeitlebens an der Oberfläche des Daseins haften. Das thut der Naturalismus der Dichtung auch — aber er ist leichter widerlegbar, als der der bildenden Künste. Der naturalistische Maler kann, wenn er verbohrt und verstockt genug ist, immer behaupten, die „Wahrheit" gelte Alles und ihr müsse die „Schönheit" weichen; er kann, auf diesen mißverstandenen Satz gestützt, mit einigem Schimmer von Recht im Interesse der Wahrheit gegen alle Gesetze der Composition und der Farbe wüthen — der naturalistische Poet ist mit dem Schlagwort „Wahrheit" selbst zu widerlegen. Denn was thut er, wenn er seine Menschen genau so reden läßt, wie sie in dem ärmlichen Leben des Tages, im Frohn der Arbeit, unter dem Druck von tausend Sorgen reden? wenn er seine Liebenden im Drama in einer Scene der Erklärung wortlos verstummen und sich küssen läßt, anstatt, wie Shakespeare, wie Goethe, wie Schiller es gethan, ihrer Empfindung seine Worte zu leihen? Giebt er uns damit die Wahrheit? Glaubt er das wirklich, dann irrt er sich kläglich, und um seine Intelligenz steht es so schlimm, wie um sein Können, das sich fast immer genau mit dem verfochtenen Princip deckt. Weiß er nicht, daß unsre Sprache nur ein dürftiges Medium für unser inneres Leben ist, ein Werkzeug, das die meisten Menschen nicht besser zu handhaben verstehen, als ein Botokude eine Geige? Und weil dessen Kunst nicht so weit reicht, dem Instrument alle zaubervollen Klänge zu entlocken, die in seinem Innern schlummern, soll auch der Poet, der den Schlüssel zu dem goldenen Schrein besitzt, nur mit dem Rücken des Violinbogens auf seinen Saiten kratzen dürfen? Weiß er nicht, daß, wenn uns das Wort verstummt, unser geistiges Leben sich im Verborgenen unablässig weiterspinnt, daß ein einziger Begriff eine ganze Bilderreihe in unsrer Phantasie weckt, daß, während wir schweigen, tausend Gedanken durch unser Hirn ziehen? Und sind diese etwa nichts Wirkliches? Sind sie nicht vorhanden, nur weil sie nicht an der Oberfläche der Dinge liegen? Das wäre ganz so albern, als wollte man von unsrer Erde nur das als wahr und wirklich gelten lassen, was sie auf ihrem Rücken trägt. Also! Will uns der Naturalist das Leben geben, wie es ist, dann walte er seines Amtes auch ganz, dann steige er in die verborgenen Gründe der Natur hinab, anstatt an den Spuren zu haften, die sie außen zurückgelassen, dann schürfe er in die Tiefe der Herzen und fördere

Digitized by Google

die verborgenen Schätze an's Tageslicht — und thut er das, bringt er tiefer und tiefer, dann wird er von selbst zu der Einsicht kommen, von der ihn sein guter Instinkt nie hätte verschlagen sollen: daß die „Wirklichkeit" nicht die „Wahrheit" und daß es uns Menschen nicht gegeben ist, mit der Natur, dem Leben und seinen Erscheinungen zu concurriren, wenn wir nicht die ganze Welt noch einmal hervorbringen wollten: eine ungeheure und lächerliche Tautologie. Wir können nichts thun, als den einzelnen Erscheinungen bis auf ihre Quellen nachspüren, und wer es vermag, die Dinge in ihrer Ganzheit zu schauen und sie so vor uns aufzustellen, wer aus der Fülle der Wesen und Formen, des Raums und der Zeit das Ausschlaggebende, Charakteristische erfaßt und schöpferisch zu einem neuen Organismus, einem neuen Leben, einem Spiegelbild des Makro- und Mikrokosmus verbindet — der ist eben ein Künstler. Und das ist freilich nicht Jeder, der sich so nennen möchte. Wer keine höhere Ehre kennt als die, dem Blitzphotographen den Rang abzulaufen und in Roman und Drama die Menschen genau so lallen zu lassen, wie sie es im Leben der Wirklichkeit thun, wer nichts weiter als das *vermag* — der stelle sich nicht in die Reihe zu unsern größten Bildnern, unsren größten Musikern und Dichtern. Was diese aber gethan, das ist nichts anderes als eben jener schöpferische Proceß, der dem Leben auf den Grund sieht, jenes Eindringen durch die Oberfläche der Wirklichkeit zum Sitz der Wahrheit des Werdens und Vergehens. Und weil sie so, weil sie künstlerisch empfanden und schufen, darum eben haben sie uns unendlich viel mehr gegeben, als es der kümmerliche Naturalismus vermag. Freilich hat Shakespeare Romeo und Julie im Garten der Capulet und im stillen Brautgemach nicht verstummen, stammeln und stocken lassen, wie sie es im wirklichen Leben sehr wahrscheinlich gethan haben würden — er hat ihnen seine von Leben und Wärme durchströmte, leidenschaftliche, liebesselige Sprache geliehen; Allem, was durch ihre Herzen von Glück und Lust, von Hoffnung und Verlangen wogte und wallte, hat er Worte gegönnt, und vor dieser Wahrheit seiner Darstellung, der noch kein künstlerisch empfindender Mensch zu widerstreben gewagt hat, muß die Lumpenwirklichkeit des Naturalismus sich bescheiden verkriechen. Und so wie er haben es alle die Großen und Größten gemacht, die die Menschheit mit dem Ehrentitel „Künstler" gekrönt, an deren Siegeswagen sie sich willig hat spannen lassen, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, im Süden und im Norden. Und keine Theorie, keine Vereinbarung hat sie so und nicht anders reden und schaffen lassen. Sie haben es gethan, weil sie mußten, weil ihnen die Wahrheit, die die Kunst uns zu bescheren vermag, so und nicht anders im Feuer aufgegangen war. Und das Alles sollte Irrthum und Lüge gewesen sein? Welch ein Wahnwitz wäre das! Und an Stelle dieser Wahrheit sollen wir uns einen Abklatsch der Wirklichkeit aufdrängen lassen — und nicht einmal der ganzen, sondern nur der *häßlichen* Wirklichkeit? Nur der Schmutz soll ein Recht auf die künstlerische Darstellung haben? nur Säufer, Hysterische, Rückenmarksleidende, männertolle Weiber und Idioten sollen das Merkziel der künstlerischen Betrachtung sein dürfen? Die Unterstellung ist auch gar zu toll. Nein! soll einmal die Wirklichkeit in jenem engen, bornirten Sinne das A und O der Kunst sein, dann hat man zum Mindesten das Recht, die *ganze* Wirklichkeit zu verlangen, und daß diese kein Spital ist, das lehren uns unsre Augen täglich. Offenbart sich uns aber draußen in der Natur die Schönheit neben der Häßlichkeit — dann dürfen wir getrost den einen Schritt weiter gehen und dem Künstler sein heißes Begehren, das Wahre in das Gewand der Schönheit zu hüllen, durch die Natur selbst verbriefen und versiegeln. Wie die Antigone des Sophokles, wie Kalidasas Sakuntala, wie Shakespeare's Macbeth, wie Goethe's Egmont und Schillers Wallenstein hat in Wirklichkeit noch nie ein Mensch gesprochen — und doch haben die Dichter nur gethan, was sie — nicht nur thun *durften*, sondern *mußten*, als sie dem Unausgesprochenen ihre beschwingte Rede liehen, wahre Herzenskündiger der armen, des Wortes nicht mächtigen Menschheit. Es war ihr Poetenrecht, ihre Poetenpflicht. Kein liebendes Paar gesteht sich seine Neigung mit den Worten Romeos und Juliens, und doch ist das, was Shakespeare den jungen Montague und die schöne Tochter Capulets im mondbeschienenen Park zu Verona reden läßt, das Ewige, das Wahre. „Was sich nie und nirgend hat begeben, das allein veraltet nie" — und dem Himmel sei Dank, der uns einen Dichter wie diesen geschenkt. Es stünde uns trefflich an, ihn zu verklagen, daß er die schönen Beiden nicht wie irgend einen Hans und Grete nur Hum und Mum hat sagen lassen! Statt eines Diamants einen Kiesel? ich würde höflichst auf den Tausch verzichten.

An diesen Gründen, mag man sie nun so oder anders formuliren, muß jeder „Naturalismus" mit Nothwendigkeit scheitern, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich seine Auflösung bereits vollzieht und daß diejenigen, die verblendet glaubten, etwas ganz Neues und Unerhörtes, einen Messias in ihm und mit ihm heranwachsen zu sehen, früher oder später mit langer Nase abziehen müssen. Ihn wegleugnen zu wollen, wäre freilich noch thörichter. Auf allen Gebieten der Kunst ist jener mißverständliche Cultus der Wahrheit zu spüren, der um so fanatischer verkündigt zu werden pflegt, je schwächer das Talent der Propheten ist. Daß aber einige kritische Geister, die selbst nichts zu schaffen vermögen oder beabsichtigen, seine heftigsten Parteigänger sind, giebt schon zu denken. Wer am Webstuhl sitzt, wird sich in den Netzen der falschen Theorie unvermeidlich verwirren müssen, und, ist er wirklich eine Künstlernatur, seine Lehre durch seine Praxis

Digitized by Google

mehr oder weniger widerlegen. Es ist schon auffällig, daß man in Verlegenheit kommt, wenn man eine Persönlichkeit oder eine Schule bezeichnen soll, in der sich der Naturalismus rein und unverfälscht darstellt. Einige der Größten unter den Ausländern, denen wir guten Deutschen abzugucken lieben, wie sie sich räuspern und wie sie spucken, sind bei Licht betrachtet nur zur Hälfte oder gar nicht Naturalisten. In Zola, der in seinen frühesten Romanen in der kunstlosen Anhäufung des allergemeinsten Stoffes allerdings das Erdenklichste wagte und den die Lust am physiologischen Detail immer noch zu den crassesten und absurdesten Schamlosigkeiten verführt, steckt doch neben dem naturwissenschaftlichen und moralisirenden Trieb ein stark symbolisirender und darum künstlerischer Zug, und Ibsen, der erst in seinen letzten Werken zur Caricatur seiner selbst geworden ist, hat mit der stattlichen Reihe seiner poetischen und Prosadramen vollauf bewiesen, daß ein echter Dramatiker das Leben mit all seinen Einzelheiten haarscharf beobachten und darstellen kann, ohne sich des Rechtes der künstlerischen Idealisirung zu begeben. Auch so genialen Marterstudien, wie es die „Gespenster" und „Rosmersholm" sind, würde man, wenn man sie einzeln, als auf sich gestellte Werke betrachten könnte, ganz anders gerecht werden als jetzt, da das Parteitreiben in ihnen die höchsten und kühnsten Offenbarungen der Kunst verherrlicht und die Besonnenen eben dadurch zur Zurückhaltung und zur Abwehr zwingt. Man hebt sie auf den Schild, weil sie sich mit dem pessimistischen Zug der Zeit, der Pflege des Elends, des Krankhaften und Häßlichen berühren, deren einseitige Betonung wie der ganze naturalistische Cult zur Verarmung und Verschrumpfung, zum Untergange der Kunst führen müßte.

(Schluß folgt.)

Lyrik.

(Deutschland und das Lied. — Die Individualität. — Graf Rudolf Hoyos.)

Von **Hieronymus Lorm.**

Einst, als die Portugiesen in alter Zeit eine Schlacht verloren hatten, fand man auf der Wahlstatt vierzehntausend Guitarren. Wenn die Deutschen mit ihren nationalen Abzeichen in das Feld zögen, mit wie vielen Sammlungen lyrischer Gedichte würden sie es bedecken? Die Anzahl derselben auch nur seit zwanzig Jahren, seit dem Beginn einer neuen Epoche deutscher Kultur, giebt, verglichen mit der Anzahl der davon als bleibender Gewinn der Litteratur sich behauptenden, ein erschreckendes Verhältniß. Das spurlos Untergegangene repräsentirt hier mehr als in jedem andern Kunstzweig vollkommen nutzlos verschwendete Kraft, Zeit, Mühe und gänzlich verlorene Hoffnungen. So viel ist an anderer werthloser Belletristik, zum Beispiel an schlechten Romanen nicht zu bedauern, denn sie sind nicht gleich lyrischen Gedichten das Produkt einer zum Höchsten sich schwingenden Begeisterung. Die Begeisterung ist jedoch nur eine Pseudo-Muse, welche zwar die Schwungfeder der wirklichen ist, aber wenn von dieser nicht in Bewegung gesetzt, auch nicht die Kraft hat, das Kleinste zu erreichen.

Diese lyrische Fruchtbarkeit der Deutschen ist indessen keine ganz zufällige Thatsache. Wir haben den reichsten Schatz von Volksliedern und es liegt in der Beschaffenheit des Liedes, daß es zumeist das deutsche Gemüth erweckt und zumeist in ihm erwacht. Der Franzose hat nicht einmal den entsprechenden Etymos dafür und mußte zuletzt den deutschen Ausdruck „Lied" adoptiren. Bei uns sind die großen Dichter nicht im mindesten weniger selten als bei den Romanen u. s. w., aber häufiger als bei andern Nationen kommt bei uns die Anregung zum Dichten vor, das heißt Einkleiden unserer Empfindungen in poetische Formen. Der Eindruck, den wir von der Schönheit der Natur empfangen, besonders aber das Verständniß für wirkliche Poesie, ist uns nicht blos ein vom Verstand zu beherrschendes Bildungsmittel, es ist uns eine dringende und innige Herzensangelegenheit, die wir uns durch möglichst melodische Klänge erleichtern, von der wir uns — ob wir Goethes sind oder nicht — im Goethe'schen Sinne befreien müssen.

Aus diesem allgemeinen Trieb zu lyrischer Production geht aber auch der Maßstab des Urtheils von selbst hervor. Ein Lyriker und ein Verliebter, sie glauben Beide nicht, daß noch ein Anderer gleich empfinden könne. Es handelt sich also für die Kritik nur darum, ob das Gedicht so tief aus der Innerlichkeit des Dichters stammt, um von jener Originalität durchdrungen zu sein, die anzeigt, daß er in der That wie kein Anderer empfunden hat, weil seine Individualität so eigenthümlich wie keine andere beschaffen ist.

Das ist nun zwar jede und von menschlichen Individuen giebt es im psychologischen Sinne keine Gattung. Nur das volle Bewußtsein von diesem specifisch Eigenen liegt nicht in Jedem und bekanntlich hat schon einer der ältesten Weisen in das Postulat: „Kenne dich selbst" den Anfang und das Ende aller Philosophie gesetzt. Was aber sonst ein Ergebniß mühevollen Denkens ist, das ist beim Künstler ein vom Himmel gefallenes Göttergeschenk. Er trägt ursprünglich die fertige

Digitized by Google

Erkenntniß im Gemüthe, die der Geist des Andern langsam erst verarbeitet. Das Genie entschleiert dem Künstler mühelos sein tiefstes Selbst, vor Allem aber dem lyrischen Dichter, der fortwährend an seine Subjectivität geschmiegt oder geschmiedet bleibt, entweder wie Ganymed an den Adler oder wie Prometheus an den Felsen.

Ist aber diese Originalität einmal festgestellt, die nur mittelst des Genies in den ihr am meisten entsprechenden poetischen Formen sichtbar zu werden vermag, dann hat die Kritik den Ausspruch Schillers auf ethischem Gebiete, auch auf ästhetischem Gebiete zu berücksichtigen: daß jeder in sich vollendete Charakter Recht hat. Mit einer in sich abgeschlossenen Natur läßt sich nicht rechten, weil ihr gegenüber nur ein zufälliges, subjectives Gefallen oder Mißfallen auftauchen kann, welches niemals die Grundlage eines allgemein giltigen Urtheils abgeben wird. Unantastbar erhebt sich eine derartige Natur, so lange ihre Aeußerungen nicht mit den Gesetzen der Allgemeinheit in Konflikt gerathen. Und dies ist vollkommen beim Lyriker der Fall. Während epische und dramatische Gedichte Charaktere und Schicksale in Kombination bringen und dadurch ein generelles Maß anzulegen fordern, welches als Naturnothwendigkeit oder als moralischer Zwang alle Dinge der Außenwelt zu einer Gemeinsamkeit verbindet, stellt sich der Lyriker in der absoluten Einsamkeit seines Wesens dar. Dieses hat in der Kunst, sich im lyrischen Ausdruck zur Erscheinung zu bringen, sein einziges Gesetz. Gleich dem alleinigen Bewohner einer Insel im Weltmeer kann der lyrische Dichter jede Beziehung zu den Normen der gesellschaftlich lebenden Welt und jeden Maßstab, der aus ihr geholt wird, von sich ablehnen.

Das lyrische Terrain ist somit ein ebenso freies als es andererseits ein schmales ist. Die Freiheit lockt so unermeßlich Viele, es zu betreten, denn es ist auch nöthigenfalls die Freiheit von allen Voraussetzungen des Studiums, der Bildung, der Erfahrung, ohne die der Dichter auf andern Gebieten, wo er es nicht mit sich allein zu thun hat, nicht fortkommen kann. Der schmale Raum verwehrt es wieder so unermeßlich Vielen, sich fest und sicher darauf zu behaupten, weil nur das Genie die Macht hat, was diesem schmalen Raum der Subjectivität an Ausdehnung fehlt, durch Höhe und Tiefe zu ersetzen. Aus solcher Höhe und Tiefe allein ist das gestaltende Wort zu holen, das der bloßen Empfindung Leben und die Wirkung giebt, sich in der Brust des Hörers fortzupflanzen. Was bei mangelndem Genie gesagt und gesungen wird, ist nur die mehr oder minder klingelnde Umschreibung des bei allen gewöhnlichen Sterblichen so unwillkürlich hervorbrechenden Bekenntnisses: ich habe keine Worte für diese Empfindung, oder was ich da fühlte und in mir erlebte, das läßt sich nicht schildern, oder es ist etwas Unaussprechliches u. dergl. mehr. Von den nicht genialen Dichtern wäre es ehrlicher, es einfach bei dem Ausruf der gewöhnlichen Sterblichen bewenden zu lassen; — die Gedichte bezeugen ihrem Empfinden eben nur, daß sie die Worte dafür nicht haben, daß sie es nicht aussprechen können. Von dieser Art sind die lyrischen Sammlungen, die unsern Büchermarkt überschwemmen und es ändert nichts an ihrer Werthlosigkeit, daß manchmal ein empfindender Leser, von einer zierlichen oder tönenden Wendung angeregt, die ursprüngliche Poesie hineinträumt, die ihnen in Wahrheit fehlt.

Wahr ist immer nur die Individualität, niemals das Ueberkommene. Wenn aber die Individualität des Genies sich in der lyrischen Poesie gewöhnlich als eine Jugendkraft offenbart, stark genug, die vergänglichen Güter der Erde, Lenz und Liebe, entweder freudig mit ewigen Gefühlen zu durchdringen, oder auch trauernd in ewigen Gefühlen untergehen zu lassen — die Individualität ist ein so mächtiges Moment in der Lyrik, daß sie selbst einer bescheidenen Begabung eigenthümlichen Werth und Reiz verleiht. Als Beispiel hebe ich die Gedichte des Grafen Rudolf Hoyos*) hervor. Sie offenbaren nicht die Kraft der Jugend und sie sind gleichwohl etwas Neues in ihrer Art: die Poesie des Alters, die Anmuth einer weisen und heitern Resignation drückt sich in ihnen immer ansprechend und zuweilen ergreifend aus. Der Verfasser ist offenbar, während die meisten schon singen, bevor sie noch eigentlich gelebt haben, erst nachdem er viel erlebt hat, zum Dichter geworden.

Er sieht Ströme von Thränen sich in ein Meer ergießen:

„Es ist die ewig stumme See
Der ungetheilten Schmerzen,
Es ist das namenlose Weh
Allein gebliebner Herzen."

In „Mare vecchio" spricht sich der Charakter dieser Gedichte vielleicht am deutlichsten aus. Wenn das Meer nach dem Aufhören des Sturmes noch stark bewegt ist, so nennt es der Schiffer: altes Meer.

Der Dichter fügt hinzu:

„So zittert's lang im Herzen nach,
Wenn ein Orkan die Ruhe brach,
Es aufgewühlt in Lust und Schmerz; —
Sie nennen es: „ein altes Herz."

Zahlreiche sinnige Aussprüche dieser Art, worunter auch geistreiche und rührende sich finden, weiter zu citiren, kann nicht meine Aufgabe sein, da es dem Leser größeres Vergnügen machen würde, sie selbst aufzusuchen. Lyrische Gedichte, die auf einer besonderen Individualität beruhen, haben nicht blos die angestrebte litterarische, sondern auch eine nicht beabsichtigte anthropologische Bedeutung: sie führen uns eine Menschenseele vor, deren Beschaffenheit wir im Getriebe des Lebens niemals kennen lernen würden.

*) Wien, Gerolds Sohn, 1887.

Digitized by Google

Chor der wilden Jagd.

(Aus einer Cantate.)

Wann die Sonne versank und die Sterne nur bleich
Durch fliehende Wolken hindämmern den Schein,
Dann steigen wir auf aus dem schattigen Reich
Und jagen dahin über Stock, über Stein.
Wir hetzen den Eber, wir hetzen den Hirsch
Bei der Rüden Geläut in verzweifelnder Pirsch,
Wir schleudern den Speer, wir entsenden den Pfeil:
Waidmannsheil!

Und gelehnt zu der Rosse dumpf keuchendem Bug
Stürmt vorwärts die Schaar, und sie fiebert und ächzt,
Und Wodan, der Alte, führt selber den Zug,
Von den Wölfen umheult, von den Raben umkrächzt.
Und es wimmert das Käuzchen: „Kiwitt! Kiwitt!“
Und wir locken den Wandrer: „Komm' mit! Komm' mit!
Nimm freudig am fröhlichen Nachtgejaid Theil!
Waidmannsheil!“

Otto Franz Genschen.

Frühlingsnacht.

Was glüht in dieser Nacht so schwül mein Blut?
Es brennt mein Herz und schwindelt meinem Haupte;
Voll wirrer Sehnsucht durch die Finsterniß
Am Strome irr' ich hin durch's jung belaubte
Maineue Land. In schwarzverworrner Luft
Feuchtwarmer Nebel zieht, und aus der Lauben
Gestaltenlosen Schatten strömt der Duft
Der Veilchen und vom frischen Zweig der Trauben.

Was schmückte sich die Welt als Brautgemach?!
Erloschen sind hoch an den Wolkendecken
Die goldnen Ampeln, doch der Dufthauch sagt's,
Rings um dich dampfen frische Weihrauchbecken.
Ein Hochzeitslager blüht zu Füßen dir,
Bestreut mit Rosenknospen und mit Flieder, ...
Und leise rauschen Nuß- und Lindenbaum
Schlaftrunkne Liebesworte müde nieder.

Gleich der Natur schmückt meine Seele sich;
Wie Baum und Strauch mit Blüthen sich umwinden,
So bricht aus meiner Seele maienjung
Freudvoll Gefühl und mächtiges Empfinden.
In meine Seele strömt der Erde Duft,
Ein einz'ger Gluthstrom kreist durch alles Leben,
Und was im Saft der grünen Zweige gährt,
Fühl' schauernd ich in meinem Blut erbeben.

Digitized by Google

Geist ew'ger Zeugung, Welterhaltender,
Dess' Odems Gluth hin über Berg und Thale
In dieser Nacht lebendig rinnt, dir dampft
Süß jede blüthenvolle Opferschale.
Du webst zusammen in ein Einz'ges nur
Die Leben, die da war'n und kommen werden,
Stets neu gebärend fruchtbar Stern um Stern,
Die Sonnen und Geschlechter aller Erden.

Braut- und Erzeugungsnacht! Geist dieser Nacht,
Lass' deines Blutes frohe Ströme fließen
Neu über uns und neu in dieser Welt
Die Lust der Liebe frei in Blüthen sprießen.
Du hänge deiner Brautnacht Rosenkranz
Auf an des Christuskreuzes blut'gem Stamme,
Aus deinem Auge bricht, den Todesgott
Zerstörend, eine rothe Lebensflamme.

Auf meinem Mund brennt heiß dein Liebeskuß,
Sehnsucht durchloht mich, aus den warmen Lüften
Und aus dem Duft der Nacht sinkt in mein Herz ein Traum:
Dort ruht die Liebste unter Blüthendüften;
Hoch in den Wipfeln rauscht ein dunkler Sang,
Ein Feuer glüht durch ihre jungen Glieder,
Und von dem Wein der Frühlingsnacht berauscht
Fall' ich an ihrem Busen zitternd nieder.

Julius Hart.

Zu einem Blumen- und einem Lorbeerkranz auf das Grab seines Freundes des Historikers Curt von Noorden.

Blumen dem Freunde,
Duftende Blumen!
Bringet sie, Kinder,
Bringt sie, ihr Alten,
Bringet sie Alle,
Die ihn geliebt! —
Prangenden Matten,
Die sich zur Lenzzeit
Bräutlich bekränzen,
Gleiche sein Lager!
Thränen des Schmerzes
Netzen die Blüthen,
Sie, die des Herzens
Himmlischer Thau.

Bringet den Lorbeer,
Legt ihn zu Häupten
Dieses Verklärten!
Krone der Kronen!
Beut es dir Wonne,
Stirnen der Helden
Ehrend zu zieren,
Die mit der Wahrheit
Leuchtendem Banner
Tausende führten, —
Wahrlich so schmückest du
Diesen hier gern! —

Georg Ebers.

Digitized by Google

In ein Gedenkbuch.

Wenn Gott dir Freuden schenkt,
Grüß' sie mit Sang und Klang,
Nimm sie als Gäste auf
Mit festlichem Empfang.

Genieße ihre Gunst!
Sei nicht dein eigner Feind! —
Ein Narr verkriecht sich nur,
Wenn hell die Sonne scheint! —

Wenn Gott ein Leid dir schickt,
So halt' geduldig still
Und frag', woher es kommt,
Und, was es von dir will.

Sobald du seinen Grund,
Sein Wesen hast erkannt,
Des Trostes Engel faßt
Schon leis' dich bei der Hand! —

Als Hausgenossen halt'
Allzeit in sichrer Hut
Demüthig' Gottvertrau'n
Und stolzen Lebensmuth —

Die Liebe und die Treu',
Den klaren, festen Sinn —
Dann wird das wahre Glück
Dein köstlicher Gewinn!

Dann labt das Leben dich,
Dann schreckt dich nicht der Tod —
Und über'm Grabe steht
Noch leuchtend' Morgenroth! —

Emil Rittershaus.

Meiner Enkelin.

Du Lockenköpfchen, du Schelmengesicht,
Wie du mein ganzes Herz gewannst,
Brächt' ich dir gern in Reim und Gedicht,
Doch muß ich mich bescheiden,
Dieweil du noch nicht lesen kannst —
Das ist ein großes Leiden.

Auf stürmenden Flügeln die Zeit entschwand,
Seit hoffend in seligem Glück
An deiner Mutter Wiege ich stand —
Was da mein Herz erfreute,
Noch einmal kehrt es mir zurück:
Großvater bin ich heute.

Bald werden auch meine Tage verwehn,
Doch was ich segnend wünsche dir,
Das soll mit dir durch's Leben gehn;
Einst magst du selber lesen,
Ist längst vergilbt dies Blatt Papier,
Wie lieb du mir gewesen!

Albert Traeger.

Digitized by Google

Wunder.

Körnerwurf sah ich gesäet
Auf dem weiten Ackerrunde,
Aus dem braunen Furchengrunde
Körnlein pickt ein Vöglein auf.

Grüne Keime sah ich sprießen
Aus der Erde lieblich drängend,
Aehrenschwer die Halme hängend
Stand die Saat im reichen Wuchs.

Zwischen Halmen, zwischen Blumen
Auf dem schmalen Raine schritt ich,
Träumend zwischen Aehren glitt ich
Bis zur Schulter still versteckt.

Und gemäht nun sind die Saaten.
Auf dem hohen Erntewagen,
Auf den reichen Aehrenlagen
Ruht ein rosig Mägdelein. —

Wolfgang Kirchbach.

Blick in die Ferne.

Blaue Berge, Sehnsuchtsberge,
Schützt ihr das ersehnte Glück?
Meine Schritte will ich doppeln,
Und ich kehre nie zurück.

Schlug die Liebe mich verwirrend,
Fühl' ich ihren Flammenkuß,
Daß ich nicht den Weg beginne,
An der Scholle haften muß?

Detlev Freiherr von Liliencron.

Zauberbecher.

Einen Becher hat besessen
König Dschem in Asia;
Wenn in den Kristall er sah,
Spiegelte sich, unermessen,
All', was in der Welt geschah.
Fernste Länder, Herrlichkeiten,
Thierwelt, menschliche Gestalten,
Der Natur geheimstes Walten
Sah er, seinen Blicken nah,
Magisch, stumm vorüber gleiten.

Noch durch eines Wunders Walten
Ist solch Zauberwerk erhalten:
Lasse einen Becher dir
Edlen Weines du kredenzen,
Dünkst dich bald ein König schier.
Purpurhelle Lichter glänzen,
Alle Sorgen sind verklungen;
Wie die Perlen im Pokal,
Tauchen auf mit Einemmal
Liebliche Erinnerungen.

Feuchtverklärte Augen schauen
Dir entgegen schöner Frauen.
Blicke in den Kelchgrund nieder,
Trinke von den süss'gen Gluthen
Und dein kühles Blut wird wieder
Frischer Jugend Muth durchfluthen.
Selig singst du: „Seid gegrüßt,
Seid umarmet, seid geküßt,
Jugend, Liebe, Lenz und Lieder!"

Ludwig August Frankl.

Digitized by Google

Sonnenuntergang.

Schon dunkelt es über den Wäldern,
Nun wird es so feierlich still:
Die flammende Seele des Tages,
Die Sonne, verscheiden will.

Noch einmal grüßt sie herüber,
Von heiligen Gluthen entfacht,
Und schmückt mit Purpurgewölken
Liebreich die feindliche Nacht.

O du brechendes Weltenauge
Selig verlöschenden Scheins,
Hinströmen mein tiefstes Wesen
Möcht' ich mit dir in Eins.

Paul Heinze.

Bei'm Phantasiren.

Träumend sitz' ich oft am Abend,
Denke deiner am Clavier,
Und es quellen sanft und labend
Aus der Hand die Töne mir.

Und dann flackert wohl mein Sehnen
Leuchtend in Gesang empor,
Doch verlöschend rinnen Thränen
Aus den Augen gleich hervor,

Ziehen schmerzhaft lösend weiter
Bei den weichen Tönen hin,
Und ich weiß nicht, ob ich heiter,
Oder ob ich traurig bin.

Wilhelm Henzen.

Persisches Liebeslied.

Wer, Kind, in deine Augen schaut
Und nicht dadurch zum Dichter wird,
Wem jeder deiner Blicke nicht
Ein Lebensruh'-Vernichter wird,
Der wird auch in der Knospe nicht
Die künft'ge Pracht der Rose sehn,
Der wird in Hafis Liedern nicht
Den wohl verhüllten Geist verstehn!

Wem deines Mundes süßer Klang
Nicht lieb wie's eigne Leben ist,
Der zeigt, daß ihm der feine Sinn
Für Wohllaut nicht gegeben ist.
Ihm bringt's im Frühling nicht Gewinn,
Wenn sich die Amsel wieder regt,
Sein Herz bleibt kalt und starr sein Sinn,
Wenn Nachtigall und Lerche schlägt.

Kurzum, wer deine Anmuth sah
Und Allah nicht gepriesen hat,
Weil er, da er dich Holde schuf,
So viele Kunst bewiesen hat,
Verdient nicht, daß am Lebensschluß
Ihn Gott zum Paradies entrückt,
Verdient nicht, daß den ew'gen Kuß
Die Houri auf den Mund ihm drückt!

Julius R. Haarhaus.

Digitized by Google

Ein treues Auge.

Ob grau die Haare wurden,
Die Wangen welk und bleich,
Es bleibt ein treues Auge
An Schönheit immer reich.

Schwand auch sein Jugendfeuer
Bei flücht'ger Stunden Tanz,
Es leuchtet mild und freundlich
Mit holdverklärtem Glanz.

Julius Sturm.

Die Waldkapelle.

(Nachdruck verboten.)

(Bisher ungedruckt.)

Sieh hier, auf dieser lichten grünen Stelle
Einsam gelegen in der stillsten Tiefe
Des Walds, die halbverfallene Kapelle,
Der Vorzeit ernste, düstre Hieroglyphe.

Unheimlich stöhnt ein Trauern, ein Verwittern
Aus diesen schwarzen, moosbewachsnen Mauern,
Um die des Eppichs dunkle Blätter zittern,
Durch deren Ritzen grüne Schlangen lauern.

Hoch ragt das Bild Mariens mit dem Sohne
Noch halb erhalten über dem Portale;
Um ihre Häupter eine goldne Krone
Webt noch die Sonne mit dem letzten Strahle.

In's Innre tritt, nun herrscht hier Todesstille,
Einst glommen Kerzen, dampften Rauchgefäße;
Dort, wo der Betstuhl stand, zirpt nur die Grille,
Und Glockenblumen läuten jetzt zur Messe.

Hier strebt empor ein Rosenstrauch, ein wilder,
Mit dem sich los' die Geisblattranken mischen,
Durch die zerbrochnen Scheiben um die Bilder
Der Heiligen in ihren dunkeln Nischen.

Nur da, wo einst die Kanzel, strickt die Spinne,
Die listige, im Dunklen ihre Netze;
Sonst weht hier der lebend'ge Geist der Minne
Statt toter Rituale und Gesetze. —

Rings frisches Grün statt bunter Meßgewänder
Und lichte Falter statt der dunkeln Kutte;
Die Bienen summen um die Blütheneränder
Und neues Leben wuchert aus dem Schutte. —

In Schiff und Chor die muntern Finken schlagen,
Und Schwalben schwirren emsig hier zu Neste —
Ich aber hab' im Geiste fort getragen
Des waldverlornen Kirchleins Märchenreste.

Heinrich Leuthold.

Digitized by Google

Tod und Leben.

Nur ein Schattenbild ist der Tod;
Alle theuern Verstorbnen umschweben
Mich noch wie weiland im Leben,
Doch frei von Lebensnoth.

Die Noth ist des Lebens Fluch:
Sie nagt an den edelsten Trieben
Und nur Trübes steht von ihr geschrieben
In der Menschheit Schicksalsbuch.

Erst wenn den Geist der Tod
Erlöst von der staubigen Hülle,
Erstrahlt er in reinster Fülle:
Denn der Leib nur gebiert die Noth.

Und von dieser Hülle befreit
Verkehren die edelsten Geister,
Meine liebsten Lehrer und Meister
Mit mir, selbst aus ältester Zeit.

Oft lad' ich zu trautem Verkehr
Mir Goethe, Shakespeare und Dante,
Auch ältere Geistesverwandte
Zurück bis zu Vater Homer.

Dann hoch über Sorgen und Noth
Erhoben auf Geistesschwingen,
Hör' ich Stimmen der Ewigkeit singen:
Nur ein Schattenbild ist der Tod!

Friedrich von Bodenstedt.

Die Wandrung der Poesie.

Aus dem Schwedischen des Grafen Carl Snoilsky.

Ein Wonnesitz, ein Festsaal, glanzumflossen,
Auf freien Höhen prangte sonnenklar,
Im Zauberkreis, unnahbar, festgeschlossen,
Beim Gastmahl schwelgte der Beglückten Schaar.

Zum Brunnen des Genusses hingeladen
Behielt den Sitz für immer jeder Gast,
Und fand bei jenen schimmernden Kaskaden
Die Schaale, seinem Durste angepaßt.

Und heut wie gestern sorgenlos Gewimmel
Berauscht an Schönheit sich und heitrem Prunk —
Ein dunkler Fleck nur blieb am blauen Himmel,
Ein Wermuthstropfen in dem Nektartrunk.

Sie wußten, daß in Höhlen, tief im Schooße
Des Bergs, ein Erdgeschlecht den Nacken bog,
Daß ihres Glückes lichtgeborne Rose
Sich Glanz und Duft aus dunklen Wurzeln sog.

Sie streuten nieder eine Hand voll Gaben
Zum Sitz des Elends — denn man war ja mild —
Und „Güte", „Großmuth" wurden eingegraben,
In goldner Schrift, auf manchem Marmorschild.

Wie Pallas aus dem Haupt des Zeus entsprossen,
Aus ihres Fühlens bestem Theil entsprang
Die Maid der Poesie, von Licht umflossen,
Mit Himmelsblick und wunderbarem Klang.

Digitized by Google

Sie ſchwebte um die reichen Tafeln lange
Und brachte Roſen dar, voll ſüßer Gluth,
Sie ſang, man lauſchte freudig ihrem Sange
Und alles in der beſten Welt war gut.

So ſpendete ſie Blumen fort und Lieder
Den Ueberſatten noch im Abendſchein,
Doch Mohnduft ſinkt auf ihre Häupter nieder,
Sie dämmern zwiſchen Licht und Schatten ein.

Da ſtieg ein Schimmer in die zarten Wangen,
Mit friſchen Roſen füllt den Korb die Hand,
Sie ſchlüpft vorbei den Schläfern, traumbefangen,
Und aus der Burg, geſchürzt ihr Feſtgewand.

Auf Treppenſtufen, unter Tropfſteinbogen,
Ging ſie zur Höhle dunkler Noth hinein,
Sie fröſtelte, die Goldſandalen ſogen
Im Gehn ſich feſt am ſchlüpfrigen Geſtein.

Sie kam! ſie ſah! Da rauſcht es aus dem Schweigen,
Ein Röcheln, wie verſchlammter Strom ringsum,
Vor den Geſichtern aus des Hungers Reichen
Mit ihren welken Roſen ſtand ſie ſtumm.

Dem Korb entgegen magrer Hände Strecken —
Auf Blumen fiel der Schein des Fackellichts.
Ein Hohngelächter klang der Maid zum Schrecken:
„Sie bringt uns Blumen! Blumen u n s! Sonſt nichts!“

Sie kehrte heim bevor der Tag begonnen,
Im Ohr den Ruf, den heiſern, zorngeſchwellt,
Noch rauſchte droben ſilberhell der Bronnen,
Doch war verwandelt des Genuſſes Welt.

Die Seligen, aus heitrer Träume Wiegen
Erwacht, begrüßten ſie, die ſchön und licht —
Auf ihren Lippen aber will verſiegen
Der Wohllautſtrom und Roſen ſtreut ſie nicht.

Die Freude klang auf einmal kalt, gezwungen,
Der Nektartrank ward bitter auf dem Grund,
Die Harmonie war rettungslos zerſprungen,
Seitdem verſtummte ihr erbleichter Mund.

Vergebens läßt man Tugendnamen gleißen
In goldner Schrift, von Marmorwänden frei,
Ein banger Zweifel iſt nicht abzuweiſen,
Trotz kühnem Ruf, daß Alles glücklich ſei.

Wer traumlos lauſcht, in mitternächt'ger Stunde,
Hört einen Laut und deutet ihn ſich bang:
Ein Grabſcheit klingt, es nagt die Zeit am Grunde
Der alten Welt, verlaſſen vom Geſang!

———— **Adolf Stern.**

Digitized by Google

Finnische Sinnsprüche.

Nein, ich kenne dich, Herr Reiter,
Laß mich, laß mich ungeschoren;
Erst giebst deinem Roß du Gerste
Und dann giebst du ihm die Sporen.

Weint die Braut am Hochzeitsmorgen,
Ei, das mache Niemand Sorgen;
Aber weint sie am Tage darauf,
Da hört die Trauer so bald nicht auf.

Ob die Maler es nicht verstehn?
Ob der Teufel knauserig zahlt?
Rosig wird er stets gesehn
Und doch immer schwarz gemalt.

Robert Waldmüller-Duboc.

Ein Troubadour in der goldenen Zeit .....

Ein Troubadour in der goldenen Zeit,
Das wär' mir das seligste Loos.
Ich sänge von Kämpfen im Panzergeschmeid,
Ich sänge von duldender Herzen Leid,
Ich sänge von stillem Gekos.

Ich zöge mit Schwert und Harfe zu Thal,
Von leuchtendem Purpur umwallt;
Es grüßte mein Lied mit dem Morgenstrahl,
Es grüßte mein Lied in Wonnen und Qual
Der blühenden Herrin Gestalt.

Ein Pilger erstieg ich auf felsiger Bahn
Die Feste der herrlichen Frau.
Wir schauten vereint vom hohen Altan
Zu Füßen den rauschenden Ocean,
Zu Häupten das leuchtende Blau.

Sie füllt mir den Becher mit feurigem Wein,
Kredenzt ihn mit zitternder Hand.
Ich schau in die Tiefe der Augen hinein,
In schmeichelnden, glühenden Sonnenschein
Und fühl' ihre zitternde Hand.

Und zaubrischer grüßt mich das Auge der Frau,
Und es glänzt und es lockt wie das Meer.
Schon kühlt uns die Wangen ein wohliger Thau,
Und die Nacht, und die Nacht überspreitet den Gau
Mit der Sterne glitzerndem Heer — — —

Digitized by Google

Und schwellende Arme umschlingen mich weich,
Vergessen ist Stunde und Raum:
Ich träume entrückt aus dem Erdenreich
In ewigen Freuden den Göttern gleich
Den seligsten Dichtertraum.

Rudolf Goette.

Troubadourlieder

von

Gustav Kastropp.

Ständchen.

Ihr Schloß ragt in die Nacht hinein
Auf hohem Felsen im Mondenschein.
Die Thürme steigen zum Himmel empor,
Darüber schimmert der Sterne Flor
Und unten dehnt
Sich weit die Flur,
Dem Felsen lehnt
Sich spähend an der Troubadour.

Und zu der Laute Silberklang
Ertönt hinauf sein heller Sang:
„Du blickst hinaus in Dämmernacht,
Ich denke dein, ich halte Wacht,
Ich denke dein
Viel tausendmal,
Wenn Sternenschein
Mit Glanz erfüllt das weite Thal.“

Da trat sie an das Fenster hin
Und sah hinab mit frohem Sinn,
Es schlief das Thal in milder Ruh',
Sie warf ihm eine Rose zu.
„Hab dein gedacht
Die lange Zeit
Bei Tag und Nacht
Und denke dein in Ewigkeit!“

Trennung.

Oft ist mir, als säh' ich wieder
Deiner Augen Licht
Und wie Schimmer sinkt es nieder
Auf mein Angesicht.

Und mir ist, als tönte leise
Deiner Stimme Klang
Und in hold verklärter Weise
Wird sie zu Gesang;

Wird zu Worten, wird zu Tönen,
Schwebt empor und fliegt,
Bis mein Lied der Holden, Schönen
Froh zu Füßen liegt;

Bis es ihr mein Leid gesungen,
Meine Sehnsucht auch,
Und beseligt ist verklungen
Wie ein leiser Hauch.

Sehnsucht.

Die Laute tönt, es klingt mein Lied,
Es singt von wildem Sehnen,
Und ob uns auch die Ferne schied,
Ob sich die Stunden dehnen,

Getrennt von dir, wie ist das bang!
Flieg hin zu ihr, flieg hin, mein Sang,
Flieg hin, du sollst umschweben
Meine Liebe und mein Leben!

Digitized by Google

Wie ist das schwer, getrennt zu sein,
Getrennt von seiner Liebe,
Das ist, als ob der Sonnenschein,
Als ob das Glück zerstiebe.

Wie schwarze Wolken zieht's einher,
O Gott, wie ist die Trennung schwer,
Wie schwer ist's, dich zu meiden, —
Uns sollte Gott nicht scheiden!

Wiedersehn.

Wie schien so hell das Sonnenlicht,
Wie war der Himmel tief und blau,
Von Blumen überfüllt die Au',
All meiner Tag' vergess' ich's nicht!
Du kamst hernieder
In's blühende Thal,
Ich sah dich wieder,
Von ewigem Himmelslicht ein Strahl
Fiel mir in's Herz.

Und ich, der arme Troubadour,
Vorüber sah ich reiten fern
Den Zug der Damen und der Herrn,
Von Sinnen folgt' ich deiner Spur!
O deine Augen! —
Du sahst zurück,
Nun kann ich taugen
Für nichts auf Erden! alles Glück
Fiel mir in's Herz.

Halloh! in Wald und Feld hinein,
Zu jagen durch die Wildniß hin!
Berauscht von Wonne ist mein Sinn.
O Frühlingsduft, o Sonnenschein!
Von meiner Sonne
Ein einziger Schein,
Eine Welt von Wonne,
Von hohem Glück, von Lust und Pein
Fiel mir in's Herz.

(Schluß folgt.)

Wie kann die Dichtung dem häuslichen Leben des Volkes näher gebracht werden?

Von **Georg Man.**

Der Musikhistoriker Ambros spricht gelegentlich („Bunte Blätter" I. Theil Schubertiana) den Wunsch aus, daß wir uns mit der Musik nicht in den musikalischen Salon, aber in die einfache, bürgerliche Wohnstube, wo ein Clavier steht, als in eine Arche flüchten möchten, die uns über die wilden Wasser der jetzigen musikalischen Sündfluth hinübertragen möge. Man könnte diesen Wunsch mutatis mutandis auf die Dichtung übertragen, ohne daß man darum den Vergleich mit der Sündfluth so uneingeschränkt herüberzunehmen braucht. Der richtige Gedanke liegt jenem Wunsche gewiß zu Grunde, daß, da die Kunst erst dem vertraut und recht zu eigen wird, der sie „getrost nach Hause trägt", dieselbe auch im Hause ihre sicherste Zuflucht findet. In der Tiefe des Gemüths, das seine Stätte im Hause hat, schlägt sie tiefere Wurzeln, in der Wärme des Heims brechen ihre Blüthen voller auf. Da liegt auch ihr Ursprung, dort winkt die Erinnerung kräftiger Jugendjahre. An dem Hausaltar, wo der Hausvater mit geweihten Worten priesterlich die Hände erhob, an der Wiege des Kindes, das die singende Stimme der Mutter in Traumesschleier hüllte, am Kamin, wenn das Halbdunkel, das knisternde Holz, der heulende Wintersturm den Märchen und Phantasiegebilden aus dem Munde der Alten geheimnißvollen, anheimelnden Klang und grauliche Farbe lieh, bei'm Festmahl nach Jagd und Krieg, wo die Gestalten der Kämpfe und Heldenthaten aus den Klängen der Saiten vor den weinfrohen Seelen neubelebt und verklärt auferstanden, da war die Dichtung zu Hause. Darum zurück mit ihr zu dem Boden, der sie geboren und genährt hat! Dort sind noch immer die Quellen zu ihrer Befruchtung,

Digitized by Google

und die Mutter Erde wird auch diesem Antaeus bei jeder Berührung neue Kraft geben. Der Wunsch ist freilich leichter als die Erfüllung, besonders wenn er sich dem Strom der Zeitrichtung entgegenwerfen muß, die den kleinen Kreis des Hauses immer mehr als beengende Schranke empfindet und seine Mauern an vielen Punkten zu durchbrechen droht. Aber es sollte die Dichtung selbst ein Mittel werden, die Mauern des Hauses zu stützen, dem Familienleben durch Zuführung neuer Kräfte und Freuden neuen Reiz und festern Zusammenhalt zu geben, die Flammen des häuslichen Herdes mit hellerem Geistesfeuer zu nähren und die Herzen mit wärmerem Gefühl um sie zu sammeln. Und wo der Wunsch zum Willen wird, um den sich feste Gedanken krystallisiren, da kann er doch als Felsstück im Strome liegen und beitragen, die vernichtende Gewalt der heranströmenden Fluthen zu brechen.

Wir denken zunächst auch die einfache bürgerliche Wohnung als Stätte des häuslichen Lebens. Wenn dort, besonders am Winterabend, die Familie nach vollbrachter Tagesarbeit im Wohnraum sich zusammenfindet, so müßte, wie die gemeinsame Lampe die Gesichter erhellt, auch das Licht der Dichtung in den Mittelpunkt treten. Da wäre Zeit und Ort günstig zu ruhigem Genuß derselben und der Boden bereit zur Bethätigung ihrer Kraft. Der laute Vortrag, der Antrieb zu gegenseitiger Förderung würde die Theilnahme anregen, die gemeinsame Erhebung den Austausch der innersten Gedanken und Empfindungen erleichtern und helfen, sie zum rechten Ausdruck zu bringen, zu klären und zu entwickeln. Das Alles wirkt mit, ein tieferes, allseitiges Verständniß der Dichterwerke zu erschließen. Man tritt dem Geist des Dichters näher, da seine Einwirkung auf die verschiedenartigen Mitglieder der Familie, die Beleuchtung von verschiedenen Gesichtspunkten seine Art besser erkennen läßt. Das gemeinsame Denken und Empfinden giebt schnelleren Sieg, und die Freude daran kommt dem Dichtwerk zu gut, das man lieb und zu eigen gewinnt. Hat man einmal in die Tiefe gegraben, die Goldadern winken von allen Seiten. Mit der besseren Urtheilsfähigkeit wächst die Lust an der Dichtung, die Empfänglichkeit für ihre Schönheiten. Es müßte seltsam sein, wenn das nicht Allen eine Freude gäbe, die zu wiederholen und zu einer beständigen, regelmäßigen zu machen, das eifrigste Trachten würde. Ein oder zwei Abende der Woche nur so zugebracht, müßten ja genug Stoff und Antrieb zu Unterhaltung und weiterer Geistesarbeit geben. Es würde sich auch der Einzelne in einsamen Stunden zur gründlicheren Beschäftigung mit der Dichtung, zur Verarbeitung und Einprägung derselben veranlaßt fühlen, um sein Theil beizutragen zur gemeinsamen Fortbildung. Auch auf weitere Kreise würde die Geselligkeit in solchem Hause fruchtbringend wirken. Es würden sich litterarische Zusammenkünfte mit kleineren Vorträgen und Declamationen, vielleicht auch mit Darstellung bedeutender Scenen aus der dramatischen Dichtung daranschließen. Die Familienfeste würden Gelegenheit geben, die gewonnene Kenntniß, das feinere Verständniß, die Geschicklichkeit, die Dichtung anzuwenden und vorzutragen, zu verwerthen. Man würde bei der Wahl der Geschenke an den Dichterwerken nicht vorübergehen, man würde sie kaufen und werth halten.

Zu solcher das Gemüth bildenden und befriedigenden, den Geist anregenden und veredelnden Beschäftigung ist kein über das Niveau hinausragender Geist und keine größere Bildung, als die höhere Schule sie giebt, erforderlich, wenn nur Interesse, gemeinsames Interesse vorhanden ist. Wir betonen die Gemeinschaft als hauptsächlichste Bedingung. In der Vereinsamung bildet sich Einseitigkeit und verliert sich das Streben. Aussprache und Selbstthätigkeit im Verein mit Andern ist jeder Sache förderlich. So sehr man auch die Anregung schätzen mag, die der Besuch der Theater und anderer Bildungsstätten, das Lesen der Litteraturblätter giebt, das lediglich passive Verhalten bei Belehrung und Genuß entwickelt nicht alle Momente der Antheilnahme, überdies liegt immer die Gefahr des wahl- und planlosen, oberflächlichen Genusses, auch einer Trübung des sittlichen Urtheils vor, welches der Familiengeist gewährleistet. Vor Allem aber droht Zersplitterung. Es ist nöthig, immer wieder darauf aufmerksam zu machen, wie sehr diese das Geistesleben der Jetzzeit gefährdet, wie sehr sie das tiefere Eingehen in eine Geistesarbeit und das Warmwerden in derselben, somit auch die Beschäftigung mit den Werken wahrer Dichtung und die Freude an denselben hindert. In Wirklichkeit sieht es ja in einer bürgerlichen Wohnstube am Abend anders aus, als wir es uns nach unserm Wunsch vorstellten. Der Hausherr ist im Klub, der erwachsene Sohn in einem Verein, das Vergnügen außer dem Hause, die Politik und die socialen Fragen drängen alles Andere in den Hintergrund. Wir wollen sie nicht von der Tagesordnung streichen, gewiß nicht, doch möchten wir sie auf das richtige Maß beschränkt wissen. Der Grund, warum die Männer mehr als nöthig dem häuslichen Leben sich entfremden, liegt eben vielfach darin, daß sie im Hause keine tiefere Anregung und höhere Geistesbeschäftigung finden. Auch da ist das Geistesleben zersplittert. Auf dem Tische liegen die Journalmappen und Zeitungen. Man blättert drin und liest nächst den Familiennachrichten das, was am meisten in das Auge fällt. Wie sehr da die Lektüre von Aeußerlichkeiten beeinflußt wird, weiß Jeder. Sensation, Reklame, Tagesklatsch feiern ihre Triumphe und nehmen den Raum ein, der der eingehenden Beschäftigung mit der Geistesarbeit guter Dichter gebührte. Damit geht Hand in Hand der Drang nach Vielwisserei in unserer Zeit. Man möchte auf allen Gebieten sich das Nöthige aneignen, um darüber mitsprechen zu können.

Digitized by Google

Es ist darum eine gedrängte Kürze, eine skizzenhafte Darstellung, ein schnelles Aneinanderreihen der Gedanken mit geistreichen Sprüngen auf andere Gebiete, die in gelegentlichen, kurzen Andeutungen dem Leser eine Kenntniß der verschiedensten Dinge zuzutrauen scheinen und ihm dadurch schmeicheln, beliebt. Dieser Liebhaberei des lesenden Publikums suchen auch die Dichter gerecht zu werden und ihre Dichtungen dem Bedürfniß des Zeitgeschmacks nach flüchtigem, vielseitigem Geistesgenuß anzupassen, um gelesen zu werden. Beweglichkeit des Geistes, anregende Darstellung, die der Langeweile wehrt, ist ja gewiß ein Vorzug. Aber wo sie als äußeres Mittel inneren Mangel verdeckt, wo sie der Sucht nach oberflächlichem Genuß Vorschub leistet, wo sie aus Scheu vor tieferer Geistesarbeit und Durchdringung des Stoffes entspringt, da ist Verflachung des Geisteslebens ihre unausbleibliche Folge, und sie kann nur die Antheilnahme an Werken guter Dichtung vermindern. Man wird sich zuletzt mit der Zeitungslektüre und dem Stoff, den die Leihbibliotheken in ihren zerlesensten Büchern bieten, begnügen. Grell aufgetragene Farben und Sinnenreiz werden am Ende allein noch dem zerfahrenen Geschmack Interesse einflößen. In dieser Richtung darf die Dichtung keinen Schritt weiter entgegenkommen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Ihre Bestimmung ist: zu erheben, zu veredeln und zu vertiefen, und dieser Bestimmung vermag sie nur gerecht zu werden, wo sie sich der Stille und Ruhe gemüthvollen Familienlebens gegenüber weiß, das ihrer Arbeit offen steht. Den Kreis der Familie muß sie als ihr Publikum im Auge behalten, um nicht auf die Gasse gestoßen zu werden.

(Schluß folgt.)

Litteratur und Kunst.

Eduard von Bauernfeld (geb. 1802 zu Wien), der „Aristophanes von Wien", ist am 9. August in Döbling den Folgen einer Lungenentzündung erlegen. In ihm verliert die deutsche und speciell die deutsch-österreichische Litteratur einen ihrer interessantesten und bedeutendsten Vertreter, war er doch auf fast allen belletristischen Gebieten erfolgreich thätig gewesen. Seinen Hauptruhm erwarb er sich durch seine dramatischen Schöpfungen, von denen „Bürgerlich und Romantisch", „Großjährig", „Aus der Gesellschaft", „Der kategorische Imperativ" und „Moderne Jugend" bleibende Repertoirestücke bilden; seine Beobachtung, geistreicher Dialog, prickelnder Witz und dramatische Belebtheit sind ihnen allen in reichem Maße zu eigen. Von seinen Gedichten sind besonders die „Modernen Xenien" zu nennen, die den Nagel fast immer auf den Kopf treffen, besonders in allen Fragen der Kunst.

* * *

Die von Adolf Brennecke seinerzeit herausgegebene bekannte Anthologie „Im Wechsel der Tage" erscheint im Herbst d. J. in sechster, von Paul Heinze vollständig umgearbeiteter und bis auf die jüngste Gegenwart fortgeführter Auflage; wir verweisen schon jetzt unsere Leser auf das Werk, welches in seiner neuen Ausgabe auch illustrativ wesentlich umgestaltet wurde, und gedenken nach Erscheinen desselben näher darauf zurückzukommen.

* * *

Unter dem Gesammttitel „Orient und Occident" läßt Adolf Friedrich Graf von Schack eine Reihe von Nachbildungen erscheinen, welche unsere Litteratur mit hervorragenden, bisher noch nie in's Deutsche übertragenen Werken des Auslands bereichern soll. — Die drei ersten Bände bringen zunächst „Medschnun und Leila" von Dschami, die berühmteste Liebesgeschichte des Orients. Im zweiten Bändchen folgt das in Portugal hochgefeierte Gedicht „Camoëns" von Almeida Garret, dem berühmtesten neueren Dichter dieses Landes. In dem dritten endlich ist ein erzählendes Gedicht „Raghuvansa" von Kalidasa enthalten. (J. G. Cotta Nachf., Stuttgart.)

* * *

In P. Heinze's Verlag in Dresden-Striesen gelangt in Kürze „Deutsche Poetik", Umriß der Lehre vom Wesen und den Formen der Dichtkunst, mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre, von Paul Heinze und Rudolf Goette zur Ausgabe.

* * *

„Juliane", ein neuer Roman von Richard Voss, erschien vor Kurzem in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

* * *

Detlev Freiherr von Liliencron giebt im Spätherbst d. J. ein neues Gedichtbuch „Der Haidegänger" heraus. (W. Friedrich, Leipzig.)

* * *

Digitized by Google

Gerhard von Amyntor veröffentlichte soeben zwei Erzählungen unter dem Titel „Die Oelmühle im Spreewald". (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

—— * ——

In E. Piersons Verlag in Dresden erscheint demnächst eine Betrachtung über „Die Anfänge der Poesie", Grundlegung zu einer realistischen Entwickelungsgeschichte der Poesie von Ludwig Jacobowski.

Briefschalter.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Jede Einsendung, über deren Verwendung Auskunft gewünscht wird, muss deutlich und mit dunkler Tinte geschrieben sein. Ferner ist jeder Beitrag auf ein Blatt Papier besonders zu schreiben und darf eine Einsendung deren höchstens fünf enthalten. Man bewahre sich von allen Einsendungen Abschrift, da wir Gedichte überhaupt nicht, grössere Arbeiten aber nur dann zurücksenden, wenn der volle Betrag zur Bestreitung des Rückporto's beiliegt. Bei erstmaliger Einsendung ist Angabe der Bezugsquelle des „D. D." erforderlich. Briefe, welche mit Strafporto belastet bei uns anlangen, werden ausnahmslos zurückgewiesen. Anonyme, sowie alle diesen Bestimmungen nicht Genüge leistenden Briefe verfallen dem Papierkorbe. Es werden nur Originalbeiträge angenommen.

W. N. in N—e. Hübsche Verse, Ihrem besonderen Zwecke vielleicht ganz gut entsprechend, aber ohne eigenartigen Zug.

H. T. in G—tz. Für Märchen haben wir leider keine Verwendung; Ihre Gedichte leiden an Formlosigkeit, so daß Ihnen die Anschaffung einer Poetik zu empfehlen ist.

M. H. in B—n. Wie es natürlich nicht anders zu erwarten war, sind die von gewisser Seite unternommenen armseligen Versuche, die Stellung unseres Herausgebers innerhalb des „Deutschen Schriftsteller-Verbandes" zu erschüttern, vor dem Forum des Gesammt-Vorstandes auf das Kläglichste gescheitert.

W. F. in L—g. Prosa-Aufsätze, namentlich solche zeitgemäßen litterarischen Inhalts, sind uns jederzeit willkommen.

H. K. in E—l. Wilhelm Bölsche überschätzt den Werth der physiologischen Forschungen für die richtige Erfassung des menschlichen Seelenlebens, den Werth der darwinistischen Weltanschauung für die Beurtheilung der geschichtlichen Mächte, vollständig und macht sich einer gedankenlosen Verachtung philosophischer Erkenntniß schuldig. Im Uebrigen enthält seine Schrift über „die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie" manches Richtige, namentlich da, wo er dem Naturalismus gegenüber betont, daß die realistische Dichtung nicht das Modernde und Faulende, sondern das Gesunde und Lebenskräftige zu ergreifen habe.

W. S. in B—n „Ein einzig Mal"; A. V. in P—n b. D. „Ein Sonntagskind" und „Haideblüthen"; Dr. O. F. G. in B—n „Chor der wilden Jagd"; A. v. M. in P—w b. B—o „Nach Norden"; Dr. P. S. in S—st „Der Wald im Spätherbst" und „Viele und Wenige"; H. v. P. z. Z. in B—n „Sonnenblume"; H. G. in B—n „Der Morgenwind"; M. G. in S—n „Am Herde"; V. T. in R—g einen der „Sprüche"; E. I. H. in G—n „Trost"; W. I. in W—n „Entsagung"; H. D. in B—n „Im Park".

Angenommen!

O. S. in H—g (Sie vermögen Besseres zu leisten); A. D. in H—g (gegenstandslos); A. O. in W—n (verbraucht, bez. nicht recht klar); E. W. in W—n (sprachlich zu steif); T. R. in W—tz; G. W. in L—g (bitte, verschonen Sie uns mit eingebildeten Liebesschmerzen); T. K. in L—ch (der Form nach keineswegs Sonette); M. K. in O—g; R. M. in F—g (streben Sie nach größerer Schlichtheit des Ausdrucks); O. S. in B—tz (wir brachten erst jüngst ein Gedicht ähnlichen Inhalts); L. H. in A—g (läßt Reiferes erwarten); A. B. in R—ch; O. H. in V—o (formell mangelhaft); I. K. in P—n b. D. (verräth Begabung, senden Sie andere Proben); P. S. in W—r; M. P. in T—n (Manches wohl stimmungsvoll, läßt aber durchweg die glättende Feile vermissen).

Dankend abgelehnt!

F. B. in L—n. Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß wir uns durch Beilegung einer Freimarke nicht zur brieflichen Beantwortung einer Einsendung moralisch zwingen lassen.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 30. August 1890.)

Digitized by Google

Unsere Ziele

werden auch im zweiten Jahrzehnt des Bestehens unserer Zeitschrift die alten bleiben: nach wie vor werden wir eine Dichtung unterstützen, die Zeugniß giebt von innerlich Erlebtem und — auf dem festen Grunde der Wirklichkeit fußend — das Gesunde und Lebenskräftige dichterisch verkörpert und gestaltend veranschaulicht. So gern wir also einer Dichtung das Wort gönnen werden, welche nicht nur einer subjectiven Empfindung Worte leiht, sondern auch dem Wehen des Zeitgeistes seinen berechtigten Einfluß zugesteht, so wenig werden wir auch in Zukunft jenem brutalen und nackten Naturalismus eine Stätte in unserer Zeitschrift einräumen, der das deutsche Gemüthsleben und mit ihm den Quell der deutschen Dichtung unter seinem Schutte zu begraben droht. — Der Klang eines Namens wird uns auch fernerhin nicht bestechen können, dichterisch Werthlosem unsere Spalten zu erschließen; dagegen werden wir andererseits auch unbekannten Talenten Thür und Thor gastlich öffnen, wenn die Gaben, mit denen sie vor uns erscheinen, aus dem Born echter Empfindung geschöpft sind.

Die vorliegende Nummer kann natürlich nur in beschränktem Maße unser Programm veranschaulichen. Neben der Lyrik, welcher wir wie bisher unser Hauptaugenmerk zuwenden, werden wir auch im laufenden Jahrgange eine Reihe von Aufsätzen über zeitgemäße litterarische Fragen ꝛc., kritische Abhandlungen über Dichter und Dichtwerke, sowie regelmäßige Berichte über alles Wissenswerthe auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst zum Abdruck bringen.

In ganz besonderer Weise aber wird das Interesse aller litterarisch Gebildeten erregt werden durch das inhaltlich vollständig in sich abgeschlossene Epos

„Die Seefahrer“,

eine phönizische Geschichte von **Heinrich Hart,**

welche einen Theil des gewaltigen Epenkranzes **„Das Lied der Menschheit“** bildet, dessen erste — bereits erschienene — Bände dem hochbegabten Verfasser seitens des preußischen Staates eine bisher noch nie dagewesene Anerkennung in Form einer **staatlichen Unterstützung** eintrugen.

Ferner erlassen wir hiermit ein neues

Poetisches Preisausschreiben

in der Weise, daß ohne Ausnahme alle in dem neuen elften Jahrgang zur Veröffentlichung gelangenden Dichtungen seitens des Preisrichter-Collegiums auf ihren poetischen Werth hin geprüft und die drei besten derselben nach Vollendung des Jahrgangs preisgekrönt werden. Wir setzen zu diesem Zwecke insgesammt

Dreihundert Mark

aus, wovon jede der drei gekrönten Arbeiten gleichmäßig mit einem Preise von 100 Mark bedacht werden wird.

Bei der Art dieser Ausschreibung fallen alle bei Preisconcurrenzen sonst üblichen Bedingungen von selbst weg und es sind nur die dem „Briefschalter“ dieser Nummer vorgedruckten „Bestimmungen von allgemeiner Geltung“ zu beachten.

Das Preisrichteramt verwalten die Herren:

Felix Dahn, Julius Grosse, Paul Heinze, Wolfgang Kirchbach und **Adolf Stern.**

Bereits an der Schwelle des zweiten Jahrzehnts seit Begründung unseres Blattes angelangt, hoffen wir zuversichtlich, daß uns nicht nur die zahlreichen alten Freunde ihre Sympathieen dauernd erhalten, sondern daß auch diejenigen Verehrer der Dichtkunst, die uns und unserer Zeitschrift bisher ferne gestanden, uns ihre Theilnahme und Mitwirkung widmen werden.

Die Redaction des „Deutschen Dichterheim“.

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Ernst Eckstein, Otto Franz Gensichen, Julius Hart, Georg Ebers, Emil Rittershaus, Albert Träger, Wolfgang Kirchbach, Detlev Freiherr von Liliencron, Ludwig August Frankl, Paul Heinze, Wilhelm Jensen, Julius K. Haarhaus, Julius Sturm, Heinrich Leuthold, Friedrich von Bodenstedt, Adolf Stern, Robert Waldmüller-Duboc, Rudolf Goette und Gustav Kastropp. — Litterarische Vorschau. Von Heinrich Bulthaupt. — Lyrik. Von Hieronymus Lorm. — Wie kann die Dichtung dem häuslichen Leben des Volkes näher gebracht werden? Von Georg Man. — Litteratur und Kunst. — Briefschalter. — Unsere Ziele. — Poetisches Preisausschreiben.

Nachdruck nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim“ in Dresden-Striesen.** In Commission: **Trüb'sche Buchhandlung** (A. Schmittner) in **Zürich** und **E. Steiger & Cie.** in **New-York.**

Digitized by Google

Auch zu Geschenken vortrefflich passende Werke von bleibendem Werth.

Herr Gervin. Ein Minnelied von Paul Albers.

Frisch auf mein Liedchen, schwinge dich keck von Haus zu Haus. — Hei! singe, meistersinge aus voller Brust heraus! Wo sinnige Frauen weilen, da setz' dich vor die Thür, um Liebesleid zu heilen, auch grüß sie hübsch von mir!

Eleg. br. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.50.

Fliegende Blätter. Neue Lieder von Paul Barsch.

Aus dem Handwerkerstande hervorgegangen hat B. doch seinem schönen Talente Bahn zu brechen gewußt. Wir können mit gutem Gewissen sagen: B. ist ein hochbegabter Dichter voll herber Kraft. Einen solchen bescheiden seine Wege wandelnden Dichter zu unterstützen ist Pflicht. (N. Poet. Bl.)

Heinrich Hart. Das Lied der Menschheit. Ein Epos in 24 Erzählungen.

Bis jetzt erschienen: Bd. I. Tul und Nahlla. Bd. II. Nimrod. Bd. III. Mose. à Bd. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—.

H. H. hat ein Werk begonnen, **wie es kühner wohl noch nie von einem Dichter geplant worden** ist. . . . Wenn diese beiden Bände die höchste Stufe dichterischen Könnens, wo die Kritik aufhört und das Unbegreifliche beginnt (sic!), auch nicht erreichen, so hat dennoch nur ein Talent ersten Ranges, ein genial beanlagter Kopf sie ersinnen und schaffen können. (Ueber Land u. Meer, Nr. 8.)

Zur Förderung des Epos ist dem Dichter Staatsunterstützung verliehen worden.

Im Windesrauschen. Epische Dichtungen von Helene v. Engelhardt.

Eine Gabe von hohem künstlerischen Werth.

Eleg. broch. ℳ 1.50, hochfein geb. ℳ 2.50.

Am Webstuhl der Zeit. Poesien aus dem modernen Leben. Von Julius Gesellhofen.

Eleg. broch. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—.

Julius Hart. Homo sum! Ein neues Gedichtbuch. Die Gedichte sind so ungewöhnlich bedeutend, durchweht von einem so hohen künstlerischen Geist, gebildet in einer so starken Gestaltungskraft, daß sie zu dem Allerbesten gehören, ja vielleicht das Allerbeste sind, was die neue Lyrik uns brachte. (Berl. Tageblatt.)

Eleg. broch. ℳ 2.—, Prachtband ℳ 3.50.

Zwei Seelen. Gedichte von Karl M. Heidt.

Broch. ℳ 2.—, Prachtband ℳ 3.—.

Fortgang. Der Dichtungen erste Folge. **u. Kinder des Hochlands.** Dichtung aus Schottlands Bergen.

Von J. H. Mackay.

Broch. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—.

Sämmtl. Werke sind gediegen ausgestattet, eleg. broch. oder in reizenden Einbänden durch jede Buchhandlung, sowie vom Verlage **Baumert & Ronge,** Großenhain-Leipzig, zu beziehen.

Im Verlage von **E. Hühn's** Buchhandlung in Cassel erschienen:

GEDICHTE

von **Carl Preser.**

Vierte Auflage. Originalprachtband ℳ 4.—.

Deutsches Dichterheim: P. hat sich um die hessische Geschichtsforschung verdient gemacht. Als Dichter ist er in Hessen gern gelesen und seine Lieder sind weit über die Grenzen des Hessenlandes bekannt geworden. In „Bilder und Gestalten" bietet sich uns eine Reihe Balladen, die durch die Schönheit der Form wirken. Aus anderen Gedichten tritt uns der Charakter des Dichters voll entgegen. Ergreifend sind die Gesänge „aus dem Exil". Um so freudiger klingen die Töne der Leier in „Heimkehr".

Die Braut (Josef Graf. Wien): Die Gedichte lassen den edelen, hochgesinnten Menschen in ihm uns schätzen, der es verstand, Leid und Lust eines vielbewegten Lebens in stets vornehm gehaltenen, tief durchdachten Dichterklängen austönen zu lassen. Dabei haben die Gedichte einen Wohlklang, wie ihn selten ein anderer moderner Dichter getroffen hat. Ein gesunder Humor und ein frischer Anacreontismus charakterisiren unseren Dichter, der mit lyrischen Sentimentalitäten nichts zu schaffen hat.

Kasseler Journal: Der Erfolg dieser Gedichte findet seine Erklärung in der erquickenden Schönheit und dichterischen Individualität der Preser'schen Muse. Die epischen Stoffe sind anregend und fesselnd, geistvoll und wirksam knapp. Die Sprache ist fliessend, ausdrucksvoll und edel. Tiefste Empfindung spricht aus den Liebesliedern, die dichterischer Schwung auszeichnet. Sie lassen in ein reines Gefühlsleben blicken und sind so anmuthig, dass man sie immer wieder lesen kann. Auf den Ton frischfröhlicher Trinklieder ist seine Sänger-Harfe vorzüglich gestimmt.

Wiener Abendblatt: Diese Gedichte verdienen vollauf den grossen Erfolg, den sie gefunden, sie zählen zu den besten lyrischen Schöpfungen. Eine formvollendete edele Sprache, ein reiches Empfinden zeichnen sie aus. Es ist erfreulich, in unseren Tagen die Bekanntschaft einer starken Individualität, eines wirklichen Dichters zu machen.

Splitter (Berlin): Die Beliebtheit verdanken diese Gedichte in erster Linie der Wärme und Tiefe der Empfindung. Form und Sprache sind tadellos. Dabei ist die Sammlung von einer Reichhaltigkeit, die eine Ermüdung nicht aufkommen lässt. Wir begegnen Reflexionen, die die innersten Saiten des Herzens in Schwingungen versetzen.

Casseler Allg. Ztg.: Es ist nicht zu zweifeln, dass dieser vierten Auflage noch viele nachfolgen werden, denn ein Blick in dies Buch fesselt so, dass man immer mit Vergnügen zu ihm zurückkehrt.

Hausbuch deutscher Lyrik (Hermann Kiehne): Ein Prachtband deutscher Lyrik! Und dies nicht nur in der äusseren Ausstattung. Was die glänzende Hülle einschliesst, ist Liedergold! Alles offenbart den Lyriker, aus dessen reichem Gemüthe ein Strom goldener Lieder hervorbricht. Was dem Leser die Lektüre dieser Gedichte besonders lieb macht, ist die schöne Harmonie, die ihm aus dem Ganzen entgegen klingt.

Digitized by Google

Im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig** sind soeben in zweiter Auflage erschienen:

Gedichte

von **L. Rafael,**

mit einer Einleitung

von **F. Dahn.**

Fein gebd. ℳ 3.—.

Soeben erschien:

Des Nordlands Königstochter.

Eine epische Dichtung

von **Franz Siking.**

2. Auflage. — Eleg. gebd. mit Goldschnitt ℳ 3.—.

Von den zahlreichen äusserst günstigen Kritiken dieses Werkchens bei seinem ersten Erscheinen sei die des „Berliner Echo“ hier hervorgehoben. Sie sagt: „Dieses vom Dichter frei erfundene Märchen ist von sinnigster Schönheit und dabei ein eng zusammenhängendes Ganze, nach dramatischem Gesetze streng gegliedert und eine Handlung aus der andern entspringend, wie es auch das Epos, die Mutter des Dramas, gebieterisch verlangt. Man würde den poetischen Duft, welcher die ganze Märchen-Dichtung in so sinnigschöner Weise umgiebt, zerstören, wollte man den Inhalt des Märchens hier in trockenen prosaischen Worten erzählen, dasselbe muss mit dem historischen Hintergrunde, welchen ihm die Mythen der „Edda“ geben, gelesen werden und der Lectüre sei das Epos hiermit auf das Wärmste empfohlen. Franz Siking hat in demselben die Philosophie, welche in dem uralten germanischen Priesterthum liegt und die gewaltige Weisheit des welthassenden Riesenthums in anziehendster Weise, mit den blühenden Farben des echten Dichters in das poetische Wort gefasst.“

Von der Kritik warm empfohlen!

Alex. Olinda's histor. Romane

„Ein moderner Catilina“

(Mannheim, Nemnich),

„Die Prätendentin“

(Freiburg, Kiepert).

Hochinteressante Lectüre.

Verlag von J. Huber in Frauenfeld.

Tycho Pantander.

Eine Geistesentwicklung in Liedern dargestellt

von **Jost Winteler.**

Brosch. 3 ℳ 20 ₰, eleg. gebd. 4 ℳ.

Nicht eine zusammengewürfelte Sammlung von gelegentlichen Stimmungsäusserungen, sondern die poetische Veranschaulichung einer fortlaufenden geistigen Entwicklung, vom Rande des Verzweifelns an der Weltordnung bis zum Frieden mit dem Erdendasein auf Grund einer Weltanschauung, welche den sittlichen Edelgehalt der neuzeitlichen Wissenschaft mit d. Grundgedanken echten Christenthums und ernsterer Lebensauffassung überhaupt versöhnt und verschmilzt.

„Winteler ist eine volle, geistesreiche Persönlichkeit. Es thut Einem wohl, nach all dem faden Zeuge, das heutzutage sich Lyrik nennt, an solch würzigem Bissen sich laben zu dürfen.“

(Blätter f. lit. Unterhltg.)

In meinem Verlage erschien:

Dr. Helene Druskowitz,

Die

Emancipations-Schwärmerin.

Lustspiel in 5 Aufzügen

und dramatische Scherze:

Er dozirt, — Einsamkeit, das einzige Glück, — und Unerwartet. —

Preis 1,50 ℳ.

Fräulein Dr. Helene Druskowitz hat sich sowohl in philosophischen, wie in litterarischen Kreisen rasch einen angesehenen Namen erworben.

Von derselben Verfasserin erscheint demnächst:

International. Schwank in 3 Akten.

Die Pädagogin. Schwank in 3 Akten.

Léonie. Dramolet.

Rudolph Petzold, Buchhandlung. Dresden.

Im Verlage von **G. A. Gran & Cie.** (**Rud. Lion**) in **Hof** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wirre Blätter.

Gedichte von **Fridolin Katzenberger.**

Zweite Auflage.

Preis 2 ℳ.

Suche einen Verleger für 3 Oden.

(Manuskript.)

Umfang ½ Bogen.

Offerten bei **E. Schmacke, Altona** (Elbe), Holstenstr. 27, einzureichen.

Feierstunden.

Gedichte von **Paul Schönemann.**

Eleg. gebd. mit Goldschnitt 5 ℳ.

Durch alle Buchhdl. z. bez. oder direct von **Nasse'sche Buckdruckerei und Verlagsbuchhandlung in Soest.**

Suche einen Verleger für 3 Oden.

Betitelt: **Der 9te März.**

Umfang ½ Bogen.

Offerten unter **E. S. A. a.** in der Expedition dieses Blattes einzureichen.

Die Elegante Welt

einzige Wiener Monatsrevue

sucht passende

belletristische und poetische Mitarbeiter.

Probenumm. d. d. Expedition **Paul Schettler, Cöthen-Anhalt.**

Digitized by Google

Demnächst erscheint in 6. vermehrter Auflage

Im Wechsel der Tage.

Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung.

Eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter, herausgegeben von
Adolf Brennecke.
Vollständig **neu bearbeitet** von **Paul Heinze.**

Mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler.

Preis: in höchst elegantem Originalband 10 ℳ.

Diese Anthologie, eines der schönsten und wohlfeilsten Prachtwerke, bietet im reichen Schmucke seiner Kunstblätter eine Auswahl der Perlen unserer poetischen Litteratur und hat in der vorliegenden Auflage durch Berücksichtigung der neuesten Lyrik eine durchgreifende Umgestaltung und Bereicherung erfahren.

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Deutsche Poetik.

Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst.

Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre.

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Umfang 23 Bogen. Preis: brosch. 5 ℳ, Lwdbd. 6 ℳ.

Die Verfasser waren bemüht, in diesem Werke bei möglichst knapper Darstellung den überaus reichen Stoff lichtvoll und übersichtlich zu gruppiren, und strebten — zum ersten Male auf diesem Gebiete — eine Aneignung und Verarbeitung der neueren ästhetischen Strömungen an.

Das Volkramslied.

Ein Sang aus unseren Tagen.

Von
Julius Grosse.

2. Auflage.

18 Bogen. Preis: brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ.

Didaskalia: Das „Volkramslied" repräsentirt die Höhe unserer poetischen Kultur.

Gunhild.

Ein Heldengedicht.

Von **Gustav Kastropp.**

15 Bogen. Preis: brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ.

Ueber diese Dichtung schrieb Karl Goedeke dem Verfasser:
Die Kraft, Tiefe und Frische der Stimmung haben mich steigend gefesselt und mir stets neue Rührung abgezwungen.

Stimmen aus dem deutschen Dichterwalde.
Ein Musenalmanach für das deutsche Haus.

Herausgegeben von **A. Heinze** und **P. Heinze.**
Originalprachtband mit Goldschnitt und dem Portrait Carmen Sylva's.
18 Bogen, 8°. Preis: eleg. geb. 4 ℳ.

Gegenwart: „Die Herausgeber haben mit Kennerblick eine Sammlung ausgewählt, die, mit einigen Ausnahmen, auch zur Zeit unserer klassischen Poesie **unter Schillers und Goethes Augen Anerkennung würde gefunden haben.** Es finden sich **wahre Meisterstücke** formaler Vollendung in unserem Musenalmanach." (Klaus Groth.)

Gedichte

von

Reinhold Fuchs.

11 Bogen, 8°.
Preis: broch. 3 ℳ, eleg. geb. 3 ℳ 60 ₰.

Diese dem Grafen Schack gewidmete Sammlung des bereits mehrfach preisgekrönten Dichters zeichnet sich durch Gedankentiefe und blendende Formenschönheit in gleichem Maasse aus.

„Liederborn."

Gedichte von **Emma Croon-Mayer.**

2. Auflage. Eleg. geb. mit G. 4 ℳ, geheft. 3 ℳ.

Diese Liedersammlung wurde durch die mannigfachsten günstigen Urtheile hervorragender Dichter und der Presse ausgezeichnet und heisst es u. A. in den **Blättern für litterarische Unterhaltung:**

„Von Blatt zu Blatt findet man gar Vieles in diesen Gedichten, was als wahrhaft echte, goldige Poesie anmuthet. Besonders unter den: „Rosen, Lilien und Rosmarin" betitelten Dichtungen befinden sich solche, die, weil sie dem treuen, deutschen Mutterherzen entspringen, uns oft durch ihre unnachahmliche Einfachheit und innige Gemüthswärme die Thräne der Rührung in's Auge locken."

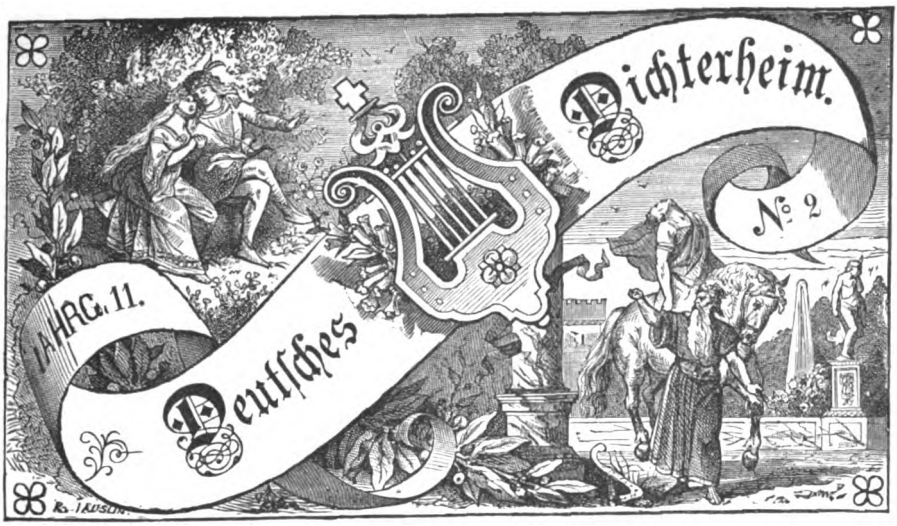
Königl. preussischer Staatsanzeiger: Als besondere Auszeichnung kann von diesen Gedichten gesagt werden, dass viele von ihnen an Annette von Droste-Hülshoff erinnern.

A. Schwartz (Schulze'sche Buchhandlung), Oldenburg.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**
Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen über „Heinze und Goette, Geschichte der deutschen Litteratur", die wir der gef. Beachtung unserer Leser empfehlen.

Digitized by Google



Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle“ 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim“ in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Erflehter Auftrag.

Ein Engel sah herab zur Erde,
Da traf sein Blick ein Mütterlein,
Das schien vor Alter und Beschwerde
Ihm schnellster Hülfe werth zu sein.

Er nahm im innigen Erbarmen
Gradaus den Flug zu Gottes Thron
Und, knieend, rief er: „Herr, Erbarmen!
O gieb ihr den verheißnen Lohn!

Daß ich es wage, zu erheben
Die Stimme just für sie, geschieht,
Weil ich in meinem Erdenleben
In gleiche Drangsal auch gerieth.

Ich habe, was sie trägt, erduldet,
Ich habe, was sie fühlt, erlebt,
Und deiner Gnade einzig schuldet
Dein Engel, daß er dich umschwebt.

So gieb auch ihr, was du bereitet
Mir einst in gleicher Herzensnoth,
Und, wenn du willst, dein Bote leitet
Sie her durch's nächste Morgenroth.“

Er sprach's und lauschte Gottes Willen.
Da drang der Allmacht Wort hinaus:
„Ich will ihr irdisch Wehe stillen,
Führ' sie herauf in's Vaterhaus!“

Martin Greif.

Digitized by Google

Wie kann die Dichtung dem häuslichen Leben des Volkes näher gebracht werden?

Von **Georg Man.**

(Schluß.)

Irren wir nicht, so hat die englische Litteratur dadurch ihren Vorzug, ihre Kraft und ihr Leben, daß sie Fühlung mit dem Hause behält, und weil der Sinn für das häusliche Leben ihr dort befruchtend und maßgebend entgegenkommt. Wir sind weit entfernt, damit der sogenannten Backfischlitteratur das Wort reden zu wollen, die lediglich den zarten Gefühlen der heranwachsenden weiblichen Jugend gerecht zu werden sucht und diese als Maß für die Grenzen der Schönheit annimmt; die in ängstlichem Vermeiden alles Derberen und im Suchen nach weicher Ausdrucksweise eine sittliche Aufgabe zu verrichten meint. Sie spinnt die Geister in eine unnatürliche Gedankenwelt ein, thut der Wahrheit oft wesentlichen Abbruch, verliert in Stoff und Ausdrucksweise Saft und Kraft, und erzeugt jene romantischen Ideen, die, losgelöst vom wirklichen Leben, ihren Träger machtlos den Aufgaben desselben gegenüberstehen lassen und viel Unheil in Köpfen und Herzen anrichten. Und der Grund für das Gedeihen dieser Schwindsuchtslitteratur ist wieder die Zersplitterung, die Trennung der Geschlechter, die sich im Familienleben zur gemeinsamen Geistesbildung einen sollten. Es scheidet sich die Litteratur in solche für Männer und Frauen, und immer weiter gehen diese beiden Zweige desselben Stammes auseinander zum Schaden für beide. Während jene überzärtlich verhimmelt, geht diese in Derbheit und Frivolität immer weiter über die Grenzen der Sittlichkeit und Schönheit hinaus und droht in den Schmutz der Gosse und des Kehrichthaufens zu versinken. Sie wieder zu vereinen, die erstere wieder auf den Boden des wirklichen Lebens zu stellen und in festere Formen zu gießen, die letztere in die gebührenden Schranken feinerer Form und Denkweise zurückzuführen, das ist die Aufgabe, die nur mit Hülfe des Hauses, der Familie gelöst werden kann, eines Hauses, in dem nicht nur das weibliche, sondern auch das männliche Geschlecht die Dichtung pflegt, wo der gesunde Sinn, den das natürliche Zusammenleben der Männer und Frauen unter dem Schatten und in den sittlichen Grenzen rechter Ehe erzeugt, das rechte Maß zur Beurtheilung findet und das rechte Gefühl für Großes und Schönes auf dem Grunde der Wirklichkeit weckt und erhält. Sucht man nach Familien, die mit gesundem Sinn die Theilnahme an der Dichtung verbinden, so wird man sehr häufig solche antreffen, in denen der christliche Glaube noch etwas gilt. Die große Bedeutung der Religiosität für das häusliche Leben fällt ja in's Auge, und so ist es unumgänglich, auch über ihre Vertretung in der Dichtung ein Wort zu sagen. Es hat sich auch hier Zersplitterung geltend gemacht. Auch die religiöse Dichtung hat sich aus Gründen, die hier nicht weiter zu erörtern sind, zu sehr als ein besonderer Zweig in der Litteratur losgelöst und, wie es bei einseitiger Entwickelung zu geschehen pflegt, sich auch in Extreme verloren. Es ist freilich in neuerer Zeit von bedeutenden Dichtern dieser Richtung mehr und mehr darauf hingearbeitet, das Christliche nicht mehr als Tendenz in lehrhafter, aufdringlicher Weise, mit grellen Farben, gleichsam als neben dem Leben hingehende Geistesrichtung, sondern als wurzelhafte Geistesmacht, das natürliche Leben tragend, erhebend und veredelnd in die Litteratur einzuführen und in der Dichtung wirken zu lassen; so scheint diese Richtung aus den verworrenen Pfaden einer Kampfes- und Tendenzlitteratur mehr in die Wege einer von wirklichem Schönheitssinn und echter Poesie getragenen Dichtung einzulenken und damit eine gesundere Gestalt und Farbe zu gewinnen. Dazu hat ohne Frage die dieser Richtung entgegenkommende Antheilnahme des christlichen Hauses wesentlich beigetragen. Daß sich dieser Gesundungsprozeß nicht schon in weiterem Maße vollzogen hat, ist nach unserer Meinung diesmal mehr Schuld der Vertreter der besseren Litteratur und Dichtkunst, der Größen unserer Tageslitteratur, die den Werken christlicher Dichtung nicht in demselben Maße wie denen naturalistischer Richtung ihre Aufmerksamkeit zugewandt und sie der Beachtung des Lesepublikums empfohlen haben. Wenn man glaubt, damit dem realistischen Zuge der Zeit genug zu thun, so verkennt man die Art der rechten christlichen Weltanschauung, die gewiß wie keine andere die Dinge in ihrem wahren Wesen erfaßt und gerade in den Volksgeschichten, die einer überidealen Auffassung der Dinge und Lebensverhältnisse am wenigsten zugeneigt sind, den meisten Anklang findet und die weiteste Verbreitung hat. Gerade die realistische Dichtung, welche diese Volkskreise in's Auge faßt, sei es, daß sie sie selbst zum Gegenstand der Darstellung macht, sei es, daß sie ihnen die Dinge zur Betrachtung darbietet, muß, will sie wahrhaftig sein und einen Boden gewinnen, die religiöse Denkungsweise dabei berücksichtigen. Und wenn wir damit aus der bürgerlichen Wohnstube auch in die Behausung des Arbeiters und der kleinen ländlichen Bevölkerung eingetreten sind, so haben wir uns auf einen Boden begeben, auf dem der Dichtung gewiß keine geringere Aufgabe erwächst, zu deren Erfüllung die Nothwendigkeit der Annäherung an das häusliche

Digitized by Google

Leben des Volkes noch sichtbarer in das Auge fällt. Der Wunsch nach einer wahren Volksdichtung, die geeignet ist, das Herz des Volkes in seinem Lebensgrunde zu erfassen, wird ja immer reger, und die hohe Berechtigung desselben ist ohne Frage. Die unermeßliche Bedeutung, ja das schreiende Bedürfniß nach einer Geistesspeise, die dem Gemüths- und Geistesleben auch des niedern Volkes die nöthigen Kräfte zur Gesundung zuführt, liegt am Tage und kommt allen Einsichtigen, die unser Volk lieb haben, immer deutlicher zum Bewußtsein. Wer darauf achtet, welches Gift die Schundlitteratur, die die rohesten Leidenschaften zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke als Bundesgenossen wählt, dem Volke in's Herz träufelt, dem wird der Wunsch nach Ersatz, nach einer Geistesquelle, in der die Volksseele sich gesund baden kann, zum sehnsüchtigen, heißen Verlangen. Man glaubt in den Volksdramen ein Heilmittel gefunden zu haben. Gewiß ist dieser Versuch mit Freuden zu begrüßen und der Weiterentwicklung einer volksthümlichen Bühnendichtung auf den Grundlagen, die bis dahin maßgebend gewesen sind, nur mit aller Kraft das Wort zu reden. Aber die Wirkung beschränkt sich einmal naturgemäß, auch bei der erfreulichsten Ausdehnung der Aufführung von Volksdramen, auf städtische Kreise, und dann ist die Einwirkung doch eine zu wenig nachhaltige. Wir müssen auch hier, und zwar im Hinblick auf die niederen Volkskreise, noch stärker und bestimmter betonen, daß nur das geistiges Eigenthum des Volkes wird, was im Hause mit dem festen Gefühl des Besitzes dauernd angeeignet und wiederholt genossen wird, was in der trauten heimatlichen Umgebung des Familienkreises in die Tiefen des Gemüths sich einsenkt. Erzählungen, Lieder und Gedichte, die auf die Interessen auch des niedern Volkes liebevoll eingehen, aus ihrer Lebenssphäre den Stoff nehmen, vom Kleinen zum Großen führen, aus den engen Fesseln der täglichen Bedürfnisse so unmerklich die Gedanken erheben, die Liebe zum Vaterland wecken, große Thaten dem Herzen näher bringen, aus der Tiefe des deutschen Gemüths schöpfen, aus dem, was die Herzen am tiefsten bewegt, aus der Religiosität Saft und Kraft nehmen, von ihr durchdrungen und von dem Schönheitszauber wahrer Poesie übergossen sind, das sind die Volksdichtungen, die wir im Auge haben, die in die Häuser auch der Geringen zuversichtlich Eingang finden und im Stande sein würden, jene Geister zu bannen, die das häusliche und öffentliche Leben des Volkes verwüsten. Das sind Aufgaben, die wohl des Schweißes der Edlen werth sind, und auf die das Augenmerk fortgesetzt zu richten, den Pflegern der Dichtkunst, ihren Förderern und Jüngern eine Herzenssache sein muß. Es giebt nicht nur bürgerliche Wohnstuben, sondern auch Dachstuben und Kellerräume, denen das Licht nicht weniger nöthig ist, als jenen. Die Dichtung darf diese nicht vergessen und auch hier nicht der Zersplitterung, dem Auseinanderklassen der Volksschichten Vorschub leisten. Die Vernachlässigung des niederen und größten Theils des Volkes, die einseitige Förderung der Kunstdichtung, die nur auf dem Grunde höherer formaler Bildung sich aufbaut und bei ihr Theilnahme und Verständniß findet, ist schon lange zum Schaden gewesen und kann auch der Dichtung selbst nicht zum Heil dienen. Die Kräfte, die zu fortdauernd gesunder Lebensentwicklung nöthig sind und immer wieder zugeführt werden müssen, liegen tiefer in dem Boden des Volkslebens, das der Natur und ihren Einwirkungen am nächsten steht, und das wieder im Hause seinen Mittelpunkt findet.

Also vom Hause her weht der Hauch frischen Lebens, die Segel der Dichtung zu schwellen, dorthin zeigen alle Wetterfahnen. Wo der Mensch selbst geboren ist und seine naturgemäße Entwicklung findet, da ist auch der Nähr- und Mutterboden des Geisteslebens. Von der Lampe, die in der kleinen Zelle freundlich brennt, sind die Geistesstrahlen ausgegangen, die Welt zu erleuchten. Wir müssen ihr Oel geben, das Licht hell zu erhalten. Wir müssen kommen mit unsern Lampen, von ihr neues Licht zu nehmen. Aus dem Ehebund der Dichtung mit dem Hause werden die kräftigsten Geisteskinder entspringen, die Ecksteine herzutragen zum Bau des Glückes der Menschheit.

An Therese Malten als „Armide".

Als in Palermo's Gärten einst
Zur Lenzeszeit ich mich erging,
An tausend Wundern der Natur
Berauscht mein staunend Auge hing,

Vermißt' ich Eines schmerzlich nur:
Die Huld- und Lichtgestalt, die — gleich
Des Ortes holdem Genius,
Beherrschte jenes Zauberreich.

Im Norden erst fand ich „Armide",
Der damals meine Phantasie,
In der Gedanken Wechselspiel,
Visionenhaft Gestalt verlieh;

Hier erst fand ich die Zauberin,
In der die Kunst ward zur Natur, —
Nun weckt ihr Anblick stets in mir
Erinn'rung an Siciliens Flur.

Helene Druskowitz.

Digitized by Google

Die Seefahrer.*)

Erzählung IV des Epos „Das Lied der Menschheit".

Von **Heinrich Hart.**

„Platz! Heda! Platz! dem Herrn von Arabah,
Von Dor und Kana!" „Hund! Mir nicht zu nah! . .
Lehrt Eure Sklaven, Herr, wie Falk und Spatz
Sich unterscheiden! So mach' ich nicht Platz."
„Dann bitt' ich selbst Euch, Baleasars Sohn,
Abdelim" — — „Wie? Ihr kennt? . . Bei Melkarts Thron!
Seid Ihr es, Herr? Ja, wahrlich! Doch was treibt
Nach Sor**) Euch, wo kein Geier fürder bleibt?"
„Bleib' ich denn? Sieben Tag' nur war ich hier;
Doch lieber rittlings auf ein reißend Thier,
Als hausen hier mit Euch! Mich dünkt, ein Wetter
Steht in der Luft. Ich höre Kampfgeschmetter
Aus dieses Volkes Lärm. Das finstert schnell.
In Kana wart' ich, bis es wieder hell."
„Ihr wollt auf's Land?" „Ja! reifen sehn die Saat . . .
Und Ihr, wohin zieht's Euch?" „Nun in den Rath,
Auf's Stadthaus!" — — „Halt! Da kehrt nur wieder um!
Umsonst quetscht Ihr den Bauch und macht Euch krumm;
Der Pöbel drängt um Stadthaus sich und Burg,
Wie Fliegen um den Mist. Ihr kommt nicht durch!"
„Pest auf dies Volk! Und doch! Ich dränge mit;
Und jeden Puff mach' ich mit Püffen quitt."
„Ei, wie Ihr wollt! Nur rüstet auch zum Kampf!
Noch schreit das Pack; leicht aber kriegt's den Krampf;
Heut brüllt's: Ihr Herrn! die Purpurbinden ab!
Im Krampfe reißt es gleich den Kopf mit ab."
„Wir halten nur nicht still . . ." „Ja! Ihr seid Blut
Aus gutem Quell. Heil Eurem frohen Muth!
Könnt' ich wie Ihr! Doch, — Freund, dies Mark ist hohl;
Ja, hohl . . . Und Alles faul — — Was hilft's? . . Lebt wohl!"
„Auch Ihr! Und leichte Ueberfahrt! Die Wellen
Gehen hoch an's Land. Ich sah ein Boot zerschellen."
Der Alte nickte, und die Träger hoben
Die Sänfte wieder. Ihre Lasten schoben
Die Sklaven sich zurecht, und folgten singend
Und schwatzend, hin und her den Körper schwingend.
Abdelim ließ den Zug vorüberziehn,
Der wie ein Heerwurm sich zu dehnen schien,

---

*) In dem Epos „Das Lied der Menschheit" unternimmt es der Dichter, in 24 Erzählungen, deren jede in sich abgeschlossen ist, die aber ein ideales Band, die Idee der Menschheitsentwicklung zum Ziel der Verbrüderung empor verknüpft, die wesentlichen Stadien im Aufwärtsgang der Menschheit poetisch darzustellen. Es erschienen bisher: Erzählung I: „Tul und Nahila", eine Dichtung, welche auf Ceylon spielt und schildert, wie in den Seelen zweier Urmenschen die ersten geistigen und sittlichen Regungen sich entfalten, sowie Erzählung II: „Nimrod", die den Uebergang aus dem Nomaden- in das seßhafte Leben in umfassendem Bilde zeichnet. Zu Weihnachten dieses Jahres wird die dritte Erzählung „Mose" ausgegeben (gleich I und II im Verlage von Baumert & Ronge, Großenhain), in der das religiöse Seelenleben der Menschheit in seiner eigenartigsten und ausschließlichsten Form Keim und Kern der Handlung abgiebt. Die vierte Erzählung „Die Seefahrer", deren Anfang in der vorliegenden Nummer des „Deutschen Dichterheim" zum Abdruck gelangt, bringt, nur der Idee nach betrachtet, die Bedeutung des Handels für die Entwicklung der Menschheit und des Menschenthums zum Ausdruck.

**) Sor = Tyrus.

Digitized by Google

Und tappte weiter dann die enge Gasse,
Die durch der Häuser graue Quadermasse
Nur einen Spalt schnitt, — dämmrig, dumpf und kahl;
Kein Laut, kein Leben rings, kein Sonnenstrahl.
Auf einmal öffnete in weitem Bogen
Der Weg sich. Niedre Säulenhallen zogen
Zu beiden Seiten hin. Still war's auch hier,
Wo sonst der Hammer dröhnte durch's Revier;
Kein Feuer sprühte, und am Ambos stand
Kein Schmied. Geräth lag weit verstreut im Sand.
Verwundert schritt Abdelim schneller aus, —
Ihm war's, als irr' er durch ein Todtenhaus, —
Und in die Hafenstraße bog er ein,
Aufathmend. Länger ging er nicht allein.
Wie sonst: schob, drängte, stieß auch heute, — reitend
Und schreitend, heiser rufend, feilschend, streitend, —
In bunter Wirre sich das Volk. Zwei Wellen,
Die brausend, gurgelnd ineinander schwellen.
Abdelim zwängte sich entlang den Karren,
Den knarrenden, die angefüllt mit Barren
Von Zinn und Kupfer. Durch die langen Reihen
Der Lastkameele schob er sich. Mit Schreien
Und Schimpfen liefen ihm die Führer nach,
Wenn einen Sack er anstieß, daß sich jach
Gewürzstaubwolken in die Luft erhoben.
Sabäer waren's. Ihre Mäntel stoben
Weißwallend um sie her. Hochmüthig streckte
Abdelim seinen Stab empor und schreckte
Sie mit dem goldverzierten fort ... Als er vorbei
Schritt an der Seemanns-Karawanserai,
Rief ihn im Thorweg Einer an. Der Rheder
Zadika. Auf dem Baumstumpf einer Ceder
Saß er und schlürfte eisgekühlten Wein,
Den ihm sein Sklave bot. Jetzt hielt er ein
Und schnaufte: „Oh! Tata! Auch Du zu Fuß?
Dies Pack! Dies Pack! Daß Khamon sie zu Grus
Und Asche brenne! Werft sie über Bord!
Die Hunde! Unter'm Steiß ziehn sie mir fort
Das Maulthier — — Puh! Und über mich dann her,
Als ob ich ihr Kameel und Zugvieh wär' ..."
Abdelim blickte spöttisch auf den Dicken
Herab, den seine Wuth schien zu ersticken.
Der aber trank, und schnaubte weiter dann:
„Ta! Ta! Du lachst — Und bist doch Schuld daran.
Eh! ... Wärst Du Hauptmann noch der heiligen Schaar — —
Sprich nicht; ich weiß schon, wie die Sache war:
Die Kerle sind zu pappig Dir und zart;
Ja, ja! Gebirg ist steil und Stein ist hart.
Ich seh' sie vor mir, wie sie heimwärts schlichen,
Als aus den Schluchten kam der Wind gestrichen
Mit Eis und Schnee ... Und doch! Wärst Du es noch, —
Der Pöbel wagte sich nicht aus dem Loch.
's steht schlimm um uns. Erst hat Das nur gebrüllt:
Fort, fort mit Bed und Zehnt, mit Zins und Gült!

Digitized by Google

Dann wollten in den Rath sie ihre Leute;
Auf eine Bank mit uns die schmutz'ge Meute!
O je! und färbt da auf die Polster ab
Und klebt drauf fest und reibt den Schweiß sich ab.
Und jetzt ist Alles das nur wie ein Wurm
Dem Adler, wie ein Federflaum dem Sturm;
Heut geht's dem König selber an den Leib;
Sie heulen ihn schon an: Du altes Weib,
Du Püppchen in der Hand der reichen Brut,
Die Priester mästest Du mit Tempelgut.
Du nicht, Du Dickwanst — unser Pum-Eljôn,
Der hat allein ein Recht auf Melkarts Thron,
Das ist der Löwe, Der wird auf die Jagd
Uns führen, daß der heilige Fels zerkracht" . . .
Plötzlich hielt an in seiner Zunge Trott
Zadika. Um den Mund verflog der Spott.
Die Straß' herauf scholl Tosen und Geschrei.
Und zitternd, — wie ein Huhn, wenn ihm der Weih
Plump flatternd nahe kreist, — griff bleich und schlotternd
Der Rheder nach Abdêlims Stab, und stotternd
Und heiser raunte zaghaft er empor:
„Zurück! daß Niemand uns hier sieht im Thor.
Du lachst noch? . . Herr und Freund! Ich küß die Sohle
Dir; Täubchen, lache nicht! Geh hin und hole
Dein Schwert und leg Dir Helm und Panzer an,
Und komm und hilf! Horch nur! Es schwillt heran,
Schwarz, glotzig, schnaubend und mit Zähneblecken, —
Wie Drachen, die sich aus der Meerfluth strecken.
Vom Lande selbst, aus allen Vorstadthöhlen
Schwillt es heran . . . Es geht auf unsre Kehlen!"
Mit Müh' riß sich Abdêlim los und schrie
Den Dicken grimmig an: „Du Schlauch! Du Vieh!
Du feiger Erpel! Daß mein Bart ergraue,
Wenn ich für Euch, Ihr Säcke, nur die Braue,
Das Lid nur rege. Glaub' schon, daß es frommt,
Wenn Euer Fett mal in die Kelter kommt.
Hei! Wie Ihr" — —

(Fortsetzung folgt.)

Genuß des Lebens.

Inneren Frieden erwirb durch Allen gespendete Liebe,
Die — vereint mit Vernunft — jegliches Böse bezwingt.
Schöpferisch bilde den Geist, kühn strebend nach schwierigen Zielen,
Daß er dem jungen Geschlecht weise die sichere Bahn.
Mehre die leiblichen Kräfte und achte der Mahnung der Alten,
Daß dem Genügsamen nur „Jugend im Alter" noch winkt. —
Siegreich blickst du alsdann in's stürmische Treiben der Menschen
Und zu den lichtesten Höh'n leiten die Musen dich hin.

Oscar Herrmann.

Digitized by Google

Troubadourlieder

von

Gustav Kastropp.

(Schluß.)

Ihr Blick.

Und als ich in deine Augen sah,
Wie wunderselig ward mir da,
Wie ward mir da so fromm zu Muth,
Wie ward ich da so mild und gut!
Ich sah dich an wie im Gebet
Und hab' dich heimlich angefleht:
Sei treu, sei treu und wanke nicht!
Immerdar
In Sturm und Gefahr
Leuchte mir deiner Augen Licht!

Und als ich wieder einsam stand,
Leer schien die Welt und wüst das Land.
Das schnitt mir in die Seele ein,
Daß du nicht sollst mein eigen sein!
Mein Herz schrie auf in wildem Weh:
Mein Schatz, mein Lieb, ade, ade!
Mein Herz, mein Herz verblute nicht!
Immerdar
In Sturm und Gefahr
Leuchte mir deiner Augen Licht!

Nachtlied.

Es blinkt der Mond im Silberschein
Wie selig mildes Vertrauen
Und leuchtet wie meine Liebe so rein
Verklärt in alle Lande hinein
Und schimmert über die Auen.

Und hörst du meine Laute nicht
In vollen Tönen klingen?
Die sollen mild wie Mondenlicht,
Das hell dein hohes Schloß umflicht,
In deine Kammer dringen.

Du hörst es an und weißt es ja,
Dein Blick hat mich gebunden.
Dir tönt mein Lied, ich bin dir nah
Und singe, wie mir hold geschah,
Seitdem ich dich gefunden!

Ihr Lied.

Das liebe Lied, o sing' es mir!
Ich stand von fern und lauschte dir.
Es klang so süß, es klang so rein,
Es drang mir in die Seele ein
Wie Frühlingsduft, wie Sonnenlicht;
Mein Leben lang vergess' ich's nicht,
Das schöne Lied der Liebe.

Es folgt der Klang mir Tag und Nacht,
Wie hab' ich seiner oft gedacht!
In Tönen ist es aufgeblüht
Und zittert mir durch mein Gemüth.
O sing' es mir mit süßem Klang,
Ich dank' es dir mein Leben lang,
Das schöne Lied der Liebe.

Wie muß das sein!

Wie muß das sein,
Wenn sich zwei schöne Seelen fanden
Und wahr und rein
Zu treuer Liebe innig sich verbanden.

Digitized by Google

Und leuchtend ſcheint
Die Seligkeit des Himmels Beiden;
Sie ſind vereint
Und mögen nimmer von einander ſcheiden.

Im Sturm.

Der Sturm fuhr zwiſchen das Wolkenheer
Und jagte es wild über Land und Meer
Und trieb es mit heulender Haſt vorbei,
Dazwiſchen klang es wie Todesgeſchrei.
Schwarz war der Himmel und dunkel das Thal,
Da fiel ein leuchtender Sonnenſtrahl
Auf das Schloß,
Es ergoß
Sich goldener Schein
Auf ihr Fenſterlein —
Gedachte ſie mein?

Und wieder ward es ſchwarz und fahl,
Es beugten ſich ächzend die Bäume im Thal,
Der Sturm fuhr wimmernd durch Feld und Flur,
Es weinte die Welt, es ſchrie die Natur.
Ich aber ſtand und ſchaute empor,
Bis ſich das Schloß in Nacht verlor.
Und von fern
Wie ein Stern
Strahlte Lampenſchein
Aus dem Fenſterlein —
Gedachte ſie mein?

Treue.

Als ob mein rothes Herzensblut
Zum Boden flöſſe nieder,
So ſtrömt der Liebe heiße Fluth
Und loht und ſtürmt in wilder Gluth
Durch alle meine Lieder.

Und jedes Lied iſt wie ein Kuß,
Den ich der Liebſten ſende;
Das quillt hervor in heißem Fluß,
Und wenn ich dran verbluten muß,
Es iſt ein ſeliges Ende!

Und nahte mir die letzte Stund',
Und läg' mein Glück in Scherben,
Das Herz gebrochen, ſtumm der Mund,
Zum letzten Mal von Herzensgrund
Gedächt' ich dein im Sterben.

Digitized by Google

Kaiser Heinrich V.

Der Kaiser weilt zu Worms am Rhein,
Wo fromme Mönche ihn pflegen,
Nach seiner Fahrt in's wälsche Land
Mußt' er in's Bett sich legen.

Was hilft die Kaiserherrlichkeit,
Was hilft ihm seine Krone?
Daß er in's Kloster sie mitgebracht,
Scheint fast zum eignen Hohne.

In trüben Gedanken sieht er schon
Sich selbst auf dem Todtenbette
Und meint, daß er als todter Mann
Die Kron' auf dem Haupte hätte.

Da tönt von fern an sein müdes Ohr
Ein leises Klagen und Lärmen.
„Die treuen Wormser sind's gewiß,
Die um meine Krankheit sich härmen!

O meine guten Wormser, wie fest
Ist eure Lieb' und Treue;
Bewieset sie meinem Vater schon,
Bewährt sie jetzt mir auf's Neue.

Hab' ich's um ihn auch nicht verdient —
Wer wird nach Gründen fragen?
Für welche Dinge hier unter dem Mond
Kannst du genau sie sagen?

Meines Stammes Heimat ist eure Stadt,
So sollt ihr zu sehr nicht weinen,
Müßt' sterben ich hier, so stürb' ich doch
Im schönsten Lande, dem meinen!"

„Laßt es euch sagen, Herr Kaiser! Ihr irrt!
Nicht Männer sind es, die klagen,
Nein Männer sind es, die sündige Gier,
Die Habsucht im Herzen tragen.

Die Wormser sind es. Sie wähnen euch todt
Und möchten die Stunde benützen,
Denn eure Krone soll künftighin
Das stolze Worms besitzen.

Weil sie nun birgt des Klosters Schutz,
So wollen sie dieses stürmen:
Wie können vor ihrer tollen Gier
Wir schwachen Mönche es schirmen?"

Der Kaiser richtet sich mühsam auf
Und reibt sich die heißen Augen:
„Und soll ich, der Kaiser, selbst nicht mehr
Meine Krone zu schirmen taugen?"

Der Mönch drückt ängstlich ihn zurück:
„Denkt lieber an euer Leben!
Jetzt mitten in des Fiebers Gluth
Könnt' es den Tod euch geben!"

Und lauter und lauter klingt's, ganz nah,
Ein Pfeifen, Heulen, Toben;
Der kranke Kaiser hat sich schon
Aus seinem Bett erhoben.

„Schnell mein Gewand!" der Diener
Und reicht ihm die Gewande, [springt
Der Kaiser wirft den Harnisch an:
„Ich bin's doch noch im Stande!"

Wischt von der Stirn den nassen Schweiß
Und drückt den Helm von Eisen
Sich rücksichtslos auf die kalte Stirn:
„Bald werd ich's euch beweisen,

Beweisen, daß ich nicht umsonst
Die Krone mir hab' gewonnen,
So lang ich lebe, bin ich nicht
Zu lassen sie gesonnen.

Mein armer Vater ist jetzt todt,
Die Kron' ist jetzt mein Eigen,
Und daß sie mir mit Recht gehört,
Will ich euch klärlich zeigen."

Im Klosterhofe schon auf's Pferd
Ist kühn der Kaiser gesprungen,
Gar grimmig hat er in seiner Hand
Das funkelnde Schwert geschwungen.

„Ihr gierigen Buben! Ei gewiß,
Euch blendet meine Krone?
Zeit ist es endlich, daß ich euch
Nach Recht und Gebühr belohne!"

Und mit dem ersten Schwerthieb sank
Zu Boden der Bannerträger;
Im Heulen und Toben wurden gleich
Die kühnen Wormser träger.

Digitized by Google

Doch ward der Kaiſer ſelbſt nicht träg',
Er konnt' es jetzt vertragen,
Und meint', es wär eine luſtige Jagd,
Gäb' fliehende Haſen zu jagen.

Und hinterdrein ging's übers Feld,
Hinein in die Wormſer Gaſſen;
Will Niemand ſeinen Kaiſer ſehn?
Still ſind ſie und verlaſſen.

Das Heulen und Toben klingt jetzt nah,
Heraus aus den Kirchenthüren:
„O weh, thät ſich mein furchtſam Wild
Jetzt in die Kirchen verlieren?

Zum Kloſter will ich nun wieder heim
Und den ängſtlichen Mönchen geſtehen:
Das Fieber quält mich jetzt nicht mehr,
Es ſcheint mir beſſer zu gehen."

Hans Herrig.

Des Meeres Grund.

Kennſt du des Meeres unendliche Pracht,
Wo ewiger Frieden nur waltet,
Wo tief im Grunde in ſchweigender Nacht
Der Seeſtern ſich üppig entfaltet?
Wo Hügel ſchwellen, und wo der Tang
Sich erſtreckt in endloſe Weiten?
Wo Fiſche bei leiſem Wogengeſang
Durch den Wald der Korallen gleiten?

In des Meeres Tiefen in zahlreicher Schaar
Erhebt ſich die Anemone,
Sie leuchtet in Purpur wunderbar,
Entfaltend der Schönheit Krone.
Ein Garten iſt es, doch ohne Duft
Und ohne der Sänger Stimmen,
Doch erblickſt du drunten in dämmernder Kluft
Ein Leuchten, Funkeln und Glimmen.

O, ſteige hinab auf des Meeres Grund,
Wo die Stürme des Lebens ſchweigen,
Wo Muſcheln in allen Farben bunt
Den ſtaunenden Blicken ſich zeigen.
Dort herrſcht eine Ruhe, die nichts unterbricht,
Dort waltet ein myſtiſches Dunkel,
Zuweilen nur flammt ein ſiegendes Licht
Und ein blitzendes, helles Gefunkel.

Dort lebt eine Welt unſerm Treiben fern. —
Doch feſt vereinigt im Bunde,
Erblickſt du drunten Stern bei Stern
Auf dem ſtillen, dem ſchweigenden Grunde.
Auch jene Sterne, ſie wandern ſacht,
Von der Welle des Meeres gehoben,
Wie die funkelnden Sterne in Glanz und Pracht
An dem Himmel, dem leuchtenden, droben.

Heinrich Zeiſe.

Entſagung.

Mein Lenz, der friſchbelaubte,
Verdarb in Froſt und Reif;
Früh färbt auf meinem Haupte
Sich ſilbern Streif um Streif.

Nicht eines Traums Gewähren
Verſchönt mein Abendroth —
Was ſtillt nun meine Zähren
Nach all der bittren Noth? —

Ich ſah vor Zeiten glänzen
Ein Haus auf hohem Stein
Mit goldnen Zinnenkränzen,
Umflammt vom Morgenſchein.

Sanft trug aus Nacht und Schwele
Ein Seraph mich empor;
Auf that ſich ſeinem Befehle,
Weit auf des Tempels Thor.

Digitized by Google

Was da mein Aug' erschaute
Und was in's Ohr mir klang,
War Schönheit, lichtumthaute,
War himmlischer Sphärensang. —

Längst ist das Bild entschwunden,
Mit Glanz und Schall verweht —
Und einen Pfad gefunden
Hab' ich, der aufwärts geht.

Bewehrt mit dürft'gem Stabe
Klimm ich bergan; vielleicht
Neigt sich dies Haupt zum Grabe,
Noch eh' sein Ziel erreicht.

Noch hehr am Himmelsrande
Blinkt meiner Sehnsucht Stern!
Ich bin vom Geisterlande
Wohl nicht mehr allzufern.

Sappho Liepholdt.

Beim Rheinwein.

Nun füllt die Becher bis zum Rand,
Füllt sie mit klarem Wein,
Stimmt ein in meinen Jubelruf:
Ein Hoch dir, Vater Rhein!
Wir preisen deiner Trauben Saft,
Wir schlürfen deinen Trank,
Wir loben dich, du schöner Strom,
In Worten und Gesang.

So lange noch der edle Saft
In deinen Bergen quillt,
So lang der deutsche Bursche noch
Den Durst mit Rheinwein stillt,
So lange frei ein stolz Geschlecht
Noch lebt am grünen Rhein,
So lange sollst du, schöner Strom,
Der Hort Alldeutschlands sein.

Und wenn die Kriegstrompete ruft
Und mächtig schallt durch's Land: —
Wir decken dich mit Leib und Blut,
Wir schützen deinen Strand;
Du bleibst Alldeutschlands Heiligthum,
So lang dein Wasser wallt,
Bis auch des Pulses matter Schlag
Des letzten Manns verhallt.

Drum füllt die Becher bis zum Rand,
Leert sie bis auf den Grund,
Und schwöret Treue bis zum Tod
Am Rhein mit stolzem Mund;
Heil dir, du deutsches Vaterland,
Heil dir, du Vater Rhein,
Heil dir, du starkes, deutsches Volk,
Heil dir, du deutscher Wein!

Robert Horath.

Seelenfrieden.

Im blauen Aether schmettert
Die Lerche mit Jubelschall,
Und aus dem Busche flötet
Schluchzend die Nachtigall.

Die Welt geht, reich an Schönheit,
Still feierlich zur Ruh;
Wie ein Gebet erklingen
Die Abendglocken dazu.

Da fällt in meine Seele
Ein warmer Sonnenstrahl:
Wie's drin gestürmt, nun lächelt
Mir Friede mit einem Mal!

Mit mildem Blick betracht' ich
Versöhnt des Lebens Lauf,
Und hoffend thut die Seele
Sich reiner Liebe auf.

Ernst Müller.

Digitized by Google

Visionen.

„Dein Angesicht so lieb und schön."
H. H.

Ich bin allein, bin ganz allein
Im dämmeröden Zimmer.
Trüb flackert kaum der Lampe Schein,
Ein halb erloschner Schimmer.

Und bang durch meine Seele ziehn
Gedanken, die lange ruhten:
Der alten Liebe Melodien,
Die halb erloschenen Gluthen.

Ich sehe dich! Nicht krank und bleich!
Ich sehe dich, hold erglühend!
Wie einst, der wilden Rose gleich,
In rosiger Jugend blühend.

Ganz wieder wie in alter Zeit
Mit lachenden Lippen und Wangen,
Da noch das Leid, das grimme Leid
Nicht über dein Herz gegangen!

Ich seh ihn wieder, den blauen Fluß,
Und das Ufer, an dem wir saßen
Und selig tranken Kuß um Kuß
Und Gott und die Welt vergaßen.

Ich höre wieder den alten Sang,
Ich höre die alten Lieder,
Den sanften, sonnigen Liebesklang,
Deine weiche Stimme wieder.

Vorüber wogen Jahr und Tag.
Ich seh dich in neuem Glanze.
Ich spüre deines Herzens Schlag,
Im rhythmischen Takt, bei'm Tanze.

Wie sonnenstolz dein Auge lacht!
Wie huldiget rings dir Alles!
Wie leuchtest du in Glanz und Pracht,
Die Königin des Balles . . .

Dann seh ich nichts. Der Lampe Schein
Erlosch. Du bist entschwunden.
Ich bin allein, bin ganz allein
Die langen, nächtlichen Stunden.

Und wie ich dich plötzlich wiedersehe,
Die Züge gramzerrissen —
Da stöhn ich laut in grausem Weh
Und schluchze in die Kissen.

Georg Baehmann.

Bücherschau.

Die Familie Selicke. Von **Arno Holz** und **Johannes Schlaf.** (Berlin 1890, Verlag von Wilhelm Isleib. [Gustav Schuhr.]) Herr Selicke, ein Gewohnheits-Trunkenbold, der auch zur Weihnacht betrunken nach Hause kommt, seine erwachsenen Kinder, die ihn bis ½2 furchtsam erwarten, weckt und mit „Pfannkuchen" bewirft, während sein 8jähriges Linchen — schon zwei Acte durch — im Sterben liegt, Frau Selicke, die den ganzen Verlauf des Stückes durch wimmert und jammert, zwei Söhne, die sich bald schlagen, bald vertragen, und eine arbeitsame Toni, 22 Jahre alt — das ist die Familie Selicke. — Ihren Schicksalen, durch Trunksucht des Mannes und, wie leise angedeutet, unverständige Behandlung desselben durch die Frau herbeigeführt, während 2½ Stunden beizuwohnen, verursachte mir beim Lesen das Gefühl des Auf-die-Folter-Gespanntseins. Aber eine hohe Talentprobe haben die Herren Verfasser doch gegeben. Am meisten zu bewundern schien mir die „photographirte" Rede- und Ausdrucksweise des Berliner Volks. Das ist dem Leben abgelauscht. Tief ergreifend wirkt auch die entsagende Liebe der armen Toni und des Zimmerherrn und angehenden Landpfarrers Wendt. Wer dergleichen Stimmungen und Gefühle so ergreifend zu schildern versteht, sollte sich, nach der nun einmal geleisteten Talentprobe, sagen, daß es auf dem eingeschlagenen Wege nicht mehr *weiter* geht. Man besucht doch kein Theater oder man liest doch kein Buch, um ein 8jähriges Kind drei Acte lang theils sterbend deliriren, dann wirklich sterben und die Restzeit todt auf dem Bette liegen zu sehen! Trunkenbolden weicht man auf der Straße in weitem Bogen aus. Alte Frauen, die Rheumatismus im Fuße haben, schickt man in's Spital.

Digitized by Google

— Ich nehme ungern Stellung zu der neuesten Richtung, weil die Vertreter derselben sich an einfachen Meinungsäußerungen mit Worten und Mitteln rächen, auf welche reinliche Leute nichts zu erwidern haben und gegen welche diese nichts zu thun wissen. Die Herren Holz und Schlaf wurden übrigens von den großen Radaumachern des „Realismus" nicht anerkannt, als sie ihr Buch „Papa Hamlet" als Uebersetzung nach Bjarne P. Holmsen herausgaben! (C. Reißner, Leipzig.) Der bekannte Lärmmacher jener Schule schrieb damals: „Glaubt der Verfasser ein Realist zu sein, so irrt er sich." Er schüttelte, in seinem durchbohrenden „Pflichtgefühl, das sich gegen unreife Knaben wandte", Herrn Holmsen „von seinen Rockschößen ab." „Der Realismus sei eine ernste heilige Sache, keine Löwenhaut, hinter der sich Esel verstecken dürfen." —

Ja! das jüngste Deutschland ist eine Zunft
Und ein großes Talent zeigte mehr als Einer,
Gar mancher findet dort Unterkunft,
Aber zu ihr gehören will — keiner! —

Die Herren Verfasser aber mögen bedenken, daß schon der alte, abgethane Sophokles vor einiger Zeit gesagt hat: „Es besteht siegend die Kunst | Mit der Kunst häufig den Kampf!" Aber auch: „Nirgends strahlt Apollos Ruhm im alten Glanz, das Göttliche schwindet." Und: „Doch nicht zu reden ziemt ja, was nicht ziemt zu thun!" — Möchten sie uns doch ein schönes, reines, edles Werk geben, wie die Antigone, wir wollen es nicht veraltet finden.

Alfred Friedmann.

Carmela Spadaro. Novelle von **Ludwig Dóczi.** (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) Der Romantiker, der sich an spanischen und englischen mediaeval poets, Lope de Vega, Calderon, Shakespeare und Beaumont und Fletcher zu seinem „Kuß", zu seiner „Letzten Liebe" inspirirt, hat hier eine reizend romantische Novelle geschrieben. Man schmunzelt vor Behagen bei der Lectüre — aber etwa so, wie man sich bei Champagner und Austern wohlig fühlt. Es ist außerordentlich viel Champagnergeist in den 212 large gedruckten Seiten und sie sind — schlüpfrig wie Austern. Es ist das Brevier für Lebemänner. Fürst Erich Portenstein sagt von sich selbst: er sei ein Flachkopf, der ohne Herzensdrang, blos um der Veränderung willen, dem Unbekannten nachläuft. Er sieht in dem Weibe keinen Roman, keine Novelle, sondern nur ein auf einem Sitz zu lesendes, abgeschlossenes Feuilleton, das semel pro semper abzuthun ist. Er hat eine sehr interessante Vergangenheit, ist aber kein Flachkopf, sondern er weiß seine Theorien seinem Freunde Tessen — (den er, beiläufig bemerkt, auf romantische Weise kennen lernt und dem er alsbald sein ganzes Herz bloslegt) so geistreich wie die Vie Parisienne oder Gyp zu entwickeln. Er verliebt sich auf Capri in Carmela Spadaro, ohne sie gesehen zu haben; sein Freund Oskar Partos, der ihm stark verpflichtete Maler, heirathet sie ihm vor der Nase weg. Eine Bürgerliche hat früher einmal des Fürsten Ehre gerettet, sie ist inzwischen aus Liebe zu ihm — Fürstin Montelione geworden. Wie diese unberührt gebliebene Fürstin Montelione nun die Carmela Spadaro simulirt, oder gegen ihn ausspielt — das macht den köstlichen, fein erfundenen Schluß aus und es wird wohl wenig Leser geben, die mir nicht danken werden, vom Inhalt eine Skizze, nicht aber eine vollendete Copie geliefert zu haben. Die Novelle, für Feinschmecker noch prickelnd, ist ein kleines — Kunststück. — Ein Paar Kleinigkeiten: Man sagt nicht — der Besucher einer Galerie hatte an den Wänden herumgestrichen (S. 10), es sei denn, er wäre ein Anstreicher. Der Besucher ist vor den Wänden herumgestrichen! „Baron Tessen, im hungrigen „Stande" leicht „angeschnellt", verklärte sich schließlich zu einem Mondesglanz selig stiller Empfänglichkeit" — das findet mich wenig empfänglich, und der Mondglanz scheint eher ein — Flecken in der Sonne Carmela Spadaro's zu sein. (S. 21.) Der steinerne, aber warm pochende Busen Capri's sei dem Sprachsündenangeber wärmstens empfohlen. (S. 41.) „Daran vergessen" — (S. 77) ist der untilgbare Austriacismus. Man denkt daran; vergißt aber weder daran, noch darauf. — Doch wegen der schönen Theorien des Fürsten Portenstein und der Fürstin Montelione wollen wir es vergessen.

Alfred Friedmann.

Reichstreu — Denkfrei. Gedichte zu Schutz und Trutz aus der Schweiz von **Ernst Ludwig Rochholz.** (Leipzig, Rauert und Rocco's Verlag, 1889.) Der poetische Niederschlag eines langen Lebens ist es, der in diesem Buche enthalten ist. Der Verfasser, der seinem eigenen im „Prolog" ausgesprochenen Geständniß nach bereits dem achtzigsten Lebensjahre sich nähert, läßt diese Thatsache den Leser nicht vermuthen, denn die Verse, von denen er die letzten noch kaum vor zwei Jahren schrieb, sind markig und kraftvoll und zeigen keine Spur vom Altern des Gefühls oder der Gesinnung. Wohl aber beweisen sie, daß das Leben ihres Dichters, das so hoch gekommen, nach dem Worte des Psalmisten wohl auch köstlich, d. h. Mühe und Arbeit gewesen ist und daß es in einer schweren Epoche erfüllt gewesen von dem Kämpfen und Ringen der deutschen Geister. Demzufolge haben Rochholz' Poesien durchweg einen politischen Beigeschmack, der leider an vielen Stellen lehrhaft-kalt klingt. Hinzu kommt noch, daß sehr oft die für den modernen Geschmack ziemlich ungenießbare Form der Fabel gewählt ist, welche den Gedanken unnütz verklausulirt und die Fracht überhaupt beschwert. Da der Herr Verfasser jedoch infolge seiner Jahre naturgemäß unter dem Einfluß einer älteren Technik steht, kann dieser Vorwurf durchaus nur ein objektiver sein. Ist doch auch trotz derselben kein Mangel an einfachen Poesien, voll echtem und vollem

Digitized by Google

Reingehalt. So ist z. B. „Erstes Seelenleben" eine der reizendsten Idyllen, die nur je geschrieben worden sind, und in dem „Abschied vom Großvater" klingt die tiefe Saite des deutschen Gemüths deutlich und vernehmbar wieder. Der balladeske Theil ist sehr geringfügig, und in ihm weise ich nur auf eine nordische Ballade hin, die den bekannten Stil für diese Dichtungsart geschickt und glücklich trifft.

Fritz Eberhardt.

Vaterlandsgesänge. Von **Heinrich Vierordt.** (Heidelberg, Carl Winter, 1890.) Heinrich Vierordts dichterische Stärke erprobt sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Ballade. Wenige Zeigenossen haben das Wesen dieser Gattung der Dichtkunst so erfaßt wie er. Die richtige Harmonie des Epischen und Lyrischen, die rechte Wahl des Stoffes und den volksthümlichen Ton, all das finden wir, wie einst namentlich bei Uhland, so hier bei Vierordt. Die „Vaterlandsgesänge" sind zum größten Theil Balladen; es sind wirklich Klänge aus dem Vaterlande. Ich möchte die vierzig Gedichte in drei große Gruppen theilen: in solche, die einfach im Stoff, aber lyrisch desto wirksamer sind; in solche, die eine große historische Grundlage haben und weniger lyrisch erscheinen, und in solche, in denen sich die Vereinigung des Lyrischen und Epischen in Gedanken und im Ausdruck zur höchsten Blüthe entfaltet. Zur ersten Klasse rechne ich dann die durch ihre Einfachheit und Sinnigkeit das Gemüth bewegenden, an der Grenze von Lied und Ballade stehenden Gedichte, u. a.: „Die Spieldose", „Die Uhr der Großmutter", „Der Mutter Trauring"; zur mittleren: „Der Adler von Metz" und „Lebedur"; zur letzten: „Elisabeth Charlottens Klagelied", „Der Feldherr von Hannover", „Die Fahrt des Kaisers". Die Reime sind voll, schön klingend, oder wuchtig abschließend, die Ausdrücke bilderreich, niemals gesucht, die ganze Sprache ist edel. Ein schönes Naturbild bietet sich uns in der „Idylle vom Ugley"; in den historischen Gegengedichten, wie ich sie nennen möchte, drückt sich fast immer der Gedanke: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" aus. Beinahe unheimlich erscheint die Wahrheit dieses Wortes, wie sie der Poet ausspricht. (Vgl. „Die Jagd", „Die Bäume", „Die Sühne".) Möge uns der begnadete Dichter noch manches Schöne und Herz wie Gemüth Erquickende auf diesem Gebiete schenken.

Hugo Rheinländer.

Offener Sprechsaal.

Geehrter Herr Redacteur!

In Nr. 23 des „Deutschen Dichterheim" (Jahrg. X) finden sich folgende Verse eines Herrn Friedrich Bühl, welche als eine mit unbegreiflicher Keckheit in's Werk gesetzte Verballhornung des Lenau'schen Gedichtes „An ein schönes Mädchen" erscheinen müssen:

An Agnes.

Mädchen, deiner Wangen Rosen
Sind gar bald verblüht,
Vor dem Welken, schönes Mädchen,
Wahre dein Gemüth.

Mehr, als äußrer Schönheit Prangen
Ist das Herz doch werth,
Das sich seine Himmelsblüthen
Wahret unversehrt.

Hast du diese stets im Leben
Vor dem Frost bewacht,
Leuchten sie als schöne Sterne
Durch die Todesnacht.

Bei Lenau lautet Strophe 1:

Wie die Ros' in deinem Haare,
Mädchen, bist du bald verblüht;
Schönes Mädchen, o bewahre
Vor dem Welken dein Gemüth!

Die Strophen 2 und 3 hat Herr Bühl in eine verschmolzen, wobei es ihm glücklich gelungen ist, die nicht mehr recht zeitgemäße Poesie seines Vordichters in die modernste wasserklare Prosa zu verwandeln. Die letzte Strophe schließt sich aber wieder mit rührender Treue (sogar die Reime sind, ganz wie in der Anfangsstrophe, beibehalten) an das berühmte Vorbild an, wo geschrieben steht:

Digitized by Google

„O dann zaubert dein Gemüthe,
Wenn du's vor dem Frost bewacht,
Auf dein Antlitz eine Blüthe,
Leuchtend durch die Todesnacht."

Die moderne Plagiatriecherei ist mir stets zuwider gewesen, und ich bin der Letzte, der einem jungen Poeten irgend eine unwillkürliche Anlehnung an einen berühmten Vorgänger zum Verbrechen anrechnen möchte, aber wo das litterarische Freibeuterthum in so dreister Weise auftritt, wie in diesem Falle, da ist es Pflicht eines jeden Wissenden, es unschädlich zu machen und ihm die Lust zu weiteren Thaten ein für allemal zu vertreiben. Sogar der Titel des Plagiats läßt vermuthen, daß er gleichfalls von Lenau — entlehnt ist, da sich unter dessen Gedichten ein solches „An Agnes" befindet, doch lege ich natürlich auf diesen vielleicht zufälligen Umstand keinen Werth. Indem ich Sie bitte, diese Zeilen im Sprechsaal Ihres geschätzten Blattes Ihren Lesern zur Kenntniß zu bringen,

verbleibe ich

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Reinhold Fuchs.

Nachbemerkung der Redaction.

Im Anschluß an die vorstehenden Zeilen des Herrn Reinhold Fuchs geben wir zunächst dem Bedauern Ausdruck, daß es abermals einem der Herren „Schriftstehler" gelungen ist, sich Eingang in unser Blatt zu verschaffen; gleichzeitig aber benutzen wir die Gelegenheit, uns gegen den immerhin möglichen Vorwurf der Sorglosigkeit bei Aufnahme derartiger Einsendungen zu verwahren. Bei der ungeheuren Menge der uns zugehenden Gedichte, die sich im Laufe eines Jahres auf viele tausende beziffern, wird man es gewiß erklärlich finden, daß uns bei bekannten Gedichten nicht immer erinnerlich ist, wann und wo uns dieselben schon einmal begegnet sind. Dies festzustellen wird um so schwerer, als die Herren Abschreiber wohlweislich bemüht sind, durch Aenderungen den Ursprung Ihrer Plagiate zu verschleiern. Auch das angeblich Bühl'sche Gedicht kam uns nicht unbekannt vor, allein es konnte ja vielleicht schon vor Jahren zu einem unserer Preisausschreiben eingereicht oder von uns vor längerer Zeit zur Umarbeitung empfohlen sein. So lange wir nicht den offenkundigen Beweis des Betruges haben, müssen wir bei dem Bildungsgrade unserer Einsender annehmen, daß sie sich eines so unerhörten Vergehens nicht schuldig machen, zumal es in einem Leserkreise, wie der unseres Blattes, unbedingt von der einen oder anderen Seite bemerkt werden muß. Auch wir hoffen, daß durch Veröffentlichung des von Herrn Bühl betriebenen Unfuges ähnlichen Vorkommnissen für die Zukunft auf das Wirksamste gesteuert wird.

Briefschalter.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Jede Einsendung, über deren Verwendung Auskunft gewünscht wird, muss deutlich und mit dunkler Tinte geschrieben sein. Ferner ist jeder Beitrag auf ein Blatt Papier besonders zu schreiben und darf eine Einsendung deren höchstens fünf enthalten. Man bewahre sich von allen Einsendungen Abschrift, da wir Gedichte überhaupt nicht, grössere Arbeiten aber nur dann zurücksenden, wenn der volle Betrag zur Bestreitung des Rückporto's beiliegt. Bei erstmaliger Einsendung ist Angabe der Bezugsquelle des „D. D." erforderlich. Briefe, welche mit Strafporto belastet bei uns anlangen, werden ausnahmslos zurückgewiesen. Anonyme, sowie alle diesen Bestimmungen nicht Genüge leistenden Briefe verfallen dem Papierkorbe. Es werden nur Originalbeiträge angenommen.

F. L. in G—n. Diesmal leider nicht geeignet. — Gedichte gelangen stets mit dem Namen zum Abdruck, mit welchem sie gezeichnet sind. Ein Versehen kann also nur Ihrerseits vorliegen.

D. S. in K—n. Wir haben nur einen Theil Ihrer voluminösen Einsendung prüfen, aber leider nichts Verwendbares darunter finden können. Für die Folge bitten wir, unsere Bestimmungen von allgemeiner Geltung gefl. zu beachten und höchstens 5 Gedichte zu senden.

Dr. R. S.-C. in B—n. Besten Dank für Ihr freundliches Anerbieten, allein wir würden mit dem Abdruck der beiden Gedichte doch zu sehr post festum kommen.

M. v. B. in G—a „Deine Augen"; Prof.

Digitized by Google

Dr. K. Z. in M—n „Dem letzten Minnesänger"; H. D. in W—n „Die Wandervögel" mit Aenderungen; E. H. in Z—a „Up dat beſt Flag" und „De Kirchenbuß"; M. G. in S—n „Sag' an ꝛc." (wählen Sie einen kurzen, bezeichnenden Titel); Dr. H. P. in A—g „Der Wegweiſer„; W. H. in A—a „Reinhardsbrunn"; E. Z. in F—th „Ahnung"; H. W. z. Z. in D—n „Der Abend"; E. C.-M. in A—n „Ibrahim". Angenommen!

A. I. in G—a (verbrauchte Stoffe); R. H. in H—t (zuweilen verfehlt im Ausdruck); P. K. in M—n (Wortpomp ohne rechtes Leben); Graf C. Z.-L. in L—n; B. R. in D—tz (manchmal ſteif in der Diction); V. in M—n (ohne rhythmiſches Feuer); F. W. in N—g; H. G. in B—n (als Gleichniß ſachlich unrichtig); G, B. in K—ch; E. S. in A—a; V. T. in R—g; O. P. K. in L—g (zu verſchachtelter Satzbau); F. S. in S—g (ohne Originalität der Anſchauung); Frhr. v. O. z. Z. in P—a i. E. (zu flüchtige Kinder des Augenblicks). Dankend abgelehnt!

I. D. in H—g. Wir vermiſſen die Angabe der Bezugsquelle unſeres Blattes.

Dr. O. F. in Z—g. Wir müſſen um Geduld bitten. Die Einbanddecken, auf welche noch täglich Beſtellungen einlaufen, können wir nicht vor Ende des Monats bei unſerer Buchbinderei in Auftrag geben. Die Verſendung wird keinesfalls vor Mitte October erfolgen können.

(Schluß der Redaction dieſer Nummer: 13. September 1890.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Martin Greif, Helene Druskowitz, Oskar Herrmann, Guſtav Kaſtropp, Hans Herrig, Heinrich Zeiſe, Sappho Liepholdt, Robert Horath, Ernſt Müller und Georg Bachmann. — Die Seefahrer. Erzählung IV des Epos „Das Lied der Menſchheit". Von Heinrich Hart. — Wie kann die Dichtung dem häuslichen Leben des Volkes näher gebracht werden? Von Georg Klan. (Schluß.) — Bücherſchau. — Offener Sprechſaal. — Briefkaſten.

Nachdruck nur unter genauer Quellenangabe geſtattet.

Beſtellungen ſind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einſendungen an die **Redaction des „Deutſchen Dichterheim" in Dresden-Striesen.** In Commiſſion: **Trüb'ſche Buchhandlung** (A. Schmittner) in **Zürich** und **E. Steiger & Cie.** in **New-York.**

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Deutſche Poetik.

Umriss der Lehre vom Weſen und von den Formen der Dichtkunſt.

Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunſtlehre.

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Umfang 23 Bogen. Preis: brosch. 5 ℳ, Lwdbd. 6 ℳ.

Die Verfaſſer waren bemüht, in dieſem Werke bei möglichſt knapper Darſtellung den überaus reichen Stoff lichtvoll und überſichtlich zu gruppiren, und ſtrebten — zum erſten Male auf dieſem Gebiete — eine Aneignung und Verarbeitung der neueren äſthetiſchen Strömungen an.

Das Volkramslied.

Ein Sang aus unſeren Tagen.

Von

Julius Grosse.

2. Auflage.

18 Bogen. Preis: brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ.

Didaskalia: Das „Volkramslied" repräſentirt die Höhe unſerer poetiſchen Kultur.

Gunhild.

Ein Heldengedicht.

Von **Guſtav Kaſtropp.**

15 Bogen. Preis: brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ.

Ueber dieſe Dichtung ſchrieb Karl Goedeke dem Verfaſſer:

Die Kraft, Tiefe und Friſche der Stimmung haben mich ſteigend gefeſſelt und mir ſtets neue Rührung abgezwungen.

Stimmen aus dem deutſchen Dichterwalde.

Ein Muſenalmanach für das deutſche Haus.

Herausgegeben von **A. Heinze** und **P. Heinze.**

Originalprachtband mit Goldſchnitt und dem Portrait Carmen Sylva's.

18 Bogen, 8°. Preis: eleg. geb. 4 ℳ.

Gegenwart: „Die Herausgeber haben mit Kennerblick eine Sammlung ausgewählt, die, mit einigen Ausnahmen, auch zur Zeit unſerer klaſſiſchen Poeſie **unter Schillers und Goethes Augen Anerkennung würde gefunden haben.** Es finden ſich **wahre Meiſterſtücke** formaler Vollendung in unſerem Muſenalmanach." (Klaus Groth.)

Gedichte

von

Reinhold Fuchs.

11 Bogen, 8°.

Preis: broch. 3 ℳ, eleg. geb. 3 ℳ 60 ₰.

Dieſe dem Grafen Schack gewidmete Sammlung des bereits mehrfach preisgekrönten Dichters zeichnet ſich durch Gedankentiefe und blendende Formenſchönheit in gleichem Maaſſe aus.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Heimwärts.

Ein dürrer Eichbaum droht in's Land,
Dort sitz' ich, mein Leid zu klagen;
Die Ostsee schäumt, Staub deckt den Strand,
Die Blätter wirbeln, jagen.

Die Freunde gut, die Liebchen blond,
Daran mein Herz gehangen,
Wo blieben sie? Am Horizont
Verweht, vorausgegangen.

Verfehlte Liebe, verlornes Glück —
Nun auf durch Erdenschauer,
Unsterblich Herz, zu Gott zurück
Zum Frühling ew'ger Dauer.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Digitized by Google

Litterarische Vorschau.

Von **Heinrich Bulthaupt.**

(Schluß.)

Was sich in Deutschland in ähnlichen Geleisen bewegt, hat sich bisher auch nicht annähernd zu gleicher Bedeutung, zu gleichem Einfluß zu bringen vermocht, und eine Schaar jüngerer Poeten, die sich vor etwa zehn Jahren zu einer Art Schule zusammenzuschließen begann (das sogenannte „jüngste Deutschland"), hat sich längst wieder separirt: ein Jeder geht seine eigenen Wege, fast Alle warten noch auf ihren großen Erfolg, und prüft man sie auf Herz und Nieren, dann ist fast Keiner unter ihnen, der nicht die Bezeichnung „Naturalist" von sich abwehrte. Es sind unleugbare Talente darunter, aber zum Theil sind sie confus, zum Theil beuten sie die „neue Bewegung" nur aus, um von sich reden zu machen und das Publikum durch die ärgsten Eruditäten anzulocken, zum Theil stehen sie auf der bedenklichen Grenzlinie zwischen Genialität und Geisteskrankheit und verrathen von dieser leider mehr als von jener. Die Tüchtigeren von ihnen werden sich durchringen, und bescheiden begeben sich ihrer einige schon der verwegenen Himmelsstürmerei. Die Sterne hängen zu hoch für sie und ein kleiner, aber nachweisbarer Erfolg bei einem engen Leserkreise scheint ihnen mit Recht werthvoller als eine imaginäre Umwälzung des ganzen litterarischen und von der Litteratur zehrenden Deutschlands. Die Revolution, die sie als „Schule" gemacht, ist eine Revolution auf dem Papier geblieben, und bei den vielen dickleibigen Romanen, den zahllosen Dramen, die ein muthiger Verleger unermüdlich zu Dutzenden in jedem Jahre auf den Markt gebracht, hat kaum Jemand seine Rechnung gefunden: sie sind ungelesen geblieben. Der Kampf, der hier und da für und wider sie entbrannt ist, hat sich in den Lüften ausgetobt: dem Publikum ist er nicht zum Bewußtsein gekommen. Was Wunder, daß sie dieses Scheingefechts endlich selber müde werden, daß die wirklichen Begabungen aufhören, immer auf's Neue den alten Schlachtruf anzustimmen, und daß sie sich vorsetzen — das Einzige, was ein Künstler thun sollte — mit Thaten und nicht mit Worten zu zahlen. Und diese Thaten werden sich immer weiter vom Naturalismus entfernen, der in seiner äußersten Consequenz sehr bald nur noch den theoretisirenden Schwätzern und den Talentlosen gehören wird.

Nun giebt es ja zwar in der Reichshauptstadt eine Pflanzschule des consequenten Realismus oder Naturalismus: die „freie Bühne". Einige jugendliche Kräfte haben sich dort mit der Schaustellung ihrer Erstlingsdramen ihre Sporen geholt, zum Theil unter den lebhaften Protesten der Zuschauer, denen man es nicht verdenken konnte, daß sie sich von der Misere und dem Cynismus dieser Worte, dieser Handlungen so angeekelt und beleidigt fühlten, daß sie weder Zeit noch Lust fanden, darüber nachzudenken, ob sich unter dieser schmutzigen Kruste ein bildungsfähiges Talent regte oder nicht. Die starken Seelen, welche die sogenannte „Wahrheit", die sich nirgends so wie in den Dramen der „freien Bühne" mit der Gemeinheit und Häßlichkeit deckt, über Alles setzen, glaubten auch eins der natürlichsten Gefühle, das Schamgefühl, aus dem Reich der Kunst verbannen und der Wahrheit um jeden Preis unterordnen zu müssen — und die Gutmüthigkeit der Hörer ging nicht weit genug, das zu ertragen. Ob die „freie Bühne" auf diesem Wege verharren, ob sie sich überhaupt noch einen Winter hindurch lebensfähig erweisen wird, steht zunächst dahin. Daß ihre jugendlichen Schützlinge, deren dramatisches Vermögen mir außer Frage steht, über kurz oder lang einlenken werden, bezweifle ich keinen Augenblick, und vielleicht fühlt sich auch einmal der Eifer ihrer kritischen Evangelisten ab. Oder sollte man wirklich ungestraft unter Palmen wandeln? Sollte man eine Schiller-Biographie schreiben können (wie Otto Brahm es thut) und im Ernste, wenn man den Genius so richtig erfaßt wie er, seines Geistes keinen Hauch verspüren, dieses Geistes, dem das künstlerische Formgefühl in jeder Ader lebte, oft so stark, daß der irdische Stoff sich unter seiner bildenden Hand allzusehr verflüchtigte? Wohl hat auch Schiller seine „Räuber" und „Kabale und Liebe" geschrieben, in engster Fühlung mit dem lebendigen Geist seines Jahrhunderts — aber was andres als dies hätte der moderne Naturalismus mit ihm gemein, es müßten denn die Uebertreibungen, die Rohheiten eines noch ungeläuterten Ausdrucks sein? Gewiß hat der Dramatiker ein volles Recht, wie Schiller es gethan, die Geistesschlachten seiner Tage in seinen Werken zu schlagen und zu beenden — aber ist er ein Dichter, dann wird sein leuchtendes Beispiel ihn hoch über die dumpfen Niederungen des Naturalismus empor in das Reich einer Schönheit tragen, die sich dem Schöpfer des „Wallenstein", dem Poeten und dem Philosophen eng und unzertrennlich mit der Wahrheit verband. Hier heißt es: Eins oder das Andre, entweder Schiller oder der Naturalismus — Beides ist auf die Länge unvereinbar. Erfährt aber einer der beredtesten und geschicktesten Wortführer und Vorkämpfer der „freien Bühne" diesen Zwiespalt in seiner eignen Brust — sollten die Deutschen im Reich, die jedes kleine Lüftchen, das in Berlin weht, in Gedanken zu einem Orkan umwandeln, der die Bäume entwurzelt und die falben Blätter vor sich hertreibt, nicht stutzig

Digitized by Google

werden und die Bedeutung des consequenten Naturalismus, der in Berlin seine Orgien gefeiert, auf ihr richtiges Maß zurückführen müssen? Berlin, das große, schöne, mächtige Berlin, ist nicht Deutschland, und das litterarische Leben dort deckt sich nicht mit dem unseres großen Vaterlandes. Gewiß finden sich treffliche Poeten, tüchtige litterarische Kämpen, feine und scharfe kritische Köpfe in Fülle in seinen Mauern zusammen — aber jede Großstadt lockt eben so gewiß auch die Projectenmacher, die Streber, die Glücksritter an, und oft, wenn ich höre, der oder jener, dessen Talent Hoffnungen für die Kunst erweckt, habe sich entschlossen, nach Berlin überzusiedeln, gebe ich ihn mit einem Gefühl der Wehmuth und der Furcht verloren, in dem nervösen Hasten, der wilden Jagd nach dem Erfolg könne sein besseres Theil verloren gehen. Wem es nur darum zu thun ist, rasch in der Leute Mund zu kommen — gewiß, den wird die Reichshauptstadt nicht enttäuschen, aber dem echteren Sinn wird mit dem Ruhm, der ihm aus seinem Domicil mehr als aus seinen eigenen Werken erwächst, wenig gedient sein. Die Einsichtigeren im Reich lassen sich denn auch durch die specifischen Berliner Erfolge nicht täuschen. Sie können nicht zugeben, daß der Berliner Genius, dieser in seiner Klugheit, seinem Witz, seiner unerbittlichen Schärfe und Consequenz so köstliche Genius, den man weder missen noch sich hinwegdenken könnte, mehr als ein allerdings wichtiger Ton im großen Accord des geistigen Lebens Deutschlands, sie leugnen, daß er der Ausdruck der Gesammtheit unsres Volks, der berufene Richter der letzten Instanz ist, und will er sich ihnen als solcher aufoctroyiren, so verwahren sie sich dagegen nachdrücklichst. Uns könnte kein größeres Unglück widerfahren, als wenn sich Berlin in diesem Sinne für uns zu einem Paris entwickelte, das den ganzen Reichthum der Stammesunterschiede mit ihren mannigfaltigen Blüthen und Früchten verschlänge und nivellirte. Weder die Kunst noch die Kritik würde gut dabei fahren. Jene würde — wer weiß! —, wie es in Frankreich geschehen ist, einen phrynenhaften Habitus annehmen oder aber als Regimentstochter und Marketenderin die patriotische Lärmtrommel rühren — diese könnte für Alles, was draußen im Reich geschieht, den Blick verlieren und so lange warten, bis sich ein Werk, das vielleicht schon durch Jahrzehnte die Freude der Welt ist, in die Lichtfläche seiner Dunkelkammer schiebt. Erst dann wäre es für sie vorhanden. Wie der famose Hegelianer im zweiten Theil des „Faust", der Baccalaureus, dürfte sie declamiren: „Die Welt, sie war nicht, ehe ich sie erschuf", und die heillosesten Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit könnte ihre Gefolgschaft bilden. Schon jetzt kann man es gelegentlich erleben, daß in tonangebenden Blättern unter dem Eindruck einer einmaligen Aufführung der Stab über großangelegte Werke gebrochen wird, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, sie vorab kennen zu lernen. Jedes Mißverständniß, jeden Fehler der Regie, der Schauspieler muß dann der Dichter büßen — wen kümmert es, ob man ihm Unrecht thut? Das Publikum will womöglich schon andern Tages im Besitze seiner Kritik sein — dem Zeitungsmoloch wird der Poet zum Opfer gebracht, und der Kritiker denkt nicht daran, sich die Frage vorzulegen, wie es dem „Hamlet", dem „Egmont" und dem „Prinzen von Homburg" hätte ergehen müssen, wenn er sie unmittelbar nach der Vorstellung in aller Eile für die nächste Morgen- oder Mittagsausgabe hätte seciren sollen. Das soll nur ein Memento sein. Es leben vortreffliche Recensenten in der Reichshauptstadt genug, die die Gefahren dieser Schnellarbeit kennen und sich weise vor ihnen hüten, aber über ihnen allen könnten die Wogen zusammenschlagen, wenn sie nicht beständig die Augen offen und den Kopf hoch behielten. Wer aber an der Peripherie des Reichs wohnt und über diese Gefahren, die das Leben einer jeden Millionenstadt mit sich bringt, ein wenig nachdenkt, wird vielleicht in's Künftige weniger geneigt sein, auf jedes Berliner Urtheil unbedingt zu schwören. Er wird sich sagen, daß sich im Spiegel der Blätter der herrlichen Hauptstadt, in der die politischen Schicksale Deutschlands und Europas gesponnen werden, auch das nichtigste Ereigniß hundertfach vergrößert darstellt; er wird dieses Plus von der Rechnung streichen und die Dinge sehen, wie sie wirklich sind.

Sollte es mit dem Naturalismus anders bestellt sein? Er hat sich zwar überall sein Haus gebaut, aber seine extremste Gestalt hat er in Deutschland doch in Berlin angenommen; dort leben ihm seine feurigsten Vertheidiger, dort hat man ihm die üppigsten Gräuelfeste bereitet. Nun denn — denken wir an das Vergrößerungsglas, reduciren wir das, was wir sahen und sehen, auf das richtige Maß. Wie die Uebertreibung dort ärger ist, als irgendwo sonst, so wird sie auch länger dauern. Eben dort wird ihm aber auch die entscheidende, heilsame Zucht werden. Der gesunde und wahrhafte Sinn, der kritische Geist Berlins wird ihn abschütteln, und endlich wird an dem inneren Widerspruch mit dem Wesen der Kunst auch der consequenteste Naturalist zu Grunde gehen. Der Morast wird den Tempel, den man auf ihm errichten zu können geglaubt hat, hinabschlingen — wer auserwählt ist, der sammle die Trümmer und errichte auf festerem Grunde, in reinerer Luft, näher den Wolken, den neuen Bau!

Digitized by Google

Die Gletscherfee.

Im weißen Todtenkleide
Schlummert die weite Welt,
Und graue Wolken jagen
Vorüber am Himmelszelt.

So öde, so todt ist Alles
Dort oben auf der Höh';
Ein Wanderer nur geht müde
Noch durch den tiefen Schnee.

Es dunkelt schon im Thale,
Die Nacht steigt schwarz empor;
Der Klang der Abendglocke
Tönt leise an sein Ohr.

Er setzt sich hin und stützet
Den Kopf in seine Hand:
„So seh ich dich nun wieder,
Mein liebes Heimatland!

Wie schien so hell die Sonne,
Als ich von hinnen zog;
Nun ist's so kalt und traurig,
Da Alles mich betrog.

Im fernen, fremden Lande
Hab' ich verträumt die Zeit;
Verrauscht sind schnell die Stunden
In Liebe, Glück und Leid.

Verrauscht gleich flücht'ger Welle
Ist auch das flücht'ge Glück;
Verbittert und gebrochen
Kehr' ich nach Haus zurück! —

Als fort ich zog, da küßte
Mich noch mein Mütterlein
Und sprach zu mir mit Thränen:
Gedenk dort draußen mein!

Vergiß in weiter Ferne
Die alte Heimat nicht;
Kehr' wieder, eh' der Mutter
Das treue Auge bricht.

Da bin ich! — Und nun haben
Sie gestern eingescharrt,
Die mein in treuer Liebe
Und Sehnsucht hat geharrt.

Ihr Auge ist erloschen,
Mein letzter, trauter Stern! —
Nun will ich wieder ziehen
Hin in die weite Fern! —

Wie dort die Gletscher schimmern
Im falben Abendschein,
Da fällt ein altes Märchen
Mir wieder traumgleich ein.

Dort auf den weißen Firnen,
Da thront im ew'gen Schnee,
Im schimmernden Palaste
Die weiße Gletscherfee.

Und wenn ein müder Wandrer
Verirrt in ihr Revier,
Dem Alles hier gelogen,
Kein Glück geblüht allhier,

So schlingt um seinen Nacken
Sie ihren weißen Arm,
Und herzt ihn sanft zu Tode,
Entrückt ihn allem Harm.

Versunken ist mein Lieben,
Nichts, nichts als Leid und Weh! —
Ich wollt', du wärst kein Märchen,
Du schöne Gletscherfee!

Ich wollt', du stiegst hernieder
Und trügst mich in dein Haus,
Und herztest mich zu Tode,
Und küßtest das Leben mir aus! —

Der falbe Mondenschimmer
Durch graue Wolken bricht,
Die weißen Gletscher glänzen
Im hellen Silberlicht.

Der Wind weht kalt und eisig, —
Der Wandrer merkt es kaum;
Still sitzt er, tief versunken
In seinen Kindertraum. —

Da — ist es Traum, ist's Wahrheit,
Herab schwebt's von der Höh',
Im Mondenscheine flattert
Das Kleid der Gletscherfee.

Mit kalten, eis'gen Armen
Umschlingt ihn sanft das Weib;
Ein süßer, sel'ger Schauer
Durchrieselt seinen Leib.

Digitized by Google

„Komm' mit, so flüstert's leise,
Du müder Wandrer du;
Komm' mit, in meinen Armen
Find'st du ersehnte Ruh!"

Und sanft fühlt er erhoben
Sich in die Abendluft,
Die wie von tausend Blüthen
Versüßt ein Märchenduft.

Und Melodieen klingen
An's Ohr so leis und lind,
Und um die Stirne säuselt's
Wie warmer Frühlingswind.

Das murmelt, singt und klinget,
Das küßt und kost und lacht, —
Bis endlich Alles sinket
In tiefe, dunkle Nacht! —

— — — — — — —

Die Nacht entweicht, die Sonne
Erhebt sich blutigroth;
Am Wege liegt erfroren
Ein Wandrer, kalt und todt.

Oed ist's und todtenstille
Im Wald, auf Flur und Hain; —
Die Gletscher schimmern blutig
Im Morgensonnenschein.

Robert Wach.

Edle Sitte.

Als einst ich einen Russen fragte,
Der als Rabotnik hart sich plagte,
Warum er, was er sich erringe,
Fast Alles zu den Eltern bringe
Und nicht sich dieses lieber spare
Und für das Alter aufbewahre —
Gab er als Antwort mir zurück:
„O, wüßtest Du's, welch großes Glück
Mir jeder Gabengang bereitet,
Wie Seligkeit den Busen weitet!

Und bin ich alt, dann sorgt nicht minder
Für mich auch treue Lieb' der Kinder,
Das ist in Rußland frommer Brauch,
Und wer den ehrt, den ehrt er auch."

Mir ging ein Schauer durch die Brust!
Ich fühlte mit des Braven Lust,
Die Zuversicht, der Eltern Glück
Und zog mich fast beschämt zurück.

Karl Abenhausen.

Die Nacht.

Einsam steh' ich am Fenster,
Seh' in die Nacht hinaus —
Und dunkel wie auf Erden
Sieht mir's im Herzen aus.
Doch über'm Erdengrunde
Mild strahlend seh' ich fern
Wie Tage der Erinn'rung
Am Himmel Stern an Stern.
Da ist's, als ob die Seele
Sich schwänge himmelwärts,
Als ging ein Sternenschimmer
Süß lindernd durch das Herz —
Ich athme Düfte wieder
Der Lenze, die verblüht,

Das Lied verhallter Träume
Klingt leise in's Gemüth:
Und Heimat, Jugend, Liebe,
Das Glück, das ich verlor,
Steigt aus der Seele Grunde
Wie Sternenglanz empor.
Da schweigt auf Augenblicke
Der Sehnsucht heiße Qual,
Da trinkt an Himmelsfrieden
Das Herz sich satt einmal.
Und still in sel'ges Träumen
Verliert sich ganz der Geist —
Bis graue Morgendämm'rung
Den neuen Tag verheißt.

Herm. Weise.

Digitized by Google

Schicksal.

Er hatte unter'm Rauschen der Cypressen,
Im fernen, schätzereichen Wunderland
Die Heimat und vergangne Zeit vergessen
Und freute sich an seiner Güter Tand.
Er hatte Glück gehabt — in vollem Regen
Goß ihm Fortuna ihre Gaben aus,
Was er begann, gelang ihm allerwegen,
Und zum Palaste gipfelte das Haus.

Wenn früh das Zwielicht durch die Fenster blinkte,
Da eilte er zur Jagd im grünen Wald —
Wie ihm die Sonne hell entgegenwinkte,
Wie ihm das Hifthorn froh zu Ohren schallt'!
Und sank der Nacht geheimes Dunkel nieder,
Wie lachten sie bei'm schäumenden Pokal;
Es schwirrten durch die Luft berauschte Lieder,
Und widerhallte der geschmückte Saal.
Von Wand und Decke goß (wie von Gestirnen
Der Nacht) sich aus den Ampeln magisch Licht,
Es tanzten leichtbeschwingt und keck die Dirnen —
Da blieben Leid und Sorgen länger nicht.

Die Gläser klirren und die Walzer jagen,
Er schaut von oben in die wilde Lust,
Da plötzlich fährt er auf: „Zurück! was nagen
Der Reue Schlangen noch in meiner Brust?
Es ist vorbei! kein Mensch hat es gesehen,
Und was ich damals that, es mußte sein!
Fort! — was vor zwanzig Jahren einst geschehen,
Das hüllt mit Nacht die finstre Erde ein.

Ich war noch jung und stand in rüst'gem Alter,
Ich liebte meiner Base Töchterlein —
Da merkte ich, daß unsres Guts Verwalter
Sich auch bewarb, ihr Theuerster zu sein.
Und als vor ihr zu mitternächt'ger Stunde
Ich auf dem Knie mich bebend niederließ,
Las zitternd ich von ihrem Rosenmunde,
Was meiner Zukunft Schicksal mir verhieß.

Da, als sie mich mit kaltem Sinn verstoßen,
Als sie gestand, daß sie den Andren liebt' —
Der Stahl war nah, wild meines Herzens Tosen,
Und eine dunkle That ist rasch verübt . . .
Ich mied der Heimat blühende Gefilde,
In fremden Landen irrte ich umher,
Um zu entfliehn dem blutbetrieften Bilde,
Um zu vergessen, daß ich „Mörder" wär'.

Was klebt ihr euch an meines Fußes Sohlen,
Was höhnt ihr meiner, Furien der Nacht? —

Digitized by Google

Ich seh zwei Augen — Augen, schwarz wie Kohlen,
Und einen Mund, der niemals wieder lacht!
Kennst du die Todte dort im rothen Blute,
Kennst du den kalten, stieren Todtenblick? —
Ein Mißton meinem wilden Uebermuthe,
Was bannst du dich in meine Näh' — zurück!

Vom Trinkplatz fort, ihr finsteren Dämonen! —
Füllt mir den Becher mit Champagnerwein!
Wir leben hier in andrer Herren Zonen,
Und mein Gewissen ist von Sünde rein.
Umgieb mit deinem Glanz mich, bunter Flitter,
In deine Arme, freudenreiche Welt! —
Das Leben ist ein Rausch, aus dem man bitter
Bisweilen trunken auf den Boden fällt!"

Otto Wenck.

Grabgesang einer indianischen Mutter.

(Nach Chateaubriand.)

„Es grüßt dich still Areskui,
Der Manitu des Krieges;
Dein Häuptling freut sich", sprachen sie,
„Im Seelenland des Sieges!

Auf seinen Hügel pflanzten wir
Den Baum des Schlafs, der Tränen." —
Vergebens nun wird Mila hier
An seine Brust sich sehnen!

Sein Wigwam steht jetzt freudenleer,
O, daß der Jammer schwiege! —
Doch was bewein' ich dich so sehr
In deiner Erdenwiege,

Mein Erstgeborner? Lieblich ist
Das Loos, das dir beschieden,
Du schlummerst nach so kurzer Frist
Hier schon in Glück und Frieden.

Der junge Vogel, wird er groß,
Muß suchen sich die Speise,
Das Nest der Mutter läßt ihn los —
Das ist die alte Weise.

Ach, wird er in der Wildniß nicht
Manch bittres Körnlein finden?
Schleicht Argliſt nicht im Dämmerlicht,
Die Schlingen ihm zu winden?

Dir blieben fremd noch Schmerz und Harm,
Des Lebens bange Sorgen,
Du lagst in meinem Mutterarm
Vor allem Leid geborgen.

Der unerschlossnen Knospe gleich,
Die alle Düfte heget,
Wardst du in deiner Unschuld reich
Zum Schlummer hingeleget.

O glücklich, wem im Unschuldstraum,
Vom duft'gen Lenz umgaukelt,
Leicht schwankend unter'm Ahornbaum
Der Tod die Wiege schaukelt!

Den sehrte noch kein Sonnenbrand,
Wie warmer Lüfte Fächeln
Umkoste ihn der Mutter Hand,
Ihr sel'ger Kuß und Lächeln.

Mich zieht das Weh, die Sehnsucht her,
Daß ich mich an dich schmiege!
Doch was bewein' ich dich so sehr
In deiner Erdenwiege?

Den Gatten nahm Areskui —
Wann stillst du, Tod, mein Sehnen,
Wann weihen meinem Grabe sie
Den Baum des Schlafs, der Thränen?

Ernst Hacker.

Digitized by Google

Tagebuchblätter.

(Weimar 1884.)

Von **Julius Grosse.**

I.

Treibsand das Leben ist, denn wo wir wandeln,
Weicht unter uns der Boden mit der Zeit;
Zum starren Dulden wird zuletzt das Handeln,
Wo Blumen sproßten, liegt die Flur verschneit,
Die treusten, besten Herzen sind versunken,
All' Menschenleben steuert in das Leid. —
Fühlloser Fels, mit nie geweckten Funken,
Du starrst zum Himmel schon Jahrtausende
Und hast der Urzeit Schöpfungsluft getrunken.
Du ragst und schlummerst, während brausende
Aeonen schwanden. Dann noch wirst du dauern,
Wenn aller Menschheit Staub in sausende
Atome stiebt. Soll ich dich nun betrauern?
Soll ich dich ehren, fühllos grauer Stein,
Sinnbild des Tods? — Wo bleibt des Todes Schauern?
Du hast Beharren, Dauer du allein,
Und so bist du auch Sinnbild ewigen Lebens.
Fast möcht' ich wünschen, solch ein Fels zu sein!
Wohl denn: Wo marmorfest das Mark des Strebens,
Ausdauernd edler Stolz im Schicksalsföhn,
Da stiebt der Jahre Treibsand auch vergebens
Um freier Mannesseelen Felsenhöhn!

II.

Zuweilen ist's, als riß der dunkle Schleier,
Der jene Welt hüllt, wie der Zukunft Schooß,
Des Daseins Räthsel lichten dann sich freier,
Und trostverklärt scheint alles Menschenloos.
Oft fühlt' ich so in solchen Segenstagen,
Und Riesenbilder standen um mich groß. —
Gleichwie vom Traum entzückten Schauns getragen
Aufschwebt' ich trunken zu der Menschheit Höh'n
Und schien entrückt der Erde Leid und Plagen. —
Ich fühlte mich, kaum weiß ich wie's geschehn,
Reich wie ein Crösus auf umsonnten Hügeln,
Des Elends Winter wich des Glückes Föhn.
Zu fernsten Zeiten schwebt' ich wie auf Flügeln,
Gestillt ward jeder Leidenschaft Gelüst,
Geheilt auch ward ich von kurzsichtigem Klügeln
Von Lichtgestalten, die mich hold begrüßt.
Es war ein leuchtend Ineinanderweben
Von Geistersphären, wo kein Weltleid büßt.
Des Daseins Räthsel wichen lichtumgeben,
Wie Rauch entschwand jedweden Irrthums Wahn,
Der sonst vergiftet manch ein Menschenleben. —

Digitized by Google

Bergaufwärts ging die stolze Siegesbahn,
Zum höchsten Ziel fand ich die rechten Pfade
Und ward von hohen Meistern mild empfahn.
Wo seid ihr Segenstage, reich an Gnade? —
Und doch, ob auch gebannt an Zeitlichkeit,
Die irdische Brust im Morgenroth nur bade,
Der Weihen Zauber blieb für Lebenszeit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kranke.

Mich duldet's nicht
Unter euch, ihr schönen,
Ihr stolzen Menschen,
Denen des Lebens
Strotzende Vollkraft
Aus dem Auge loht.
Mein Mark, mein Gebein,
Nicht gleicht es dem euren
Und nicht so weich,
So rosigen Hauches
Ist mein Vließ. —
Genug des Trostes!
Genug der Güte! —
Was wollt ihr länger
Bannen den Kranken
Unter Gesunde,
Paaren das frische,
Knospende Leben
Dem welken,
Dem siechen? — —
In den stillen,
Herbstlichen Wald
Will ich wallen,
Hinbetten mich
Am tiefen Weiher
Und lauschen der Windsbraut,
Wie sie raschelnd
Durch das Schilf fährt,
Vom Gestäude
Die letzten falben
Blätter knickt
Und in der Ferne
Zwischen der Berge
Kalten Schatten
Verröchelt . . . . .

Karl Maria Heidt.

Der Abendstern.

Verzittre nicht, mein Abendstern,
Ich habe dich immer geliebt, geliebt;
Denn du bist nah, du bist nicht fern,
Wie deine Brüder, die kalten Stern',
Und war ein Herz zergrämt, betrübt,
Du hast mit heitern Mienen
Ihm Trost herabgeschienen.

Wer weiß es, was an dir ich hab'?
Ich deut' es selber mir nicht aus,
Doch, wirst du scheinen auf mein Grab,
So scheid' ich einst gelassen ab.
Im engen, stillen, dunkeln Haus
Nicht Alles ist dann verdüstert,
Ein Hauch der Heimat flüstert.

Mein Abendstern, verzittre nicht,
Und wär' es immer nur Schein und Hauch,
Was mir aus deinem Gruße spricht,
Es träumt sich süß in deinem Licht,
Und wird so wohl, so wohl mir auch,
Als sei von Schuld und Fehle
Rein jede Menschenseele.

Ludwig Eichrodt.

Digitized by Google

Lied eines Fahrenden.

Nun singt in Strauch und Bäumen
Der Herbstwind bangen Reim;
Mag draußen nimmer säumen,
Nun fahr' ich singend heim.
Ich habe den Wein gekostet
Im „Ochsen", „Storch" und „Schwan",
Ich hab', daß kein Dreier rostet,
Manch braven Trunk gethan.

Verweht das Lied vom Märzen!
Verflammt die Rose am Dorn! —
Im Sommer will ich herzen
Die Maid im goldnen Korn;
Doch trauert im Herbst die Erde,
Dann flieht der flücht'ge Gast,
Ihm winkt bei Spinnrad und Herde
Im Städtchen süße Rast.

Im Mai lausch' ich dem Rieſel
Des Baches in dem Ried,
Im Winter singt die Lieſel
Zu meiner Laute Lied.
Es lodern des Kienspahns Flammen
Vieltraute Melodei,
Wir Zweie koſen mitsammen
Den fernen Lenz herbei.

Und kündet sich der Morgen,
Mahnt uns der Hahnenschrei,
Bet' ich in heitrem Sorgen:
„Wär' schon der Tag vorbei!" —
Das ist, was dem armen Sünder
Des Himmels Glück kredenzt:
Beim Spinnrad kost er im Winter,
Beim Weine, wenn es lenzt.

Hat uns das Glück auch betrogen
Um glänz'gen Silberling,
Sind Dirnen uns doch gewogen
Im weiten Erdenring;
Und trauliche Schäferstunden
Mit Küssen und Sternenschein:
Für Spielleut' sind sie erfunden,
Und auch — — der goldne Wein.

Max Heißler.

Meereszauber.

O welch ein Zauber, still zu träumen
Am strauchbewachsnen Uferrand!
Der Ostsee blaue Wellen schäumen
Tief unter mir am steinigen Strand;
Weiß schimmern Felsen mir zur Seite,
Gekrönt vom Wald im Herbstkleid,
Tiefblau erglänzt die Meeresweite,
Ein Spiegelbild der Ewigkeit.

Wie fern liegt hier des Marktes Leben
Mit irrendem Parteigewog!
Wie fern das unruhvolle Streben,
Das sonst in seinen Kreis mich zog!
Der Wind nur rauscht mit leisem Wehen,
Sonst tiefe Stille ringsumher —
Mir ist, als schwebe ungesehen
Des Schöpfers Odem über'm Meer.

Der Geist, der einst am Weltenmorgen
Auf wilden Wassern ordnend lag,
Wirkt er in mir auch, stillverborgen?
Ruft er ein neues Leben wach?
Schon fühl ich mich wie neugeboren
In dieses Geistes reinem Hauch;
Vergessen ist, was ich verloren,
Und was ich litt, vergessen auch;

Den Winden geb' ich hin zum Raube,
Was mich gequält, was ich gefehlt —
Rein wird und stark mein Gottesglaube,
Der mich mit neuer Kraft beseelt;
Fest wird das Herz zu neuem Streite,
Zu neuem Wagen kühn der Muth:
O habe Dank, du Meeresweite,
Du Geist des Herrn auf blauer Fluth!

Joh. Evers.

Digitized by Google

Weltfrieden.

Ein wilder Geist durchschreitet alle Lande
Von Abels blut'gem Opferaltar her
Mit Völkermord und grausem Feuerbrande
In steter schreckensvoller Wiederkehr.
Die Trümmer Trojas häufen stumme Klagen,
Von Zion gellt ein schriller Schmerzensschrei,
Und Roms gigantische Ruinen fragen:
„Wer schuf am Tiber diese Wüstenei?"

Als Antwort heben neue Leichensteine
Sich aus der Erde blutgetränktem Schooß,
Und doch an Bergen bleichender Gebeine
Wächst noch der Menschen Hoffnung riesengroß.
Mit Flammenschrift ist's ihnen eingeschrieben:
„Wie fern es sei, das goldne Ostern naht,
Wo sich wie Brüder alle Völker lieben,
Die heute streu'n des Hasses gift'ge Saat."

Da schwillt die Brust im süßen Freiheitsrausche,
Von Gräbern hebt der Blick sich himmelwärts
Und Alles schließt in freiem Seelentausche
Sich brüderlich an das bewegte Herz.
Die eh'rnen Glocken stürmen Friedenslieder,
Und leuchtend auf der Menschheit Banner steht:
„Heil uns! der Himmel steigt zur Erde nieder;
Der Tag erwacht, die dumpfe Nacht vergeht!"

Ein Traum — nicht mehr. In mitternächt'ger Stunde
Lügt er der Welt den hellen Morgen vor.
Die Schläfer staunen ob der Siegeskunde,
Und donnernd bricht ihr Jubelsturm hervor.
Er schweigt gar bald. Der Wahn ist schnell zerflossen;
Die alte Hyder hebt ihr giftig Haupt,
Und blutend unter wilden Schlachtenrossen
Vergißt das Herz, was es so gern geglaubt.

Doch morgen an den wüsten Trümmerstätten
Lockt wieder trügerisch Sirenenklang,
Und weiter gehn an wirren Traumesketten
Bethörte Menschen ihren dunklen Gang.
So kommt die lange Nacht heraufgezogen,
Das Nichts, in das der Weltenbau zerstiebt,
Und jetzt erscheint der ew'ge Friedensbogen,
Wo's keine Menschen mehr und Erden giebt.

Otto Fiedler.

Digitized by Google

Meinen Freunden.

Was ich empfing, gern hab' ich's euch gegeben
Und war beglückt, habt ihr's gut aufgenommen,
Jedoch wenn ich trotz meinem besten Streben
Gar nichts bekam, was solltet ihr bekommen!

So laßt doch euer Drängen, euer Schelten,
Mit dem ihr freundlich peinigt mich auf's Neue,
Mir thut's am wehesten, daß ich so selten
Mit meinen Liedern euer Herz erfreue.

Hermann Allmers.

Der schöne Morgen.

Nun rieselt's in allen Gründen,
Vom Berg grüßt rauschend der Föhn,
Mir will sich das Glück verbünden,
O Leben, wie leuchtest du schön!
Schon will sich die Sonne entzünden
Dort über den Fichtenhöh'n.

Es zittert wie feurige Schlangen
Schon über des Seees Grau
Und schimmernde Netze hangen
Auf Kräutern und Blumen der Au.
Wie blickst du im Glänzen und Prangen
O Himmel aus Augen so blau!

So blau wie des Liebsten Augen — —
Mein Auge ist wie die Nacht:
Die Sterne der Nacht, sie tauchen
In diese blaugoldige Pracht,
Wenn unter den rosigen Hauchen
Des Morgens das Leben erwacht.

Nun sprüht es von allen Wänden,
Nun sprudelt's aus jedem Gestein —
Dort spinnen mit schimmernden Händen
Lichtalfen den Sonnenschein.
Verzaubert an allen Enden
Sind Wälder und Schluchten und Hain.

O Liebe, jungbrausende, wilde,
Dein Sonnenblick hat es vollbracht,
Nun ruhst du in leuchtender Milde
Auf zögernd erwachender Nacht;
Wie glänzst du durch alle Gefilde,
O selig beherrschende Macht!

Hermine Peter.

Waldnacht.

Im Wald wird's still. Ein Heimchen einsam zirpt
Und leise flüsternd tönt's noch in den Zweigen,
Bis auch dies Lispeln geisterhaft erstirbt:
Nun träumt der Wald. — Rings tiefes, heil'ges Schweigen.

Schon steigt der Mond am Himmelszelt empor,
Mit seinem Glanz die Erde überstrahlend,

Digitized by Google

Und auf des Waldes nächtigschwarzen Flor
Still seine zarten Silberknösplein malend.

So flicht das Mondlicht Blumen in den Kranz,
Der ewiggrün dem Wald um's Haupt gewunden.
Doch sieh, er träumt und ahnet nicht den Glanz,
Der, wenn er aufwacht, mit dem Traum geschwunden.

Benno Radeck.

Das „Dresdner Aber".

I.

„Solch hohen Gast zu bergen, ist stolz mein Sachsenland",
Sprach einst im Schloß zu Dresden, zu Kaiser Max gewandt,
Johann Georg der Kurfürst, und bot den Goldpokal
Dem Gast zum Willkommtrunke beim frohen Festesmahl.

„Am Elbgelände glüht mir der Traube edles Blut,
Und hinter festen Mauern berg' ich manch stolzes Gut,
Und hinter festen Mauern bewahr' ich Sachsens Wehr,
Da harrt manch' eisern Rüstzeug, zu schirmen Sachsens Ehr'."

Wie blitzt es von den Wänden im mächt'gen Zeughaussaal:
Das ist ein Wald von Waffen, ein eisern Arsenal.
Der Kaiser sieht's voll Staunen, dann spricht er lächelnd: „Traun,
Das ist ja, Ew. Liebden, fürtrefflich anzuschaun;

Mit diesem Lanzenwalde, mit dieses Eisens Wucht,
Da schlagen Eure Mannen den ärgsten Feind in Flucht;
Thät's Noth, Ihr könntet rüsten, wie mich's bedünken will,
Das ganze Land wohl, aber . . ." da schweigt er lächelnd still.

Und auch der Kurfürst schweiget, er kennt des Abers Sinn,
Und führt den Gast mit Schmunzeln zur Silberkammer hin.
Geblendet steht der Kaiser ob der metallnen Macht
Der ungezählten Schätze in Gold- und Silberpracht.

Der Kurfürst aber redet bedeutsam, kurz und schlicht:
„Ihr seht, mein gnäd'ger Kaiser, das „Aber" fehlt uns nicht!" —
Jahrhunderte entschliefen seit jenem Fürstenwort,
Doch treulich lebt's im Volksmund als „Dresdner Aber" fort.

Anna Voigt.

II.

Vor dem dreißigjähr'gen Kriege — Unglücksraben schrien sich heiser —
Brach, den Dresdner Hof zu ehren, auf Matthias, deutscher Kaiser;
Just ein Jahr, eh' sie begonnen, jene arge Zeit der Schrecken,
Deren Gräul noch der Geschichte Blätter wüst mit Schmach bedecken.

Beim Heranziehn jener Plage, Deutschlands Gauen wohl die schwerste,
Trug im Sachsenland den Kurhut Herr Johann Georg der Erste;
Umsichtsvoll, bedacht und weise ist er, so steht's aufgeschrieben,
Seinem Volk damit ein treuer, väterlicher Herr geblieben.

Viel nun war ihm dran gelegen, daß er seinem hohen Gaste
Alles zeige, was an Schätzen seine Residenz umfaßte —
Die nach Drang- und Sturmeswirren sieghaft schön auf uns gekommen,
Elbflorenzens Sterne waren damals kaum der Nacht entglommen.

Digitized by Google

Und der Kurfürst wies dem Kaiser Schloß, Museen und Kathedrale,
Wies ihm schmuckerstandne Bauten, führt' ihn nach dem Arsenale,
Wo, was je mit Schlachttrophäen Sachsens Waffengut bereichert,
Von den Ahnen seines Hauses zum Bedarf ward aufgespeichert.

Deutschlands Herrscher sah verwundert nach den reichgespickten Wänden,
Manch ein Stück auch wog er prüfend, musternd in den feinen Händen;
Kettenpanzer, Eisenhauben, Lanz' und Küraß (Reiterwehre),
Armbrüst' zum Gebrauch der Schützen, Piken, Schwerter, Aexť und Speere —

Dann, in Ordnung aufgefahren, sah er die Kanonenschlünde,
Grob Geschütz! als Kugelproben Vier- und Zwölf- und Sechszehnpfünde;
Auch der Festungswall-Erstürmer scharf Geräth in Dutzend Arten,
Alles wohlgefügt, im Stande, wie man's braucht zu blut'gen Fahrten.

„Peinigt Krieg uns, streitgerüstet sehn Wir Euer Liebden mächtig!"
Sprach zum Kurfürsten der Kaiser endlich seufzend und bedächtig —
„Ganz die Reichsarmee zu wappnen, fehlt's Euch kaum an Stahl und Eisen,
„Aber . . ." doch den Rest verschwieg er — hm! die Zukunft mag beweisen.

Auch Johann Georg, der Sachse, schwieg; es dünkt ihm so gerathen —
Nur ein Prahlhans prunkt mit Worten; wer was kann, bezeugt's in Thaten;
Aber — wer dem Kaiser Truppen stellt in's Feld und nährt sie alle,
Der gebraucht, das weiß der Kurfürst, Viel von edlerem Metalle.

Aus dem Zeughaus schritt man weiter; mehr noch gab es zu beschauen,
Auch die Fernsicht längs der Elbe schien den Kaiser zu erbauen;
Immer später wurd's am Tage — jedes Ding hat seine Weile —
Noch ein Festmahl gab's im Schlosse und der Marschall trieb zur Eile.

„Einen Blick noch", rief der Kurfürst, nicht die Langmuth zu verdrießen,
„Thun wir, ehe diesen Rundgang Dero Majestät beschließen,
Schnell in unsre Silberkammer, die der gnädigsten Betrachtung
Auch wohl werth!" und huldvoll schenkte diesem Wink der Gast Beachtung.

Von zween Kämmerern geleitet, war man bald am richt'gen Orte;
Schlösser knarrten, Riegel sprangen, ächzend ging die schwere Pforte;
Senkend in des Schmalgewölbes Düster sich herab von oben
Glitt ein schräger Streifen Lichtes, wie aus Sonnenstaub gewoben —

Aber was, davon umleuchtet, fahl erschimmernd gleißt und starrte,
Hielt Matthias für ein Trugbild, das ihn thörend äfft' und narrte;
Säulenhoch zu Reih'n geschichtet, sah er hier in Unzahl liegen
Platten, Barren lichten Erzes — lauter Silber, rein, gediegen —

Kaum vermocht' er sich zu fassen, nur ein „Ah!" aus offnem Munde
Und der Mienen stumme Frage gab von seinem Staunen Kunde —
Doch Johann Georg, der lächelnd dieses Augenblicks sich freute,
Sprach: „Hier liegt, was zu bereden Majestät heut früh gereute!

„Dies der Kern, den jenes A b e r uns verschloß am heut'gen Morgen,
Majestät! und somit, hoff' ich, hält der Himmel uns geborgen" —
Doch der Kaiser drückt dem Sprecher hocherregt die Hand und wendet
Sich zum Gehn und sagt: „Vortrefflich habt Ihr Unsern Satz vollendet." —

Bald nach jenem Tag erfuhr es so der Kurfürst, wie der Kaiser,
Was schon längst die Unglücksraben prophezeiten schrill und heiser:
Um den Glauben an die Liebe häuften Zwist und Hader Schande —
Krieg brach aus und seine Furie sog das Mark der deutschen Lande.

Und das „Aber" kam zu Ehren! große Schäden mußt' es heilen —
Lücken stopfen, Wunden pflastern, Brod den Hungrigen vertheilen;
Aus dem Dresdner Silbervorrath ward ergänzt durch ein metallen
Klingend Schlußwort Viel, das heute Ruhm erwirbt und Wohlgefallen.

Sappho Liepholdt.

Digitized by Google

Litteratur und Kunst.

Gustav zu Putlitz ist am 5. September auf seinem Gute Retzin im 70. Lebensjahre gestorben. Der Dichter war von 1863—1867 Intendant des Hoftheaters in Schwerin, von 1867—68 Hofmarschall des Kronprinzen von Preußen und seit 1873 Intendant des Hoftheaters zu Karlsruhe; aus diesem Amte schied er vor etwa drei Jahren, um fortan in Zurückgezogenheit auf seinem Gute zu leben. Seinen schriftstellerischen Ruf begründete er durch die feinsinnige Märchensammlung „Was sich der Wald erzählt", welche zahlreiche Auflagen erlebte; auf dramatischem Gebiete war er weniger glücklich, nur sein von urwüchsigem Humor durchstrahltes Lustspiel „Das Schwert des Damokles" und das bühnengerecht aufgebaute, belebte und von vaterländischem Geist beseelte „Testament des großen Kurfürsten" konnten sich dauernd auf der Bühne erhalten.

*

Hermann Grieben, der langjährige Redacteur der „Kölnischen Zeitung", ist, 68 Jahre alt, in Köln vor Kurzem gestorben; als Lyriker hat er sich besonders durch eine Reihe von Gedichtsammlungen bekannt gemacht, welche Wanderlust, Liebe, Wein, Vaterland — namentlich die Schönheiten des Rheingaues — verherrlichen.

*

Der Zwölfte Litterarische Congress wird am 4. October in London im Mansion House eröffnet werden. Die Schriftstellervereine Frankreichs und Deutschlands werden den Congreß, welcher eine Woche tagen wird, beschicken und sich an den Verhandlungen betheiligen. Auf der Tagesordnung steht u. A. die Nothwendigkeit internationaler Verträge zum besseren Schutze des Urheberrechtes an Schriftstücken und das Verhältniß zwischen Verleger und Schriftsteller.

*

Das Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes ist in den Verlag von F. & P. Lehmann in Berlin übergegangen; Otto Neumann-Hofer übernimmt die Redaction des Blattes.

*

Von zahlreichen, demnächst erscheinenden neuen Romanen nennen wir „Diana Abnoba. Eine Schwarzwaldgeschichte von der Baar" von Wilhelm Jensen (G. Reißner, Leipzig); „Hertha" von Ernst Eckstein (Bd. 35 der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, Verlag von G. Grote, Berlin); „Der Weltfahrer" von Wolfgang Kirchbach (E. Pierson, Dresden); „Eine Mutter" von Gerhard von Amyntor (S. Schottländer, Breslau); „Tileman vom Wege", historischer Roman von Ernst Wichert. (G. Reißner, Leipzig.)

*

Ludwig Eichrodt giebt seine „Gesammelten Dichtungen" in zwei Bänden bei Ad. Bonz & Comp. in Stuttgart heraus.

*

Von Konrad Telmann erscheint demnächst bei E. Pierson in Dresden ein neues Novellenbuch unter dem Titel „Im Rebenschatten".

*

Max Kalbecks „Gedichte" erscheinen, zum ersten Male gesammelt, in Kürze im Verlag von Freund & Jeckel in Berlin.

*

Von „Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen" erscheint soeben der erste Band, mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. (G. Grote, Berlin.)

*

Felix Dahn hat ein Festspiel zu Moltkes neunzigjährigem Geburtstag vollendet. Es ist heiter und ernst zugleich und wird am 26. October auf dem Berliner Theater (durch Barnay) aufgeführt, aber auch an alle anderen deutschen Bühnen versandt werden. Der Ertrag der Verbreitung durch den Buchhandel (Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig) ist für die Moltke-Stiftung bestimmt.

*

Hans Herrigs Luther-Festspiel ist am 20. September auch in Karlsruhe mit günstigstem Erfolg aufgeführt worden, nachdem es vorher bereits an mehreren anderen Orten Badens in Scene gegangen war; sämmtliche Darsteller waren Mitglieder der evangelischen Gemeinde. Die Fernhaltung des confessionellen Zwistes, die Betonung des rein Menschlichen in der Gestalt und des Nationalen im Auftreten Luthers ermöglicht es, daß auch auf katholischer Seite keinerlei Anstoß an der Veranstaltung dieses Festspieles in einer Stadt genommen werden konnte, in welcher die katholische Bevölkerung hinter der evangelischen numerisch nicht sehr zurücksteht.

*

Wolfgang Kirchbachs neues Schauspiel „Der Ingenieur" wird im Laufe des Winters auch am Residenztheater zu Dresden zur Aufführung gelangen.

Digitized by Google

Briefschalter.

G. B. in M—au. Zuvörderst unsern Glückwunsch! — Zu unserem eignen lebhaften Bedauern ist es uns ganz unmöglich, bei unserer außerordentlich in Anspruch genommenen Zeit brieflichen Verkehr mit unsern geschätzten Einsendern zu unterhalten. Von Ihren Gedichten scheint uns diesmal leider nichts geeignet, da dieselben zu sehr in's Romantische hinüberspielen.

B. R. in D—n „Herbstgedanken"; H. G. in B—n „Dem Poeten"; M. L. in D—n „Wandersegen"; Prof. Dr. A. E. in K—n „Wahlspruch"; Dr. A. S. in N—g „Bitte"; C P. in W—eh „Herbststimmung"; M. S. in A—a „Am Abend" (nennen Sie den Dichter des englischen Originals); R. G. in E—d „Verklärtes Licht"; I. L. in G—a „Cincinnatus"; E. P. in T—n „Im Herbstwald".

Angenommen!

P. K. in M—n (leidet an Prosaismen); H. G. in M—z; B. I. in W—n (gegenstandslos); A. I. in G—a und W. D. in D—n (Ihre Gedichte berühren die Grenze des Verwendbaren); E. S. in F—t a. M. (vielfach steif, läßt die Feile vermissen; übrigens kaum zu entziffern); K. B. in D—d (unmögliche Reime); H. S. in B—n (wohl besitzen Sie Talent, allein vermeiden Sie die Inversionen, die manierirten Wortbildungen und schlechten Reime; eine glatte und flüssige Sprache ist die elementarste Forderung, die man an den Lyriker stellen muß, sonst bliebe die Dichtung ja sogar hinter der gebildeten Prosa zurück); G. R. in B—n (erwarten Ausgeführteres); F. S. in P—f; P. S. in K—f (zu unmotivirt); H. P. in T—r; M. B. in W—g (ohne individuelle Prägung); R. M. in R—a; A. v. M. in P—w; F. K. I. in O—g (inhaltlich zu abhängig von der Form); H. B. in B—au und A. L. in N—n i. E. (senden Sie Kürzeres); B. P. F. in D—n (für cyklische Dichtungen haben wir nur höchst selten Verwendung); I K. in H—t (zu wortreich); E L. in D—n; H. K. in M—r i. W.; O. H. in V—o i. Chile (ohne kraftvoll verkörperte Idee); A. R. in B—g; W. K. in M—n (von Arbeiten so beträchtlichen Umfangs können wir keinen Gebrauch machen). Dankend abgelehnt.

☛ Hierdurch richten wir an unsere geschätzten neu hinzugetretenen Abonnenten die angelegentliche Bitte, uns durch Mittheilung von Adressen Ihnen bekannter poetisch veranlagter oder für Poesie empfänglicher Persönlichkeiten die Mittel zur Versendung von Probenummern an die Hand geben zu wollen. Wir bitten, sich zu diesem Zwecke der heute mitfolgenden frankirten Postkarte gefälligst bedienen zu wollen.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 27. September 1890.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Robert Wach, Karl Abenhausen, Herm. Weise, Otto Weuck, Ernst Hacker, Julius Grosse, Karl Maria Heidt, Ludwig Eichrodt, Max Geißler, Joh. Evers, Otto Fiedler, Hermann Allmers, Hermine Peter, Benno Radeck, Anna Voigt und Sappho Liepholdt. — Litterarische Vorschau. Von Heinrich Bulthaupt. (Schluß.) — Litteratur und Kunst. — Briefschalter.

☛ Nachdruck nur unter genauer Quellenangabe gestattet. ☚

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.** In Commission: **Trüb'sche Buchhandlung** (A. Schmittner) in **Zürich** und **E. Steiger & Cie.** in **New-York.**

Neue Geschichten.
Von **Karl Riedel.**
64 S. broch. 70 ₰. Im Selbstverlage des Verfassers, **Znaim in Mähren.**

Michael Servetus.
Ein Zeitbild aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. 31 Gesänge.
Von **Karl Riedel.**
72 S. broch. 1 ℳ. Im Selbstverlage des Verfassers, **Znaim in Mähren.**

Schriftsteller
gesucht, welcher die literar. Direction eines kleineren, vorwieg. belletrist. u. philosoph. Verlages besten Namens übernehmen wollte und sich mit 20 bis 30000 Mark an der Erweiterung desselben betheiligen könnte. Gefl. Offerten unter **H. 717** an **Haasenstein & Vogler, A. G. Leipzig,** erb.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**
Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: **Paul Heinze.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Welt.

Welch unendliches Versinken!
Welch unendliches Erstehn!
Immer neue Sterne winken,
Wenn die alten niedergehn;
Immer frische Schöpfungsblüthen
Treiben aus dem Todeswüthen.

Ewig muß der Zeitstrom schwellen,
Keine Ufer hat sein Raum;
Denn es nähren ew'ge Quellen
Seinen zeugungsreichen Schaum —;
Aber Gott im Liebesglanze
Schwebt erleuchtend durch das Ganze.

Karl Zettel.

Digitized by Google

Die deutsch-nationalen Bestrebungen auf dem Gebiete des litterarischen Lebens im siebzehnten Jahrhundert.

Von **Hugo Rheinländer.**

Die Versuche, die gegenwärtig gemacht werden, die deutsche Sprache in ihrer Reinheit wiederherzustellen, überhaupt die Betonung des Deutschthums auf allen Gebieten des geistigen Lebens, versetzen die Gemüther in lebhafte Erregung. Die ganze innere Bewegung ist nur eine natürliche Folge der großen äußeren politisch-nationalen, des mächtigen Aufschwungs des neuen deutschen Reiches seit der Niederwerfung der romanisch-französischen Kaiserherrschaft vor zwanzig Jahren. Das deutsche Gemüth hat sich wie der deutsche Geist losgerissen aus der Lethargie, in der es lange Zeit versenkt lag, und zwar ist der Ruf: Deutsch! so mächtig geworden, daß ängstliche Leute schon die Befürchtung hegen, man könne aus einem Extrem in das andere verfallen; die „Reinigungswuth" könne Ursache von Lächerlichkeiten werden. Ich glaube nicht, daß es dahin kommt; ich glaube auch, daß speciell die „Reiniger" sich hauptsächlich gegen die Französelei in der Sprache kehren, gegen die entbehrlichen französischen Fremdwörter, weniger gegen mitunter international gewordene griechische und lateinische Bezeichnungen. Damit verbunden ist der Kampf wider den französischen Einfluß überhaupt; hoffentlich wird auch auf dem Gebiete der dramatischen Kunst dem letzteren allmälig ein Widerpart erwachsen. Der Kampf gegen die übertriebene Ausländerei, namentlich gegen das Franzosenthum in unserer Zeit läßt uns nun die Blicke zurückwenden auf nicht minder große Bestrebungen mit derselben Richtung vor zwei- und dreihundert Jahren.

Versetzen wir uns in das Jahr 1600. Die große geistige Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts, der Kampf des jungfrischen Humanismus gegen die veralteten und verrosteten Lehren der Scholastik auf theologisch-philosophischem Gebiete ist vorüber. Er hat die Welt aufgeregt zu einer Zeit, in der eine neue Weltmacht, die habsburgisch-spanische, begründet wurde, die dem alten Kirchenthum ihren Schutz lieh, weil Despotismus und Obscurantismus stets gern Hand in Hand gehen. Deshalb vermochten auch die humanistisch-reformatorischen Bestrebungen nicht zu einem universellen Siege zu gelangen. Die äußere Macht der Spanier, welche sich in so ausgedehnter Weise zur Geltung brachte, hatte aber auch einen eigenthümlichen Aufschwung des geistigen Lebens in diesem Volke zur Folge. Und es hätte sonderbar zugehen müssen, wenn nun das weltbeherrschende Land nicht auch einflußreich auf das geistige Leben der Völker geworden wäre. Man merkt deutlich, wie sich gegen Ende des Jahrhunderts spanische Werke in Deutschland eindrängen, und zwar auf dem nicht ungewöhnlichen Wege die Donau aufwärts. Denn in Wien saßen doch spanische Herrscher von Ferdinand I. bis auf Leopold I., mit Ausnahme Maximilians II., der allein deutschen Geist besaß. Die Verbindung zwischen Wien und Madrid war über hundertfünfzig Jahre so innig wie kaum heute die zwischen Rom, Wien und Berlin. Eins in Glaube, Politik und Sprache waren die spanischen Philippe und die österreichischen Ferdinande. Und eng an die habsburgisch-spanische Hauptmacht lehnte sich Deutschlands größter Südstaat, Bayern, an. Der Hof zu München wurde das Abbild derer zu Madrid und Wien; hier kam denn auch der spanische Einfluß auf das Geistesleben zunächst zur Geltung. Im Gegensatze zu Bayern und Oesterreich standen die nord- und mitteldeutschen Städte und das niederdeutsche Tiefland als der Sitz des Lutherthums. Mit großer Macht strebte man hier den spanisch-katholischen Bemühungen entgegen und versuchte einen nationalen Zug in das gesammte geistige Leben zu bringen. Kampf gegen den südlichen Romanismus! das war die Losung, und diese offenbarte sich namentlich auf dem Gebiete des Dramas und der Satire. Die dramatische Dichtungsgattung in Deutschland trat dadurch im sechzehnten Jahrhundert in das zweite Stadium der Entwickelung. Kannte man vor der Reformationszeit nur die Fastnachts-(Mysterien-)spiele und die Narrenkomödien mit unkünstlerischer, rein epischer Darstellungsweise, so entwickelte sich nun die Dramatik auf zwei neuen, bald nebeneinander, bald ineinander laufenden Bahnen. Das Bürgerthum, das Volk verlangte nach wie vor Ergötzung durch die Bürgerspiele, und so blieben die geistlichen wie die weltlichen Schauspiele bestehen. Aber die Bezeichnung Passionsspiele paßt nicht mehr auf die ersteren. Luther hielt es nicht für zulässig, daß man das Leiden des Herrn in der mittelalterlichen Weise der Menge also trivial vor Augen führe. Namentlich mußte die Person des Teufels mit ihren Späßen wegfallen. Da indessen eine lustige Person verlangt wurde, auch in tragischen Stücken, so konnte die Einführung des „Narren" statt des Teufels nicht verhindert werden. Stoff zu den neuen geistlichen Spielen lieferten die Geschichten der Bibel in Menge; nennen wir nur die Historien von den Erzvätern, von Judith, Tobias, Susanna, Herodes u. A. Die Fastnachtsspiele, die weltlichen Charakter trugen, sonderten sich mehr und mehr von den geistlichen. Der größte Volksdichter auf

Digitized by Google

dramatischem Gebiete war bekanntlich Hans Sachs († 1576) in Nürnberg, der aber nur als das Haupt vieler Dutzende von Nachtretern erscheint. Denn wir dürfen nicht glauben, daß dieser fruchtbare Mann allein dagestanden habe; in jeder Stadt gab es Hans Sachse, und jede Stadt hatte ihre Schaubühne. Allerdings ragt der Nürnberger Dramatiker thurmhoch über alle Genossen hervor. Gegenüber diesen Volksdichtern standen die Schuldichter. Als erster derselben kann Sixtus Birk gelten. Die Schuldichter strebten, entgegen dem regellosen Aufbau des volksthümlichen Dramas, einen kunstgerechteren im Sinne der antiken römischen und griechischen Schauspiele an. Die Komödien des Terenz wurden, da Luther sie befürwortete, in den Schulen übersetzt und sofort von Schülern und Lehrern nachgebildet, ein Verfahren, gegen das hundert Jahre später A. H. Franke eiferte. Die Sprache, in der die Dichtungen entstanden, war die deutsche oder die lateinische; Thomas Naogeorg und Nicodemus Frischlin waren die hauptsächlichsten Dichter der Schulkomödienzeit am Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Nicodemus Frischlin ist auch als Satiriker bekannt, einer der wenigen, welche der Lutherismus hervorgebracht hat. Die lutherische Dramatik und Satirik kehrte ihre Spitze grundsätzlich gegen das Papstthum und die spanische Weltherrschaft. Sind auch die Stoffe der Dichtungen nicht originell, sondern entliehen, so erscheinen die Personen doch typisch. Manchmal leuchtet das Bestreben geradezu hervor, daß man antike Stoffe nur deshalb wählte, um die Personen der Zeit, welche gegeißelt werden sollten, unschädlicher einkleiden zu können.

Erneuert wurde die halbnationale Strömung in der lutherischen Dramatik theilweise durch den Einfluß aus dem germanischen Auslande, der namentlich auch auf das Aeußere der Darstellung wirkte. Um 1590 kamen, wie schon vorher vereinzelt, nun in Menge englische Komödianten nach Nieder- und Mitteldeutschland, um in den größeren Städten ständige Bühnen zu gründen. Namentlich in den kleineren Residenzen fanden sie an den Fürsten ihre Gönner. Sie brachten einen neuen Schauspielapparat mit und huldigten einem dem derben Volksgeiste damaliger Zeit entsprechenden Naturalismus. Unser heutiger Naturalismus bedeutet theilweise einen Rückfall in die grobsinnliche Darstellungs- und Ausdrucksweise jener Zeit. Binnen wenigen Jahren hatten die Engländer mit ihren Stücken (unter denen sich schon der Marlowe'sche „Faust" befand) die Hans Sachsischen verdrängt, und ihre vollständige Bühnenherrschaft drohte den nationalen Aufschwung, der kaum begonnen hatte und den die Engländer anfangs zu unterstützen schienen, wieder zu ersticken. Noch wußte ein anderer Nürnberger, Jacob Ayrer († 1605), der unter kluger Benutzung der Regeln der englischen Schauspielkunst dichtete, eine Zeit lang die deutschen Stücke über Wasser zu halten. Bald spalteten sich die Anschauungen. In Mitteldeutschland fand das ausländische Theaterwesen seine Centralisation am Hofe des Landgrafen Moritz des Gelehrten von Hessen-Kassel (1592—1627). Dieser Fürst begünstigte die Engländer in hohem Maße und zeigte sehr viel Sympathie für ihre Bestrebungen. Im Jahre 1620 errichtete er in Kassel eine Hofbühne, die erste in Deutschland, und auf derselben führten die fremden Spieler altklassische und englische Stücke auf. Dramen von Marlowe und Shakespeare, welch letzterer Dichter wenige Jahre vorher gestorben war, zu sehen, war den Kasselanern nichts Neues. Nach dem Vorbilde des hessischen Landgrafen verfuhren viele andere mitteldeutsche Fürsten, die sich englische „Banden" oder „Truppen" hielten. Seltsam — nach einem Vierteljahrhundert war der Name Shakespeare in Deutschland kaum noch bekannt! Gegen diesen überwiegenden Einfluß englischer Stücke verschloß sich der niederdeutsche Centralisationspunkt des Theaterwesens: die Wolfenbütteler Bühne. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (1589—1613) nahm zwar englische Schauspieler an seinen Hof, ließ aber durch dieselben deutsche Stücke, von denen er eine große Anzahl selbst dichtete, aufführen. Wir sehen also, daß das niederdeutsche Lutherthum das deutsche Bewußtsein hochhielt und auch gegen die zu mächtigen nordisch-germanischen Einwirkungen vertheidigte.

Im Gegensatz zu dem spanisch-katholischen Wesen, das sich in Süddeutschland breit machte und zu dem lutherisch-deutschen, das im Norden die Oberhand behielt, stand ein drittes Element im Westen — das calvinistisch-französische. Die reformirte Confession hatte von zwei Seiten in Deutschland einzudringen versucht, von der Schweiz und von Frankreich her. Festen Fuß faßte sie in den Rheingebieten, als ein deutscher Kurfürst, Friedrich von der Pfalz, sich für die Annahme des Calvinismus erklärte. Da war es ganz natürlich, daß auch das geistige Leben des westlichen Nachbarvolkes sich in Deutschland geltend machte. Die Absicht hatten die Reformirten mit den Lutheranern gemein: Kampf gegen den Papismus und Hispanismus! nur äußerte sich dieselbe verschieden. Sowie die Lutheraner die nationalen Lieder Luthers und seiner Nachfolger beim Gottesdienste sangen, die Reformirten dagegen Theodor Bezas französische (übersetzte) Bearbeitungen der Psalmen, so schloß sich die letztere Religionspartei auch im Uebrigen an französische Muster an. Pflegten die Lutheraner vorzugsweise die Dramatik, so förderten die Reformirten die Satire und den Roman. Vorbildlich waren François Rabelais und Nicolas de Herebray. Die beiden deutschen Satiriker des sechzehnten Jahrhunderts, Kaspar Scheid und vor Allem der große Johann Fischart, erkennen in Rabelais ihren Meister. Mit welcher Kraft fährt Fischart gegen die römisch-katholische Macht aus in dem „Bienenkorb des heil. römischen Immenschwarms", im „Jesuitenhütlein" und

Digitized by Google

in dem „heiligen Brotkorb“! Wider die spanische Macht gerichtet ist „Das glückhafte Schiff von Zürich“. Starke Anlehnung an französische Muster ist in diesen Werken nicht zu verkennen. In der „Flohhatz“ herrscht schon große Originalität vor. In kurzer Zeit wimmelte der ganze Westen Deutschlands von Satiren, größeren Schriften und losen Flugblättern. Gleichzeitig wurden Herebrays Uebersetzungen der Amadisromane bekannt, und nun folgten zahlreiche Nachdichtungen, die ihre Stoffe sämmtlich den fremden Vorbildern entliehen, und die man nach ihrer unkünstlerischen Anlage in Narrengeschichten und Zaubergeschichten eintheilen kann. Von den letzteren blieb die nationale, tiefsymbolische und gehaltvolle Faustsage am längsten herrschend und verbreitete sich am weitesten; wie wir gesehen haben, reizte es schon Marlowe zu dramatischer Gestaltung derselben. Außerdem fanden noch die Geschichten von Kaiser Octavian, von Fortunat und seinen Söhnen, von Genoveva, von den Haimonskindern und von der schönen Melusine Aufnahme im Volke.

Kläglicher als um die Dramatik und Epik war es um die Lyrik bestellt. Das „zünftige“ Lied schnürte sich in die Regeln der biederen Handwerksmeister ein und bildete mit seinen rappelnden und stolpernden Knittelversen eine höhnische Verzerrung der Poesie. Ihm gegenüber pflegten die „Unzünftigen“, Söldner, Handwerksbursche, Studenten u. A. das „Volkslied“, das regellos in jeder Beziehung, rhapsodisch improvisirt war. Immerhin war es von Herzen kommend und zu Herzen gehend — nur verachtet, an vielen Orten gar öffentlich verpönt. Aber das Volk wollte singen, selbst singen und nicht sich vorsingen lassen, was es nicht nachklingen lassen konnte. Also drängte sich bald ein drittes, ausländisches Element herein; das kann Niemand Wunder nehmen. Von Süden herauf kamen die italienischen und spanischen Canzonen und Ritornelle, von Westen herüber die französischen Madrigale und Triolette. Namentlich warfen die Straßburger Druckereien und Buchhandlungen viel Gedrucktes auf den deutschen Büchermarkt, Schäfer- und Liebeslieder in Menge. Wie eine Stromfluth wälzten sich die französischen Produkte über die Grenze. Eine Zeitlang widerstand, wie der Nürnberger Jacob Ayrer den englischen Stücken, der Colmarer Jörg Wickram mit seinen Dichtungen den lyrischen fremden Erzeugnissen und den Amadispoesieen der Franzosen. Der Mann steht als ein deutsches Universaldichtergenie wie ein Thurm in der Brandung. Er verfaßte massenhaft Dramen, Romane, Satiren, Epigramme, geistliche und weltliche Lieder, und fand auch bei seinen Zeitgenossen Anklang. Sobald er aber gestorben war, wurden all seine Werke von der gallischen Sturzwoge hinweggeschwemmt und überdeckt. So flossen denn am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die mannigfachsten Strömungen im litterarischen Leben Deutschlands zusammen: spanische und französische Romane, Satiren, Lieder und Gesänge, Tragödien und Komödien, englische und englisirte Dramen, lateinische und deutsche Dichtungen, Arbeiten von Deutschen nach ausländischem Muster und auf origineller Grundlage. In all dem Wirrwarr war das Ringen des deutsch-nationalen Geistes nach Vollendung recht wohl zu erkennen; aber es schien fast unmöglich, den Weg zu finden, um aus diesem Labyrinthe herauszukommen. Endlich fand er sich doch, so schien es wenigstens für einige Zeit.

(Schluß folgt.)

Eigene Art.

Was hilft es mir, daß ich entrinne
Der allgewalt'gen Macht der Welt,
Wenn sie die lebensdurst'gen Sinne,
Die Seele mir gefangen hält!

Mein Herz kann nimmermehr entsagen
Des Lebens lockendsüßer Lust!
Die Wünsche kann ich nicht verjagen
Aus jugendwarm erglühnder Brust!

Was hilft's, dagegen sich zu wehren!
Hat der der Erde denn entsagt,
Der, wo die Sinne heiß begehren,
Die Rosen nicht zu brechen wagt?

So soll mein Lied euch trotzig singen,
Daß an der Welt Lust hängt mein Sinn,
Doch Niemand will ich deshalb zwingen,
Zu sein dasselbe, was ich bin.

Ueb', wer es mag, sich im Entsagen!
Leb', wer da will, im Sonnenglanz!
Doch wollt nicht auf zwei Achseln tragen,
Und was ihr sein wollt, seid auch ganz!

Harry Rinking.

Digitized by Google

Die Geschwister.

Von **Alexis Aar.**

In einem Alpendörfchen war's, wo rings
Das Thal umschließen Stein- und Wiesenhalden,
Von Gletscherfirnen mächtig überragt,
Die leuchtend sich im blauen Bergsee spiegeln,
Wo tausend Blumen glühn in frischen Farben
Und wo die Kranken in der reinern Luft
Erleichtert athmen und nach langen Zweifeln
Von Neuem Hoffnung auf Genesung schöpfen.
In jenem Sommer, dessen wir gedenken,
Fiel ein Geschwisterpaar dort auf: zwei Waisen,
Der Bruder und die jüngre Schwester, beide
Nur wenig über zwanzig Jahre alt.
Sie schienen wohlbegütert, denn sie hatten
Die beste Unterkunft im Ort gemiethet
Und Alles sich behaglich eingerichtet,
Und ihre Kleidung, ihre Lebensweise
Verriethen den Geschmack gewohnter Sorgfalt.
Des jungen Manns Erscheinung trug die Zeichen
Des bittern, unaufhaltsamen Geschicks, —
Die eingefallne Brust, die hohlen Wangen,
Den matten Blick, die leise, heisre Stimme.
Doch hing er voller Trotz und Eifersucht
An seines Lebens kümmerlichem Reste.
Wer weiß es nicht? Der Kranken traurig Vorrecht
Ist Eigensinn und Selbstsucht. Und so quält' er
Die Schwester Tag für Tag mit seinen Launen.
Auch sie war zart wohl von Gestalt und Antlitz,
Doch prangte sie in blühnder Jugend Farben,
Und unermüdlich schien ihr ganzer Sinn
Stets auf des Bruders Pflege nur gerichtet.
So saß sie neben ihm im Sonnenschein,
Rückt' ihm die Kissen seines Stuhls zurecht,
Wählt' ihm die Lieblingsspeisen, — immer gleich,
Ernst, aber ohne Klage und Verdruß.
Den andern Gästen, welche immer mehr
Von den Geschwistern plauderten, je seltner
Sich diese selber zum Verkehre boten,
Erschien das feine, liebevolle Mädchen
Wie eine fromme Samariterin.

* * *

Zuweilen kamen in dies Thal des Leidens
Auch fremde Wandrer, die auf steilen Pfaden
Das Schneegebirge rüstig überklettert,
Und dann zu kurzer Rast sich niederließen.
So trafen einst drei junge Männer ein
Mit langen Stöcken, kurzer Jack' und Hose,
Das Angesicht verbrannt vom Widerspiel
Der Sonne auf dem weißen Gletscherschnee.

Digitized by Google

Beſonders war der Ein' im blonden Haar
Ein Bild der überquellenden Geſundheit.
Aus ſeinen wohlgeformten Zügen flammten
Die Augen, gleich als ob ſie alle Gluth
Der Bergesſonne eingeſogen hätten.
Gerhard von Saling war ſein Nam', — er ſtammte
Aus Norddeutſchland. Mit den Gefährten hatt' er
Für ein'ge Tage Wohnung hier genommen,
Um ſich zu neuen Streiferei'n zu rüſten.
Des Ortes enges Treiben führte ſie
Bald auch mit dem Geſchwiſterpaar zuſammen.
Zwar ärgerte der kranke Bruder ſich
Wie immer, wenn er ſo viel Kraft und Leben
An Andern ſah; — doch bald ward ihm der Umgang
Mit Gerhard zum Bedürfniß und zur Freude.
Der prächt'ge Burſche, der ſo offen blickte,
Er prahlte nicht mit ſeiner Hünenſtärke,
Erzählte nicht dem neidbedrückten Kranken
Von ſeinen Fahrten, ſeinem tollen Wagen.
In unbewußter Herzenszartheit ſprach er
Still und beſcheiden von den kleinen Dingen,
Auf die ſich ſeines Hörers Welt beſchränkte.
Für dieſe Unterſtützung dankte ihm
Mit Wort und Blick die Schweſter und erſchloß
Sich oft ihm in vertrauensvoller Rede.

* * *

An einem Morgen waren Gerhards Freunde
Davongegangen, — und er blieb zurück.
Die Kurgeſellſchaft hatte einen Ausflug
Nach einem nahen Ausſichtspunkt geplant,
Zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, je nach Neigung
Und ärztlicher Erlaubniß, — Herrn und Damen.
Und Gerhard war's geglückt, das junge Mädchen
Zu überreden, daß ſie ſich betheil'ge.
Zwar ſchalt der Bruder launiſch ihren Leichtſinn
Und murmelte von Rückſichtsloſigkeit —
Er ſelber mußte ja zu Hauſe bleiben! —
Doch es war abgemacht, und ſie fuhr mit.
Es war ein klarer Julinachmittag
Voll wunderbar geſtimmten Sonnenglanzes,
Der ſchimmernd faſt das Grün in Gold verwandelt.
Ein wenig abſeits von den Andern hatten
Gerhard und ſeine Freundin ſich gelagert,
An einem Felſen, wo Cyklamen blühten
Und Enzian und duftende Prünellen.
Der Blick in's Weite hatte ihr Geſicht
Mit holder Lebensfreude ſanft verklärt.
Da griff er ihre Hand und ſprach: „Mein Fräulein,
Sie werden hier verehrt, wie eine Heil'ge!
Doch ich bin kühn und weltlich, und ich habe
Die ſchreckliche Vermeſſenheit, zu glauben,
Daß Sie ein menſchlich Herz beſitzen und

Digitized by Google

Ein ander menſchlich Herz verſtehen können.
Kaum eine Woche iſt vorbei, ſeit wir
Uns kennen lernten, — und mir iſt, als hätt' ich
Niemals ein Leben ohne Sie geführt.
Ich fühl's, daß es für mich kein Leben giebt,
Als nur an Ihrer Seite!" Leis und bittend
War ſein Geſtändniß, rührend ſah es aus,
Wie dieſer ſtarke Mann ſo zart und ſchüchtern
Zu ihr emporſah, — doch ſie rief erſchreckt:
„O ſchweigen Sie, — Sie ſehen meinen Bruder!"
„Gewiß, und nimmer würd' ich mir vergeben,
Wollt' ich dem armen Kranken Sie entziehn
Und Ihrer frommen, treuen Schweſterpflicht.
Doch wenn dereinſt Sie frei ſind und allein —"
Sie ſchüttelte ihr Haupt: „Sie irren ſich —
Für mich giebt's kein Dereinſt! Mir ſteht daſſelbe
Geſchick bevor wie meinem Bruder!" „O!"
Rief er entſetzt, „welch' thörichte Beſorgniß!"
Doch tonlos fuhr ſie fort: „Der Arzt — die Eltern —
Ich weiß es zu genau, — es darf nicht ſein!"

* * *

Als ſie im Abenddämmer ſinnend ſtand
An der verſchloſſnen Thüre des Balkons,
— Um ihre ſchmalen, blaſſen Wangen zog ſich
Der erſte Schatten einer Leidensfalte —
Da ging es peinigend ihr durch die Seele,
Ob ſie ihm auch gedankt für ſeine Liebe.
Sie wußt' es ſelber nicht, wie traurig viel
Ihr Blick, ihr Händedruck verrathen hatten.
Dann aber kam es plötzlich über ſie,
Wie herber Unmuth über jenen Mann,
Der freundlich ihr genaht: „Warum", ſo ſprach ſie,
„Iſt kräftig er und blühend, daß das Leben
In ungemeſſner Fülle vor ihm liegt, —
Und ich bin elend und dem Tod verfallen?
Warum darf er auf Liebesträume ſinnen,
Derweil mein jugendliches Herz, gezeichnet
Vom Todesengel, ſie zerſtören muß?"

* * *

Gerhard war fort. Acht Tage ſpäter brauſte
Der Kriegsruf ſchmetternd her aus Deutſchlands Gauen,
Und Alles floh, die Heimat aufzuſuchen.
Wer ſelbſt nicht für die Waffen war beſtimmt,
Der wollte in der Stunde der Gefahr
Doch Haus und Hof und Herd verwaiſt nicht laſſen.
Nur das Geſchwiſterpaar beſchloß zu bleiben
Nach kurzer Ueberlegung: „Pah, wir Kranken
Sind international!" ſo ſprach der Bruder.
Nicht ohne Bitterkeit verſetzte ſie:

Digitized by Google

„Auch das ist wieder den Gesunden nur
Vergönnt, für's Vaterland zu kämpfen!“ „Ei!“
Erwiderte der Bruder, heiser lachend:
„Und auch zu sterben! Kommt ein milder Winter,
Gedenk' ich Manchen noch zu überleben,
Der mitleidsvoll an mir vorüberging,
Und über dessen Grab ich schreiten werde.“

* * *

Dann folgten zwei, drei lange, bange Wochen.
Doch endlich drang die erste Siegesnachricht
Auch in das Alpenthal; es füllten sich
Die Zeitungen mit endlosen Berichten
Von Kämpfen und Verlusten, die der Bruder
Mit leiser Stimme überfliegend vorlas:
„Hier, — Schlacht bei Wörth — das sechste Regiment —
Stand dort nicht Saling? — beinah aufgerieben.
Todt: der und der und Jener — Schwer verwundet:
Lieutnant von Saling, Schuß im Unterleib.
Und hier noch mehr: der Fahnenträger sank,
Ein Unteroffizier ergriff das Zeichen
Und stürzte gleichfalls: einen Augenblick
Gerieth der Marsch des Bataillons in's Stocken.
Da sah die Mannschaft plötzlich Lieutnant Saling's
Herkulische Gestalt nach Vorwärts stürmen.
Mit beiden Armen schwenkte er die Fahne
Und trug sie hundert Schritt bis an den Feind:
Dort brach auch er zusammen. — Armer Kerl! —
Und hier noch eine dritte Nachricht, — horch!
Im Lazareth ist Saling nach drei Tagen
Verschieden unter heft'gen Qualen, — schade! —
Es war ein braver Bursch', ich konnt' ihn leiden
Trotz seines unverschämt gesunden Aussehns!“
Er sah die Schwester an, die schweigend dasaß,
Auf ihre Handarbeit gebückt, er wußte
Und ahnte nicht, was zwischen ihr und Gerhard
Einst vorgegangen: „Schwesterchen, was weinst Du?
Du siehst nicht gut aus, hast Dich wohl erkältet?
Willst Du nicht lieber auf Dein Zimmer gehn?“

* * *

Und leise stand sie auf und ging hinauf.
Die Hände ringend, stand sie wie vor Tagen
An der geschlossnen Thüre des Balkons.
Die Leidensfalte hatte tiefer sich
Um Wang' und Mund gegraben, und sie seufzte:
„Du Todesengel, dessen Rauschen ich
So früh empfunden, sage, warum bist du
An den Gezeichneten vorbeigegangen
Und hast den Lebensfrohen dir erwählt?“

Digitized by Google

Die drei Sänger.

Fern vom palmenreichen Süden, wo der Griechen Tempel ſtanden,
Zog ein liederkund'ger Barde nach des kalten Nordreichs Landen.

Und ein Minſtrel aus dem England, das im Nebel aus den Wogen
Ragt, wie eine Zauberinſel, iſt den gleichen Weg gezogen.

Auch ein hünenhafter Skalde, todter Götter-Sagen kundig,
Trifft ſie, zielnah, jeder preiſet ſeinen Bruder, honigmundig.

Und ſie nahen einem Schloſſe, wohl zur Zeit der Sommerwende,
Wo die Sonne glanzlos brennend ſinkt hinab am Weltenende.

Sehn im Golde glühn die Fjorde und der Berge Firnſchnee bluten,
Mitternacht und Morgenröthe gleißen in denſelben Gluthen.

Sehn granit'ne Zackenhäupter und das Zwerggeklipp im Meere
Lange Schatten ſüdwärts werfen, und beſtaunen all die Hehre!

An des Schloſſes Bohlenthore pochen ſie, die Diener melden
Gäſte ihrem König, der im Saale ſchmauſt mit ſeinen Helden.

Und der Marſchall führt ſie vor ihn, füllt die Humpen voll mit Methe,
Und der König heiſcht Geſänge, allen Kummers ew'ge Lethe.

Da gedenkt geſtärkt, begeiſtert von Erinnrung und dem Tranke,
Seiner Heimat nun der Barde, wie Geſundheit träumt der Kranke.

Und er ſingt von blauem Meere, Marmortempeln, bunt und golden,
Feſtgepränge im Theater, Mädchenbildern, wunderholden;

Singt von allem, was einſt Hellas Herrliches in Bild und Liedern
Aus dem Nichts gebannt. Die Herzen ſchwellen Fürſtlichen und Niedern.

Singt Ulyſſes ſchlaue Thaten, Meerfahrt über ſchneid'gem Kiele,
Singt von Roma's Heldenjahren, von der Venus ſüßem Spiele.

Und ein Jauchzen tönt im Saale, Jeder wähnet mitzuleben,
Was der farbenreiche Sänger als ein Scheinbild bunt gegeben.

Einer nennt den Andren Bruder und ſie küſſen ſich und lachen.
Und der König dankt dem Gaſtfreund: Beſſer wird es keiner machen.

Doch da greift der Minſtrel Englands in der Harfe mächt'ge Saiten,
Läßt den Wohllaut finſtrer Schwermuth zum Gebälk des Saales gleiten;

Singt von eines jungen Königs Lieb' und Leid und jähem Ende,
Den die Götter nicht geſendet, daß er Dänmarks Schickſal wende!

Singt von eines jungen Paares ſchnell entſtandner Liebe: Werben
War da eins mit dem Beſitzen und in Grabesgruft dem Sterben!

Digitized by Google

Singt vom Manne, der gemordet seines Gastfreunds holden Schlummer,
Singt von allem Menschenelend, singt von allem Menschenkummer.

Und der König stützt in Thränen auf die Hand das Haupt. Es sinken
Auf die Brust der Helden Häupter und vergessen wird das Trinken!

Tiefer Gram um's Menschenleiden faßt die rauhen Nordlandssöhne,
Und es fühlt der letzte Diener die Gewalt der wehen Töne.

Doch da fällt der Nordlandhüne ein mit seinem kühnen Sange
Von dem Speerwurf tief im Walde, von der Hunnenschilde Klange,

Von der Recken Noth und Sorge, vom Verrath und König Etzel,
Und er singt von der Burgunden Untergang im Blutgemetzel.

Und er singt so wild und schaurig; wie das Hifthorn klingt's in Forsten —
Und die Humpen, aneinander klingend, sind schon jäh geborsten.

Jeder greift zu Schild und Lanze, Speere klirren, Schwerter sausen,
Und dem allgemeinen Schlachten fliehn die Sänger voller Grausen.

An dem Thore abschiednehmend wenden sie sich. Einsam schreitet
Jeder wieder seine Straße, von der Harfe nur begleitet.

Immer seltner tönt ihr Vollied, an der Menschheit Thore klingend,
Süßes Lachen, bittre Thränen, wilden Aufruhr mit sich bringend.

Denn es ist der Macht des Sängers alles dies anheim gegeben:
Wer entzückt, wer rührt, wer hinreißt, der nur lebt ein ewig Leben!

Alfred Friedmann.

Spruch.

Wer einen Fetzen mehr hat auf dem Leib,
Der nimmt dem nackten Manne Kind und Weib,
Spannt seinen Nacken in die Gabel
Und treibt ihn wie ein Vieh davon. —
Das ist entkleidet aller Fabel
Die erste von den Stufen schon
Zu Höh'n der Civilisation.

Hermann Lingg.

Gezeichnet.

In meiner Heimat Buchenwäldern knüpft
Der Förster um die silbergrauen Stämme,
Die er der Axt geweiht, in jedem Herbst
Ein strohern Band; — gezeichnet sind sie dann.
Und wenn zur Winterszeit mit Axt und Säge
Der Hauer auszieht, findet er sie leicht

Digitized by Google

Im dichten Forst aus einer Wildniß auf
Von tausend, abertausend gleichen Bäumen
Und waltet seines Amts. Stets, wenn mich heimwärts
Nach Jahren meine Füße wieder tragen,
Die müden, die der Staub der Fremde deckt,
Und einsam ich die dunklen Buchenforsten
Durchwandre, die der Jugend Träumen rauschten,
In grüner Wildniß späh' ich nach den Stämmen,
Drum sich der Strohkranz schlingt, und denk' der andren,
Die noch geragt, da ich zum letzten Male
Hier wandelte. Warum sie fallen müssen,
Die kronenstolz, wie Säulen, die das Blau
Der Himmelswölbung tragen, mit den andren
Empor sich recken, gerade sie, — der Wandrer
Begreift es nicht und wähnt, so der wie jener
Wär' besser wohl dem Untergang geweiht,
Wenn's einmal galt, ein Todesurtheil fällen.
Und dennoch waltet ehernes Gesetz
Darüber, das Nothwendigkeit bestimmt,
Das keine Wahl und keinen Wandel kennt
Und neuem Aufwuchs Raum und Sonne schafft. —
Ich aber fühl's: der große Weltenförster
Hat so den Menschenwald zur Herbstzeit auch
Durchschritten wohl und sacht mir um das Herz
Das stroh'rne Band geknüpft, das mich der Axt
Des Fällers preisgiebt. So gezeichnet harr' ich
Der Stunde, wo an mich die Reihe kommt,
— Wie bald! — und thöricht däucht es mich, zu fragen,
Warum just mich der Förster auserlesen; —
Das Strohband trag' ich und die Axt wird kommen.
Nur wissen möcht' ich, ob ein sinnend Auge
Dereinst wohl noch im Wald die Stelle sucht,
Wo ich gestanden, ob voll Wehmuth noch
Ein Wandrer mein gedenkt, wie ich der Buchen,
Der axtgefällten, in der Heimat Wäldern.

Konrad Telmann.

Wanderklänge vom Gardasee.

I.

Bergstraße bei Riva.

Den steilen Bergpaß rollt hinab
Der leichte Reisewagen,
Und lustig hallt der Rosse Trab,
Die uns gen Süden tragen.

Hoch sprüht des Bergbachs weißer Schaum
Durch kühne Felsenengen,
Und üppiger stets vom Straßensaum
Die Trauben niederhängen.

Ein Heil'genbild; ein alt Castell;
Da — durch des Thores Bogen
Sehn wir zu Füßen, Well' an Well',
Den See von Garda wogen.

Auf jede Felsmand ist gedrückt
Des Südens Sonnensiegel;
Die Gipfel schau'n sich an, beglückt,
Im tiefazurnen Spiegel.

Digitized by Google

Nun trinkt, ihr Augen, trinkt euch satt
An all des Lichtes Fülle; —
Wie oft umzog euch trüb und matt
Des Nordens Nebelhülle!

Saug' ein, du dürstend Herz, saug' ein
Das holde Glanzgefunkel,
Und wahr' es, wie den Demantstein,
Für langer Nächte Dunkel!

II.

Die „Grotten des Catull".

Jäh stürzt Sermiones Felsenkap
Sich in krystallne Wogen,
Und mächtig schau'n von ihm hinab
Der Römervilla Bogen.

Und Grotten, dämmrig, schattenkühl,
Gewölbt aus Tuffsteinquadern,
Sie mahnen: Flieh' der Stadt Gewühl
Und der Parteien Hadern! —

„Hier hat Catull sein Sommerhaus
In alter Zeit errichtet
Und manchen duft'gen Liederstrauß
Beim Chiantiwein gedichtet.

Lieb war gleich seinem Augenstern
Ihm unser Sermione! —
Ein kleines Trinkgeld, gnäd'ge Herrn!" —
So sprach der Cicerone.

Es irrte sich der Biedre zwar
Betreffs des Chiantiweines,
Doch der Falerner sicher war
Nicht minder etwas Feines.

Drauf, als wir heimwärts schritten sacht
Am Strand auf steilen Wegen,
Da hab' ich lange noch gedacht
Des römischen Collegen.

„O Freund Catull!" so seufzt' ich bang,
„Nie wär' in unserm Norden,
Wie süß auch deine Leier klang,
Dir solch' ein Loos geworden!

Wenn nicht der Neid ein Laster wär',
Müßt' er das Herz mir pressen,
Weil du noch heute populär
Und solch' ein Heim besessen!"

III.

Idyll aus Sermione.

Auf der Terrasse saßen wir;
Des Wirthes Söhnlein, Gino,
Pfiff leis ein altes Fischerlied
Und wiegte den jüngsten Bambino.

Des Monte Baldo Felsenstirn
Stand hell im Abendglanze;
Die Luft war still; der Hafen lag
Wie Glas im Schilfeskranze.

Und weithin schliefen die Wasser all,
Die von der Welt uns schieden;
Im Oelwald nur ein Säuseln ging,
Das flüsterte: „Frieden, Frieden!"

Im Süden ragte fern ein Thurm.
„Wie heißt er? sag mir's, Gino!"
Da sprach der Knabe leuchtenden Blicks:
„La torre di Solferino!"

IV.

Heimweh.

Blauer See und stolze Berge;
Wind und Wellen sind entschlafen;
Singend steuert dort der Ferge
Mit der Barke nach dem Hafen.

Nah und fern Olivenhaine,
Ueppige Limonengärten;
Schillernd zwischen dem Gesteine
Huschen blitzschnell die Lacerten.

Digitized by Google

Dennoch kannst du nicht vergessen,
Thöricht Herz, nach langen Jahren,
Hier im Schatten der Cypressen,
Was du einst an Leid erfahren?

Denkst noch immer du der Steige
In der Heimat Buchenwäldern,
Als der Wind durch kahle Zweige
Strich von öden Stoppelfeldern?

Tauschtest gern für all dies Prunken
Deutschen Herbst mit Sturm und Raben,
Glühte drin ein einziger Funken
Deiner Liebe, längst begraben. . . .

Reinhold Fuchs.

Traumelfchen.

Zur Nachtzeit, tief im Walde,
Wenn ringsum Alles schweigt,
Aus weißem Blumenkelche
Ein lichtes Englein steigt.

Es schwebet durch die Lüfte
Und küßt ein jedes Herz,
Das trostlos weint und bebet
In heißem Erdenschmerz.

Da senket sich des Friedens
Verklärend milder Schein
Als süßer Traum hernieder
Und wiegt es tröstend ein,

Und flicht ihm Rosenkränze,
Deckt seine Wunden zu —
Und all sein banges Sehnen
Geht lächelnd dann zur Ruh'!

Emma Wuſſin.

Nachtſchweigen.

Der Sonne Abschiedskuß flammt über's Meer,
Leis zittert in verhaltner Liebesgluth
Noch einmal die smaragdne, weiche Fluth
Und traumumsponnen, schlafbezwungen ruht
Das Meer. Lau zieht ein milder West daher,
Kein Wölkchen trübt den reinen Himmelsbogen,
Kein Kiel durchrauscht die spiegelglatten Wogen —
In ihrer märchenhaften Zauberpracht
Geheimnißvoll und leise naht die Nacht.

Langsam und ruderlos treibt unser Kahn . . .
Durchdrungen von der Stunde sel'gen Lust
Hast du in stummer Andacht, unbewußt
Dein schönes Haupt geschmiegt an meine Brust.
Wir schaun entzückt auf die kristallne Bahn;
Kein heißer Erdenwunsch will uns durchflammen,
In sel'gem Schweigen ruhen wir beisammen,
Und unser Herz, vom Erdenstaub befreit,
Träumt holden Wonnetraum der Ewigkeit . . .

Adolf Wilhelm.

Digitized by Google

Wiegenlied.

In fremden Landen war ich weit
Und weilte fern von hier,
Nun ruh' ich wieder nach langer Zeit
O Haus meiner Väter, in dir.
Und wie ich umherschau im trauten Gemach,
Da nimmt die Thräne den Lauf,
Verklungne Erinn'rungen werden wach
Und steigen im Herzen mir auf.

Und klagend mir durch die Seele zieht,
Wie ein uralter Heimatsklang,
Das längst vergessene Schlummerlied,
Das einst die Mutter mir sang,
Das Lied, das bei dämmerndem Lampenschein
Mein lauschendes Ohr oft traf,
Wenn sie sang im stillen Kämmerlein:
Schlafe mein Kindchen, schlaf!

O dies Lied erweckt aus dumpfen Traum,
Was ich längst schon vergessen hielt,
Ich sehe den schattigen Lindenbaum,
Wo ich froh als Knabe gespielt!
Seh' Eltern und Freunde — wie lang ist es schon,
Da ich eilte vom Vaterhaus,
Da die Mutter weinend umschlang den Sohn,
Und ich zog in die Ferne hinaus?

Ergraut kehr' ich heim, der als Knabe schied,
Nicht Eltern, nicht Freunde sind mehr,
Wohl tönt mir, wie ehmals, im Ohre das Lied,
Doch Alles ist fremd um mich her.
O stille mein Herz, wonach du weinst,
Bald singt dich in ewigen Schlaf
Das Lied der Mutter, ertönend wie einst:
Schlafe mein Kindchen, schlaf!

Günther Walling.

Sehnsucht.

Ach, wenn nach langer trüber Zeit
Dein Auge lieb und freundlich blickt,
Wie bin ich dann voll Seligkeit,
Wie schlägt mein Herz so hochbeglückt.

Dann schläft der alte Zweifel ein,
Der immer angstvoll mich umgiebt,
Dann glaub' ich, daß du ewig mein
Und daß dein Herz mich innig liebt.

O sänk' der Zweifel, trüb und schwer,
Doch still in ewige Todesruh!
Ach, kämst du liebend zu mir her
Und sprächst: „Mein einzig Glück bist du!“

Elise Grün.

Digitized by Google

Wandlung.

Einſt ſah ich eine hochgeſinnte Frau
Als Liebesfürſtin durch das Leben ſchreiten,
In dunklen Thälern Himmelsglanz verbreiten
Und Blüthen zaubern in die dürre Au.
Leis ahnte ſie die Schmerzen zarter Seelen,
Das tiefe Weh, das ſie der Welt verhehlen,
Und labte lind ſie mit der Liebe Thau.

Wie ſchön war ſie! — ſchön wie die klare Fluth,
Die ſonn'ge Firn, das Licht im Heiligthume.
Wie ſchön und hehr! Zu ihres Gottes Ruhme
Schwang ſie die Fackel prieſterlicher Gluth,
Hinreißend und begeiſternd edle Frauen,
An Schöpfungen der Liebe mitzubauen,
Die ſie in's Leben rief voll Glaubensmuth.

Und nun — o welche Wandlung! — Herbe Zeit,
Iſt nichts dir heilig? — An die welke Roſe
Erinnert, ach!, die Müde, Kräfteloſe,
An einen Stern in bleichem Nebelkleid.
Dahin der Augen Gluth, der Schmelz der Wangen,
Der hohe Muth, die Willenskraft — vergangen,
Welch' eine Predigt der Vergänglichkeit!

O Leben, räthſelhafte Sphinx, wer bringt
In dein Geheimniß! — Wäre nicht der Glaube,
Der uns das Oelblatt bringt wie Noahs Taube,
Der uns mit Engelfittichen beſchwingt,
Was wäre dann das arme Menſchenleben,
Drin Schönheit, Hoheit ſchattengleich verſchweben,
Drin untergeht, was nach Vollendung ringt!

E. Ehrenberg.

Ghaſel.

Möchte wohl mein Mädchen bitten,
Süßen Weines mir zu bringen,
Denn wer hätte wohl beſtritten,
Daß man trinken muß beim Singen?

Schnell, mein Kind, den vollen Becher
Eile deinem Freund zu holen,
Wird doch nur dem frohen Zecher
Der Ghaſele Reim gelingen!

Nur wenn duft'ger Saft der Reben
Ihm des Blutes Strom beſchleunigt,
Kann er aus dem Erdenleben
Sich hinauf zum Himmel ſchwingen.

Komm, mein Mädchen, ſetz dich nieder,
Mädchen mit den ſchwarzen Locken!
Sieh! Dem Sänger dieſer Lieder
Wurden ſie zu argen Schlingen!

Ach! Sie halten ihn gefangen,
Nimmer kann er mehr ſich retten,
Und von deinen Roſenwangen
Läßt er Lied auf Lied erklingen.

Eile, Mädchen, mit den Lippen
Von dem ſüßen Naß zu koſten,
Wein, dran ſolche Mündchen nippen,
Wird's wie Nektarhauch durchdringen!

Digitized by Google

Doch was ſeh' ich? Schon geleeret
Iſt des Bechers blanke Schale?
Mädchen! Wer den Dichter ehret,
Wird ihm neue Labe bringen!

Julius A. Haarhaus.

Sonnenblume.

Eine Sonnenblume ſah ich jüngſt.
Grau der Himmel, grau die ganze Welt.
Und der überhohe Blumenſchaft,
Stolz und hoch ob niederm Grünzeug ragend,
Hatte eine, eine Rieſenblume.
Doch die Rieſenblühte, die dereinſt
Sehnſuchttrunken nach der Sonne ſchaute,
Alle Blätter drängte ſonnenwärts,
Zitternd, athmend, lebend nur im Licht,
Jene Rieſenblühte neigt' verdorrt,
Schwarz und ſtarr und trauernd ſich am Stamm.
Promethidenloos zeigt' mir dies Bild.

Alles Streben, alles höchſte Ringen
Nach der Menſchheit Sonne: Ruhm und Liebe,
Alles Zittern, Kämpfen und Erglühn
In der Zeugungskraft des Genius,
Neigt verdorrend einſt das Haupt wie du,
Stille, große, ſchwarze Sonnenblume.

Hermine von Preuſchen.

Herbſtnacht im Walde.

Durch die Wipfel zittert
Mondlicht wunderbar;
An den Zweigen flittert
Es ſo golden klar.

Doch der Wald in Trauer
Ringsum ſchweigend ſteht;
Ab und zu ein Schauer
Durch die Wipfel geht.

Leiſe dann hernieder
Raſchelt Blätterfall —
Und nun Schweigen wieder,
Trauer überall.

So durch Mondesſchweigen
Schleicht das Sterben ſtill,
Und die Bruſt es eigen
Mir beklemmen will.

Herz, o Herz, ſo ſchwinden,
Ob du klagſt und weinſt,
Flatternd in den Winden
Deine Freuden einſt.

Nur ein ſüß Gedenken
Wird der kühlen Nacht
Licht und Troſt noch ſchenken,
Mild wie Mondenpracht.

Ernſt Plaudt.

Digitized by Google

Ein Sonnenstrahl.

Im Herzen ist es finstre Nacht,
Die Sonne strahlt in voller Pracht,
Sie wecke dich zum neuen Leben,
Zum hoffnungsfrohen, ernsten Streben,
Verlornes kehrt dir nicht zurück,
Und doch — du findest schönres Glück,
Wenn liebevoll du theilst den Schmerz,
Den tief gebeugt ein andres Herz.

Hermanna Fredrike.

Bücherschau.

Vom Amboss. Von **Carmen Sylva.** (Bonn, Emil Strauß.) Nach den neuesten Forschungen Lyells und anderer Geologen besteht die Erde bereits Billionen von Jahren und der Mensch wandelt auf ihr schon ziemlich lange; länger als die 5000 Jahre der Bibel. Da sollte man denn meinen, daß er Zeit gehabt, alle guten Gedanken zu denken, daß ein neuer Einfall rarissima avis sein müsse. Carmen Sylva, die gekrönte Dichterin, hat sich auf allen Gebieten der Dichtung hervorgethan, und trotz La Rochefoucauld, dem Abbé La Bruyère Roux, Petit-Senn und anderen Gedankenmünzenschlagern, gelingt es ihr auch auf dem Gebiete des Aphorismus, kleine und große Wahrheiten in knappem Gewande auftreten zu lassen. — Vom Amboß! Dabei soll man wohl denken, wie das sprüht und blitzt, oder: das ist lauter hartgeschmiedetes Eisen! Jetzt taucht es die Hand der Erfahrung in das Bad des Schmerzes und es wird zu unverwüstlichem Stahl! Oder war ein armes Menschenherz selbst auf dem Amboß des Lebens, wurde gehämmert und gemartert und gab diese geistigen Funken von sich? Carmen Sylva sagt u. A.:

Eine vortreffliche Hausfrau ist stets in Verzweiflung. Oft hätte man lieber, das Haus wäre weniger gut gehalten, dafür aber friedlicher. Das kann nur eine gute Hausfrau finden. —

Die Frau wird für eine That gesteinigt, die ein „anständiger Mann" begehen darf. — Siehe Björnsons Handschuh.

Eine unverstandene Frau ist eine solche, welche die Andern nicht versteht. —

Frauentugend muß groß sein, da sie oft für Zwei ausreichen soll!

Aus den vielen, theils anregenden, theils zum Widerspruch aufregenden, glitzernden Stahlspänen mag ein nachdenklicher Leser nun selbst „die Seinen" heraussuchen.

Alfred Friedmann.

Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Litteratur. Gesammelt und herausgegeben von Professor **O. Sutermeister.** (Zürich, Verlag von Orell Füßli u. Co., 1889.) Es ist ein Werk von gewisser nationaler Bedeutung, diese Sammlung von Erzeugnissen der Schweizer Poesie und Prosa in der Mundart des Landes. Sie ist nach Kantonen geordnet; Zürich, Luzern und Bern haben bis jetzt das Meiste geliefert. Von den vorliegenden Heften bringen 46 und 47: „Edelwyß" (Lustspiel, d. h. wohl Posse, in 3 Akten, von L. Steiner), 48: „E härzigs Märli vo-n ere Rosestuud" und „'S Hilfättishuser Gespeist", 49 und 50 zumeist Gedichte von Züricher Dichtern (Hardmeyer, Schönenberger, Senn, Corrodi, Nägeli, Haggemacher). Auf letztere Dichtungen möchte ich besonders aufmerksam machen. Sie sind nicht alle gleichwerthig; aus allen aber spricht ein gemüthvoller, herziger, anheimelnder Ton, wir lernen das Innerste der biederen Schweizer Brüder, die Natürlichkeit ihrer Empfindungen, ihre einfache und doch so treffende, packende Ausdrucksweise kennen. Alles athmet einen urgesunden Humor wie Vater Hebels allemannische Gedichte; gegen den kommt kein Pessimismus auf. Schade nur, daß der Niederdeutsche die Sprache kaum verstehen wird. „En Herbstabig am Züri-See", „De Wöschwyber" (Die Waschweiber), „Aergüsi" (Excusez) und „'S hockt Eine hinnenuuf" (Es hockt einer hintenauf) sind urwüchsig, köstlich. Eine Probe aus letzterem Gedichte:

En fromme Glaube Niemert schelt',
Me braucht sie nie drab z'schäme,
Doch widret 's a, mit Glaubessalb
D' Lüüt eister z'überschwämme.
Wenn öpper gar so büüsli fahrt
Und süüfzt e frommi Redesart
By jedem Chabis, säg i frei,
I glaub by aller Frömmelei:
'S hockt Eine hinnenuuf!

Hugo Rheinländer.

Stratonike. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von **Hermann Stegemann (H. Sentier).** (Karlsruhe, Verlag von Gebrüder Pollmann, 1888.) Das Stück erinnert, vom Ausgang abgesehen, an Schillers „Don Carlos", trägt auch ein Motto aus

Digitized by Google

letzterem Drama. Antiochos, der Sohn des Diadochen Seleukos, ist in Liebe zu seiner Stiefmutter, der 17 jährigen Stratonike, entbrannt. Die Königin, die krank war, wird zur Erholung nach Lyteſſa geschickt. Antiochos begleitet sie, und die Herzen finden sich. Stratonike gesundet alsbald. Der Arzt Erechteus entdeckt die Ursache der Heilung und verräth seine Ansicht dem Könige, tritt dann aber für beide Liebende ein und läßt sich sogar für sie von dem erzürnten Herrscher tödten. Seleukos aber geht in sich; er entsagt dem Throne und will dem Sohne auch die Gattin abtreten. Der Prinz ist beschämt durch diesen Edelmuth; er verzichtet auf Stratonike. Diese jedoch, die nicht von ihrem Geliebten lassen kann, giebt sich mit dessen Schwert den Tod. — Der Verfasser, der sich bisher mit gutem Glück in der antiken Novelle versuchte, betritt mit dem Drama — wohl zum ersten Male — eine neue Bahn. Der erste Schritt ist ihm aber mißlungen. Im Stoff hat er sich entschieden vergriffen, die Handlung schleppt sich träge dahin, die Charaktere sind nicht scharf genug gekennzeichnet. Feuer hat der Dichter den Gestalten nicht einzuflößen verstanden, trotzdem die Sprache mitunter recht schwungvoll ist. Das Schicksal der Stratonike ergreift uns nicht. Manche Handlungsn eise, beispielsweise des Erechteus, bleibt unbegründet und daher unverständlich. Der Hauptfehler ist die halbversuchte Umkleidung des Altclassicismus nach moderner Weise; damit wird Alles verdorben. Trotz der neuzeitlichen Gewänder bleiben die Personen des Stückes unbewegliche hellenische Statuen.

Hugo Rheinländer.

Letzte Jugendlieder. Von **Ernst Rethwisch.** (Zweite vermehrte Auflage. Norden 1889. Hinricus Fischer Nachfolger.) Es ist immer etwas Trauriges um einen Abschied von Hoffnungen und süßen Träumen, die man jahrelang gehegt — und das bedeutet doch wohl ein Abschied von der Jugend. Gleich dem ersten Menschen, den des Engels Schwert aus Eden trieb, blickt auch der heutige noch einmal sehnsüchtig zurück auf das Wunderland, in dem er seine Jugendjahre verbracht, und das nun unerbittlich seine goldenen Thore hinter ihm verschließt, indem es ihn in die kalte Welt stößt: Dorthinein geht dein Weg! Rethwisch hat in einer Reihe von meist gelungenen Gedichten diese Empfindungen und Gedanken dichterisch ausgesponnen. Ueber vielen dieser Poesieen liegt ein Hauch leiser Schwermuth, der Jedem, der ebenfalls schon des Lebens Mai hinter sich hat, verständlich erscheinen wird, zumal er sich nirgends zu einer sentimentalen Stickluftathmosphäre verdichtet. Am ergreifendsten spricht er sich naturgemäß in den Erinnerungen an vergangene Liebesseligkeit aus, so in „Wiedersehen", „Friederike", der „Jugendliebe" und in „Späte Erkenntniß". An zweiter Stelle läßt der Dichter die sonstigen Ereignisse seiner Jugend an uns vorüberziehen, und auch hier erscheint mir Vieles sehr gelungen, so wenn er von dem Besuch jener Stätte erzählt, wo sein erstes Lied entstanden. Es heißt da in „Erinnerung":

Wie holperten die jungen Verse,
Wie war es so gespreizt und kraus,
Und doch, noch heut nach langen Jahren
Strömt wirkliche Empfindung draus. —

Schließlich sei noch erwähnt, daß Rethwisch in einzelnen Zeitgedichten sich auch als warmblütiger Deutscher zeigt; „Kaiser Friederich" und „Dem jungen Kaiser" legen davon ein wohlthuendes Zeugniß ab.

Fritz Eberhardt.

Briefschalter.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Jede Einsendung, über deren Verwendung Auskunft gewünscht wird, muss deutlich und mit dunkler Tinte geschrieben sein. Ferner ist jeder Beitrag auf ein Blatt Papier besonders zu schreiben und darf eine Einsendung deren höchstens fünf enthalten. Man bewahre sich von allen Einsendungen Abschrift, da wir Gedichte überhaupt nicht, grössere Arbeiten aber nur dann zurücksenden, wenn der volle Betrag zur Bestreitung des Rückporto's beiliegt. Bei erstmaliger Einsendung ist Angabe der Bezugsquelle des „D. D." erforderlich. Briefe, welche mit Strafporto belastet bei uns anlangen, werden ausnahmslos zurückgewiesen. Anonyme, sowie alle diesen Bestimmungen nicht Genüge leistenden Briefe verfallen dem Papierkorbe. Es werden nur Originalbeiträge angenommen.

Prof. Dr. F. F. in M—g. Gedichte leider nicht geeignet, vielleicht senden Sie Anderes. — Von dem fraglichen Werke ist uns kein Recensions-Exemplar zugegangen, weshalb wir auch keine Besprechung darüber bringen können.

H. K. in W—g. Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß wir für lyrische Bei-

Digitized by Google

träge kurzgefaßte Titel wünschen; ganze Sätze oder Versanfänge lassen wir als solche nicht gelten.

I. v. W. in P—g. So gern wir unsern geschätzten Einsendern zu Diensten sind, so ist es uns aus Mangel an Zeit jedoch unmöglich, uns mit Beurtheilungen größerer Dichtwerke zu befassen. In Ihren jüngsten Gedichten tritt das schildernde Element allzu ausschließlich hervor.

K. R. in F—e zwei der „Sprüche"; M. G. in S—n „Großmütterleins Mahnung"; C. U. in D—n „Das Weib des Försters" und „Kinderspiele"; F. O. in B—n „Nur eine Nacht"; O. H. in E—ck „Wenn Stürme wehn" u. d. T. „Spuren der Gottheit" (mit Aenderungen); Dr. G. K. in W—n „Ju's Stammbuch" (werden wir ohne Titel zusammen mit andern Sprüchen bringen); O. S. in D—n „An Agnes"; I. A. in P—au „Gesang der Nacht" (unter Weglassung der letzten Strophe); M. F. in H—g „Der Abend" (mit einigen Aenderungen); B. R. in D—n „Vineta"; F. G. in D—n „Nächtliches Waldweben" (gekürzt); A. P. in I—dt „Ihre Lieder" (mit Aenderungen); R. E. in D—n b. W. „Frühlingspredigt". Angenommen!

R. U. in R—m (Gedankengang nicht klar und präcis genug); Graf C. Z.-L in L—n; H. D. in W—n (verbrauchte Stoffe und mangelhafte Reime); M. v. B. in B—n (theils unklar, theils stilistisch mangelhaft); V. T. in R—g (Sie produciren zu hastig); F. L. in G—n (vielfach verfehlt im Ausdruck, überarbeiten Sie Ihre Gedichte sorgfältiger); F. S. in S—g i. E. (warme Empfindungen, die aber noch mühsam nach Gestaltung ringen); M. P. in C—d (ohne einheitliche Betrachtungsweise); M. B. in W—g (das an sich löbliche Streben nach Besonderem macht sich zu stark geltend); P. S. in K—f (zu tändelnd bez. allzu schlicht); I. K. in P—n (keineswegs ohne Talent, aber zu skizzenhaft ausgeführt); G. B. in S—g; M. G. in C—m (wenn Sie genauer nachgesehn hätten, würden Sie gefunden haben, daß Ihre Einsendung in Nr. 22 des vorigen Jahrgangs gleich an zweiter Stelle abgelehnt worden; also bitte, keine Vorwürfe!); I. H. in M—n (stimmen Sie Ihre Laute zu männlicheren Klängen); A. L. in N—n i. E. (Sie beeinträchtigen die Wirkung Ihrer Gedichte durch deren Breite); F. D. in P—a (läßt für die Zukunft Besseres erhoffen); A. I. in G—a (welche Reime!); S. K. in H—n; R. O. in E—n. Dankend abgelehnt!

H. R. in L—n. Unsere Expedition bittet Sie, in Zukunft Zahlungen nicht in Gestalt von ausländischen Briefmarken, bez. Wechselstempelmarken leisten zu wollen, da dieselbe hierfür keine Verwendung hat.

R. K. in P—n. Es ist uns leider ganz unmöglich, Ihnen auf alle Ihre Fragen — in Sachen der Technik der Dichtkunst und über unsere Kunstanschauungen — in gewünschter Kürze zu antworten; wenn Ihnen ernstlich daran gelegen ist, die Anforderungen, welche wir an einen echten Dichter stellen, kennen zu lernen, so beschaffen Sie sich unsere soeben erschienene „Deutsche Poetik".

Zur gefälligen Kenntniß: Herr Dr. Heinrich Hart in Berlin überrascht uns soeben durch die Mittheilung, daß er sein Epos „Die Seefahrer" einer **Umarbeitung** zu unterziehen gedenke. Infolgedessen muß der fernere Abdruck der Dichtung leider bis auf Weiteres unterbleiben, doch hoffen wir das Versäumte baldigst nachholen zu können.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 11. October 1890.)

Mittheilung der Expedition.

Denjenigen unserer geschätzten Abonnenten, welche die Einzahlung des Abonnementsbetrages für das laufende Semester bis jetzt noch nicht bewirkten, theilen wir hierdurch ergebenst mit, daß wir uns erlauben werden, die rückständigen Beträge nach üblicher Weise demnächst per Postauftrag einzuziehen.

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Karl Bettel, Harry Finking, Alexis Aar, Alfred Friedmann, Hermann Klugg, Konrad Telmann, Reinhold Fuchs, Emma Wuffin, Adolf Wilhelm, Günther Walking, Elise Grün, E. Ehrenberg, Julius K. Haarhaus, Hermine von Prenschen, Ernst Planck und Hermanna Fredrike. — Die deutsch-nationalen Bestrebungen auf dem Gebiete des litterarischen Lebens im siebzehnten Jahrhundert. Von Hugo Rheinländer. — Bücherschau. — Briefschalter.

Nachdruck nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.** In Commission: **Trüb'sche Buchhandlung (A. Schmittner) in Zürich** und **E. Steiger & Cie. in New-York.**

Digitized by Google

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Deutsche Poetik.

Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst.

Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre.

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Umfang 23 Bogen. Preis: brosch. 5 *M*, Lwdbd. 6 *M*.

Stimmen der Presse.

Pester Lloyd: Die beiden Verfasser, welche sich durch ihre „Geschichte der deutschen Litteratur" bereits einen wohlklingenden Namen erworben, haben auch in dem vorliegenden Buche ein gediegenes Werk von bleibendem Werthe geliefert; sie entwickeln ihre Urtheile aus einer einheitlichen Grundanschauung heraus und bieten auch dem Laien einen sicheren Wegweiser für die Würdigung der verschiedenen Erzeugnisse der Dichtkunst, wobei namentlich die neueste deutsche Poesie besondere Berücksichtigung findet. Die Darstellung ist eine gemeinfassliche und das Verständniss wird überall durch eine Fülle von Beispielen erleichtert. Das Buch sei allen Freunden deutscher Dichtung bestens empfohlen.

Rheinischer Kurier: Paul Heinze und Rudolf Goette, welche sich vor kurzer Zeit durch die Herausgabe einer von eigenartigem Standpunkt aus geschriebenen deutschen Litteraturgeschichte Verdienste erworben haben, treten wieder mit einem neuen gemeinsamen Werke vor das Publikum. Sie bringen nichts Geringeres als eine „Deutsche Poetik", welche sich, verglichen mit der bekannten Poetik Rudolf von Gottschalls, die Aufgabe stellt, der klassischen Kunstlehre, welche in dem Begriff des Schönen wurzelt, eine moderne, die realistischen Strömungen unserer Zeit berücksichtigende Lehre von dem Wesen der Kunst gegenüberzustellen und von diesem besonderen Standpunkte aus die verschiedenen Arten der Poesie darzustellen und zu klassifiziren. Das Schöne ist den Verfassern, objectiv betrachtet, nur eine sekundäre Erscheinung des Urbildlichen, Charakteristischen. Nähern sich die Autoren, indem sie das Charakteristische in den Mittelpunkt ihrer Definition stellen, dem modernen durch die naturwissenschaftliche Erkenntniss beeinflussten Kunstprinzip, so halten sie sich andererseits von einer Ueberschätzung der physiologischen Forschungen für die richtige Erfassung des menschlichen Seelenlebens fern und theilen nicht die gedankenlose Verachtung philosophischer Erkenntniss, welche sich die Vertreter der naturwissenschaftlichen Richtung bei der Beurtheilung aesthetischer Fragen so oft zu Schulden kommen lassen — Das Buch ist lehrreich für den Dichter, der in die theoretische Erkenntniss seiner Kunst eingeführt zu werden wünscht, und in seiner populären Fassung auch geeignet, dem Gebildeten das rechte Verständniss zur Würdigung echter Dichtung zu erschliessen.

Das Volkramslied.

Ein Sang aus unseren Tagen.

Von

Julius Grosse.

2. Auflage.

18 Bogen. Preis: brosch. 3 *M*, eleg. geb. 4 *M*.

Didaskalia: Das „Volkramslied" repräsentirt die Höhe unserer poetischen Kultur.

Gunhild.

Ein Heldengedicht.

Von **Gustav Kastropp.**

15 Bogen. Preis: brosch. 3 *M*, eleg. geb. 4 *M*.

Ueber diese Dichtung schrieb Karl Goedeke dem Verfasser:

Die Kraft, Tiefe und Frische der Stimmung haben mich steigend gefesselt und mir stets neue Rührung abgezwungen.

Demnächst erscheint in 6. vermehrter Auflage:

Im Wechsel der Tage.

Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung.

Eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter, herausgegeben von **Adolf Brennecke.**

Vollständig **neu bearbeitet** von **Paul Heinze.**

Mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler.

Preis: in höchst elegantem Originalband 10 *M*.

Diese Anthologie, eines der schönsten und wohlfeilsten Prachtwerke, bietet im reichen Schmucke seiner Kunstblätter eine Auswahl der Perlen unserer poetischen Litteratur und hat in der vorliegenden Auflage durch Berücksichtigung der neuesten Lyrik eine durchgreifende Umgestaltung und Bereicherung erfahren.

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomas in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Herbstgruss.

Ob auch die Blätter fallen
Und flattern in den Wind,
Ob auch des Sommers Blumen
Verblüht, vergangen sind,
Ob auch in trübem Nebel
Erlischt der Sonnenschein,
Wo deine Augen leuchten,
Da muß es Frühling sein,
Da ranken sich die Blumen
Der Poesie empor,
Da schimmern verklungene Märchen
Durch grauen Nebelflor,
Da schlingt sich holde Anmuth
Um dich als duftiger Kranz,
Da strahlen Glück und Liebe
Herab wie heller Sonnenglanz.

Gustav Kastropp.

Digitized by Google

Die deutsch-nationalen Bestrebungen auf dem Gebiete des litterarischen Lebens im siebzehnten Jahrhundert.

Von **Hugo Rheinländer.**

(Schluß).

Im Jahre 1617 gründete der gelehrte Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen die „fruchtbringende Gesellschaft". Die Bedeutung dieses Mannes für das Deutschthum ist vielfach nicht recht geschätzt worden. Ludwig war derjenige Fürst, der erkannte, daß sowohl der einseitige Humanismus im Gelehrten- und Schulwesen als auch die modische Ausländerei auf geistigem Gebiete überhaupt für die Deutschen schmählich sei. Er war es, der den pädagogischen Reformer Wolfgang Ratke (Ratichius) in seine Hauptstadt berief und von ihm auf dem Schlosse zu Köthen eine Musterschule anlegen ließ, welche eine „deutsche Schule" werden sollte. „Alles zuerst in der Muttersprache", war Ratkes Grundsatz, und die Muttersprache wollte auch der Fürst bevorzugen. Die Reinheit der Sprache wieder herzustellen, das mußte sich die „fruchtbringende Gesellschaft" angelegen sein lassen. Die vielen eingedrungenen Fremdwörter sollten beseitigt werden, damit sollte die Wiedergeburt anfangen. Regel und Ordnung in Metrik, Grammatik und Orthographie zu bringen, war die weitere Aufgabe der Mitglieder. Die Letzteren sollten nach des Fürsten ausdrücklichem Befehl nicht aus einem bevorzugten Stande genommen werden. Wer sich um die Förderung der deutschen Sprache verdient gemacht hatte, wurde aufgenommen. Nur „gelehrt" mußte er sein; „der Gelehrte ist edel", hieß es. Gleichzeitig mit dem Köthener Bunde entstand der Heidelberger, als dessen Gründer Julius Wilhelm Zincgref bezeichnet werden kann. Aus dem Kreise der Dichter, die sich um diesen Mann sammelten, ist namentlich der später selbstständig auftretende Martin Opitz bekannt, damals ein zwanzigjähriger aufstrebender junger Mann. Wenn beide Dichtervereinigungen nicht mehr zu wirken vermochten als es geschah, dann war daran der bald ausbrechende große Krieg schuld. Das spanische Heer Spinolas, das die Rheinlande feindlich überzog, veranlaßte die Heidelberger, auseinander zu gehen; es scheinen diese Ausländer überhaupt allerorts ihren Haß gegen das evangelische geistige Leben den Zügel haben schießen zu lassen. Der katholische, spanisch gesinnte bayrische Herzog wurde Kurfürst, die Heidelberger Bibliothek wanderte nach Rom, und der ganze Süden Deutschlands empfand für eine Zeit lang den spanisch-römischen Druck. Dann brachen die Wogen des Krieges mächtiger und mächtiger herein. Kümmerlich fristete die „fruchtbringende Gesellschaft" ihr Dasein während der Kriegsnöthe.

Der große Völkerkampf, der sich auf deutschem Boden abspielte, war ein Ringen um die politische Vorherrschaft in Europa. Frankreich und Schweden zwangen endlich Oesterreich und Spanien nieder. Herrschend wurde schon unter Richelieu der französische Einfluß an Stelle des spanischen, im Laufe der Zeit noch stärker. In Politik, Kunst, Sprache, Sitte, Mode waltete er vor, das ganze deutsche Wesen ward von ihm durchdrungen. Das war schon im Laufe des fünften Jahrzehntes vollständig geschehen; nicht zum Wenigsten hatte die mit Corneille beginnende klassisch-akademische Dichtung der Franzosen, besonders die Dramatik dazu beigetragen. Zur vollständigen Herrschaft gelangte die Französelei in Deutschland im Zeitalter des roi soleil, Ludwigs XIV. Als Periode der Nachahmung hat man die ganze Zeit des deutschen litterarischen Lebens, vom Beginne des großen Krieges bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen bezeichnet; ich glaube, man könnte den Beinamen dem ganzen Zeitalter überhaupt geben. Selbstverständlich hat sich gerade in jener Zeit in der Fortsetzung der Bestrebungen der deutsch gesinnten Vereinigungen die strengste Gegenwirkung gegen die Ausländerei gezeigt, ja dieselbe schlug mitunter vollständig in's Extrem um und gerieth dadurch theilweise in's Lächerliche und Abgeschmackte. So sehen wir die Gelehrten und Dichter, — welche beiden Ausdrücke seit der Stiftung der „fruchtbringenden Gesellschaft" als gleichbedeutend betrachtet werden müssen — in zwei große Lager gespalten: in Nachahmer und in Deutschthümler. In beiden einander theilweise, nicht immer schroff gegenüberstehenden Gruppen finden wir bedeutende Männer. Gleich zu Anfang geben Zwei derselben typisch die verschiedenen Richtungen an: Rudolf Weckherlin und Martin Opitz. Weckherlin, der in Stuttgart lebte, aber von dort des Krieges wegen flüchtig gehen mußte und sich nach England begab, ist als der erste Reformator der deutschen Poetik zu betrachten. Er brach mit den Zeilen und der Reimerei der Meistersinger, bürgerte das Sonett, die Ekloge, das Epigramm in der deutschen Dichtkunst ein und verschaffte dem Alexandriner Eingang. Von einer strengen Silbenmessung wollte er nichts wissen; er zählte noch die Silben, aber man spürt in seinen Gedichten niemals die Knittelverse der Meistersinger, sondern fühlt sofort den feinen poetischen Takt, die freie Bewegung in der

Digitized by Google

gesetzlichen Form heraus. Leider konnte er keine festen metrischen Gesetze aufstellen und deshalb gelangte er nicht zu dem Einfluß, den sein Zeitgenosse errang. Ihm war die Dichtkunst Sache des Gefühls, nicht des bloßen Verstandes — sie schien ihm nicht erlernbar. Martin Opitz dagegen war Verstandesmensch; ihm mußte die Dichtkunst erlernbar und lehrhaft sein. Sein „Büchlein von der deutschen Poeterey", das 1624 erschien, wurde die Richtschnur für die künftigen deutschen Dichter. Alle Verse wurden prosodisch gemessen; Hebung und Senkung mußten regelmäßig abwechseln, regelmäßiger als Arsis und Thesis der Alten. So erkannte Opitz nur zwei Versmaße an: den Jambus und den Trochäus. Und in diese zwängte er seine lehrhaften, verstandesmäßigen Gedankenäußerungen hinein. Denn nur wenige seiner Gedichte sind echte Herzens- und Gemütsprodukte. An Opitz schlossen sich zwei Dichterkreise an, die sogenannte „erste schlesische Schule" und die Königsberger Dichter. Zu den Mitgliedern der ersteren gehörten viele Männer, die ganz dem Opitz'schen Geschmacke huldigten, „ergötzten und belehrten"; ihre Namen wie ihre Poesien sind großentheils verloren gegangen. Nicht so strenge folgten dem Meister die Königsberger Dichter, aus denen Robert Roberthin, Heinrich Albert und Simon Dach hervorragen. Die Absicht der Belehrung durch die Poesie trat bei diesen Dreien mehr und mehr zurück; aus ihren geistlichen wie weltlichen Liedern spricht das fühlende Herz, das sinnige Gemüth, eine wahre und warme Empfindung, eine schwungvolle Phantasie. Die Königsberger pflegten auch zuerst das volksthümliche Lied, namentlich das Liebeslied, und trafen das Bedürfniß des Volkes, das sich eine Anzahl dieser Lieder aneignete. Sangbar wurden viele der letzteren gemacht durch Heinrich Albert, den berühmten Komponisten. Es war ein mächtiger nationaler Aufschwung, ein Kampf gegen die hereingefluthete ausländische erotische Poesie, ein Kampf, der im äußersten deutschen Lande im Osten begann und sich noch während der Kriegsstürme über das Reich verbreitete.

Gleichzeitig begann ein einzelner Mann im Osten die Erneuerung des nationalen Dramas, der Schlesier Andreas Gryph († 1664). Als Lyriker und Anhänger Opitz' ist er wenig bemerkenswerth, dagegen leistete er auf dramatischem Gebiete ganz Bedeutendes, und leider ist seine Bedeutung noch nicht genug anerkannt worden. Man hat Gryph vielfach mit großem Unrecht in eine Linie mit den Dichtern der ersten schlesischen Schule gestellt. Gryph ist eine weit über seine Zeitgenossen hervorragende Persönlichkeit. Er erkannte den französischen Classicismus nicht an. Die Einheit der Handlung und der Zeit, nicht die des Ortes wurde bei ihm gewahrt; jede Tragödie hatte fünf Akte und jeder Akt schloß mit einem Chor (Reyen = Reigen). Der Alexandriner blieb allerdings als Versmaß, aber Gryph nahm keinen französischen Dichter, sondern germanische zum Vorbilde. Als Muster für seine Tragödien dienten ihm die Werke des großen Niederländers Joost van den Vondel, für seine Lustspiele die Komödien Shakespeares, d. h. die Stoffe desselben, welche die englischen Banden in mancherlei Bearbeitung aufführten — der Name Shakespeare blieb ungenannt. Wir haben also schon vor zweihundert Jahren das Beispiel erlebt, daß ein echt deutscher Dichter bei dem Versuche der Erneuerung des Dramas sich germanischen Mustern zuwandte; hundert Jahre später wiederholte sich das bei unseren großen Klassikern, und heutzutage zweifelt man noch, ob man sich bei den Slaven und Romanen oder bei den Nordgermanen Raths erholen soll?! — Im Anschluß an Gryph dichteten die Glieder der zweiten schlesischen Schule, aus denen Hoffmannswaldau und Lohenstein, Breslauer Räthe und gelahrte Herren, hervorragen. Allein statt ihres Vorbildes bedeutende Seite auszubauen, verfielen sie in den Fehler, die „Lieblichkeit des Ausdrucks" und die „galante Schreibart" zu pflegen. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Bestreben der jüngeren Schlesier darauf ausging, die deutsche Sprache vor der fremden auszuzeichnen. Man wollte beweisen, daß die Muttersprache ebenso wie jede andere fähig sei, zu zierlichen Redewendungen wie zu mächtigen, wuchtigen Wortbildungen verwandt zu werden; man wollte sie den Deutschen lieb und werth machen. Allein man gerieth dabei in Schwulsterei und Ziererei hinein, die schließlich jedes Ohr und allen Geschmack beleidigen mußten und gerade das Gegentheil von dem, was sie sollten, bewirkten. Sie riefen auf der Gegnerseite die seichten Poesieen der „Wasserdichter" unter Weises Vorgang und die kraftlosen der „Hofpoeten" unter Canitz und Gefolgen hervor. Eine herzerhebende und gemütherquickende Poesie war damals nirgends zu finden.

Unterdessen nahm die „Sprachreinigung" auch anderweit ihren weiteren Verlauf. Wir wissen, daß in Nürnberg sich stets ein hoher Sinn für nationale Sprache und Dichtung zeigte. Neben den Meistersingern, die ihre Knittelverse weiter dichteten und sangen, bildete sich 1644 die gelehrte Gesellschaft des „Blumenordens" oder der „Pegnitzschäfer". An Opitz schlossen sich die Mitglieder derselben an wie die älteren Schlesier; sie hielten auf Versgeklingel und süßliche Liebeständeleien in anapästischem und daktylischem Rhythmus. Die Poesie war ihnen erlernbar zum Zwecke der Veredlung der Sprache; „sinnreiche" Umschreibungen und „löbliche" Beiwörter galt es zu finden. Charakteristisch ist für das Treiben dieser „Dichter" ihr Regelbuch: „Anweisung in sechs Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst einzugießen" (Nürnberger Trichter). Hatten die Nürnberger einen Feldzug gegen die Fremdwörter eröffnet, so geschah dies durch die deutsch „gesinnte Genossenschaft", die Philipp von Zesen 1643 zu Hamburg eigens zum Zwecke der Reinigung der Muttersprache von fremden Aus-

Digitized by Google

drücken gründete. Zesen war ein Mann, der sich aus innerstem Antriebe der Schriftstellerei widmete, und der die ganze Zeit seines Lebens darauf verwandte, deutsch, nur deutsch zu sein und zu schreiben in Sinn, Gedanken und Sprache. Seine Hauptstärke lag auf dem Gebiete der Lyrik und des Romans; beide Gattungen hat er gepflegt, außerdem aber eine Menge poetischer, metrischer, grammatischer Schriften verfaßt. Mit rastlosem Eifer ging er daran, die Fremdwörter auszumerzen. Man kann sich heute, wo allerdings noch eine Anzahl unnöthiger fremder Ausdrücke in unserer Sprache vorhanden ist, keinen Begriff davon machen, wie sehr und wie noch mehr die fremden Elemente damals die Muttersprache durchdrangen. Fast jedes dritte Wort war ein Fremdwort, ein französisches Wort. Freilich ging Zesen in seinem Eifer zu weit; er wollte selbst die in's Deutsche eingebürgerten ausländischen Ausdrücke entfernen und die fremden Eigennamen übertragen. Man muß dies dem Haß gegen die Unsitte der damaligen Zeit zugute halten und sollte nicht zu sehr über den Eifer des Reinigers spotten, der gründlich aufräumen wollte.

Französisch war Alles, wie schon erwähnt; die Nachäfferei ging in's Bodenlose; so viele „Souveränchen" der westfälische Friede in Deutschland zur Welt gebar, so viele Ludwig XIV. mit französelndem Hofe, französelnden Sitten, französelnder „Mode" (das Wort kam damals auf), französelnder Sprache gab es in Deutschland. Da schwangen die Satiriker auch ihre Geißel, die beiden größten, die das siebzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, Johann Lauremburg und Friedrich von Logau. Mit so scharfen Waffen mußte das entartete Germanenthum angegriffen werden, um es aus dem Taumel der Ausländerei aufzurütteln. Und all das half doch nichts!

Sehen wir, wohin all diese deutsch-nationalen Bestrebungen führten. Die strengen Gesetze der „deutschen Poeterey" erzeugten eine nüchterne, trockene Verstandespoesie, die nur von dem Gelehrten erlernbar und nur diesem verständlich war. Eine Ausnahme bildeten, wie erwähnt, die Lieder der Königsberger, welche ins Volk eindrangen und sich in ihm erhielten; sie waren deutsch empfunden, deutsch gedichtet. Im Drama herrschte entweder der Schwulst der jüngeren Schlesier oder die Seichtheit der Wasserpoeten; der Versuch, die Sprache zu heben, war als kläglich gescheitert zu betrachten. Die Reinigung der Sprache von den unnöthigen Fremdwörtern führte zu Ausschreitungen, zu verkehrten Wortbildungen, zu Entstellungen der Ausdrücke. All das Unheil kam aus der Vielköpfigkeit der Verbesserer, die es nicht verstanden, sich innerlich aneinander anzuschließen und aus dem frischsprudelnden germanisch n Quell der Erneuerung zu schöpfen. Und der zweite Grund war der Fluch des Akademischen, der auf dem Ganzen lastete. Es bildet unsere deutsche Litteratur beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein solches Gemenge und Durcheinander, das heillos erscheint. Da erfah denn ein Mann wie der pedantische Gottsched keine andere Rettung, als sich von dem ganzen Plunder abzukehren und den Franzosen, bei denen steife Regelmäßigkeit herrschte, sich vollends in die Arme zu werfen. Und nun triumphirten unsere westlichen Nachbarn also doch über unser litterarisches Leben ein halbes Jahrhundert hindurch. Das der Lohn für hundertjährige Bemühungen, eine nationale Poesie zu schaffen! Doch hatten Gottscheds Bestrebungen wenigstens das Verdienst, daß sie alles Unnationale in seiner Partei concentrirten, und daß nun die neue, rein deutsche Bewegung die Gegner in geschlossenem Körper vor sich fand, gegen den sie sich wenden konnte. Nur auf diese Weise gelang endlich die Begründung des deutschen Classicismus, die unter den geschilderten Zuständen hundert Jahre früher ein Ding der Unmöglichkeit war.

Herbststimmung.

Weißglänzende Fäden umschweben
Als Sonnengespinnste das Haus,
Ich möchte sie fangen und weben
Mir silberne Netze daraus.

Ich möcht' in den silbernen Netzen
Fest halten des Herbstes Pracht,
Die uns, als letztes Ergötzen,
Goldstrahlend entgegen lacht.

Dann blieben mir, unzerronnen,
Die Bilder der Blüthenzeit,
Wie meiner Seele die Wonnen
Vergangener Herrlichkeit.

Carl Freser.

Digitized by Google

Reinhardsbrunn!

Reizende Rose im schwellenden Grün;
Hold, wie züchtige Wangen erglühn,
Leuchtend in schattiger Waldesnacht,
Prangst du in milder und ruhiger Pracht.

Träumerisch plaudert der murmelnde Quell;
Tändelt mit Blüthen, der muntre Gesell;
Füllet den See mit krystallener Fluth,
Drinnen sich spiegelt die Abendgluth.

Wogende Wipfel vom Zephyr umkost,
Ragende Felsen, berankt und bemoost,
Treulich als Hüter dies Fleckchen umstehn;
Wonnige Düfte es wohlig umwehn.

Rose! Dein Athem ist Frieden, ist Ruh,
Lächelst berückend dem Wanderer zu,
Lockst ihn vom lärmenden Straßengewühl
Träumerisch-traulich in's Waldes-Asyl.

Blüh' in der schweigenden Waldeinsamkeit,
Gegen verheerende Stürme gefeit;
Ewig erfreue die Herzen dein Blühn,
Reizende Rose im schwellenden Grün.

Wilh. Hauk.

Herbstgedanken.

Der kleinen Sänger leichtbeschwingte Schaaren
Sind nun der fernen Heimat zugeflogen;
Nach Süden hat es mächtig sie gezogen,
Die einst des Lenzes traute Boten waren.

Ein holdes Röslein wollt' ich treu bewahren,
Das froh sich wiegte auf des Zephyrs Wogen,
Deß milden Duft ich freudig eingesogen,
Nun hat's des Herbstes Leid und Weh erfahren!

Auch in das Herz hat sich der Herbst gerungen;
Nach Ruhe sehnt sich's, wie die müde Erde,
Denn alle, alle Saiten sind zersprungen!

Und schauernd eil' ich zu dem heim'schen Herde,
Und ein Gedanke nur hat mich durchdrungen:
Ob es noch einmal für mich Frühling werde?

Bruno Reichard.

Digitized by Google

Ibrahim.

Nieder sinkt der Sonne Feuerkugel,
Badend in des Abends Purpurgluthen,
Rings der lichte Saum des blauen Himmels
Und die unabsehbar weite Wüste.
Wunderbar durchsichtig ist der Aether,
Eine Klarheit, wie die Luft der Wüste
Sie nur kennt, läßt in die tiefsten Tiefen
Des unendlichen den Blick versinken.
Majestätisch schwebt die Sonne nieder,
Wie auf eines breiten Goldstroms Fluthen,
Keine Wolken und kein Dunst und Nebel
Trüben ihrer Schönheit Prachtentfaltung.
In dem hehren, feierlichen Schweigen,
Von dem Erd' und Himmel ist umfangen,
Steigt Scheik Ibrahim vom Dromedare,
Wirft sich lautlos auf die Kniee nieder,
Neigt das Antlitz gläubig-frommen Sinnes
Zum Gebet in innig heißer Andacht.
Neben ihm bleibt aufrecht stehn ein Franke,
Und als endlich das Gebet vollendet,
Fragt er lächelnd — geistesüberlegen:
„Warum betest du — wie kannst du wissen,
Daß es einen Gott giebt, der dich höret,
Da du nirgend ihn vermagst zu sehen?"
Ibrahim antwortet ernst und würdig:
„Wenn ich Nachts in meinem Zelte liege
Und von draußen ein Geräusch vernehme,
Weiß ich nicht — war es ein wildes Raubthier,
War's ein herrenloses Dromedar,
War's ein Mensch, der leis vorüberschlich.
Aber wenn den Sand ich Morgens schaue,
Kann sofort ich an der Fußspur deuten,
Wer vorbeiging in der dunkeln Nacht.
Sieh die Sterne dort am Firmament,
Jene goldnen Weltendiademe,
Sieh den Mond, den Kahn im Aethermeer,
Sieh die Sonne, wie sie leuchtend aufgeht
In der Glorie eines Wüstenmorgens!
Sieh, das sind die Spuren unsres Gottes,
Wer sie wahrhaft sieht, weiß sie zu deuten."
Und beschämt verstummt der stolze Franke
Vor der Weisheit Ibrahims, des Scheiks.

Emma Croon-Mayer.

Ein einzig Mal.

Und steht der Wald auch traurig kahl,
Er blüht und grünt noch tausendmal;
Dem welken Blatt, das niedersinkt,
Kein Frühling neues Leben bringt.

Und ob die Menschheit fortbesteht,
Dem ew'gen Glück entgegengeht,
Der Mensch mit seiner Lust und Qual,
Er kommt und geht — ein einzig Mal.

Willy Steputat.

Digitized by Google

Im Park.

Im Park ist's still, ganz leise nur entschweben
Den Bäumen rings die Blätter welk und fahl;
Sie flüstern Abschiedsgruß dem Sommerleben,
Das freudenmüd sich längst von hinnen stahl.

Der Herbst ist da, sein Kleid aus dürrem Laube
Verhüllt der Wege öd verschlungne Spur;
Von Licht und Frühling träumt die wilde Traube,
Die dort umrankt die düstre Sonnenuhr.

Müd wandelt durch die welke Blätterfülle
Der Fuß dahin, wie über Friedhofsau'n.
Ach, überall nur Tod und starre Hülle
Und nirgends rings ist Leben mehr zu schaun!

Doch sieh, was hell dort durch die Aeste blinket!
— Ein Götterbild aus ferner Mythenzeit —
Ob alles Leben ringsum auch versinket,
Nicht kennt das Höchste Tod, noch Sterblichkeit.

Das sind dieselben ruhig heitren Züge,
Ob sie umkost des Lenzes Jugendgrün,
Ob sie des Herbstes dunkle Wolkenflüge,
Ob Winterstürme eisig sie umziehn.

So lächle mild in's Dasein mir auch nieder,
Du Strahl des Ew'gen, der mein Sein verschönt,
Dir weih' — vom Tod umrauscht — ich meine Lieder,
Den Klang der Lyra, der durch's Herz mir tönt!

H. Dienes.

Wandersegen.

Nun ziehst du in die Welt hinein,
Von Berg zu Thal, zum grünen Rhein!
Da giebt es Lust und Freude viel,
Die Nixen treiben dort ihr Spiel:
Und eine sitzt auf hohem Stein
Mit süßem Sang im Mondenschein.
Dein guter Engel steh' dir bei
Und schütze dich vor Loreley!

Ihr Leib ist weiß, ihr goldnes Haar
Umspinnt das Herz auf immerdar;
Ihr Auge glüht, ihr voller Mund
Giebt tausend Zaubersprüche kund.
Doch wen umfing ihr Liebesbann,
Den hält die grüne Fluth sodann:
Dein guter Engel steh' dir bei
Und schütze dich vor Loreley!

Tief unten in dem Wunderreich
Küßt sie dir Mund und Wangen bleich.
Erwachst du aus dem bangen Schlaf —
O weh dir, wenn ihr Fluch dich traf!
Sie führt dich wohl zurück an's Licht,
Doch glücklich wirst du droben nicht!
Dein guter Engel steh' dir bei
Und schütze dich vor Loreley!

Nun ziehst du fort mit leichtem Sinn
In's Reich der bösen Teufelin —
Ich bin allein und denke dein
Bei Sonnen- und bei Sternenschein.
Der Talisman, der mit dir geht,
Ist meine Liebe, mein Gebet:
Dein guter Engel steh' dir bei
Und schütze dich vor Loreley!

Marie Lankau.

Digitized by Google

Ein luſtiger Bruder.

(Aus dem ungedruckten Nachlaſſe des Dichters.)

Ein luſt'ger Bruder will ich bleiben,
Zum Teufel Gunſt und Glück und Geld!
Laß Andre ſchnöden Schacher treiben:
Ich hab' mein Sach' auf nichts geſtellt!

Ich frage nichts nach Amt und Ehren,
Nach Macht und Anſehn vor der Welt!
Laß Andre um den Tand ſich ſcheren:
Ich hab' mein Sach' auf nichts geſtellt!

Was Lieb' und Eh' und Kinderſegen!
Nur goldne Freiheit mir gefällt.
Laß Andre ſich in Neſſeln legen:
Ich hab' mein Sach' auf nichts geſtellt!

Ein luſt'ger Bruder will ich bleiben,
Den man um keine Freuden prellt.
In's Teſtament noch will ich ſchreiben:
Ich hab' mein Sach' auf nichts geſtellt!

Feodor Wehl.

Waldestreue.

Biſt du im Wald gegangen,
Wenn ihn der Lenz belaubt?
Mag auch kein Blümlein prangen,
Doch duftig ragt ſein Haupt!

Sahſt du im Herbſt ſich entfärben
Den Wald, wenn die Blumen verblüht?
Da haben die Blätter im Sterben,
Wie Blumen, Duft verſprüht!

O Wald, wie ſollen wir preiſen
Dein Lieben, das ſich erbarmt,
Und Treu will voller erweiſen,
Wenn wir an Blumen verarmt!

Auguſt Silberſtein.

Bitte.

Erhört mich, ihr Muſen,
O gebt mir das Glück,
Und führt mich zum Buſen
Der Liebſten zurück.

O ſtillt das Verlangen,
Gebt freundlichen Gruß,
Gebt holdes Umfangen
Und zärtlichen Kuß!

Dann kehren ſie wieder
Mit lieblichem Ton,
Ihr Muſen, die Lieder,
Die lang mich geflohn.

Und könnt ihr's nicht geben,
Was heiß mich durchloht,
Mein Sehnen, mein Leben,
Dann gebt mir den Tod!

Was ſoll mir die Sonne?
Der Tag iſt nur Schein!
Denn Leben und Wonne
Iſt Liebe allein!

Auguſt Sturm.

Digitized by Google

Tagebuchblätter.

(Weimar 1884.)

Von **Julius Grosse.**

(Fortsetzung und Schluß.)

III.

Ob sich als Wahrheit einst erfüllt der Glaube,
Ob Täuschung nur der Hoffnung Zuversicht,
Daß uns der Tod einst nicht uns selber raube,
Daß schwarze Finsterniß uns nicht umflicht
Mit ewiger Nacht — daß alles höchste Ringen
Umsonst nicht war — ein irrend Sumpfeslicht —
Gleichviel! — doch auch im herrlichsten Vollbringen
Sei auf ein plötzlich Ende stets gefaßt;
Doch jeden Tag entfalte deine Schwingen
Und thu' dein Werk und wälze deine Last!
An jedem Tag erobre dir dein Leben
Und dankbar freue dich im Sonnenglast,
In dem wir Alle athmen, wirken, weben,
Der Mückenschwärme ruft ins Erdensein
Und Welten wärmt und Feuer kocht in Reben.
Kurz ist des Daseins Wonnerausch und Pein,
Menschengeschlechter träufeln wie ein Regen
Aeonenlang — wie Tropfen auf dem Stein
Verdunstend, schwindend. Aller Wolkensegen
Spurlos verrauscht, den Wasserblasen gleich,
Die tanzend sich im Fluthenschaum bewegen.
So stürmt das Leben fort im Staubesreich,
Ein ewiges Gewitter ist das Werden.
„Wo ist der Schöpfer?" fragt die Sehnsucht weich,
„Wo ist die Heimat jener Sternenheerden?
Wo ist das Dauernde im ewigen Strom,
Vielleicht auf Sonnen einst, wenn nicht auf Erden?"
O such' es nicht im blauen Himmelsdom,
Fühllos sind Sonnen für die Seelenschmerzen.
Gott wohnt nicht jenseits — Gott wirkt im Atom,
Such' ihn allein in deinem eignen Herzen! —

IV.

Nenn's wie du willst — ob Gott, ob Weltenseele,
Die unbewußt in schaffender Natur
Dem Menschen und sich selbst ihr Antlitz hehle —
Eins wisse: Schwänd' auch jeden Glaubens Spur,
Ein allumfassend überweltlich Wesen
Umfängt dich hier und jede Creatur
Mit Liebesmacht, die dich zum Licht erlesen,
Dich als Atom in schöner Zeitlichkeit
Zum Blühn, zum Wirken, endlich zum Verwesen.

Digitized by Google

Die Liebesmacht stammt aus Unendlichkeit,
Ein Zauberstrahl urewiger Schöpfungswonnen,
Die wandellos wie Sternenewigkeit
In Gnaden schöpfen aus dem Urweltbronnen,
Der segenspendend tränkt mit Lebensfluth
All' Stauberschaffnes, athmend in der Sonnen. —
An jedem Tage trinkst du Kraft und Muth
Aus jenes Bornes mütterlichen Brüsten,
In jeder Nacht erfrischt sein Hauch dein Blut.
Das All ist göttlich — ob in Sternenwüsten,
Ob hier im Erdenstaub voll Kampf und Ruh',
Mit jedem Werden flammt den Daseinsküsten
Ein Gottesweckruf aus dem Weltall zu.

V.

Die Welt, sie liebt das Ungewöhnliche:
Steig auf den Kirchthurm, setz' ihm Mützen auf,
Nachtmützen, deutend das Versöhnliche.
Treib stiegenaufwärts und in schnellstem Lauf
Den Pegasus, laß ihn aus Dachesluken
Hinwiehern in die Luft: — er steh' zum Kauf.
Klimm auf zu Alpen — schreib, daß mit zwei schmucken
Gekrönten Köpfen niste dort ein Aar,
Ein lebender, und lasse dreist es drucken.
Fahr' durch des Weltmeers Wogen mit Gefahr,
Bloß zu entdecken auf entlegnen Küsten
Ein neustes Gänseblümchen wunderbar — —
Zum Hafen eil' — laß dich zum Taucher rüsten
Und eines Cäsar Schlachtschwert wiederbring',
Ein rostig Trum, von dem wir sonst nichts wüßten.
Dann wird die Welt dich preisen, dich mit Ring
Und Stola weihn nach solchen Geniusproben —
Was schön und gut nur, dünkt ihr meist gering.
Das Wagniß will sie, wenn es auch verschroben,
Nur Trug und Humbug — sie will Flitterglanz
Und Platzraketen, deren Knall zu loben —
So mach's, und dir auch giebt sie ihren Kranz!

VI.

Heil Denen, die mit breiten Schultern stehn,
Mit starken Knochen freie Bahn sich räumen
Und trotzig durch dies Weltgedränge gehn. —
Wie neid' ich solche, die nicht müßig träumen!
Orakeln gleich gilt ihr gewichtig Wort,
Sei's im Senate, sei's beim Becherschäumen.
Der Pöbel zieht den Hut vor solchem Hort;
Platz macht das Volk, wenn seine Augen blitzen,
Falstaff hat alles, was er will, sofort —

Digitized by Google

Sein Talg giebt Nahrung auch den ſchalſten Witzen.
Landrichter, Weiber, Prinzen packt ſein Hohn,
Aus Schwächen weiß er Tugenden zu ſchnitzen.
Drum mißverſteht nicht. Jener Schutzpatron
Hat hunderttauſend Jünger hinterlaſſen,
Und dieſe Welt zollt ihnen Dank und Lohn.
Verſtehſt du lachend ſie als Clown zu faſſen
Mit Anmaßung, mit Keckheit, Phraſendunſt,
Mit Anekdoten aus dem Schlamm der Gaſſen,
Dann haſt du ſie mit ihrer höchſten Gunſt.
Was gilt ihr Schönheit ſonſt, die wangenſchmale
Entſagungsvolle Waiſe heutiger Kunſt;
Kein Wunder, daß verlacht die Ideale. —
Die Welt erlaubt Euch den Kothurn, allein
Im Sinn nur, daß im Koth turnt die Sandale:
Noch mehr: Die Welt will ihre eigne Pein,
Getreten will ſie ſein, verhöhnt, mißhandelt,
Geſtoßen in die Rippen bis zum Schrein,
Dann klatſcht ſie Beifall, raſt wie umgewandelt,
Dann jubelt ſie — nur ſolcher iſt ihr Held,
Der wie die Lakenreißer ſie behandelt,
Denn Dortchen und Frau Hurtig iſt die Welt.

VII.

Die Welt beſteht aus Kindern meiſt und Narren,
Tand, Trug und Thorheit gehn aus ihrem Mund;
Willſt du ſie feſſeln, pack' ſie an dem Sparren.
Und machſt du auch den ſchalſten Blödſinn kund,
Kannſt immerhin noch Tauſende gewinnen,
Die Menge folgt dir, führſt du flitterbunt
Als Rattenfänger flötend ſie von hinnen.
Ja auf den Knien rutſchen ſie dir nach,
Die du beherreſt, mit entzückten Sinnen.
Bleibſt du nur Schelm und Schalksnarr frech und flach,
Darfſt du ein Bein auch Ehrenmännern ſtellen,
Darfſt hell Verdienſt herunterziehn in Schmach.
Wer Tamtamſchläger einſpannt als Geſellen,
Wer kitzeln kann des Volkes Rückenmark,
Darf Länder füllen, daß die Berge gellen,
Mit wüſtem Lärm. Ambroſia mach' aus Quark,
Als Gottpropheten preiſe Waſſerköpfe,
Und Zwerge lüg' zu Helden rieſenſtark,
Zu Göttinnen verlorene Geſchöpfe —
Aus Laſterhöhlen ſchaff ein Lilienfeld,
Mit Heiligenſcheinen zier' die ärmſten Tröpfe,
Dann biſt du hochgefeiert bald als Held,
Biſt Zaubrer jener unſichtbaren Kleider,
Womit dein Trug geſchmückt die nackte Welt.
Sie merkt es nicht, daß du ein Beutelſchneider,
Der ſie bemogelt, plündert für und für.
Die Welt, ſie will betrogen werden leider,
So ſei ſie denn betrogen nach Gebühr!

Digitized by Google

VIII.

Genug der Elegieen, denkt ihr still —
Wohl beſſer ziemten ſtürmende Geſänge,
Heil nur dem Starken, der ausdauern will.
„Auf“, ruft ihr, „gürte dich zum Kampfgedränge,
Erſinn' ein hohes Lied der Leidenſchaft,
Das eh'rnen Klanges hinreißt alle Menge —
Erkenne deiner Zeit Titanenkraft,
Stell einen Spiegel deines Volkes Ringen,
Den Dichter krönt es, der Erhabnes ſchafft —
Wie? Oder willſt du Liebeszauber ſingen,
Mal' uns Idyllen hold auf Blumenau'n,
Wo ſich im Tanz beglückte Paare ſchwingen —“
Ihr ſeid ſehr gütig, mir dies zuzutraun.
Ihr meint, der Adler ſoll zur Sonne fliegen,
Der wund von Pfeilen ſank im Nebelgraun.
Ihr meint, der könne, frei in Feſſeln, ſiegen,
Der, eingezwängt in eine Welt voll Eis,
Mißgunſt erfuhr, genug zu unterliegen.
Doch nein, vollbringen möcht' ich eins als Greis:
Die Geißel auf die Tempelſchänder ſchwingen!
Ein Dornenkranz dünkt mich nicht mindrer Preis,
Als Lorbeer ſonſt nach rühmlichſtem Gelingen. —
Auf Dornen auch noch können Blumen blühn
Im dichten Buſch, wo Nachtigallen ſingen,
Wie einſt im Zauberwalde märchengrün,
Wo noch bis heut Merlin im Weißdornhage
Die Welt verträumt und alle Weltenmüh'n,
So einſt erſehn' ich meine Greiſentage!

Verzichten.

Ich ging durch's Dorf im Abendſcheine,
Da trieb manch ſchäkernd' Paar ſich um.
Mir ward, als ob das Herz mir weine,
Ich ſchlich des Weges trüb und ſtumm.

Mir iſt im wirren Weltgetriebe
Das flücht'ge Glück vorbeigerauſcht,
Ich hab' um ſüßes Glück der Liebe
Nur bittre Weisheit eingetauſcht.

Mein banges Loos, es heißt „Verzichten“,
Ein hartes Wort mit bittrem Kern.
Ich darf mir meinen Himmel dichten,
Doch iſt's ein Himmel — ohne Stern.

Franz Karl Ziſek.

Digitized by Google

Deine Augen.

Mädchen, deine Augen gleichen
Einem See in Frühlichtsgluth,
Der den Himmel und die Erde
Spiegelt in kryſtallner Fluth.

Reiner, unbewölkter Friede
Auf der heitren Fläche lacht,
Lockt der Himmel, lockt die Erde
In geheimer Wunderpracht?

Immer tiefer möcht' ich ſinken,
Weiß doch nicht, wie mir geſchieht,
Doch mir däucht, es iſt die Nixe,
Die mich ſtill hinunterzieht.

v. Arnim.

Im Schulhaus auf der Haide.

I.

Das iſt nun meine Welt: ein ſtilles Dorf
Von wenig Hütten und ringsum die Haide.
Nur fahles Moos bedeckt den ſchwarzen Torf,
Und traurig ſchwankt am Moor die Hängeweide.

Wenn übervoll im Land der Frühling blüht
Und ſeine Jubellieder jauchzend ſchallen,
Hat hier ſich ſchüchtern nur ein Halm gemüht,
Und Niemand kennt den Schlag der Nachtigallen.

Und auch der Menſch ſo arm, ſo blöd und ſtumpf;
In harter Frohne ſeufzt er hin die Tage.
Erſt, wenn auf ſeinen Sarg die Scholle dumpf
Hinunterpoltert, ſchweigt die bange Klage.

Noch ward's nicht Tag; nur fahles Dämmerlicht
Durchſchimmert matt des Wahnes ſchwarze Nächte.
Wann wird es Zeit? O Sonne, wann durchbricht
Dein Siegesſtrahl die finſtern Schattenmächte?

II.

Ich ſoll der Wahrheit Licht im Dunkel zünden,
Den Menſchen wecken in der Menſchenbruſt
Und drin der Liebe einen Tempel gründen —
Mir iſt kein höher, heil'ger Amt bewußt.

Und dennoch bleibt der Wille matt und träge,
Nicht ſetzt der Geiſt die vollen Kräfte ein.
Was ſoll's? Wie ſehr ich's hin und her erwäge,
Ich weiß, es wird kein Tag der Ernte ſein.

Digitized by Google

Heut mag wohl hie und da ein Hälmchen ſproſſen;
Doch morgen ſteht's im Sande dürr und todt,
Und wenn dem Licht ein Geiſt ſich kaum erſchloſſen,
Gleich ſchließt ihn wieder zu des Lebens Noth.

Mit jeder Morgenſonne neue Plage,
Mit jedem Abend bittre Täuſchung nur —
Fürwahr! es zeigt am Ende meiner Tage
Die alte Stunde noch die Zeitenuhr.

III.

Es ſchaun die fernen Berge
In's braune Haideland,
Und ſehnend hängt an ihnen
Mein Auge unverwandt.

An ſtrohgedeckten Hütten
Vorüber raſt der Zug,
Und die Gedanken jagen
Ihm nach im Sturmesflug.

O zög' ich mit da droben
In frohem Wandertroß,
O trüg' in ſtolze Städte
Mich doch das Eiſenroß!

Hier iſt die Welt ſo öde,
So leer der Menſchengeiſt,
Der Schönheit Born verſchüttet,
Nichts, was die Seele ſpeiſt.

Da ſinkt wohl matt das Feuer,
Das einſt ſo hoch geſchweift,
Und wilder nur und wilder
In's Herz die Sehnſucht greift.

IV.

Schweig, unzufriednes Herz, und ſei beſcheiden!
Du willſt in Licht und Schönheit froh genießen,
Und hundert Andre ſind verdammt, zu meiden.
Willſt du dich denn dem Mitleid ganz verſchließen?

Dir iſt vom Aug' die Binde fortgenommen.
Warum nicht ſoll dein Bruder ſehend werden?
Das Licht iſt allen Menſchen ja gekommen;
Es ſcheint die Sonne überall auf Erden.

Heraus aus deiner Selbſtſucht engen Schranken!
Du biſt nicht dir, du biſt der Welt geboren.
Nur was ein Anderer dir zu verdanken,
Geht nicht mit deinem Staub im Wind verloren.

Ich laß nicht gelten deine zage Rede:
„Noch hat die rechte Stunde nicht geſchlagen,
Und unnütz nur iſt jede ſcharfe Fehde
Mit Geiſtern, die noch ſolche Rüſtung tragen."

Digitized by Google

Die Zeit ist immer da, du hast die Waffen.
Beginn' den Kampf; laß dich den Lorbeer locken.
Was du nicht kannst, das wird der Himmel schaffen —
Fern klingen schon die hellen Siegesglocken.

V.

Verrauscht die Jugend. Fünfundzwanzig Jahre
Bin ich ein Sämann heute auf der Haide.
Wie schön sie prangt im rosenrothen Kleide,
Wenn tief der Himmel drüber blaut, der klare.

Und was ihr dürrer Sand vermag zu geben,
Regt sich nicht schwächer in dem kargen Halme,
Als dort im Stamm der üpp'gen Tropenpalme
Des Südens reichre Kräfte schaffend weben.

Nun lähmt mich nicht mehr jene bange Frage:
Werd' ich auch Früchte sehn vor meinem Ende?
Und an den Pflug leg ich getrost die Hände
In froher Zuversicht auf Erntetage.

Ich weiß, die Geister, die sich kaum erschlossen
Bisher dem ersten Licht nach hartem Mühen,
Sie werden einst so schön und reich erblühen
Wie ihre Haide heut, der sie entsprossen.

Otto Fiedler.

Bücherschau.

Schmerzliche Wonnen. Von **Oskar Klein.** (Elberfeld, Selbstverlag, o. J.) Ein jeder Dichter hat eine längere oder kürzere Wertherperiode durchlebt. Oskar Klein versucht eine „Behandlung des Wertherproblems". Lösung ist wie bei Goethe — die Kugel. Der Roman gleicht dem Goethe'schen etwa wie der Nebenregenbogen dem Regenbogen. Der Held heißt Eduard, die Heldin — Kunigunde — nein Hilda. Die Versenkung in die Werther-Lotte-Stimmung wird beiden leicht gemacht durch die Lektüre von „Werther's Leiden". Es ist die erste Dichtung des Verfassers, wie er selbst sagt; deshalb hat man Nachsicht mit ihr und erkennt die edle Sprache und manchen selbstständigen schönen Gedanken recht gern an, der von der Begabung des Dichters zeugt. Letztere möge er nun bald an einem anderen Stoffe nutzbarer verwenden.

Hugo Rheinländer.

Tamina. Eine Dichtung von **Otto Franz Gensichen.** (Berlin, Verlag von Eugen Grosser.) Die tiefgehenden Erschütterungen des absterbenden Jahrhunderts haben auf allen geistigen Gebieten ein wüstes Treiben hervorgerufen, und die litterarische Domaine ist es nicht zum wenigsten, wo sich ein solches breit macht. Realismus und Naturalismus auf jeden Fall — wem ginge da nicht bisweilen das Herz auf, wenn er unter dem Wust der das Leben sklavisch abklatschenden Machwerke eine Dichtung fände, welche die tiefere Saite des Herzens anklingen läßt?!

Digitized by Google

„Tamina“ ist eine solche. Gensichen steht als formgewandter Lyriker und Epiker gleich hinter Gottschall, dessen Diction bekanntlich mustergiltig ist, und daß der Erstere auch dem Gefäß einen Inhalt zu geben versteht, findet man hier bestätigt. Das Thema ist die Läuterung einer unerlaubten Liebe durch die Macht des Gewissens. Ja, Gensichen ist noch so unmodern, daß er eine solche anerkennt und sogar zum Angelpunkte der Ereignisse macht, und durch die Art, wie er seine These verficht, dürfte mancher der modernen Leugner zum Nachdenken angeregt werden. Heutzutage, wo bei litterarischen Werken immer das Delectare betont wird, kann es ja wohl mal nichts schaden, wenn man auch einigen Werth auf das Prodesse legt!

Fritz Eberhardt.

Psychodramen. Material für den rethorisch-deklamatorischen Vortrag von **R. von Meerheimb.** Mit einem Vorwort herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. Zweites Bändchen. (Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jr.) Es ist merkwürdig, daß mit der lebhaften Entwickelung der dramatischen Poesie bei uns die ihr so eng verwandte Kunst des Recitirens nicht gleichen Schritt gehalten hat. Warum findet sich heute kein Strakosch mehr? Wenn von Meerheimbs Psychodramen nicht viel über die Kreise der Litteraturfreunde von Beruf hinaus gedrungen ist, muß man das mit jener bedauerlichen Thatsache erklären, denn diese Dramen en miniature tragen mit wenigen Ausnahmen soviel wirkungsvolle Kraft in sich, daß sie getrost an ein gebildetes Publikum appelliren können. Das vorliegende zweite Bändchen bezeugt wieder, wie geschickt der Dichter diese nur ihm eigenthümliche Dichtungsart ausgestaltet, wie glücklich er für die darzustellenden Vorgänge den Ausdruck, die Wortstellung, sowie die fein abgetönte oder die grell dissonirende Klangwirkung gefunden hat. Am meisten hat mich von den ernsteren Stücken: „Shakespeares Beichte in der Westminster-Abtei“, „Heloise vor der Madonna“, und von den heiteren „Kriegslist auf dem Parkett“ angesprochen. Gleich das letztere athmet eine so reizende frische Schalkhaftigkeit, daß ich es für eine Perle der Sammlung bezeichnen möchte. Die Beichte des großen William ist ein tiefpoetisches Stimmungsbild, ernst und groß, das uns in die Seele des echten Poeten blicken läßt, der ruhm- und ehrgekrönt sich dennoch demüthigt vor der ewigen Macht, die ihn erweckt und genährt und getragen. Auch das Uebrige ist durchweg erfreulich und lesenswerth und erweckt den Wunsch, daß der Dichter uns noch mehr davon bescheeren möge. Zu hoffen ist dabei, daß ihn zu weiteren Arbeiten auch der Erfolg aufmuntere.

Fritz Eberhardt.

Litteratur und Kunst.

Der Vorstand des IV. (Sächsisch-Thüringischen) Bezirks-Vereins des „Deutschen Schriftsteller-Verbandes“, u. A. bestehend aus den Herren Dr. Fr. Bienemann, Dr. Hans Blum und Redacteur Werner, hat sein Amt niedergelegt; in den neuen Vorstand wurden die Herren Dr. Julius Bruck als erster Vorsitzender, Georg Boetticher zum stellvertretenden Vorsitzenden, Redacteur Hugo Roesch und Heinrich Pfeil zu Schriftführern und Redacteur Th. Martin zum Schatzmeister gewählt.

* * *

Unter zahlreicher Betheiligung namhafter Schriftsteller und Litteraturfreunde hat sich in Berlin eine Freie Litterarische Gesellschaft gebildet. Die Gesellschaft bezweckt, ihre Mitglieder mit den lyrischen, epischen und dramatischen Werken zeitgenössischer Dichter bekannt zu machen und sucht diesen Zweck zu erreichen: durch öffentliche Versammlungen, in welchen moderne Dichtungen durch berufene Kräfte vorgetragen werden, durch Anlegung einer Bibliothek moderner Litteratur (verbunden mit Lesezimmer), sowie durch zwanglose Veröffentlichungen. Den Vorstand der Gesellschaft bilden: Theodor Fontane, Heinrich Hart, Gustav Karpeles, Leo Berg, Ernst v. Wolzogen, Hermann Bahr, Fedor v. Zobeltitz, Franz Held, Dr. Herzfeld, Richard Zoozmann, Otto v. Leixner, Otto Neumann-Hofer, Wilhelm Bölsche.

* * *

Georg Ebers bringt in diesem Herbst keinen neuen Roman und auch nichts, das er aus seinem Lieblingsland Aegypten oder dem Alterthum schöpft, sondern „Drei Märchen“ (Das Elixir. — Die graue Locke. — Die Nüsse.). (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

* * *

Digitized by Google

Johannes Proelss wird am 1. Januar nächsten Jahres von Frankfurt a. M. nach Stuttgart übersiedeln, wo er in die „Union" (Cotta-Kröner-Spemann) als litterarischer Beirath der Oberleitung, im Besonderen für die belletristischen Zeitschriften „Gartenlaube" und „Vom Fels zum Meer", eintritt.

* * *

Felix Dahn veröffentlicht als Band VII. seiner Kleinen Romane aus der Völkerwanderung einen neuen Roman „Die Bataver"; das Werk schildert den Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis (Breitkopf u. Härtel, Leipzig.)

* * *

P. K. Rosegger ließ soeben ein neues Werk „Der Schelm aus den Alpen. Allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren" erscheinen. (2 Bde.) (A. Hartleben, Wien.)

* * *

„Quitt" nennt Theodor Fontane einen neuen Roman, welcher binnen Kurzem bei W. Hertz in Berlin erscheinen wird.

* * *

Von Paul Heyse erscheinen Anfang December vier „Weihnachtsgeschichten". (Eine Weihnachtsbescheerung. — Das Freifräulein. — Die Geschichte vom Herrn Wilibald und dem Frosinchen. — Die Dryas.) (W. Hertz, Berlin.)

* * *

Von Martin Greifs dramatischen Werken werden am fürstlichen Theater zu Gera in der kommenden Spielzeit auch „Die Pfalz im Rhein" und „Heinrich der Löwe" aufgeführt werden, nachdem „Konradin" im vorigen Jahre einen so bedeutenden künstlerischen Erfolg erzielt hat.

* * *

Herausgegeben von Alex Wagner erscheint seit October d. J. in Stuttgart eine Deutsche Bühnen-Rundschau, Illustrirte Wochenübersicht des nationalen Bühnenwesens. Die bisher erschienenen zwei Nummern bieten ungemein viel des Anregenden und geben ein umfassendes Bild unseres dramatischen Lebens. Nr. 2 enthält u. A. auch eine kurze, treffende Charakteristik Heinrich Bulthaupts; das Portrait und das Facsimile Bulthaupts sind dem Artikel beigefügt.

* * *

In Hamerlings Selbstbiographie wird Albert Möser unter Denjenigen genannt, mit welchen der verstorbene Dichter in „regem Briefwechsel" gestanden. Dieser Briefwechsel fällt dem größeren Theile nach in die eigentliche Hauptepoche von Hamerlings Leben, d. h. diejenige, in welcher er den „Ahasver in Rom" und den „König von Sion" schrieb; die Briefe Hamerlings werfen nicht nur die interessantesten Schlaglichter auf die Entstehung dieser seiner eigentlichen Meisterwerke, sondern enthalten auch die eigenartigsten und treffendsten Urtheile über viele Erscheinungen der deutschen Litteratur. Nicht minder zeigen sie Hamerling als Menschen von der liebenswürdigsten und edelsten Seite. Albert Möser wird die Briefe in Kurzem im Verlage von Hans Lüstenöder in Berlin erscheinen lassen.

* * *

Als Festschrift zur Enthüllung des Rückert-Denkmals in Schweinfurt am 19. Oct. 1890 veröffentlicht Conrad Beyer eine Biographie Rückerts unter dem Titel „Friedrich Rückert. Ein Lebens- und Dichterbild". (Süddeutsches Verlags-Institut, Stuttgart.)

* * *

Ernst v. Wildenbruch, der nach der ersten Aufführung der „Haubenlerche" in Palanza Aufenthalt nahm, hat Otto Ludwigs Schauspiel „Das Fräulein von Scudery" einer Umarbeitung für die Bühne unterzogen. Das Ludwigsche Schauspiel wird in der Wildenbruch'schen Bearbeitung zum ersten Male im Wiener Burgtheater aufgeführt werden, und zwar noch im Laufe dieser Spielzeit.

Neue Bücher.

(Besprechung dieser zur Beurtheilung eingegangenen Bücher behalten wir uns vor. D. R.)

Arent, Wilhelm, Kopenhagen — Elsa — Fauststimmungen. (E. Pierson, Dresden.)
Barbier, Jules, Nero. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Freie deutsche Bearbeitung von Adolf Ebeling. (A. Ahn, Köln.)
Behrend, Otto, Wieland der Schmied. (Renger, Leipzig, 1890.)
Berges, Philipp, Amerikana. Bd. II. (Ph. Reclam jr., Leipzig.)
Boileau, Satiren. In freier Nachbildung von Dr. E. Weyhe. (A. Oehmigke, Leipzig, 1890.)

Digitized by Google

Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie des Schauspiels: Classiker (Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube). (Schulze'sche Hofbuchhandlung, Oldenburg.)
Burns, Robert, Gedichte. Uebersetzt von Edmund Ruete. (Heinsius Nachf., Bremen, 1890.)
Cornelius, Peter, Gedichte. Eingeleitet von Adolf Stern. (C. F. Kahnt Nachf., Leipzig, 1890.)
Dauthel, Gustav, Anthologie jungvlamischer Dichtung. (H. Lüstenöder, Berlin.)
Döhler, Gottfried, Die Pflicht. Soziales Drama in 5 Akten. (F. Fontane, Berlin, 1890.)
Druskowitz, Dr. Helene, International. Dramatischer Scherz in drei Akten. (R. Petzold, Dresden, 1890.)
" " Die Emancipationsschwärmerin. Lustspiel in fünf Aufzügen. (R. Petzold, Dresden, 1890.)
" " Die Pädagogin. Dramatischer Scherz in drei Akten. (R. Petzold, Dresden, 1890.)
v. d. Elbe, A., Graf Floris. Historischer Roman. 2 Bde. (E. Pierson, Dresden.)
Fontane, Theodor, Stine. (F. Fontane, Berlin, 1890.)
Förstner, C., Prinzeß Ilsa. Märchen. (J. Schimmelburg, Halberstadt, 1890.)
Freudenthal, August, Die Heide. (Carl Schünemann, Bremen, 1890.)
Fulda, Ludwig, Gedichte. (F. Fontane, Berlin, 1890.)
Gjellerup, Karl, G-Dur, eine Kammermusiknovelle. Aus dem Dänischen von Wilhelm Wolters. (E. Pierson, Dresden.)
Grosse, Julius, Tante Caldora. Roman. 2 Bde. (E. Pierson, Dresden.)
Idel, Wilhelm, Schloß Homburg im Oberbergischen. (W. Henzler, Wermelskirchen, 1890.)
Jordan, Wilhelm, Die Edda. 2. Aufl. (W. Jordan, Frankfurt a. M., 1890.)
Kastropp, Gustav, Agamemnon. Trauerspiel in drei Aufzügen. (Wasserkampf & Comp. Hannover.)
" " Phantasien und Märchen. (Wasserkampf & Comp., Hannover, 1891.)
Katzenberger, Fridolin, Wirre Blätter. 2. Aufl. (Grau & Cie, Hof, 1890.)
Kohut, Dr. Adolf, Moltke als Denker. (S. Gerstmann, Berlin, 1890.)
Kremnitz, Mite, Ausgewandert. Roman in vier Büchern. 2 Bde. (E. Strauß, Bonn, 1890.)
Kunert, August, Schneeflocken. Gedichte. (W. Manasse, Berlin, 1890.)
v. Lichtenow, Wilhelm, Zeitfragen. (M. Wundermann, Leipzig, 1890.)
" " Die Ahnen. Cyclus lebender Bilder nach Gustav Freytags gleichnamigem Romane. (O. Teich, Leipzig.)
Laaff, Anton August, Aus dem Dornbusch. Lieder vom Hügel. (Pierson, Dresden, 1890.)
von Lajmäjer, Marie, Neue Gedichte. (Adolf Bonz u. Comp., Stuttgart, 1890.)
Lestroy, Johann, Gesammelte Werke, herausgegeben von V. Chiavacci und L. Ganghofer. Lfg. I. (A. Bonz & Comp., Stuttgart.)
Rafael, L., Gedichte. 2. Aufl. (Breitkopf & Härtel, Leipzig, 1890.)
Ressel, Wilhelm, Der Dorfnarr. Erzählung. (K. Siegismund, Berlin, 1890.)
Riegel, Hermann, Unter dem Striche. Bunte Bilder aus beiden Welten. (H. Lüstenöder, Berlin, 1890.)
Schmidt-Weißenfels, Das neunzehnte Jahrhundert. Geschichte seiner ideellen, nationalen und Kulturentwickelung. (H. Lüstenöder, Berlin, 1890.)
Schranka, Dr. Maria Ednard, Der neue Demokrit. Bd. I. (H. Lüstenöder, Berlin, 1890.)
Semsey de Semse, Hermine, Herzensklänge. Gedichte. (Triest, 1890.)
Serao, Mathilde, Blüthe der Leidenschaft. Novellen. Autorisirte Uebertragung von Dr. Alfred Friedmann. 2. Aufl. (S. Schottländer, Breslau, 1890.)
v. Stadion, Graf Emerich, Die Schwalbe. Schauspiel in drei Akten. (S. Körner, Leipzig.)
Stege, Margarete, Kuckuck und Sturmvogel. Ein Frühlings- und ein Herbstessang. (W. Jsleib, Berlin.)
Stern, Adolf, Die letzten Humanisten. Historischer Roman. Dritte durchgesehene Auflage. (L. Ehlermann, Dresden, 1890.)
" " Johannes Gutenberg. Epische Dichtung. Zweite Auflage. (L. Ehlermann, Dresden.)
Sturm, August, Schwarz-Roth-Gold. Festdichtung. (Mauke's Verlag, Jena, 1890.)
Sylva, Carmen, Deficit. Roman. Zweite Auflage. (E. Strauß, Bonn, 1890.)
" " Frauenmuth. (E. Strauß, Bonn, 1890.)
Telmann, Konrad, Quer durchs Leben. Bilder und Geschichten. 2 Theile. (K. Reißner, Leipzig, 1890.)
Tovote, Heinz, Fallobst. Wurmstichige Geschichten. (Ad. Zoberbier, Berlin, 1890.)
Weitbrecht, Carl, Sonnenwende. Neue Dichtungen. (Ad. Bonz & Comp., Stuttgart, 1890.)
Winteler, Jost, Tycho Pantander. Eine Geistesentwickelung in Liedern dargestellt. (J. Huber, Frauenfeld, 1890.)
Wörndl, Friedrich, Dämon und Engel. Roman. (Carl Hinstorff, Danzig, 1890.)

Digitized by Google

Briefschalter.

F. L. in W—s. Wir bedauern, nachträgliche Aenderungen zu bereits früher eingesandten Gedichten nicht berücksichtigen zu können; vielmehr erwarten wir von unseren geschätzten Mitarbeitern, daß sie uns ihre Beiträge nicht eher schicken, als bis sie dieselben für endgiltig druckreif erachten. Auch möchten wir Sie in Ihrem eigenen Interesse ersuchen, uns deutlich geschriebene Manuscripte ohne Correcturen zukommen zu lassen, da die hierdurch veranlaßten Schwierigkeiten beim Lesen das Aufkommen der Stimmung verhindern.

Prof. G. B. in M—au. Wir müssen die Verantwortung dafür ablehnen, daß Ihr Gedicht „Visionen" in Nr. 2 d. J. anstatt mit G. Bachmann mit G. Baehmann unterzeichnet zum Abdruck gelangte, da in Ihrem Manuscript deutlich der letztere Name zu lesen war. — Bei Ihrer Einsendung haben Sie leider eine ungünstige Stoffwahl getroffen.

F. P. in E—n „Herbst" (mit Aenderungen); R. K. in B—au „Die Vestalin"; B. F. in B—n „Abendwanderung" (mit Aenderungen); A. W. in A—ch „Umsonst"; B. P. F. in D—n „Sommerliche Erinnerung"; Frhr. v. O. in B—n „Der Kettenträger".

Angenommen!

F. W. in N—tz (behandeln Sie minder verbrauchte Stoffe); Dr. C. F. in W—g (unklar im Ausdrucke); V. H. in O—ss b. Z.; L. W. in S—n (Ihr Gedicht ist mindestens schon die zehnte Bearbeitung, welche uns über diese Anekdote zuging); P. K. in M—n (ohne Neuheit der Anschauung); L. H. in A—g (streben Sie edlere Einfachheit der Diction an); H. P. in T—r; E. P. in T—n; H. G. in B—n (ungeeignet); F. E. F. in A—g (nüchterne Wendungen und rhythmische Härten); H. D. in W—n (Härten im Ausdruck, namentlich störende Inversionen); G. K. in H—g (für bloße Reimspiele wie Akrosticha vermögen wir uns nicht zu erwärmen, auch wählen Sie künftig ein minder seltsames Pseudonym); B. R. in D—tz (ermangelt meist der Pointirung); O. T. in Z—au (zu alltäglich, streben Sie nach innerer Vertiefung); A. O. in W—n (wohlklingende Verse, aber ohne rechten Kern; wir erwarten gern Ausgereifteres); G L. in I—a (läßt in Formgebung, besonders bezüglich reiner Reime zu wünschen); F. B. in W—n (oft ohne jegliches Versmaß, besitzen Sie keine Poetik?); O. S. in B—tz (zu überladen mit mythologischem Beiwerk); R. G. in E—d; M. K. in A—r b. L. (verbrauchte Stoffe ohne individuelle Neubelebung); W. E. in H—g (uns unverständlich, jedenfalls an zu hochgeschraubter Empfindung leidend); V. in D—n (zu umfangreich); B. R. in D—n; Dr. H. D. in D—n (inhaltlich zu unerquicklich). Dankend abgelehnt.

Graf C. Z.-L. in L—n. Jene Bemerkung in Klammer hatte, da sie Ihrer werthen Chiffre nicht beigefügt war, natürlich auch keinen Bezug auf Ihre Einsendung. — Für Gedichte politischen Inhalts haben wir keinerlei Verwendung; versuchen Sie es einmal mit einem der Wiener politischen Witzblätter.

M. B. in W—g. Lassen Sie den Muth nicht sinken; obgleich auch von Ihrer neuen Sendung unsern Ansprüchen nichts völlig genügt, erwarten wir von Ihnen doch noch Brauchbares.

O. I. in M—g. Ihre Anfrage wegen einer Anzeige in unsern Weihnachtsnummern findet ihre Beantwortung durch die unten stehende Inserateinladung.

F. S. in O—tz. Bürgschaft für unbedingt regelmäßige Lieferung unseres Blattes können wir nur übernehmen, wenn dasselbe direct von unserer Expedition bezogen wird. Ueberdies erhalten Sie das Blatt auf diesem Wege mindestens vier Tage früher als durch Ihre jetzige Bezugsquelle.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 25. October 1890.)

Nicht zu übersehen!

Da wir auch den diesjährigen Weihnachtsnummern (Nr. 6, 7 und 8) des „Deutschen Dichterheim", die am 17. November, bez. 1. und 15. December zur Versendung gelangen, einen elegant ausgestatteten

„Weihnachts-Anzeiger"

beizugeben beabsichtigen, so machen wir unsere geschätzten Leser auf denselben behufs Insertion litterarischer Erzeugnisse höflichst aufmerksam und bemerken, daß wir für die einmal

Digitized by Google

gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum incl. Rothdruck der Titel und Autornamen, die je auf einer Zeile besonders stehen müssen, nur 30 Pf. berechnen. Bei 3maliger Aufnahme derselben Anzeige gewähren wir für die Wiederholung 20% Rabatt.

Gefl. Aufträge erbitten wir uns mindestens 8 Tage vor Ausgabe derjenigen Nummer, in welcher das Inserat Platz finden soll. Inserate, welche in allen drei Nummern Aufnahme finden sollen, beliebe man uns **bis spätestens 10. November** einzusenden.

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Gustav Kastropp, Carl Preser, Wilh. Goutz, Bruno Reichard, Emma Croon-Mayer, Willy Steputat, H. Dienes, Marie Lankau, Feodor Wehl, August Silberstein, August Sturm, Julius Grosse, Franz Karl Jilek, v. Garnim und Otto Fiedler. — Die deutsch-nationalen Bestrebungen auf dem Gebiete des litterarischen Lebens im siebzehnten Jahrhundert. Von Hugo Rheinländer. (Schluß.) — Bücherschau. — Litteratur und Kunst. — Neue Bücher. — Briefschalter. — Nicht zu übersehen!

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.** In Commission: **Trüb'sche Buchhandlung** (A. Schmittner) in **Zürich** und **E. Steiger & Cie.** in **New-York.**

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Deutsche Poetik.

Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst.

Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre.

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Umfang 23 Bogen. Preis: brosch. 5 *M*, Lwdbd. 6 *M*.

Weitere Stimmen der Presse.

Hamburger Nachrichten: Ihrer populären Geschichte der neuesten deutschen Litteratur haben die Verfasser eine kurzgefasste poetische Aesthetik und Formenlehre folgen lassen. Die Aufstellung mannigfach neuer Gesichtspunkte und die Behandlung des Stoffes aus einer einheitlichen Grundanschauung heraus empfehlen das Buch der Beachtung der zunächst Betheiligten, der wissenschaftlichen Fachgenossen und der Dichter, denen es um eine theoretische Erkenntniss ihrer Kunst zu thun ist; die allgemein-verständliche Form der Darstellung aber lässt diese Poetik nicht minder als einen Berather und Führer aller gebildeten Kreise zum Verständniss des Wesens und zur Würdigung der Formen echter Dichtwerke erscheinen. Ein Hauptvorzug des Buches ist, dass es nicht auf erklügelten und eigensinnig festgehaltenen starren theoretischen Principien ein selbstherrliches Lehrgebäude errichtet, sondern dem lebendig grünenden Wald deutscher Dichtkunst die Kennzeichen und Gesetze seines Werdens und Wachsens, seines inneren Triebes und seiner Wirkung abzulauschen und vor dem Leser aufzuzeigen sich bemüht. Die ästhetischen Grundüberzeugungen der Verfasser halten sich frei von einseitigen Parteistandpunkten; sie sehen im Idealismus und Realismus nur zwei verschiedene Betrachtungsweisen der Dinge, von denen die eine vom erkennenden Geiste, die andere von dem Gegenstande des Erkennens, der Welt ausgeht; sie definiren die Kunst als „die naturgetreue Wiedergabe von Erscheinungen des Lebens in einheitlicher Begrenzung, dergestalt, dass sich die Gesetze des Seins an ihnen wiederspiegeln"; sie sehen in der Schönheit objectiv nur „eine sekundäre Erscheinung des Urbildlichen, Charakteristischen", subjectiv nur den „Wiederschein, den die nach den Gesetzen des Lebens ausgestalteten Dinge in unserm Gemüth hervorrufen." Bei der Behandlung der Mittel poetischer Veranschaulichung wird auch der kennzeichnenden Lautmalerei eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Bei Abgrenzung der Gattungen der Dichtkunst ist die Eintheilung der Lyrik in Liedesdichtung, Stimmungslyrik ebenso neu als glücklich.

Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands: . . . . Hinsichtlich der Eintheilung der Dichtungsgattungen haben die Verfaser eine neue Anordnung getroffen, die wir vollständig billigen. Besonders ist das Bestreben anzuerkennen, den Gegenstand in möglichst übersichtliche und klare Fassung zu bringen; aus diesem Grunde ist eine den inneren Zusammenhang beeinträchtigende Zerstückelung in allzuviele Unterabtheilungen vermieden. – Gleichwie das früher erschienene Werk der Verfasser: „Geschichte der deutschen Litteratur von Goethes Tode bis zur Gegenwart" als ein brauchbares und tüchtiges genannt zu werden verdient, so sei auch die „Poetik" aufs wärmste empfohlen: Denn die Darstellung zeugt überall von gründlicher Stoffkenntniss und scharfer Beobachtungsgabe.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**
Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Herbstlieder.

I.

Der blaue Himmel voll Sonnenschein,
Doch labend kühl die Luft,
Kein Lied, kein Laut in Feld und Hain,
Die Ferne gehüllt in Duft.

Zerronnen ist der Sommertraum,
Sei, schöner Herbst, gegrüßt!
Wie glüht so roth der Ahornbaum,
Den du zur Nacht geküßt.

II.

Der Himmel trüb und grau,
Umnebelt Strom und Au,
Verödet Feld und Wald,
Die Luft wie Eis so kalt:

Das ist kein Leben mehr,
Nur Sterben rings umher
Und sehnsuchtsvoller Zug
Nach Schlaf im Leichentuch.

Julius Sturm.

Digitized by Google

Schillers „Räuber“.

Von Dr. Alfred Friedmann.

(Nachdruck verboten.)

In Anbetracht der so erfolgreichen Wiederaufnahme von Schillers „Räubern“ in den Spielplan des „Berliner Theaters“ ist eine Zusammenstellung nicht ganz neuer, oder doch verschollener, in Vergessenheit gerathener Litteratur über dieses gewaltige Drama vielleicht einer neuen Generation nicht ganz unwillkommen.

Die „Räuber“ waren doch eigentlich ein Stück einer imaginairen „Freien Bühne“ vom fin de siècle — 1700 — und haben mehr Spektakel gemacht als die Stücke der modernen Realisten, die nicht Gefahr laufen, eingekerkert zu werden, fliehen zu müssen. Tempora mutantur. . . .

Wieso kam Schiller zu seinem Räuberstoff?

Zur Zeit, als Schiller sein Stück schrieb, „quoll“, wie Palleske sich ausdrückt, „dieses Drama in Hunderten von Studien aus dem Boden der Zeit. Es stand ganz unter dem Einfluß der englischen Schule“.

Die Anregung soll der Karlsschüler einer Geschichte in Haugs schwäbischem Magazin, Jahrgang 1775, entnommen haben. (Stück 1, S. 130.) Davon später. In die böhmischen Wälder geht hier der Held nicht. — Nun war aber Schiller damals gewiß mit Shakespeares Werken nicht unvertraut: hielt ja auch Goethe schon 1771 seine Lobrede auf den großen Briten zu Straßburg, und warum sollte Schiller nicht: „Die beiden Edlen von Verona“ (Two Gentlemen of Verona) gekannt haben. In der 1. Scene des 4. Aktes gerieth Valentin in einem Walde zwischen Mailand und Mantua in die Hände von Straßenräubern. Es entspinnt sich zwischen ihm und dem Banditen folgendes Gespräch:

„Woher kommt Ihr?“

„Von Mailand.“

„Habt Ihr Euch lang dort aufgehalten?“

„Wohl 16 Mond', und gern wär' ich noch da, doch spielte das Geschick mir einen Streich!“

„Wie, seid Ihr denn verbannt?“

„Ja.“

„Und wofür?“

„Für etwas, das, gedenk ich dran, mich martert. Ich tödtet' einen, dessen Tod mich reut. Doch schlug ich ihn, als Mann, im Ehrenkampfe, ohn' Hinterlist und tückischen Verrath.“

„Nun, dann bereut's nicht, wenn es so geschah. Und um so kleine Schuld seid Ihr verbannt?“.

„So ist's, und war doch froh des milden Spruchs!“

„Versteht Ihr Sprachen?“

„Ja, meinen Jugendreisen dank ich das, sonst hätt' ich oft in schlimmer Noth gesteckt.“

„Beim feisten Glatzenpfäfflein Robin Hood's, der Bursche wär' ein Fürst für unsre Bande. Eins sagt uns: Habt Ihr irgend was im Sinn?“

„Nichts als mein Glück.“

„Wißt, Einige von uns sind Edelleute, die jugendliche Ausschweifung aus der Gesellschaft ehrenwerther Männer verstieß. Ich selbst ward aus Verona einst verbannt, weil ich ein Fräulein wegzukapern suchte, das reich war und dem Herzog nah verwandt. Seid Ihr's zufrieden, unser Haupt zu sein? Wollt Ihr zur Tugend machen Eure Noth und in der Wildniß leben so wie wir? Was sagst Du? Willst Du unseres Gleichen sein? Sprich Ja und sei der Hauptmann von uns Allen. Wir wollen Eid und Pflicht Dir leisten und Dich lieben als der Bande Haupt und Herrn. Doch schlägst Du unsern Antrag aus, so stirbst Du. Du sollst nicht leben, damit groß zu thun!“

„Ich nehm' ihn an und leb' hier unter Euch, mit dem Beding, daß Ihr Mißhandlung nicht an schwachen Fraun und armen Wandrern übt!“

„Nein, wir verabscheun so gemeine That.“

Man vergleiche noch die 3. Scene dieses Aktes und frage sich, ob das nicht die Typen der Gesellschaft in den böhmischen Wäldern, ob das nicht die Urbilder zu Friedrich Schillers Räubern sind. Unseres lückenhaften Wissens hat noch Niemand darauf hingewiesen. Es sei nun durchaus nicht behauptet: hier nahm Schiller seine Idee zu den Spiegelberg's und Schufterle's her. Es sei mir gestattet, zu bedenken zu geben, ob Schiller hier nicht unbewußt durch Lektüre einen Eindruck empfangen haben könne, der sich später in geeigneter Umgebung und vermischt mit anderen Erlebnissen zu einer Episode jenes Drama's gestaltet hat, das noch nach 120 Jahren eine so mächtige Wirkung auf uns übt, das nicht in seinen Ideen, nur vielleicht in seiner Form etwas veraltet ist.

„Wenn von allen unzähligen Klagschriften gegen die „Räuber“ eine mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch Einer begegnete.“ So recensirte sich Schiller selbst in der Ankündigung der „Rheinischen Thalia“. (Im D. Museum von 1748. 2. 564 und 77.) „Wir suchten den erstaunenden Beifall in der Umstoßung aller Regeln, in der Ueberladung an Personen und Vorfällen, Maschinerie und Gepränge, in der geschmacklosesten Mischung des Schrecklichen und Lächerlichen, des Schwülstigen und Pöbelhaften, in der Kühnheit, ungesehene Dinge in einer unerhörten Sprache vorzutragen.“ So schreibt Gotter 1782 mit direktem Hinblick auf die „Räuber“. — „Das Stück behält in der Gattung den Preis. Aber der Himmel bewahre uns vor mehr Stücken dieser Gattung.“

Digitized by Google

(An W. F. von Dalberg in Mannheim.) Goethe wendet sich von dem Jugenddrama Schiller's, von den „Räubern" beleidigt ab, „in denen ein kraftvolles, aber unreifes Talent seine ethischen und theatralischen Paradoxen recht in vollem hinreißenden Strome über das Vaterland ergossen hatte".

Und der Dichter selbst wollte dieses Schauspiel für nichts Anderes genommen wissen, als für eine dramatische Geschichte, welche die Vortheile der dramatischen Methode: die Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen, benütze, ohne sich übrigens in die Schranken eines Theaterstückes einzuzäunen oder nach dem so zweifelhaften Gewinne bei theatralischer Verkörperung zu geizen. (Vorrede 1781. Ostern.) „Hier sei Fülle in einander gedrungener Realitäten vorhanden gewesen, die unmöglich in die allzu strengen Pallisaden des Aristoteles und Batteux eingekeilt werden konnten. Nun sei es aber nicht sowohl die Masse dieses Schauspiels, als sein Inhalt, der es von der Bühne verbanne. Die Oekonomie desselben machte es nothwendig, daß mancher Charakter auftreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört." (Ebenda.)

Wohl hatte Schiller ein prophetisches Gemüth, als er mit Julius von Tarent ausrief: „In meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte", wenn er sich mit diesem Citat auch nicht direkt an seine „Räuber" wendete. Er hat sich aber geirrt in der Selbstkritik dieses Jugendwerkes, wie sich Heine irrte, als er seinen „Ratcliffe" für sein höchstes Anrecht auf Unsterblichkeit hielt.

Die Kritik mag in der Theorie noch so sehr Recht behalten, „das feinere Gefühl der Tugend mag beleidigt und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört" sein — die deutsche Nation sieht sich doch stets wieder ihre „Räuber" an, wenn sie ihr in einer des Dichters würdigen äußern Form und Darstellung geboten werden. Und aus dem Wust der Kritik und der Fülle theoretischer Erörterungen schält sich der Volksgeist, die neue Generation, den blanken Kern eigenen Urtheils und selbst durchgemachter Lebenserfahrungen heraus. Sie behalten die „Räuber" und wissen nichts anzufangen mit Goethe's „Natürlicher Tochter", also zeigend, daß sie sich nicht durch die glänzendsten Namen unserer Lieblinge beirren lassen, sondern sich nur von dem Lebensfähigen, d. h. von der Bühne herab die Katharsis hervorbringendem Drama packen und rühren lassen.

(Schluß folgt.)

Das Rißbacher Maifest.

Bei Traben stehn am Moselstrand
Zwei Häuser, die Rißbach sind genannt.
Das war ein großes Dorf einmal,
Davon man noch spricht im Moselthal,
Und da, wo jetzt ist Rebenland,
Am Berge hoch eine Kirche stand.
Mit dieser Kirche verbunden war
Ein fröhlich' Fest in jedem Jahr.
An einem Tage im schönen Mai,
Wenn wieder prangte die Erde neu,
Das Brünnlein klar vom Felsen sprang,
Im Wald ertönte der Vögel Sang,
Dann machte von nah und von fern sich auf
Die Jugend und zog dort hinauf,
Jünglinge und Maide in froher Schaar,
Was frisch und blühend im Thale war.
Und unterwegs im Weiterziehn
Brachen sie Blumen und junges Grün
Und warfen einander in neck'schem Spiel —
Da gab es Scherzen und Lachen viel.

Das Merkwürdige aber ist dabei,
Was drum ausdrücklich berichtet sei,
Daß oben auch in dem Gotteshaus
Sie nicht setzten das Werfen aus.
Da flogen die Blumen hin und her,
Als ob's eine heil'ge Handlung wär',
Der Pfarrer aber in guter Ruh'
Sah sanft lächelnd dem Treiben zu.

Zu Rißbach in dem einen Haus
Von de beiden trank manch Glas ich aus
Mit goldenem Wein im schönen Mai
Und dachte des alten Fests dabei.
Und wenn ich sah in das Glas hinein
Und blickt' hinaus in den Sonnenschein
Und hörte um mich der Vöglein Sang,
Der in dem jungen Laub erklang,
Dann ward es mir vollkommen klar,
Wie sehr im Rechte der Pfarrer war,
Daß er nicht wehrte dem alten Brauch.
Dem Himmel, dacht' er, gefällt das auch.

Johannes Trojan.

Digitized by Google

Werth der Arbeit.

Suchst du das Glück, das müheloſe?
Du findeſt dicht dabei Verdruß;
Wie aus den Dornen wächſt die Roſe,
Blüht aus der Arbeit dir Genuß!

Das Glück entflieht mit flücht'gen Sätzen,
Das du gefunden ohne Fleiß;
Doch ewig theuer wirſt du ſchätzen,
Woran dein Herzblut hängt, dein Schweiß.

— — — — —

Charles Mutzgerald.

Am Herde.

I.

Im Reigen wirbeln Laub und Stroh;
Der Nordwind ſpielt die Weiſe. —
Fahr wohl! . . . Der Junker Lenz entfloh,
Nun rückt die Spindeln im Kreiſe!
Juch, Mädel! — So ihr trauernd ſinnt,
Gerät das Rad in's Stocken,
Drum hurtig in goldenem Flachſe ſpinnt
Den Brautring euch vom Rocken!
Laßt ſchnurren und ſurren, ihr Mädel,
Das Rädlein in fröhlichem Tanz,
Dann bindet im Maien das Fädel
Die Myrte zu bräutlichem Kranz.

Der Kienſpahn flammt und die Leuchte furrt. —
Nun ſei gegrüßt, Frau Sage! . . .
Ob auch die Wanduhr mahnend ſchnurrt
Zu mitternächtigem Schlage:
Großmütterlein hebt Mären an,
Reiht eine zu der andern,
Bis daß die Sterne auf goldner Bahn
Ermattet ſind vom Wandern. —
Laßt ſchnurren und ſurren, ihr Mädel,
Das Rädlein in fröhlichem Tanz,
Dann bindet im Maien das Fädel
Die Myrte zu bräutlichem Kranz.

Der Kienſpahn flammt und der Nordſturm rauſcht,
Der Winter wirbelt Flocken . . . .
Schön Fride ſpinnt und ſpinnt und lauſcht
Verſtohlen über den Rocken.
Da hat ſich zum Ende in loſem Scherz
Der kleine Gott ergangen:
Schön Friden und Nachbar Michels Herz
In roſigen Fäden gefangen. . . .
Laßt ſchnurren und ſurren, ihr Mädel,
Das Rädlein in fröhlichem Tanz,
Dann bindet im Maien das Fädel
Die Myrte zu bräutlichem Kranz.

Digitized by Google

II.

Nun brauſt der Wind um das kahle Geäſt,
Er raſchelt in dürren Blättern.
Die Schwalben verließen das alte Neſt . . .
Der Herbſt kam mit Stürmen und Wettern.
Kein fröhliches Lied klingt mehr im Hain,
Verdorben ſind Veil und Kreſſen:
Daß der Lenz gelebt und der Sonnenſchein, —
Beinahe könnt' ich's vergeſſen. —

Das Feuer am traulichen Herde lacht,
Es lodern des Kienſpahns Flammen.
Da draußen ſtürmiſche Spätherbſtnacht,
Drinn fließen zwei Seelen zuſammen.
Mags ſtürmen! — Zwei Lippen in roſigem Roth,
Die küſſen mich unterdeſſen:
Daß der Sonnenſchein und der Lenz ſchon todt, —
Ich könnt' es beinahe vergeſſen. —

Max Heißler.

Zu ſpät.

Und kämſt du heut auf ſchnellen Füßen,
Von deiner Jugend Glanz umweht,
Um jene alte Schuld zu büßen:
Für neues Glück wär' es zu ſpät.

Die Zeit entſchwand — ich merkt' es lange,
Daß mich der Nachtwind ſchon umſtrich,
Daß mit dem heißen Jugenddrange
Allmälig auch dein Bild entwich.

Mag auch Erinn'rung manchmal bringen
Zurück dein Bild in goldnes Licht,
Ich fühl's der Seele ſich entringen:
Wir Beide ſind die Alten nicht.

So laß das Feuer denn erkalten
Auf unſres Lebens Hochaltar!
Herbſtſonne bringt nicht zum Entfalten,
Was für den Lenz gewachſen war.

Rudolf Heck.

Der Abend.

In lichte Abendröthe
Gehüllt liegt Wald und Feld.
Ein ſüßer, ſel'ger Friede
Durchzieht die weite Welt.

Schon breitet ihre Schwingen
Die ſtille Dämmrung ſacht
Und webt um Berg und Thäler
Den ſchwarzen Flor der Nacht.

Es ſtreicht ein ſanftes Wehen
Lind ſäuſelnd durch die Luft,
Und von den Matten hebt ſich
Ein würz'ger Blumenduft.

Rings athemloſes Schweigen!
Die Schöpfung geht zur Ruh'.
Es deckt der Herr ſie ſtille
Mit ſeinem Segen zu.

Math. Fiſcher.

Digitized by Google

Haideblüthen.

I.

Komm, lehn dein Haupt an meine Bruſt,
Geliebter, laß uns träumen;
Des Tages goldner Schein verrann,
Der Abendwind ſtreicht durch den Tann
Und flüſtert in den Bäumen.

Mag drunten tief im Nebelgrau'n
Der Stadt Getrieb verrauſchen,
Die rothe Erika im Ried
Singt uns ein heimlich Liebeslied,
Dem laß uns ſelig lauſchen.

Und reich mir deine liebe Hand,
Daß ich an's Herz ſie drücke;
Mir iſt, als ſänke rings die Welt,
Als ſchwebten wir zum Sternenzelt
Empor auf goldner Brücke.

Wie jeder Erdenlaut verhallt,
Wie alle Stürme ſchweigen,
Kaum der Erinnrung Schatten ſacht
Wie Traumgebilde ſtiller Nacht
Sich über's Haupt uns neigen.

Die Sehnſucht nur will fremd und groß
In's Herz ſich uns ergießen;
Wir ſchaun in's Aug' uns tief hinein,
Als müßte unſer Beider Sein
In eins zuſammenfließen.

Müd neigt die Erika ihr Haupt,
Der Wind ſchläft in den Bäumen,
Doch wir, wir wollen glückgeweiht,
Geliebter, in die Ewigkeit
Uns ſtill hinüber träumen. —

II.

O flicht zum Kranz mir nicht die rothe Roſe,
Die in des Gärtners treuer Hut erwacht;
Dem Spiel der Winde gönn' die dauerloſe,
Wie bald entflattert traumgleich ihre Pracht,
Und nichts als Dornen dürft' ich mit mir tragen
Aus meines Glückes goldnen Sonnentagen.

Nein, flicht zum Kranze mir die Haideblüthe,
Die ſich um braune Tannenwurzeln ſchmiegt,
Die furchtlos, ob der Sommertag verglühte,
Ihr Haupt im nächt'gen Wetterſturme wiegt,
Daß kampfumtobt die rothen Glöckchen klingen,
Wie der Erinnrung fernes Märchenſingen.

Nicht in der Enge duft'ger Roſenauen
Des Glückes Wunderblume mir erſtand;
Nein, fern im Wald, wo finſtre Nebel brauen,
Der Sturmwind peitſcht den weißen Haideſand,
Der Bergquell rauſcht mit wildem Schaumgeſtiebe,
Da fand ich dich — und mit dir Glück und Liebe.

Der Schatten ſank, der dicht mein Aug' umhüllte,
Und leuchtend ſtieg die Welt mir d'raus empor;
Was ungelöſt die Seele mir erfüllte,
Das wurde laut in hellem Jubelchor;
Mein eigen Ich lernt' ich durch dich verſtehen,
Seit ich mich ſelbſt in deinem Ich geſehen.

Digitized by Google

Nun mögen wild des Lebens Wogen rollen,
Gerüstet steh ich froh zu Kampf und Streit;
Auf öden Pfaden, nächt'gen, dornenvollen,
Giebt allzeit mir die Liebe das Geleit,
Was unsre Seelen unauflöslich bindet
In Erd' und Himmel keine Schranken findet. —

So flicht zum Kranze mir die Haideblüthe,
Die sich um braune Tannenwurzeln schmiegt,
Und wenn des Sommers Rosenpracht verglühte,
Im Herbstwind noch die rothen Glöckchen wiegt,
Daß ich durch Sturm und Nacht sie mit mir trage
Als Hoffnungspfand für neue Sonnentage.

Anna Voigt.

Der Wegweiser.

Ich schreite durch den Wald allein,
Es pfeift der Wind, die Eulen schrein,
Der Weg verliert sich allgemach, [schwach.
Die Dämm'rung flimmert müd und

Der letzte Glanz verglimmt so sacht,
Mein Tritt nur hallt in öder Nacht,
Und mich umschließt gleich einer Gruft
Der Wald voll Dunst und Moderluft.

Da schimmert auf ein Licht von fern,
Gleich einem Auge, einem Stern,
Ich schreit' ihm zu und bin alsbald
Erlöst aus dir, tiefschwarzer Wald.

Doch weist mir jenes sanfte Licht
Den Weg zu meinem Hause nicht,
Der Wind über die Straße weht,
Am Feld die Kirche einsam steht. —

Im Friedhof, der an Kreuzen reich,
Auf einem Grabe matt und bleich
Das Lämpchen glüht, das mich befreit
Aus öder Waldeseinsamkeit.

Ich stand vor einem alten Grab
Und legte fort den Wanderstab,
Dem sonderbaren Zeichen dacht'
Ich nach in trüberhellter Nacht.

Hanns Weber.

Ihre Lieder.

Mächtig, wie des Sturmes Brausen,
Munter, wie der Quelle Schwall,
Leise, wie des Zephyrs Säuseln
Tönet deiner Lieder Schall.

Andachtsvoll hat meine Seele,
Freudetrunken, dir gelauscht;
Und im Herzen tönt es weiter,
Nun die Klänge sanft verrauscht.

Deiner Stimme Zauberklange
Widerstand noch kein Gemüth,
Wenn in edelster Begeistrung
Dir dein flammend Auge glüht.

Adolf Ferdler.

Digitized by Google

Dem letzten Minnesänger.*)

Aus den dämmernden Münstern schwebet heraus,
Hervor aus dem Moder der Grüfte!
Bezwinget des Todes hemmenden Graus!
Schon fächeln die labenden Lüfte,
Ihr Herren allum und ihr minnigen Frauen
Am Strande der Etsch in den prangenden Gauen!

Ihr gefürchteten Ritter, sprenget heran
Auf glänzend gewappneten Rossen!
Schon blinkt euch der Sand auf geebneter Bahn;
Die Schranken sind gastlich erschlossen.
Schon will euch der Herold auf ragenden Stufen
Drometend zum Stechen und Stoßen entrufen.

Doch ihr reget euch nicht, ihr Schläfer, und bleibt
Verstummt und für ewig begraben?
Was oben im Lichte lebet und leibt,
Soll lebende Zeugen nur haben?
So wollen denn wir, ihr geschiedenen Alten,
Des festlichen Tages mit Freudigkeit walten,

Den das deutsche Gemüth zu wonniger Ehr'
Dem Wolkensteiner bereitet,
Dem Manne des Sangs und der trotzenden Wehr,
Der, wie er den Kampfsturm geleitet,
Hinwider entbot mit süßtönendem Munde
Der holden Frau Minne herzlabende Kunde.

Wenn nun heute der rauschende Jubel umschallt
Des Hauensteins ragende Zinken;
Wenn festlicher hoch das Bannertuch wallt
Und ehrende Kränze dort winken:
Dann sendet Alldeutschland mit fröhlichem Segen
Dem Schlern seine dankenden Lieder entgegen.

Denn es soll ja die Tafel von schimmerndem Stein
Den Namen des Sängers und Helden
Im Wettersturmgraus und im sonnigen Schein
Den späten Geschlechtern noch melden.
Drum streuet ihm Blumen und schwinget die Fahnen:
Ihr preiset Herrn Oswalds gefeierte Manen!

Karl Zettel.

*) Am 24. August ward zu Ehren Oswalds von Wolkenstein in den Ruinen des Waldschlosses Hauenstein am Schlern bei Bozen eine Gedenktafel angebracht und feierlich enthüllt.

Digitized by Google

À la princesse Gilberte.

Lorsque le soir brumeux, ange au triste regard,
Emportant le soleil, fait trembler la nature;
Lorsque la voix du jour dans les rameaux murmure,
Et que l'aube rougit timide au ciel blafard;
Lorsqu'au sein de la nuit l'ouragan fou se lève:
Toujours mes souvenirs me poursuivent sans trève,
Toujours l'âme se courbe au poids du désespoir,
Toujours je songe à toi, ma Gilberte aux yeux noirs!

Tu ne peux être à moi, je le savais d'abord;
Une secrète voix me répétait sans cesse:
„Arrache de ton coeur la lame qui te blesse!
Fuir, pour toi, c'est la vie, et l'aimer, c'est la mort!"
Mais je restais, Gilberte, et je te cherchais même;
La raison, le devoir, tout se tait, quand on aime —
Hélas, les violer, la raison, le dévoir —
C'était mon seul bonheur, ma Gilberte aux yeux noirs!

Oh! quand ces beaux regards où brille le bonheur,
En rencontrant les miens où tremblote une larme,
M'accablent de leur feu, m'enchaînent de leur charme,
Sans savoir ni songer qu'ils ont brisé mon coeur:
Alors, abandonné du ciel et de la terre,
J'implore, en gémissant, pour ma souffrance amère
La seule guérison que je puisse entrevoir —
Oui, j'implore la mort, ma Gilberte aux yeux noirs!

Viendra le triste jour, où vers le saint autel
Un roi t'appellera, toi que j'ai tant chérie . . .
Tu lui donnes ta main, tu lui donnes ta vie,
Et le bon Dieu bénit votre amour mutuel.
Qu'il t'accorde à jamais la paix que j'ai perdue!
Moi, privé de sa grâce, exilé de ta vue,
J'irai m'ensévelir au fond du désespoir —
En t'adorant toujours, ma Gilberte aux yeux noirs!

Ernst Eckstein.

Erik's Kreuz.

Siegreich über Swerkers Gothen ſtieg der fromme Bondenſohn,
Schwedens ſchlachtberühmter Erik, auf Upſalas alten Thron.

Allthing ließ der Drott entbieten durch den Budſtock rings im Land;
Zahlreich war die Macht der Freien, die im heil'gen Hain ſich fand.

Grüne Kränze um die Schläfen, ſilberweiß an Bart und Haar,
Sang den Ruhm des Heldenkönigs laut der Skalden frohe Schaar.

Durch die Wipfel alter Eichen klang's zu Odin und zu Thor;
Wallend ſchlug die Opferflamme auf dem Walſtein hoch empor.

Digitized by Google

Doch Herr Erik — finstren Auges blickt' er in den Gluthenschein,
Schritt dann fest durch's Thor, das offne, in des Tempels Raum hinein,

Dorthin, wo das Bildniß Odins hoch sich am Altar erhob,
Das der Rauch der Weiheflamme düster, schleiergrau umwob.

„Gabst du Sieg uns, alter Ase? Sprich!", so höhnt des Herrschers Mund,
„Oder meiner Streitaxt Schärfe spaltet dir das Haupt zur Stund'.

Uebles kündeten die Seher aus der heil'gen Lohe Gluth;
Trüb und schwarz in's goldne Becken rann der Opferthiere Blut.

Hat ein andrer Gott geholfen, braucht es deiner künftig? — Nein!
Der uns Sieg verlieh, soll fürder Gott des Volks der Schweden sein."

Odin schwieg. Da — starr' Entsetzen faßt die Gläubigen umher —
Saust das Beil des kühnen Fürsten auf das Bild des Gottes schwer.

Krachend barst das Haupt — es gellte rings ein einz'ger Weheschrei:
„Nieder, frevler König; rächend rauscht es durch die Luft herbei!"

„Odins Raben", ruft Herr Erik, „krächzend auf gen Wallhall ziehn,
Weil des Asen Reich zu Ende. Laßt sie rauschen, laßt sie fliehn!

Beugt das Knie dem Christengotte, betet an die starke Macht,
Die den Arm der Schweden stärkte im Gewühl der heißen Schlacht.

Seht, ein herrlich Wunder dorten: aus der Lohe rothem Flor
Steigt an Odins Statt das güldne Kreuz in heller Pracht empor!"

Hugo Rheinländer.

Entsagung.

Der Sturm harft in den Fichten,
Das klingt so schwermuthvoll
Von Meiden und Verzichten,
Von Herzeleid und Groll.

Das klingt wie herbe Klage:
Hart ist des Schicksals Schluß:
Entsage, Herz, entsage! —
Es muß so sein, es muß!

Wilhelm Ibel.

Die Wandervögel.

Blätter stoben von den Bäumen,
Schon verstummten alle Lieder
Und die Wandervögel zogen
Heimwärts gegen Süden wieder.

Ueber meinem Haupte rauschten
Sie dahin mit flücht'gen Schwingen,
Und mir war's, sie würden nimmer
Mir den Frühling wiederbringen.

Mit den Blicken mußt' ich folgen,
Tief verloren in Gedanken,
Bis die trauten Wanderschaaren
Fern am Horizont versanken.

Hans Dohnal.

Digitized by Google

Der Abend.

Das laut geschäftige Gedränge
Ist mit des Tages Gluth verstäubt,
Und stumm sind seine wirren Klänge —
Die meine Schmerzen lindernd übertäubt!
Nun sinkt herab des Abends kühle Hülle:
Und aus der Seele Tiefen,
Wo von des Tages Pflicht gebannt sie schliefen,
Steigt auf die schwarze Fülle
Der kummerbleichen
Und schmerzensreichen
Gedanken.
Sie schwanken
Und huschen fort, den Nebeln gleich,
Aus meines Busens nächtlichem Bereich
Und legen sich als dunkle Schleier
Auf Flur und Weiher.
Dort spiegelt sich des Mondes sanfte Milde
Im klaren Bilde:
Wie in der Seele Spiegel schwebt
Ein Bild des Glücks, das nicht auf Erden lebt;
Zu fassen scheint es, ach! so leicht —
Und dennoch bleibt es ewig unerreicht!
Vom stillen Ried
Hertönt das wehmuthvolle Lied
Der Nachtigall;
Es ist der Widerhall
Nur von den stürmisch wogenden Gefühlen,
Die mir mit sehrend heißer Lust
Die sehnsuchtkranke Brust
Zerwühlen —
O kühlte meinen Schmerz
Das Lüftchen, das so schmeichelnd weht —
Es trägt so manches Nachtgebet
Und meine Seufzer himmelwärts,
Empor in jene lichten Fernen,
Wo freundlich von den Sternen
Der Friede winkt —
Wann blinkt
Auch meinem Leben liebevoll ein Stern? —
Ein Glöcklein läutet fern
Mit feierlichem Klang den Abendsegen:
Wie eine Stimme aus der sel'gen Zeit
Des Kindesfriedens — der so weit,
Ach weit entlegen! —
Tönt's zu mir her, und in der Thränen Lauf
Löst sich der Schmerz der wunden Seele auf. —
Nun ist es stille. Schlummertrunken
Ist die Natur in süßen Traum versunken,
Die Schöpfung athmet Frieden jetzt und Ruh' —
O fändest, Herz, auch deinen Frieden du!

Hermann Weise.

Digitized by Google

Vineta.

Umhergewandert war ich sonder Ziel;
Im Thalesgrunde hielt ich endlich Rast,
Sah traumversunken in der Wellen Spiel;
Sie stürmten hin in ungestümer Hast.

Fort auf den Wogen trieb das fahle Laub,
Das von den Ulmen schüttelte der Wind;
Und, daß ihm Niemand nähme seinen Raub,
Trieb's über's Wehr der Fluß hinab geschwind.

Tief in den Wassern rauscht es wundersam;
Voll Wehmuth, wie Vineta's Klagelied,
Geheimnißvoll, wie ich es nie vernahm,
Und bebend leis es durch die Lüfte zieht:

„Das Lied der Nachtigall ist längst verhallt,
Nur in den Wipfeln noch ein Echo lauscht;
Des Sommers Glanz, die Pracht in Flur und Wald
Ist nun dahin, ist wie im Traum verrauscht!

Es schwindet hin, was uns im Herzen lebt,
Ob's auch umstrahlt des Glaubens lichte Spur;
Und was die Menschenbrust erhofft und strebt,
Die Liebe selbst ist, ach, ein Traum ja nur!" — —

Im Herzen trug ich einst das Paradies
Und wallte hin durch das Elyserthal;
Aufschreckt' ich, da mein Eden mich verstieß:
O könnt' ich's träumen noch ein einzig Mal!

Die Sonne scheidet. In der Abendgluth
Schau einmal noch ich das versunkne Glück;
In der Erinnrung *mein* Vineta ruht,
Und keine Macht der Erde bringt's zurück!

Bruno Reichard.

Alemannisch.

Di Mündli is, Maidoli, dustig und frisch
As wie e Rösli im Maia isch.

Und wem's numm' emol e Schmätzli git,
Der wird si Lebtag truurig nit.

Di Aeugli lüchte so hell und klar,
As wie e liebliges Sternepaar.

Und wer numm' emol recht inig sah
Vergißt si Lebe sie nümme mah.

Und wem de emol di Herzli gisch,
Der wie im oberschte Himmel isch.

Ernst Planck.

Digitized by Google

Die Schildwache.

Der Wachtdienst ist so öde,
So klein die Garnison,
Stockprügel giebt's und schnöde
Geknaustert wird am Lohn;
Begeisterung muß rosten —
Die Waff' am Bandelier,
Steht vor dem Thor auf Posten
Der alte Musketier.

Altfränkisch, zopfig, eckig
Ist seines Kleides Tracht,
Langschößig und buntscheckig
Des Fracks verblaßte Pracht;
Weiß blinkt die Leinenweste,
Schwarz der Gamaschen Paar,
Schwer stülpt der goldbetreßte
Dreimaster sich auf's Haar.

Mit ausgestopfter Wade
Und gypserner Frisur
Stolzirt er baumgerade
In steifer Positur;
Er kann sich schier nicht rühren,
Sonst kriegt der Rock 'nen Schlitz —
Doch so will sich's gebühren
Der braven Stadtmiliz.

Der Thorwart liest daneben,
Die Hornbrill' im Gesicht,
Im „Reichspostreuter" eben
Kuriösen Weltbericht;
Sein Weib, das trocknet Wäsche
Am morschen Schilderhaus —
Die gelbe Postkalesche
Humpelt zum Thor hinaus.

Zuweilen gehen Leute
Vorüber zur Allee,
Der Sommertag lockt heute
Auf's Land zum Milchkaffee;
Der Thorwart mit der Brille
Ist längstens eingenickt,
Eintönig durch die Stille
Der Schlag der Thurmuhr tickt.

Der Posten auf dem Stande
Blinzt auch gar schläfrig schon;
Träumt er vom Vaterlande?
Träumt er von Desertion?
Die Ablösung ersehnend,
Die nicht mehr fern er wähnt,
An die Muskete lehnend
Gähnt er — und gähnt — und gähnt.

* * *

Zopf, Puder und Perrücke,
Wie lange schon vorbei!
Das Schicksal schlug in Stücke
Die Winkelstaaterei;
Mit ihr die angenehme
Schlafmützig alte Zeit,
Genügsam selbstbequeme
Philisterhaftigkeit!

Heinrich Pierordt.

Bücherschau.

Waterloo. Historie in fünf Aufzügen. Von **Otto Sievers.** (Braunschweig 1890. Benno Goeritz.) Wie schwer es ist, den großen Corsen — nicht auf die Bühne zu bringen — sondern ihn da glaubwürdig zu machen, zu erhalten, zeigen die Versuche. Der gigantische Grabbe's in den „Hundert Tagen" (1831) und auch der des wirklich dramatischen Talentes sicher nicht entbehrenden Karl Bleibtreu „Schicksal", sie sind keine Repertoirstücke und werden es nicht werden, so wenig wie der doch auch von einem echten Dichter geschriebene Alexander in Korinth des verehrten Meisters Bodenstedt. Otto Sievers hat trotz und nach Laube eine Demetrius-ergänzung aufführen lassen und ich, der ich sonst über Dramatisches nicht oder ungern referire, weil „prophezeien" hier mehr als irgendwo „irren" heißt, glaube, daß auch sein Napoleon aufführbar und sogar wirksam ist. Wir sehen Wellington in Wien, Marie Luise als schwankende und heroische Gattin, den Egoismus der Verbündeten; Blücher verkündet die Flucht des Corsen von Elba, Ney will sich Napoleon entgegenstellen und mit der „Acht" des Letzteren schließt der I. Act. Effectvoll ist im zweiten die Gegenüberstellung des Sohnes Ney's uud dessen Vaters.

Digitized by Google

Hier ist ein echter Pflichtconflict. Daß Napoleon dann einen Brief erhält, den er liest und mit Schrecken von sich wirft, so daß Ney ihn aufheben und auch lesen kann, scheint mir recht unwahrscheinlich! Wichtige Briefe wirft ein Napoleon eben nur auf dem Theater auf die Erde. — Ney Vater und Sohn gehen, von Napoleons Rednergabe besiegt, natürlich mit ihm. „Hab' ich die Welt verachtet, 's war mir Recht!" meint der Held. Nun kommen die Glücks- und Unglücksfälle von Quatrebras, Mont St. Jean und Waterloo, und der Rest des Stückes giebt einfach die bekannten Vorgänge bei seiner Schicksalsschlacht militärisch, wirksam, oft wuchtig und mächtig wieder. Der Schluß ist ganz patriotisches Drama; die Liebe, die Wiener Kaisertochter, den Conflict zwischen den beiden Ney's, sehen wir nicht wieder. Nur die Aufführung kann beweisen, daß hier ein Bühnenwerk geschaffen ist, welchem Leben inne wohnt — bis zur Darstellung ist auch das belobteste Buchdrama — todt. Und nach ihr manchmal erst recht.

Dr. Alfred Friedmann.

Gedichte von Robert Burns. Uebersetzt von **Edmund Ruete.** (Bremen, Verlag von M. Heinsius Nachfolger, 1890.) Der berühmte schottische Dichter, einer der sinnigsten und liebenswürdigsten Lyriker aller Zeiten und Völker, wurde 1759 geboren, also in demselben Jahre, wie unser Schiller, veröffentlichte 1786 einen kleinen Band reizender Lieder im schottischen Dialekt und hatte damit einen solchen Erfolg, daß er aus seinem kleinen Pachtgute am Flusse Ayr nach Edinburgh übersiedeln und sich vermählen konnte. Leider starb er schon in seinem achtunddreißigsten Jahre, am 21. Juli 1796, nachdem er immer neu seine Landsleute mit seinen köstlichen Liedern erfreut hatte. In Edinburgh hatte sich der Earl of Glencairn am meisten des talentvollen Dichters angenommen. Dort ist auch im Jahre 1883 eine der besten Ausgaben erschienen von all seinen Gedichten, besorgt durch William Scott Douglas. Und nach dieser Gesammt-Ausgabe hat nun Edmund Ruete diese ganz vortreffliche Uebersetzung besorgt, die zum ersten Male den ganzen Dichter zum vollen Eigenthum der Deutschen macht. „Denn mein Ziel war", — so sagt der Uebersetzer — „Metrum, Ausdrucksweise, Ton und Stimmung des Originals getreu wiederzugeben, doch so, daß die Uebersetzung sich wie ein deutsches Gedicht liest." Und diese schwere Aufgabe ist mit großem Geschick und höchster Sorgfalt im Laufe mehrerer Jahre auf's Glücklichste gelöst worden. — Wer kennt nicht das prächtige „My heart's in the Highlands, my heart is not here?" Nun lese man einmal diese treffliche Uebersetzung, und man wird sich sagen, daß gerade das Schwierigste, der Stimmungston, sehr glücklich getroffen ist; das schöne Gedicht schließt:

„Ade nun, ihr Berge, hochschimmernd im Schnee,
Ihr Schluchten, ihr grünenden Thäler, ade!
Ihr Wälder, ihr himmelaufragenden all',
Ihr Ströme, ade, und du, donnernder Fall!
Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz, du mein Hochland, ist allzeit bei dir:
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'!" —

Hier und bei einigen anderen hatte Ferd. Freiligrath schon durch seine poesievollen Uebersetzungen vorgearbeitet. Aber einige größere Gedichte erscheinen hier zum ersten Male wirklich getreu und dennoch gut übersetzt: so „Die lustigen Bettler" — „Tam o Shanter" — „Eine Winternacht" — „Die Frauenrechte" und einige Epigramme, deren scharfen Sarkasmus man dem so zart fühlenden Dichter kaum zutrauen sollte. Die meisten der berühmten Lieder lesen sich jetzt wirklich wie deutsche Original-Gedichte. Wir wollen nur noch von einem oder zweien den Anfang anführen und im Uebrigen den Leser bitten, sich das reizende kleine Büchlein selbst anzuschaffen, da es eine wahre Herzenserquickung auch in unsrer Zeit noch ist. Das bekannte Abschiedsliedchen: „Go, fetch to me a pint o' wine!" lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

„Geh, hol' mir eine Kanne Wein
Und laß aus goldenem Pokale
Mich trinken, eh' ich scheiden muß,
Der Liebsten Wohl zum letzten Male.
Am Damm dort unten schwankt das Boot,
Vom Meere blasen laut die Winde:
Fort trägt das Schiff mich in den Krieg
Hinweg von meinem holden Kinde."

Und das reizende „Sae flaxen were her ringlets!" beginnt mit den Versen:

„Licht waren ihre Locken,
Und dunkel ihrer Brauen Haar,
Bezaubernd überwölbend
Ein lachend blaues Augenpaar.
Wer einmal nah ihr Lächeln sah,
Vergißt all Weh und Leid zur Stund':
O Seligkeit! — O Trunkenheit!
Zu hangen an dem rosigen Mund!"

Und so heißt es Strophe 81:

„Nach der letzten Stunde lobe den Tag erst,
Nach dem Leichenbegängniß deine Gattin,
Nach bestandener Probe die stählerne Klinge,
Die minnige Maid erst nach der Vermählung,
Das Eis nach Aushalt des Ueberganges,
Das Bier, nachdem es dir baß bekommen!" —

Und so möchten, wenn wir diese Weisheit unserer ältesten Urahnen prüfend überschauen, auch wir den Rath hinzufügen, den der unbekannte Dichter in der sechsten Gruppe, von Strophe 114 an, nicht weniger als zwanzig Mal wiederholt:

Digitized by Google

„Jüngling im Flaumbart, befleißige du dich
Dieser Lehren. Lerne sie willig,
Halte sie fromm! Sie tragen dir Früchte!
Fasse sie recht: sie führen zum Glück!"

Dr. B. T. Sträter.

Litterarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. Von **Dr. Hermann Stohn.** (Leipzig, G. Engel). 2 Bde. Es wäre zu wünschen, daß mehr derartige Bücher speciell für unsere gebildeten Mädchen und Frauen geschrieben würden. Bereits in dritter Auflage erscheint dieses hübsche Werk, der beste Beweis, daß der ideale Sinn und die herzliche Theilnahme an dem hochgeistigen Leben unserer Nation noch nicht in der Frauenwelt erloschen ist. Der Verfasser hat sich bereits durch eine brauchbare Deutsche Litteratur-Geschichte vortheilhaft bekannt gemacht. Hier erweitert er nun einzelne Themata zu ausführlichen Essays, die in hohem Grade geistreich und elegant geschrieben sind, ohne doch den Mädchen und Frauen zu viel zuzumuthen. Die Bewältigung solcher Themata, wie Goethe's „Faust" — „Torquato Tasso" — „Maria Stuart" — „Die Braut von Messina und die Schicksals-Tragödie" — „Der moderne Roman" — „Das jüngste Deutschland" —, sie erfordert wirklich schon tüchtige Schwimmerinnen, um sich durchzuarbeiten durch die Hochfluth aller hier sich zudrängenden Fragen und Probleme. Um so mehr muß man dem Verfasser Dank wissen für die auffallende Erleichterung solcher Arbeit in Folge der präcisen, goldklaren Fassung alles Wesentlichen. Noch dankbarer aber werden die meisten Leserinnen für die Monographien über so berühmte Dichter unseres Jahrhunderts sein, wie Uhland, Heine, Eichendorff, Geibel, Annette von Droste-Hülshoff, Gustav Freytag, Friedr. Spielhagen, Ebers, V. v. Scheffel, Jul. Wolff, und zuletzt über die Dramatiker Heinr. v. Kleist, Ernst v. Wildenbruch und Richard Wagner. Der Verfasser ist ein jugendlich begeisterter Idealist und treuer Hüter all der hohen Geistesschätze, welche, in unserer Litteratur so reich aufgespeichert, Jeden zum Genusse einladen. Sein Buch bietet daher ein vortreffliches Gegengewicht dar gegen die immer mehr überhand nehmende realistische Strömung, vor deren schlimmsten Auswüchsen wir unsere Frauen wenigstens bewahren möchten. Diese „Litterarischen Skizzen" können also ohne alles Bedenken jedem gebildeten Mädchen zur Lektüre empfohlen werden: sie eignen sich aber besonders dazu, von Frauen studirt zu werden, welche durch gebildete Männer sich möchten einführen lassen in eine lebhaftere Theilnahme an allen Fragen der Zeit. Denn sie sind in hohem Grade anregend geschrieben: sie machen aufmerksam auf Alles, worum es sich eigentlich handelt in unserer neuesten Litteratur. Sie bieten daher eine Fülle von Thematen dar für geistreiche Conversation: und das ist wohl das Beste, was sich von einem Buche sagen läßt.

Dr. B. T. Sträter.

Briefschalter.

Dr. G. W. in A—n. Wir haben mit Interesse und Zustimmung Ihren Aufsatz gelesen, doch möchten wir ein scheinbar planmäßiges Vorgehen nach dieser Richtung hin vermeiden, weshalb wir auch auf den Abdruck Ihrer Epigramme dankend verzichten müssen.

H. R. in A—g. Wir bitten, Ihre Gedichte künftig mit Titeln zu versehen, sowie ein weniger auffälliges Pseudonym zu wählen. Von den Gedichten ist das eine zu alltäglich und in dem andern die pessimistische Stimmung offenbar nur künstlich anempfunden.

R. G. in E—d. Sehr verbunden für Ihre Mittheilung, indeß können wir die Angelegenheit nicht eher weiter verfolgen, bis Sie uns den unwiderleglichen Beweis für die Richtigkeit Ihrer Angaben erbracht haben.

L. V. in S—d „Die Welt" ꝛc. u. d. T. „Frühlingseinzug"; C. S. in S—g i. E. „An meines Vaters Grab"; E. M. in K—s „Rückgedenken"; A. v. Z. in E—t „Erst dann"; H. v. P. in N—i b. G. „Wolken". Angenommen!

O. R. in O—tz (fehlerhaft in Reim und Versmaß); M. B. in O—tz (unzeitgemäß); I. F. H. in D—g (paßt nicht recht in den Rahmen unseres Blattes); Dr. G. K. in W—n (nicht rein in poetischer Anschauung aufgehend); M. v. B. in B—n (zu lyrisch verschwommen); E. P. in T—n und M. v. S. in A—l b. Z. (an bestimmte Zeiten gebundene Gedichte sind mindestens 6 Wochen vorher einzureichen); B. R. in D—tz; H. D. in W—n (Sie legen zu wenig Werth auf Adel des Ausdrucks); O. W. in G—a (zu bescheidene Motive bez. zu breit ausgeführt); Graf C.

Digitized by Google

Z.-L. in L—n (aus leicht erklärlichen Gründen ungeeignet); G. M. in G—e (undurchsichtig); A. B. in M—n; A. P. in W—n (viel zu skizzenhaft und daher ohne Pointe); V. T. in K—g (schleppendes Versmaß, auch inhaltlich anfechtbar); K. R. in F—e; T. S. in S—n (recht warm empfunden, indeß allzu schlicht für denkende Leser); B. B. in C—e (leider post festum eingetroffen); F. K. in T—tz (flotte Verse, aber ohne genügende Zuspitzung); I. G. O. in B—l (ist, da vermuthlich aus dem Zusammenhang einer größeren Dichtung gelöst, nicht durchweg verständlich); E. M. v. W. in K—e (zeugt von Talent, ist aber in Form und Ausdruck vielfach noch unfertig); E. S. in M—g (leider zu umfangreich); P. S. in K—f b. P. (Ihre Gedichte enthalten theils verfehlte Bilder, theils Gemeinplätze); P. T. in H—g (was frommt es, immer auf's Neue die Prometheussage zu variiren?); C. E. S. in P—g (Sie sandten bereits Besseres); O. O. in Z—au (entbehrt inhaltlich des Reizes der Neuheit); H. W. in L—g (theilweise recht wirkungsvoll, aber im Ganzen zu breit ausgeführt); O. B. in M—n (theils barock, theils gegen den Schluß abfallend); M. P. in T—n (wir vermissen die nöthige Sorgfalt in Ausführung Ihrer Gedichte); B. R. in D—n (formell recht anerkennenswerth, aber ohne individuellen Zug). Dankend abgelehnt.

G. B. in S—g. Für dramatische Arbeiten haben wir an sich schon keine Verwendung, geschweige denn für Bruchstücke aus denselben. Bezüglich Ihrer Reclamation verweisen wir Sie auf den ersten Satz unserer Notiz im Briefschalter der vorigen Nummer unter Graf C. Z.-L. in L—n.

☛ Hierdurch laden wir unsere geschätzten Mitarbeiter zur Uebertragung des in vorliegender Nummer enthaltenen Gedichtes „A la princesse Gilberte" von Ernst Eckstein freundlichst ein und behalten uns vor, die besten Uebersetzungen seinerzeit zum Abdruck zu bringen.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 8. November 1890.)

Nicht zu übersehen!

Da wir auch den nächsten Nummern des „Deutschen Dichterheim", die am 1. und 15. December zur Versendung gelangen, je einen elegant ausgestatteten

„Weihnachts-Anzeiger"

beizugeben beabsichtigen, so machen wir unsere geschätzten Leser auf denselben behufs Insertion litterarischer Erzeugnisse höflichst aufmerksam und bemerken, daß wir für die einmal gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum incl. Rothdruck der Titel und Autornamen, die je auf einer Zeile besonders stehen müssen, nur 30 Pf. berechnen.

Für Wiederholungen der Inserate aus Nr. 6 in den beiden folgenden Nummern gewähren wir 20 %, für einmalige Wiederholung 10 % Ermäßigung.

Gefl. Aufträge erbitten wir uns **bis spätestens 24. November** und **8. December.**

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Julius Sturm, Johannes Trojan, Charles Guttgerald, Max Geißler, Rudolf Geck, Math. Fischer, Anna Voigt, Hanno Weber, Adolf Pergler, Karl Jettel, Ernst Eckstein, Hugo Rheinländer, Wilhelm Idel, Hans Dohnal, Hermann Weise, Bruno Reichard, Ernst Planck und Heinrich Vierordt. — Schillers „Räuber". Von Dr. Alfred Friedmann. — Bücherschau. — Briefschalter. — Nicht zu übersehen!

☛ **Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.** ☚

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.** In Commission: **Trüb'sche Buchhandlung** (A. Schmittner) in **Zürich** und **E. Steiger & Cie.** in **New-York.**

Für Componisten.

Ein **romantisch. Opern-** und ein **Operetten-Libretto** zu vergeben.
Anfragen unter K. A. Exp. d. Bl.

Verleger gesucht

für eine von Capacitäten warm empfohlene **Gedichtsammlung.**
Gefl. Offerten sub O. 100 durch die Expedition des „Deutschen Dichterheim" erbeten.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**
Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20 Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Kinderspiele.

(An meine Schwester.)

Das Haus ist nun in fremder Hand,
Der Garten längst verschwunden,
Wo oft wir saßen Hand in Hand
Und frohe Rast gefunden.

Gefällt ist auch der Lindenbaum,
In dessen Schatten spielten
Wir manches Jahr — wir wußten's kaum,
Wie wir zusammenhielten.

Als fort du zogst vom Elternhaus
Zu frohem Herzensbunde,
Geschmückt mit Kranz und Myrthenstrauß,
War mir's die schwerste Stunde.

Dein Auge blickte froh und jung,
Wie Sonnenglanz im Maien,
Mir blieb nichts als Erinnerung,
Wie wir gespielt zu Zweien.

Lang' ist es her, gefällt der Baum,
Wo ich als Kind gesessen,
Der Jugend Glück ist wie ein Traum
Erblaßt und halb vergessen.

Doch wenn im Lenz die Bäume blühn,
Die Aeste tief sich senken,
Und mich umrauscht der Linden Grün,
Muß alter Zeit ich denken.

Auftaucht ein Bild, das längst entschwand,
Ich seh den Garten wieder,
Wir sitzen Beide Hand in Hand,
Umblüht von Schleh und Flieder.

Kein Lüftchen rauscht — wie still ist's hier
Im ersten Laub der Maien,
Mir ist's, als spielten wieder wir
Im Vaterhaus zu Zweien!

Günther Walking.

Digitized by Google

Schillers „Räuber“.

Von **Dr. Alfred Friedmann.**

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

In unserer Zeit papierener Mittelmäßigkeit wird es wohl leicht verziehen, wenn wir, stolz auf unsere Dichterheroen hinweisend, sie als leuchtendes und nachahmenswerthes Vorbild hinstellen und alle die Aehren auflesen, welche sie, die großen Schnitter, in den Furchen und an den Rainen der Litteratur für die verlassene Ruth, das neunzehnte Jahrhundert, zurückließen.

Wie kam Schiller zu seinem Stoff?

In Boas und Palleske steht zu lesen, daß Wilhelm von Hoven, Schillers Akademiegenosse und Jugendfreund, diesem eine Erzählung zur Ausführung überließ, die in Haugs „Schwäbischem Magazin“ stand und als deren Verfasser man den Gefangenen Schubart nannte. Sie betitelte sich: „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ und die Einleitung ist 1890 noch völlig zutreffend:

„Wenn wir die Anekdoten lesen, womit wir von Zeit zu Zeit aus England und Frankreich beschenkt werden, so sollte man glauben, daß es nur in jenen glücklichen Reichen Leute mit Leidenschaften gäbe. Von uns armen Teutschen liest man nie ein Anekdötchen und aus dem Stillschweigen unserer Schriftsteller müssen die Ausländer schließen, daß wir uns nur maschinenmäßig bewegen und daß Essen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Kreis eines Teutschen ausmache, in welchem er so lange unsinnig herumläuft, bis er schwindlicht niederstürzt und stirbt!“

Gilt das nicht heute noch gegenüber dem Massen-Import französischer Dramen, welche „manchmal“ auch „das feinere Gefühl der Tugend beleidigen und die Zärtlichkeit unserer Sitten empören?“

Die Geschichte selbst lautet in gedrängtestem Auszuge:

Ein B . . . . . Edelmann hatte zween Söhne von sehr ungleichem Charakter. Wilhelm war fromm (wenigstens betete er so oft, als man es haben wollte) und ein mysantropischer Verehrer der Ordnung und Oekonomie. Karl hingegen war völlig das Gegentheil seines Bruders. Offen, ohne Verstellung, voll Feuer, lustig, zuweilen unfleißig, machte er seinen Eltern und Lehrern durch manchen jugendlichen Streich Verdruß und empfahl sich durch nichts, als seinen Kopf und sein Herz. — Des Dorfes Liebling, die Quelle des Unmuths, die Ursache der Galle seines Bruders. So hielten sie's auf Gymnasium und Universität.

Karl war Anbeter der Cythere und des Anakreon, Wilhelm sein Angeber. Ein unglückliches Duell entzieht Karl, dem Verehrer alles Schönen, die väterliche Gunst, er muß fliehen. — Er folgt der Fahne des Mars, wird ein Preuße, und unter Friedrichs Schaaren in der Schlacht bei Freiberg verwundet. — Krankheit und Elend zwingen ihm einen zärtlichen Brief an den zürnenden Vater ab. Der strenge Wilhelm veruntreut das Schreiben, das ohne Erwiderung bleibt. Es ward Friede, Karls Regiment abgedankt. — Er wird Knecht bei einem Bauern, nahe dem elterlichen Gut. Auch hier erwirbt er sich Aller Liebe und Vertrauen. Eines Tages hört er beim Holzfällen im Walde Lärm. Er eilt mit dem Beile hinzu und — befreit seinen Vater aus der Hand von Mördern, die Wilhelm gedungen. Bei dieser Entdeckung wird der Greis ohnmächtig, Karl erweckt ihn zum Leben und giebt sich zu erkennen. „Du bist mein Erbe“, ruft der Greis, „und Wilhelm, diese Brut der Hölle, will ich noch heute dem Arm der Justiz überliefern!“ Karl bittet für das Scheusal; er theilt ihm den Entschluß des Vaters mit und setzt ihm einen lebenslänglichen Gehalt aus. Wilhelm lebt fortan in einer angesehenen Stadt als Haupt einer Secte: der Zeloten. — Diese Erzählung ward abgedruckt 1856 in der Schles. Ztg., Breslau, Nr. 177; in den Wiener Feierstunden, S. 141; im Hamburger Freischütz, Nr. 36; im Wanderer Nr. 147 und in der Didascalia Nr. 86. —

Schiller beginnt 1777, beendet aber erst 1780 die 1781 im Druck erscheinenden „Räuber“. — Man wird zugeben müssen, daß hier sehr wenig von dem himmelstürmenden Titanismus des Stückes in dem mageren Stoff vorhanden ist!

Nun findet sich aber in einem sehr selten gewordenen, dreibändigen französischen Buche: La chronique Scandaleuse, ou Mémoires. (III. Edition revue et corrigée (also nicht „vermehrt“) mit dem Motto: Ridebis et licet rideas.) Paris 1788. Dans un coin, d'où l'on voit tout — folgende Erzählung:

„Der Graf * * * reiste nach einem seiner Güter. Er ist ein tapferer Offizier, der keine Furcht kennt. Es wird finster; er will in dem Schlosse eines seiner Freunde, den er seit sieben bis acht Jahren nicht gesehen, übernachten. Er tritt ein, sieht mancherlei Veränderung; man theilt ihm mit, daß der Besitzer gestorben, aber der Sohn, der alleinige Erbe, im Schlosse weilt. Der Graf * * * geht hinauf und wird in der That von dem jungen Manne freundlichst empfangen, der ihn über die näheren Umstände beim Hinscheiden seines Vaters aufklärt. Er scheint ihn sehr zu bedauern; man speist zu Nacht und der Graf sieht sich endlich in ein ziemlich großes Zimmer geleitet, welches das Ende eines Ganges bildet. Unser Reisender ist ermüdet; er beeilt sich, sich niederzulegen und bald überkommt ihn der Schlaf. Gegen zwei Uhr in der Nacht weckt ihn ein dumpfes Geräusch, wie der Schritt eines Gehenden. Er

Digitized by Google

sieht eine weiße Gestalt. Er folgt dem wandelnden Gespenst mit den Augen. Dieses Gespenst seufzt, geht zum Kamin, setzt sich dem verglimmenden Feuer gegenüber und sagt jammernd: „So kann ich mich doch noch einmal wärmen, o mein Gott!“ Der Graf beobachtet weiter; er sieht, daß das Gespenst menschliche Gestalt hat, und daß es mit weißen Lumpen bedeckt ist. Es nähert sich dem Bette, befühlt es, und legt sich endlich neben den Grafen hin, indem es murmelt: „So soll ich denn noch einmal in einem Bette ruhen.“ — Da ruft der Graf mit fester Stimme: „Wer bist Du?“ Und Jenes antwortet: „Ach, Ihr seid es, lieber Graf, was führt Euch in diese Schreckensbehausung. Kennt Ihr mich nicht, Euren alten Freund?“ „Wie“, ruft der Graf, „Ihr wäret M... und Euer Sohn sagte mir noch eben, Ihr seiet todt!“ „Ich lebe, theurer Freund, aber um seit sechs Jahren tausend Tode zu sterben. So lange hält mich dieser unnatürliche Sohn in einem Kerker gefangen, in dem ich mich sozusagen von meinen Thränen nähre. Der Elende! er hat mein Ende nicht erwarten wollen, um sein Erbe zu verschlingen; er hat einige seiner Diener bestochen, die Verbrecher sind, wie er. Man hat das Gerücht von meinem Tode verbreitet, man hat eine Trauerfeier abgehalten, als ob ich in der That nicht mehr sei und ich schmachtete in einem Kerker, kaum mit Wasser und Brod versehen, bedeckt mit diesen Lumpen. Gestern vergaß man die Thüre meines Gefängnisses zu schließen; ich ward es diese Nacht gewahr und sofort versuchte ich zu entkommen. Ich erreichte dieses Zimmer — seit sechs Jahren sah ich weder Feuer noch Bett; mein erster Gedanke war, mich an beiden zu erfreuen, mein erster Wunsch, auf diesem Lager den Tod zu erwarten, meinen Sohn zu beschwören, ihn mir zu geben!“

Der Graf war in tiefes Mitleid versunken — ein Vater in solchem Maße das Opfer der Habgier eines Sohnes! „Mein Freund“, ruft er, „Ihr werdet nicht sterben, und das Verbrechen wird gestraft werden. Erwartet Alles von meiner Menschlichkeit, denn es bedarf nicht erst der Freundschaft, um sich ob Eurer entsetzlichen Lage zu empören. Kehrt in Euren Kerker zurück, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken und seid versichert, bald werdet Ihr gerächt sein!“

Der Graf eilt zu Hof, vor Gericht, er theilt der Regierung den unerhörten Fall mit; der Vater wird aus dem Gefängniß befreit, in den Genuß seiner Güter wieder eingesetzt und der Sohn ist nun statt seiner verschwunden. Man zweifelt nicht, daß er zu derselben Qual verurtheilt worden sei, welche er seinen greisen Vater erdulden ließ. Eine ewige Gefangenschaft wird dieses Ungeheuer dem Schaffot entziehen, welches es besteigen sollte.“

Es herrscht große Einfachheit in dieser Erzählung, welche sehr gegen die Schubart'sche absticht. Wer sich auf die Wanderung der Sagen und Legenden versteht, wird der französischen Version neben anderen Vorzügen auch vielleicht den der Priorität zuerkennen.

Es soll hiermit jedoch nicht apodiktisch behauptet werden, daß der Gefangene von Hohenasperg, wenn er überhaupt der Verfasser jener deutschen Geschichte ist, die französische gekannt habe; noch viel weniger soll gesagt sein, Schiller müsse aus jener überrheinischen Quelle geschöpft haben. Es möchte mit ebenso so viel Recht gesagt werden, der französische Sammler sah aus seinem Winkel, „von dem aus er Alles sieht“, auf Schillers „Räuber“, oder es drang ihr Ruf zu ihm.

Hätte er aber aus ihnen eine so einfache Erzählung gezogen; hätte der scandalsüchtige Franzose — nicht umsonst spricht man von der Chronique scandaleuse!!! — nicht von den echten Räubern, Amalien, dem Nonnenkloster gesprochen? Es war mir nicht möglich, die erste Auflage der Chronik aufzustöbern; aus ihrer Jahreszahl würde mit Gewißheit hervorgehen, ob diese französische Notiz vor oder nach 1777 entstanden; und es ließe sich dann mit einiger Sicherheit die Priorität nachweisen, vielleicht auch aufklären, ob der Historie nicht ein wirklicher Vorfall im Leben zu Grunde liegt.

„Im Wechsel der Tage.“

Besprochen von **Gerhard von Amyntor.**

Nicht nur die Natur, auch das Menschenherz hat seine Jahreszeiten; der liebende Jüngling empfindet anders, als der kämpfende Mann, und dieser anders, als der in ferne Rückblicke verlorene Greis. Anders empfindet eine Mutter, die ihren Säugling an die Brust drückt, anders ein Mägdlein, das von seinem Gutgesellen den ersten zärtlichen Kuß empfängt. Nicht nur der Wechsel der Tage, auch die sich wandelnden Schicksale bereiten dem Herzen seine Jahreszeiten, und es ist leicht möglich, daß in der Brust eines reifen Mannes der volle Frühling lacht, während im Herzen einer kaum erblühten Jungfrau sich ein winterliches Leichentuch über eingesargte Hoffnungen breitet.

So war es ein glücklicher Gedanke, nicht nur die Wandlungen der Natur, sondern auch die menschlichen Lebensalter und die Metamorphosen des von der Wiege bis zur Bahre

Digitized by Google

ernst oder heiter verlaufenden Menschenschicksals unter die Gesichtspunkte der vier Jahreszeiten zu bringen und in dieses Schema das Süßeste und Ergreifendste einzuordnen was unsere deutschen Sänger je vom Natur- und Menschenleben gesungen haben. „Im Wechsel der Tage" betitelt sich diese ursprünglich von Adolf Brennecke begründete und nun in sechster Auflage von Paul Heinze vollständig neu bearbeitete Auslese aus der deutschen Lyrik. Der verdienstvolle Verlag von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig bringt dieses Werk mit zahlreichen Holzschnitten und Zeichnungen unserer hervorragendsten Künstler auf den diesjährigen Weihnachtsmarkt und wir möchten die Aufmerksamkeit unserer gebildeten Familien, in denen heranwachsende Söhne und Töchter nach den schmackhaftesten Früchten unserer Dichtung Verlangen tragen, gerade auf diese vornehm und anmuthig ausgestattete Anthologie besonders hinweisen. Wir kennen kein anderes Illustrationswerk in gleicher Preislage, das einen solchen entzückenden Bilderschmuck so stimmungsvoll um die Dichtungen legt, wie „Im Wechsel der Tage"; namentlich sind die Heliogravüren nach Originalen von Kaulbach, Niczky und von der Beek von unübertrefflicher Kraft und Feinheit, wahre Meisterwerke des Kupferlichtdruckes. Die bildende Kunst hat das „Nihil humani a me alienum puto" hier glänzend illustrirt; keinen der typischen menschlichen Vorgänge hat sie übersehen, sie zeigt uns das lächelnde Baby im Korbwagen, am Meeresstrande spielende Kinder, das süße Stelldichein der ersten Liebe, die geschmückt mit dem jungen Gatten davonziehende Braut, den Kampf des Seemannes mit dem grollenden Meere, den stillen Frieden am häuslichen Herde, das beschaulich rastende greise Ehepaar, die am Grabe der Vorangegangenen betende Jugend. Und zwischen alle diese packend dargestellten und künstlerisch verklärten Scenen sind die reizendsten Stillleben und Landschaftsbilder, die die Natur in ihren geheimsten Vorgängen belauschen, geschmackvoll hineingestreut. Dabei ist eine Klippe geschickt vermieden, die sonst den Bilderschmuck in solchen Werken leicht zu einem den Genuß des Textes beeinträchtigenden Moment macht: die Bilder sind nicht ad hoc componirt, sie wollen keine Erklärung, keine malerische Umschreibung der Dichtungen geben, die den Sinn des Lesers oft nur zerstreut und von dem Wesentlichen auf etwas Nebensächliches ablenkt; sie sind vielmehr selbstständige Schöpfungen des Künstlers mit dem Stifte, die nur einen ähnlichen Stimmungsinhalt zur Darstellung bringen und, ohne sich aufzudrängen, nur parallel neben den Schöpfungen des Sängers herlaufen. Wer zuerst solch ein Bild betrachtet, der wird unbewußt in die Atmosphäre versetzt, in der er das später zu lesende Gedicht verständnißvoller würdigen wird, und wer zuerst das Gedicht liest, der wird im folgenden Beschauen des Bildes die Nachklänge, die durch seine Seele zittern, noch einmal zu einem vollen Akkorde zusammentönen hören.

Was die Auswahl der Dichtungen selbst anbelangt, so spricht es für das gesunde Urtheil des Herausgebers, daß er sich der Versuchung entzog, allzutief in den lyrischen Schatz unserer sogenannten Classiker hineinzugreifen. Kein Verständiger wird ihm zum Vorwurf machen wollen, daß Schiller nur ein Mal, Goethe nur drei Mal vertreten sind; im Gegentheil, diese weise Zurückhaltung gereicht der Sammlung nur zur Empfehlung, denn ihren Schiller und Goethe hat heut wohl jede gebildete deutsche Familie im eigenen Hause, während die gleiche Gelegenheit, auch mit dem Ertrage der neueren und allerneusten Dichtung bekannt zu werden, den Söhnen und Töchtern gebildeter Häuser nur in den allerseltensten Fällen geboten sein dürfte. So wird es auch nur gutzuheißen sein, daß Heinrich Heine z. B. nur mit zwei Liedern herangezogen ist, während unserm viel zu wenig bekannten Jensen von Rechts wegen sechs Dichtungen entlehnt sind. So weit wir dies zu übersehen vermochten, sind fast alle namhafteren Dichter der Gegenwart mit ihren gelungensten und eigenartigsten Stücken vertreten; nur ein Zufall scheint es uns zu sein, daß Walloth und Heinrich von Reder übergangen sind, die beide zu den Meistern der lyrischen Stimmungsmalerei gehören; doch wird es nur dieser kurzen Andeutung bedürfen, um den fein empfindenden Herausgeber zur Ausfüllung dieser Lücke in der hoffentlich bald zu erwartenden siebenten Auflage zu bewegen.

Alles in Allem ist „Im Wechsel der Tage" ein gutes und — was in diesem Falle gewissermaßen fast identisch ist — auch ein schönes Buch, das hier und da das Begehren des Lesers, den einen oder andern der angeführten Dichter auch ganz kennen zu lernen, wohl anregen dürfte. Es wird also nicht, wie leider die meisten unserer Blumenlesen, den Sinn für unsere Dichtung verflachen, sondern ein wahrer Freund und Förderer lyrischer Dichtkunst sein und dem Vertriebe der geschlossenen Werke unserer zeitgenössischen Poeten keinen Abbruch thun, sondern kräftigen Vorschub leisten. Wir wünschen dem vornehmen und gehaltvollen Buche die weiteste Verbreitung und empfehlen es angelegentlich als eines der für unsere reifere Jugend passendsten Festgeschenke.

Digitized by Google

Am Abend.

Aus dem Engliſchen (Abide with me!).

Herr, bleibe bei mir, denn der Abend naht;
Die Sonne ſcheidet; dunkel iſt mein Pfad;
Und wenn mich Niemand leitet, tröſtet hier,
Du, Helfer in der Noth, bleib du bei mir!

Des Lebens kurzer Tag eilt ſchnell dahin —
Was bietet noch die Welt dem müden Sinn?
Nicht Lieb', noch Ruhm — vergänglich Alles hier!
Nur du biſt ewig gleich — bleib du bei mir!

Zu jeder Stunde ſchreit zu dir mein Herz,
Denn deine Gnade lindert heißen Schmerz.
Wer kann im wilden Weh mir Helfer ſein?
Du biſt mein Stab, o laß mich nicht allein!

Ich fürchte nichts, darf ich nur ſein dein Kind.
Mit dir ſind Laſten leicht und Thränen lind.
Der grauſe Tod ſelbſt kann kein Schrecken ſein,
Ich lache ſiegreich ſeiner, bleibſt du mein!

Wenn dann im letzten Kampf mein Auge bricht,
Zeig' mir dein Kreuz, dann wird die Nacht zum Licht!
Des Himmels Seligkeit ahn' ich ſchon hier —
Im Leben und im Tod bleib' du bei mir!

Margarete Stege.

Troſt.

Ich zog dahin auf mondbeglänztem Pfade;
Wie ſtill die Flur!
Sanft ſäuſelt vom entlegenen Geſtade
Ein Lüftchen nur.
Der Blumen Kelche hauchten tauſend Düfte
Zum Sternenſaal;
Ein Friedensklang ging durch die lauen Lüfte,
Durch Feld und Thal.

Aus Schneegefilden hat ſie ſich erhoben,
Die Frühlingsnacht,
Nach Sturmgebraus und wilder Wetter Toben
Iſt ſie erwacht!
Mein thöricht' Herz, was ſoll dein ſtürmiſch' Schlagen?
Was ſchreckſt du mich?
Sei ſtill, ſei ſtill! Bald wird dein Frühling tagen,
Schon grüßt er dich!

E. Im Hof.

Digitized by Google

Nächtliches Waldweben.

Träumend liegt die bleiche Mondnacht
Ueber des Gebirges Gipfeln,
Auch der Berge wald'ge Kuppen
Scheinen tief im Schlaf zu liegen,
Und die dunkeln Tannenwipfel
Ragen düster, traumverloren
Auf zum sternbesä'ten Himmel. —
— Ringsum ist's, als ob man ihre
Tiefen Athemzüge höre. —
Drüben auf der hellen Lichtung
Plätschert traulich, wie verschlafen,
Durch den Wiesengrund der Waldbach,
Und am hohen Riedgras zittern
Tropfen Thaues, silberfunkelnd.
Neckisch huschen durch das Zweigwerk
Mondenstrahlen und sie spielen
Mit den weißen Kieselsteinen
Auf dem Wege, der zur Höhe
Durch die grüne Wildniß hinzieht. —
— Und ich steh' am Scheidewege,
Und ich seh' des Heimatdorfes
Dächer mir entgegenblinken,
Grüße sie zum letzten Male:
„Seid gesegnet, Heimatsfluren,
Lebet wohl, ihr Heimatsberge,
Seid gesegnet tausend Mal!"

Felix Geitner.

Nach Norden!

Nach Norden will ich ziehen!
Auf raschen Schiffes Borden
Entgegen meinem Norden
Bei Schneesturmsmelodein!
Den Süden will ich fliehen!
Es täuscht sein süßes Lächeln,
Es lähmt sein laues Fächeln,
Es dörrt sein Sonnenschein!
Mich fesselt nicht der Süden
Mit seinem blauen Himmel,
Der Blüthen bunt' Gewimmel,
Den Lüften, warm und lind!
Das ist nur für die Müden! —
Ich suche nicht die Sonne,
Der Sturm ist meine Wonne!
Ich bin des Nordens Kind!

In Südens ew'gem Lenze
Verdorren rasch die Säfte,
Versiegen bald die Kräfte,
Das Fieber zehrt am Mark! —
Der Flocken eis'ge Tänze,
Der Haide starres Schweigen,
Der Stürme wilder Reigen
Macht unsre Herzen stark!

Adalbert von Majerszky.

Umsonst.

Nichts nützt es dir, die Welt zu meiden
Und mit der Kutte dich zu kleiden,
Du kannst der Welt, nicht dir entfliehn.
Auch in der stillsten Waldesklause
Hörst du das ferne Weltgebrause
Noch leis durch deine Seele ziehn.
Die Muschel, einst vom Meer getragen,
Ward sie auch weit in's Land verschlagen,
Belebt noch stets ein alter Wahn.
Noch tönt in ihr ein seltsam Sausen
Und mahnt an fernes Meeresbrausen,
Ein Heimweh nach dem Ocean.

Armin Werherr.

Digitized by Google

Der Kettenträger.

Fesseln trägst du, eherne Banden,
Liegst in Ketten grausam gebunden,
Stöhnst nach Freiheit laut und nach Licht!

Rüttelst am Eisen, das sie dir wanden
Um die Gelenke, die blutenden, wunden,
Um den Leib, den die Folter zersticht!

Gellend tönt dein Schrei durch die Nacht:
„Freiheit! Freiheit! Wie soll ich leben
— Da ich frei, im Licht doch geboren, —
Kettenbeladen im dunkelnden Schacht!?“

Fesseln, die trage ich nicht und Banden,
Liege in Ketten doch grausam gebunden,
Stöhne nach Freiheit laut und nach Licht!

Denn um das Hirn sie mir glühend wanden,
Um des Herzens blutende Wunden,
Dornenkronen des Zwanges, der Pflicht!

Gellend tönt mein verzweifelnder Schrei:
„Da ich gefehlt, muß ich ewig denn büßen?
Muß ich nun sterben in Zwang und in Ketten,
Tödtet mich — bin ich im Tode doch frei!“

Georg Egestorff.

Der Wald im Spätherbst.

Dem Freunde gleich, deß Wangen schon erbleichen,
Auf die der Tod sein Siegel aufgedrückt —
So liegt, vom letzten Lebensglanz geschmückt,
Vor mir der Wald mit nahen Winters Zeichen.

Entfärbt sind alle seine stolzen Eichen,
Vom Sturme sind die Blumen längst zerpflückt;
Einst haben sie den Wanderer entzückt,
Jetzt liegen an dem Boden sie als Leichen,

Und wie zum Abschied heut im Sonnenstrahle
Umschließt ein bunter Farbenkranz den Wald,
Der ausgebreitet liegt im stillen Thale.

Ein Vogellied noch aus den Wipfeln schallt,
Das klagend aus dem hohen Kuppelsaale
Bald als des Sommers letzte Spur verhallt.

Paul Schönemann.

Digitized by Google

Wir saßen zu Zwei'n in der Geisblattlaube....

Wir saßen zu Zwei'n in der Geisblattlaube
Und rings war goldener Sonnenschein,
In buntlem Glühen reifte die Traube,
Uns hub in den Himmel ein fröhlicher Glaube,
Da sang es und klang es wie Hochzeitschalmein.

Die weißen, die wandernden Wolken zogen
Vorüber, vorüber in lachender Ruh,
Und wieder blaute des Himmels Bogen,
Die Schwalben, die flüchtigen Schwalben flogen
Den Lichtgefilden der Ferne zu.

Du sangest ein Lied, noch hör' ich dich singen,
Ein Danklied jauchzender Menschenlust.
Da war es, als wolle im seligen Klingen
Empor, empor deine Liebe sich ringen,
Hoch über Kleinheit und irdischen Dust.

Das Lied ist verklungen, verblichen die Sterne.
Uns reifte kein Sommer, du weinende Frau.
Ein Pilger, durchschweift' ich die nebelnde Ferne,
Daß thörichtes Hoffen die Seele verlerne;
Doch einmal noch trieb's mich zur heimischen Au.

Leb wohl nun für ewig! Ich schweife zu Thale
Und wandre mit Unrast, da wandern ich muß.
O hebe dein Antlitz im flimmernden Strahle!
Beglück', o beglücke zum letzten Male —
Gewähre mir einen, nur einen Kuß!

Rudolf Goette.

Der Waldbach.

Dämmernd hoch, wo die Wolken gehn,
Weint der übermenschliche Fels,
Der in starrem Schlaf urweltliche Märchen träumt,
Eine wüthende Thräne über den thal-
Dumpfen, menschlichen Kindertand;
So entquillt seinem Antlitz
Des Waldbachs trotzende Kraft. —

Der prüft zuerst nur unsicher den Schritt
Und läuft wie ein tappend Kind
Hierhin, dorthin,
Noch dem Drang in die Tiefe fremd.
Dann aber naht er schleunigem Felsenabsturz,
Springt und braust laut auf
Und schäumt im neuen Wonnegefühl der Kraft.

Digitized by Google

Athemlos
Bricht er sich Bahn,
Tobt kopfüber,
Tollkühn, schneller und schneller,
Wüthet über das Zarte, das den Weg
Kennt und bescheiden abmahnt, fort
Und schlingt die lieblichen Wässerchen,
Die neugierig über den wilden Braus
Von fern anmurmeln und still mit lichten
Augen ihm zusehn, lachend in sich hinein.
Schon höhnt er den Block, die schmähliche Wehr,
Spottet des trotzenden Felsstücks schon
Und sinnt einen Sprung,
Abgrundtief,
Ganz zu vergehn in wirbelndem Schaum.

Siehe! da gähnt
Willkommener Schlucht
Schwarzer Spalt
Klaffend entgegen ihm.
Er aber wagt
Siegsgewiß
Hinunter hinunter donnernden Sturz.
Drunten aber ruht er sich kaum,
Fühlt schon wieder: er lebt wie eh',
Regt die Glieder und braust von dannen
Zu neuem unerhörterem Sprung.

Da — was ist das? — neckt ihn der Schlaf,
Daß er säumiger vorwärts eilt?
Er drängt umsonst, nun wandelt er nur,
Du holst ihn ein, du eilst ihm vorbei.
Er braust nicht mehr, nun murmelt er nur,
Du rufst hinüber, man hört dich dort.
Steine werfen Kinder in's Bett
Und hüpfen hinüber — weh! was ist das?
Waldbach, Waldbach, wo deine Kraft?
Wo dein jauchzender Jugendmuth,
Wo abgrundgähnende Schlünde dir?
Hör' ich, hör' ich? Er murrt mir zu:

„Waldbach, Waldbach brauste zu Thal.
Weh mir, weh mir, wehe des Thals!
Da habt ihr mich nun,
Da habt ihr den Knecht,
Sinnt mir ein Joch und wandelt hinüber!
Unter den Füßen die göttliche Kraft,
Höhnt ihr wunder wie stolz
Nieder auf mich!
Treibt Räder mir in den flüssigen Leib,
Ich muß sie wenden, ich muß sie drehn!
Darum der Drang von oben herunter,
Darum die schäumende Jugendlust,
Daß ich in schändlicher Niedrigkeit

Digitized by Google

Andren diene, ich weiß nicht wem?
Nehmt mich, die ihr die Heimath mir,
Nehmt mich, Wolken, wieder zu euch,
Aus dem verächtlichen Thal zu euch,
Wieder in's himmlische Reich zu euch!"

Siehe! da tritt gnadenvoll
Aus dem Gewölk
Vor die Sonne,
Senkt ihm strahlende Lieb' in's Herz,
Daß er sich sehnt empor, empor,
Hebt ihn, hebt ihn — Nebel entsteigen —
Höher, höher, wieder nach dorten,
Dämmernd hoch, wo die Wolken gehn. —
Nie dem Staub fällt Göttliches ganz anheim;
Nie entfremdet auf ewig wird
Eignem, übermenschlichem Reich
Göttliches.
Was von oben gekommen,
Steigen muß es nach oben wiederum.
Brause zu Thal, Waldbach, brause zu Thal!
Nie dem Staub fällt Göttliches ganz anheim.

Wilhelm Henzen.

Jugendliebe.

Zwei Rosen, leuchtend frische,
Trug sie im dunklen Haar,
Ihr Blick, der träumerische,
Voll Glanz und Jugend war.

Das Korn durchlief ein Wogen,
Am Himmel weiß und weit
Die Federwolken zogen,
Es war zur Junizeit.

Die Lande küßte leise
Ein Glockenklang im Wind,
Und mein für die Lebensreise
Ward ein glückliches Kind.

Sie träumte von Glück und Frieden,
Von Lenzen, die nicht vergehn —
Und doch durft' ich hinieden
Sie nur noch einmal sehn.

Da schlang ein Kranz von Myrthen
Sich durch ihr dunkles Haar,
Buntdüstre Schatten irrten
Um Chorstuhl und Altar,

Die Kerzen schwehlten finster,
Der Thauwind sang am Dach,
Als man für sie im Münster
Das de profundis sprach.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Herbst.

In tausendfält'gen Farbentönen
Erglänzen Wald und Feld und Hag,
Die holde Schöpfung zu verschönen.
Welch' Fest sie wohl begehen mag?

Im Aether blinkt's wie Glanz von Kronen,
In Purpur prangt des Waldes Kleid,
In blauer Lüfte breiten Zonen
Erzittert Strahlenherrlichkeit.

Digitized by Google

Ein jeder Pfad ist bunt bestreuet
Und kirchenstill ist Thal und Flur.
So feiert, eh der Winter bräuet,
Ihr goldnes Hochzeitsfest Natur.

Friedrich Preu.

Nur eine Nacht, nur eine wieder!

Nur eine Nacht, nur eine wieder
Voll seliger, tönender, schwebender Lieder,
Wie einst im Frühling sie erklangen
Und durch die goldne Luft sich schwangen!

Ich ahnt' es nicht, woher sie kamen,
Die mir das Herz gefangen nahmen;
Sie flohen fort, so balde, balde
Verklungen in dem Märchenwalde!

Nur manchmal noch mit leisem Klingen
Will eins der Lieder sich erschwingen,
Doch fehlt der alte Duft und Schimmer,
Von hinnen zog er längst für immer!

Ach! keine Nacht mehr kehrt mir wieder
Voll seliger, tönender, schwebender Lieder,
Wie einst im Frühling sie erklangen
Und durch die goldne Luft sich schwangen!

Friedrich Oser.

Nacht der Thränen.

Zwei holde Augen leuchten
In meines Lebens Nacht;
Denk' ich daran, befeuchten
Sich meine Wimpern sacht
Und über die blassen Wangen
Flieht mir ein Tropfen scheu —
Vielthöricht Herzverlangen,
Was sinnst du Leid und Reu'?!

Die Zeit rufst du vergebens,
Die deinen Frühling trug!
Bot sie vom Kranz des Lebens
Nicht Zweige dir genug?
Es war so reich an Trieben
Dein jugendgrünes Beet;
Doch arm bist du geblieben
Und wußtest: Glanz vergeht. —

Zog zu den kalten Sternen
Dein Sehnen dich zumeist,
So magst du fühlen lernen,
Was Lieb' entbehren heißt —
Und harr'n und hoffen stille
Auf höhrer Fügung Huld,
Spricht nur ein höhrer Wille
Dich frei von Fehl und Schuld.

Bleicht dir der Herbst für immer
Die Blumen allesammt,
Grüßt dich mit kältrem Schimmer
Manch Aug' einst liebentflammt,
Ist deiner Brust beschieden
Aus seinem süßen Schein
Kein Glück mehr und kein Frieden, —
Ach Herz, ergieb dich drein!

Dein Trauern wird nicht wenden,
Was Himmelsschluß erloost —
Doch, Lindrung dir zu spenden,
Ward dir der Thränen Trost!
Erlösung bringt ihr Fluthen
Gedanken wehgepreßt,
Kühlt sanft des Schmerzes Gluthen,
Wenn Holdes dich verläßt. —

Was rufst du Schuld und Fehle
Doch wach, verzagt Gemüth,
Labt dir ein Thau die Seele,
Die stumm in Qual verglüht.
Laß über die blassen Wangen
Nur fliehn den Tropfen scheu —
Vielthöricht Herzverlangen,
Was sinnst du Leid und Reu'?

Sappho Liepholdt.

Digitized by Google

Gesang der Nacht.

In tiefer Nacht noch saß ich wach
Allein in meinem Zimmer
Und dacht' vergangnen Zeiten nach,
Und lauschte, was die Zukunft sprach —
Ein Trost doch ward mir nimmer.
Da plötzlich — war es nur im Traum? —
Ein Singen hört' ich leise
Im Garten bei dem alten Baum.
Ich horcht' hinaus, vernehmbar kaum
Erklang die seltne Weise:
„Lösch, Träumer, aus dein einsam Licht
Und laß dein eitles Streben,
Was du erfüllst als heil'ge Pflicht,
Es lohnet sich der Mühe nicht,
Bald sinkt in Staub dein Leben.
Zum Glücke suchst du eine Bahn
Mit allen deinen Kräften,
Bald strebst du dies, bald jenes an,
Doch immer zehrt der süße Wahn
An deinen Lebenssäften.
Was ist denn Glück? Ist's Ruhm, ist's Ehr',
Gold oder süße Minne?
Noch stets fiel dir die Antwort schwer,
Doch gab das Leben dir die Lehr':
Das Glück ist Trug der Sinne!
Millionen, die vor dir gestrebt
Nach Glück und nach Erkenntniß,
Beim Tode haben sie gebebt:
Wir haben nur dem Trug gelebt!
War klagend ihr Bekenntniß.
Und glänzt auch mancher Name schier
Gleich lichtem Stern in's Weite,
Doch löscht ein dunkler Hauch von mir
Ihn einst, und dann versinkt auch ihr
In Noth und heißem Streite.
Wie stolz sich brüstet euer Geist
Und lechzt nach kühnen Thaten,
Er ist verweht, wenn einst vereist
Um die erloschne Sonne kreist
Die Erde auf dunklen Pfaden.
Dann herrsche ich als Königin!
Nach dieses Lebens Feier
Wird endlich meiner Macht Gewinn,
Weit flattert durch das Weltall hin
Mein schwarzer Wittwenschleier.
Kennst du mich nun? Ich bin die Nacht!
Nur schwach ist meine Stimme;
Wie auch das Leben mich verlacht,
Es unterliegt doch meiner Macht
Und meinem alten Grimme.
Lösch aus das Licht, und hast du Muth,
Blick her dann ohne Zagen:
Hier unter'm Mantel, roth von Blut,
Dein und der Deinen Schicksal ruht
Und großes Weh und Klagen." —

Joh. Alboth.

Spuren der Gottheit.

Ich wandelte den Strand entlang
Am hainumkränzten Gardasee;
Der Herbststurm stöhnte dumpf sein Weh,
Die Wogen grollten schwer und bang.

Im rauschenden Gezweige sang
Der Buchfink froh sein Abendlied;
Des Kuckucks Ruf im nahen Ried
Wie Jubelton herüberklang.

Wie tröstend durch der Wolken Heer
Blickt' ab und zu der milde Mond:
Als ob dort, wo er strahlend thront,
Von Licht noch sei ein weites Meer. —

So mahnt das Walten der Natur,
Treu auszuharren frohgemuth;
Das Grau'n der Nacht, des Sturmes Wuth,
Sie sind der Gottheit Spuren nur.

Sie sind es, ob nun bang die Brust
Voll wilden Wehs verzweifelnd ringt,
Ob jubelnd sie die Welt umschlingt
In ungestümer Lebenslust.

Oscar Herrmann.

Digitized by Google

Ahnung.

Laß deinen Geist im Fluge aufwärts streben,
Dorthin, wo funkelnd auf azurnem Grunde
Viel tausend Lichter hell in nächt'ger Stunde
Am hohen Firmamente friedlich schweben.

Das Aethermeer wird Aug' und Herz erheben,
Voll majestät'scher Pracht in weiter Runde
Erschließt es uns die ahnungsvolle Kunde:
Ein riesenhafter Geist rief es in's Leben.

Die Erde schwimmt als Tropfen nur im Meere
Des Weltenraums seit grauen Schöpfungstagen —,
Ein unscheinbarer Punkt im Sternenheere. —

Ihr freundlich Flimmern läßt uns ahnend fragen,
Ob jene Sphären, rühmend Gottes Ehre,
Nicht unsrer ew'gen Heimat Wohnsitz tragen?

Ernst Zick.

Abendwanderung.

Der einz'ge Wandrer bin ich auf der Flur,
Längst hat die Sonne sich zur Rast begeben,
Das Lied der Ammer tönt zuweilen nur
Vom Felsen her, sonst ruhet alles Leben.

So schreit' ich durch die Flur still und allein,
Luftschlösser mir im wachen Traum zu bauen,
Am Felsen dort, umspielt vom Mondenschein,
Winkt eine Bank, roh aus Granit gehauen.

Der eil' ich zu, hier weht ein milder Hauch,
Hier wird mein Herz kein Sturm der Welt erregen,
Zur Seite dort streckt selbst ein Brombeerstrauch
Die schwarze Frucht als Gabe mir entgegen.

Ein weißer Nebel steigt zum Sternenzelt,
Die Wiese scheint im weißen Dampf zu rauchen
Und wie Gestalten aus der Geisterwelt
Seh ich hervor der Föhren Schatten tauchen.

So hat das Leben die Vergangenheit
Vor meinem Blick mit Dunstgebild umgeben,
Und aus dem gramdurchwirkten Nebelkleid
Seh ich wie Schatten die Erinnrung schweben.

Berthold Funke.

Digitized by Google

Am Bache.

Ich schritt an eines Baches Rand,
Sah trauernd zu ihm nieder —
Er zog so froh durch blum'ges Land,
Leis summend muntre Lieder;
Sog lächelnd ein den Sonnenschein,
Des Himmels Blau, den Schmelz der Au
Und küßt' im Flug die Blümelein.

Lang sah ich seinem Spiele zu,
Dem luft'gen Tanzen, Hüpfen
Und dachte: wer doch leicht wie du
Durch's Leben könnte schlüpfen,
Auf blum'gem Weg, durch grün' Geheg,
Umhaucht vom Duft, der würz'gen Luft,
So ungehemmt, so frisch und reg.

Da blieb er plötzlich stutzend stehn;
Es stockt' die muntre Weise.
Ich sah mich um, was war geschehn?
Ein Wehr hemmt seine Reise!
Doch sieh, er zagt nicht bang und klagt,
Er stürmt den Wall mit Wogenschwall
Und jubelnd er hinüber jagt.

Und so befreit aus seiner Haft
Trieb er im Hochgefühle
Des Sieges, mit erhöhter Kraft
Im Grund das Rad der Mühle;
Und lauter klang sein Lied, er sang
In Schaffenslust aus voller Brust.
O wie der Ton in's Herz mir drang!

Ja, Höh'res gilt's: mit muth'gem Sinn
Im Lebenskampfe siegen
Und nicht auf blum'gem Pfade hin
In luft'gem Tanz sich wiegen. —
Hoch das Panier! so klang's in mir,
Und frisch voran auf steiler Bahn,
Im Kampf erring die Krone dir!

E. Ehrenberg.

Vergänglichkeit.

Expende Hannibalem: quot libras in duce summo Invenies? . . .
Juvenal. (Sat X.)

Dort, wo die Wölfe den Schlitten verfolgen in Wintersnacht,
Der Schnee die eisige Erde bedecket in funkelnder Pracht;

Wo öde Steppen sich ziehen, so still wie die Ruhe der Gruft,
Der Tod mit grauen Flügeln stumm flattert durch die Luft:

Da schlummern schon lange Jahre die tapfersten Helden der Welt,
Die Frankreichs Banner getragen vom Rheine bis zum Belt.

Noch weiter sollt' es wehen; nicht war der Lorbeerkranz
Noch schwer genug: . . . Sie luden die Russen zum Kriegestanz.

Wie war der Tanz so schaurig! Der Schnee schmolz hin im Blut!
Der Wölfe Rudel umkreisten die Kämpfer in wilder Wuth.

Da legte müd der Krieger in's kalte Grab das Haupt;
Da ward dem einstigen Sieger Macht, Ruhm und Ehre geraubt!

Gaston Bollack.

Digitized by Google

Ein naturwissenschaftlicher Roman.

Besprochen von **Paul Heinze.**

Wenn die junge naturalistische Schule wirklich ihrem Vorbilde, dem sie ihren Namen entlehnte, nämlich der Allschöpferin Natur, nacheiferte, so würde sie vor all den groben Ausschreitungen bewahrt geblieben sein, deren sie sich in so hohem Grade schuldig gemacht hat. „Naturalismus" gilt heutzutage nur als ein wohlfeiles Schlagwort, um Unreines und vom Hauche der Verwesung Umwittertes unter dem Deckmantel einer „modernen" und angeblich höher entwickelten Lebens- und Kunstanschauung ohne Scheu als einzig berechtigtes Kunstmoment auf den Sockel zu stellen; die Vertreter dieser Richtung machen sich desselben schweren Irrthums schuldig, dem einst auch die Romantiker zum Opfer fielen. Während nämlich die Letzteren in ihren philosophischen Grundideen die Freiheit des Dichters gegenüber den Gesetzen der Naturwahrheit, Kausalität und inneren Wahrscheinlichkeit postulirten und sich somit von den Grundvesten des Wahrheitsbegriffes abwandten, fälschen die Naturalisten in gleicher Weise das Weltbild, indem sie der Natur lediglich die Rolle der Allvernichterin zuerkennen und mit Vorliebe das Zersetzende, Versumpfte und Unsittliche zum Gegenstand ihrer Darstellung erwählen; sie lassen hierbei vollständig außer Acht, daß die Natur Zerstörerin nur insoweit ist, um sich wie ein Phönix neu verjüngt aus dem Schutt des Verfalls erheben und zu immer höherer Vollendung sich emporringen zu können; wäre es wirklich so traurig um die Welt bestellt, wie die Apostel des Naturalismus es uns glauben machen wollen, so müßte die Menschheit schon längst moralisch und physisch zu Grunde gegangen sein, und es kann demnach nur als eine Anmaßung bezeichnet werden, wenn sie erklären, bei ihren Kunstprodukten auf wissenschaftlichem Boden zu stehen. Ebenso verwerflich ist ihre Behauptung, durch die stete Schilderung des Schlechten die Welt zum Guten hinleiten zu wollen, das heißt mit andren Worten, die Kunst zur Dirne zu machen und sie nur als abschreckendes Beispiel zu mißbrauchen. Viele von ihnen sind unstreitig Vollblutdichter, allen voran Zola, aber sie stolpern stets über ihre eigenen Füße und es ist noch keinem von ihnen gelungen, ein in sich ausgeglichenes vollendetes Kunstwerk zu schaffen, überall bleibt ein trüber Bodensatz als Rest. — Dem gegenüber ist es mit Genugthuung zu begrüßen, daß **Wolfgang Kirchbach** mit seinem neuesten Roman **„Der Weltfahrer"** (E. Pierson, Dresden) in das Bollwerk naturalistischer Tiraden eine mächtige Bresche legte.

Was die eigentliche Tendenz des Romanes anlangt, so ist zunächst vorauszuschicken, daß der Autor den Einfluß naturwissenschaftlicher Forschung auch auf dem Gebiete der Kunst grundsätzlich keineswegs negirt; es war ihm aber darum zu thun, in seiner Dichtung nachzuweisen, wie die halbverdaute Weisheit „naturalistischer Erkenntniß" in noch nicht ausgereiften Köpfen und zarten Gemüthern vermöge einer Art unehrlicher Schlußfolgerung zunächst die Sittlichkeitsbegriffe verwirrt, und er veranschaulicht in erschütternder Weise, wie neben anderen hierdurch vernichteten Existenzen auch eine ursprünglich edel angelegte Dichternatur schließlich moralischen Schiffbruch erleidet; dagegen zeigt er hinwiederum in der Gestalt seines eigentlichen Helden, wie die harmonisch in sich ausgeglichene Natur des gereiften Forschers und Gelehrten die Welt der Dinge und die Verhältnisse des Lebens mit dem großen Weltganzen in einem einzigen Akkorde umfaßt und trotz aller wissenschaftlichen Zergliederung in jedem Sonnenstäubchen doch im Grunde die Poesie des Weltalls verkörpert findet, dessen Getriebe sich nach den ewigen Gesetzen der Weltordnung regelt und das im Sittengesetze des bewußten, sich selbst bestimmenden Geistes den höchsten Ausdruck findet. Der „Weltfahrer" ist durchschwängert vom Aether der Zeit und es gehört ein Mann von universeller Bildung dazu, den Regungen des Zeitgeistes in solcher Weise nachzugehen, wie dies Kirchbach hier gethan. Man muß in der That die Feinheit und schneidige Schärfe seiner Dialektik bewundern, wie andererseits eine Fülle liebenswürdigen Humors und origineller Gedanken in dieser neuesten Schöpfung des Dichters sich offenbart; auch die realistische Farbengebung, die charakteristische Durchführung der handelnden Personen verdienen uneingeschränktes Lob.

Wir sehen sie leibhaftig vor uns: den ernsten und doch ewig heiteren Forscher Heinrich Hochstein, den leichtfertigen und gesinnungslosen Eduard Streicher — der unter der Maske des modernen Naturalisten nichts als ein gewissenloser Frauenverführer und Sittenverderber ist —, ferner Ada, Streichers Gattin, die in verzweifelnden Emancipationsgedanken Rettung vor der ausgebrannten Oede ihres Herzens sucht, sowie die drollige Sancho Pansagestalt des ruhmbedürftigen Naturalienkrämers Püsecke, welcher Hochstein auf seiner Weltreise begleitet und hierbei das noch unentdeckte Gestein Püseckenit zu finden hofft; neben diesen kraftvoll herausgemeißelten Charakterköpfen erscheint freilich die Gestalt Eva's, der eigentlichen Heldin des Romans, in der Rolle der sinnigen deutschen Jungfrau etwas verblaßt.

Ich sehe geflissentlich davon ab, über die Fabel des Romans auch nur andeutungsweise zu berichten: wer das gehaltvolle, von

Digitized by Google

dichterischer Kraft und von strenger Gedankenarbeit zeugende Werk kennen lernen will, dem kann mit einem Auszuge nicht gedient sein; wen aber nur das Stoffliche an einem Romane fesselt, für den ist Kirchbachs „Weltfahrer" überhaupt nicht geschrieben.

Bücherschau.

Wieland der Schmidt Von **Otto Behrend**. (Leipzig, Commissions-Verlag der Renger'schen Buchh. 1890.) Eins der schönsten Heldenlieder der alten „Edda" ist hier von einem jungen Dichter unserer Zeit zu einem kleinen Epos erweitert worden. Der kühne Versuch darf als wohl gelungen bezeichnet werden: In reimlosen vierfüßigen Trochäen erzählt der Autor ausführlich, wie die Schwanen-Jungfrauen sich zum Bade entkleiden, von Wieland und seinen zwei Brüdern Eigel und Slaginfur dabei belauscht, nach genommenem Bade ergriffen und von den Helden zu ihren Gattinnen geworben werden. Sieben Jahre lang leben sie glücklich mit ihren Männern zusammen. Da kommt eines Tages Odin selbst in der Gestalt eines alten Sängers, die verirrten Walküren an ihre alten Schwüre zu gemahnen. Sie verwandeln sich wieder in Schwäne und entfliehen. Dann überfällt König Nidung den Wieland und macht ihn gefesselt und gelähmt zu seinem Sklaven. Es folgt die bekannte furchtbare Rache an den Kindern des Königs, die Flucht Wielands im Fluge der selbstgefertigten Schwingen und die Rückkehr zum letzten Todeskampfe, in welchem beide erliegen. Der sterbende Wieland aber wird von der Walküre Herware, die er als seine verlorene Gattin erkennt, nach Walhalla auf schimmerndem Rosse emporgetragen. — An so sorgsamer Ausführung, wie sie hier geboten wird, werden die sinnigen Leser unserer Zeit erst erkennen, welch ein Schatz von epischer Poesie in diesen alten Heldenliedern der „Edda" noch versteckt liegt, wenn Einer ihn zu heben weiß, wie Otto Behrend.

Dr. B. T. Sträter.

Americana. Humoristische Skizzen aus dem amerikanischen Leben. Von **Philipp Berges** II. (Reclam, 20 Pf.) Der Autor ist offenbar selbst Einer jener „smart fellows", wie er sie uns hier mit einem köstlichen Humor vorführt. Der Kampf der puritanischen Temperenzler mit den lebenslustigen Anti-Temperenzlern in Kansas im „Fall Loaf" ist ein prächtiges Bild aus dem innersten Getriebe des amerikanischen Lebens, und da die Unschuld zuletzt siegt und alle Parteien sich in einer höheren Einheit versöhnen, so ist der letzte Eindruck ein vollkommen angenehmer und wohlthuender. — Die zweite Novelle führt auf sieben Seiten den „mächtig gediegenen Witz" aus, wie sich die poetisch gesinnte Mabel und der etwas rohe Hiram entloben, wie aber dabei der Vater der Schönen den Vater des Verschmähten noch um eine Kuh, zwei Schweine und eine Ziege zu prellen weiß. Das heißt erzählen! Das ist eine Novelle im Styl der alten Italiener und der köstlichsten Schelmenromane! Man kommt aus der Spannung nicht heraus, bis man lachend das Ende gelesen. — Auch die übrigen beiden Skizzen, „der Unterzeichnete" und „Eine Reise um die Welt" haben etwas „Smartes" — ich kann es nicht besser bezeichnen, als mit diesem echt amerikanischen Worte. Namentlich zeigt der Autor ein auffallendes Geschick, durch eine piquante Schlußwendung den Leser noch einmal zu überraschen und so die Lacher entschieden auf seine Seite zu bringen. Der Styl hält die richtige Mitte ein zwischen Bret Harte und Mark Twain, ja es scheint uns fast, als vereinige er die feine Situationsmalerei jenes Autors mit dem sprudelnden Witz dieses unvergleichlichen Humoristen.

Dr. B. T. Sträter.

Stine. Von **Theodor Fontane.** (Berlin, 1890, F. Fontane's Verlag.) Dieser Roman beginnt sehr hübsch humoristisch in einer kleinen Privatwirthschaft in der Invalidenstraße zu Berlin, Norden (N.): die „Pittelkow'n" und ihre Schwester Ernestine erhalten brieflich Nachricht, daß ein paar vornehme alte Freunde sie besuchen und einen gemüthlichen Abend bei ihnen zubringen wollen. Die Schauspielerin Wanda muß auch dabei sein: und so kommt es denn zu einem sehr fidelen Abend, bei welchem der alte Graf Haldern den Champagner nicht spart. Dies Alles ist mit der ganzen Gewandtheit und Schärfe der Charakterisirung erzählt, die wir seit langer Zeit an dem berühmten Wanderer durch die Mark Brandenburg bewundern. Aber es scheint uns ein bedenklicher Compositionsfehler zu sein, daß sich eine so unnöthige Tragödie aus diesen kleinen Verhältnissen entwickelt: ein Neffe des alten Herrn, der junge Graf Waldemar Haldern, verliebt sich ernstlich in die gute Ernestine und will sie heirathen. Da auch sie ihn leidenschaftlich liebt, und da der alte Graf durchaus nicht so geschildert ist,

Digitized by Google

als ob Standes-Vorurtheile jemals für ihn oder seinen Neffen tragisch werden könnten, so erscheint der Selbstmord des jungen Grafen keineswegs als eine Nothwendigkeit. Ein glücklicher Ausgang würde die meisten Leserinnen gewiß mehr erfreuen.

Dr. B. T. Sträter.

Litteratur und Kunst.

Gerhard von Amyntor erhielt vom Kaiser von Oesterreich für ein Begrüßungsgedicht an die österreichische Flotte in Kiel das Comthurkreuz des Franz Joseph-Ordens. — Als der Dichter vor Kurzem — gleichzeitig mit seiner silbernen Hochzeit — sein 25jähriges Dichterjubiläum feierte, wurde er u. A. auch durch Handschreiben der Kaiserin Friedrich, des Großherzogs von Baden, des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha und der Herzogin Wilhelm von Mecklenburg ausgezeichnet.

*

Felix Dahn veröffentlichte soeben das erste Buch seiner „Erinnerungen"; dasselbe behandelt seine Lebensgeschichte bis zum Eintritt in die Universität (1834—1850) und ist mit einem wohlgetroffenen Bildniß des Dichters geschmückt. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

*

Rudolf von Gottschall läßt soeben einen neuen Roman „Der steinerne Gast" in der Schlesischen Buchdruckerei (vorm. S. Schottländer) in Breslau erscheinen.

*

Von August Silberstein erscheint in Kürze ein neues Werk „Dorfmusik", eine Sammlung heiterer Geschichten, in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

*

Alfred Friedmann hat in der Gustav Körner'schen Leipziger allgemeinen Büchersammlung lebender Schriftsteller ein Bändchen „Hieroglyphen des Lebens" erscheinen lassen; es sind Novelletten ernsten und heiteren Inhalts. Vom selben Autor liegt uns eine italienische Uebersetzung seines Romans „Zwei Ehen" vor. Diese Uebertragung, von Fratelli Treves in Mailand veranstaltet, sieht in ihrem äußeren Gewande den französischen Bänden zu 3,50 Francs ähnlich und kostet trotz ihrer 330 Seiten nur eine Lira.

*

Von Conrad Ferdinand Meyer wird im Laufe des nächsten Jahres eine neue Erzählung „Angela Borgia" erscheinen. (H. Haessel, Leipzig.)

*

„Stopfkuchen, eine See- und Mordgeschichte" von Wilhelm Raabe erscheint in Kürze bei O. Janke in Berlin.

*

Von Gustav Kastropp erschienen vor Kurzem „Phantasien und Märchen" und ein Trauerspiel in drei Aufzügen „Agamemnon", beides im Verlag von H. Wasserkampf & Comp. in Hannover.

*

Eine neue eigenartige, illustrirte Anthologie „Almenrausch und Edelweiß", gesammelt von Adelaide von Gottberg, erscheint demnächst im Verlag zum Greiffen in Leipzig.

*

In Wilhelm Jordans Selbstverlag erscheinen noch vor Weihnachten „Episteln und Vorträge"; das Werk enthält u. A. folgende Aufsätze: „Entstehung und Beschaffenheit des mittelalterlichen Nibelungenliedes", „Dante's Kunstgeheimniß", „Wort und Bild", „Ueber deutschen Versbau", „Reiche Leih-Leser".

*

Eduard Grisebach veröffentlicht eine litterarhistorische Arbeit über „Das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung", mit ungedruckten Briefen Wilhelm Heinse's und Clemens Brentano's. (W Engelmann, Leipzig.)

*

„Hans Waldmann", ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse, erschien soeben bei S. Hirzel in Leipzig.

*

In der H. Kraeuter'schen Buchhandlung in Worms erscheint in Kürze Wilhelm Henzens Volksbühnenspiel „Die heilige Elisabeth"; das Buch ist mit zwei Bühnenplänen der Wormser Volksbühne versehen; anläßlich des 50jährigen Bestehens des Leipziger Schillervereins wurde auch ein neues Lustspiel Henzens „Schiller und Lotte" zum ersten Male aufgeführt und mit warmem Beifall aufgenommen.

*

Das „Linzer Volksblatt" hat sich das Vergnügen gemacht, in vier Leitartikeln eine

Digitized by Google

Blüthenlese von ganzen und halben Sätzen aus P. K. Roseggers Werken, die, aus dem Zusammenhang gerissen, ein Zerrbild des Dichters geben, zu veranstalten. Rosegger erscheint in dieser Frage sogar als Hochverräther. Nun wendet sich der Dichter in einer Erklärung in der „Linzer Tagespost" gegen diesen seltsamen Kritiker. Die prächtige Entgegnung schließt: „Ein Recensent, der glaubt oder glauben machen will, alle Gestalten eines Dichterwerkes verkündeten die persönliche Meinung des Verfassers, der ist ein Esel oder ein — —. Eine Schmach, daß es Leute giebt, vor denen man sein Bestes und Ureigenstes vertheidigen muß, wie der auf offener Straße angefallene Wanderer sich seines Lebens wehrt. Ich bin eine conservativ und patriarchalisch angelegte Bauernnatur; in der Liebe zum Vaterlande und zum Landesvater nehme ich es mit den Besten auf, und wer heranschleicht, um mich zu verdächtigen als einen Verräther an Krone und Vaterland, der ist ein Schurke. Graz, im November 1890. P. K. Rosegger".

* * *

Die „Münchener Allg. Ztg." läßt sich über den diesjährigen Schillerpreis melden, daß die Commission mit geringer Mehrheit beschlossen habe, dem Kaiser Hermann Sudermann vorzuschlagen, nachdem Paul Heyse in sehr lebhafter Weise für ihn eingetreten war. Der Kaiser habe noch keine Entscheidung getroffen. Wie die „Voss. Ztg." erfährt, ist innerhalb der Commission allerdings Sudermanns Drama „Die Ehre" für den Preis stark in Frage gekommen, hat aber mehr Gegner als Befürworter gefunden. Da auch eine andere Candidatur nicht den nöthigen Anhang erhielt, so ist von der Commission überhaupt kein Mehrheitsantrag betreffs Ertheilung eines oder zweier Dramenpreise an den Kaiser gelangt. Vielmehr soll dem Zwecke der Stiftung, die zeitgenössische deutsche Dichtkunst zu fördern, in einer anderen Form gedient werden. Die Commission, welche der allerhöchsten Stelle Anträge zur Ertheilung des Preises zu unterbreiten hat, setzt sich gegenwärtig zusammen aus dem Generalintendanten Grafen von Hochberg, den Dichtern Gustav Freytag und Paul Heyse, den Professoren Dilthey, Erich Schmidt, von Treitschke, Weinhold, dem Director der Königlichen Schauspiele Dr. Otto Devrient und dem Director der Nationalgalerie Dr. Max Jordan. Da das letzte Mal der Fonds nicht in Anspruch genommen ist, so ständen jetzt zwei Preise zur Verfügung.

* * *

Reinhold Fuchs erhielt für seine Gedichtsammlung „Strandgut" seitens der Augsburger Schillerstiftung den Ehrenpreis für 1890 im Betrage von 200 Mark.

* * *

Ernst von Wildenbruchs neuestes Schauspiel „Der neue Herr" wird zuerst im Königlichen Schauspielhaus in Berlin zur Aufführung gelangen.

* * *

P. K. Roseggers vieraktiges Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" hat bei seiner kürzlich erfolgten ersten Aufführung in Graz einen durchschlagenden Erfolg errungen.

* * *

Das vaterländische Drama „Von Trifels nach Palermo" von Detlev Freiherrn von Liliencron ist seitens der Münchener Königlichen General-Intendanz zur Aufführung angenommen worden.

* * *

In Wien sollen zwei Denkmäler für Eduard von Bauernfeld errichtet werden, eines auf dem Grabe des Dichters, das andere im Foyer des Burgtheaters.

Briefschalter.

H. K. in W—g. Gleich andern Einsendern sind auch Sie fast in jedem Briefschalter vertreten. Besser wäre es, Sie erschienen seltener, dann aber mit Ausgereifterem vor uns. Die Quantität hat meist eine Entwerthung der Qualität im Gefolge. Jedenfalls lassen wir uns durch massenhafte Einsendungen nicht bestimmen, etwa Unfertiges zum Abdruck anzunehmen.

Dr. O. M. in K—l. Ueber den Abdruck der bereits eingegangenen Uebersetzungen des französischen Gedichtes von Ernst Eckstein in voriger Nummer können wir vorläufig noch keine Entscheidung treffen, da voraussichtlich noch weitere Bearbeitungen eintreffen dürften.

Anonymus in Weilburg. Anonyme Einsendungen verfallen bekanntlich ein für alle Mal dem Papierkorbe.

Dr. H. in H—au i. E. „Sommergruß" (wird zur geeigneten Zeit erscheinen, doch bitten wir um Angabe des Vornamens); H. A. L. in B—n „Ode"; F. K. in T—tz „Zwei

Digitized by Google

Sterne" (Sie wollen Ihre Gedichte künftig unterschreiben); F. W. in N—tz Nr. 3 Ihres Cyklus u. d. T. „Wanderluft"; P. S. in D—d „Von Rechts wegen" (mit Streichung einer Strophe); I. R. H. in L—g „Beim Walzer" und „Weihnachten im Walde"; H. W. in L—g „Am heiligen Abend"; M. G. in S—n „Die Wäscherin"; H. K. in D—cz „Modern" (unter Streichung der zweiten Strophe, indeß müssen wir auf Ihr gefl. Anerbieten dankend verzichten). Angenommen!

E. S. in A—g. Wenn Sie sich grundsätzlich nicht dazu verstehen wollen, auf Reinheit des Reimes den gebührenden Werth zu legen, so werden wir künftig Ihre Gedichte ebenso grundsätzlich ablehnen. Ein solches Banausenthum der Form gegenüber ist um so verwerflicher gerade da, wo thatsächlich Talent vorhanden ist.

B. R. in D—tz; O. F. in H—g i. S. (verbrauchte Pointe); E. P. in T—n (Sie lassen sich nicht die nöthige Muse, Ihre Gedichte sorgfältig auszufeilen); M. v. B. in B—n (Sie vernachlässigen die Form, Assonanzen sind keine Reime); K. L. in K—e (welche Anhäufung von Zischlauten gleich im Anfange); O. R. in O—tz (ermangelt des innern Feuers); M. B. in O—tz (alltägliche Motive); O. Th. in Z—au (zum Abdruck solcher Gedichte müßte ein äußerer Anlaß vorliegen); A. P. in W—n (allzuschlicht); G. B. in B—n (ohne eigenartige Prägung); O. H. in E—ek b. H. (die Schlußwendung enthält doch keine allgemeine Wahrheit); F. F. in E—n (vielfach prosaisch); G. S. in B—n (läßt Besseres erwarten); H. P. in T—r (mehrfach steif im Ausdrucke); I. Z. in Z—tz (einzelne Stellen recht ansprechend); B. F. in B—n (theils störende Härten durch Häufung einsilbiger Wörter, theils inhaltlich gegenstandslos); A. M. in U—ch (käme heute doch etwas verspätet); F. Z. in S—au (Ihnen gelingt am Besten die reine Stimmungslyrik); H. B. in N—g (oft steif im Ausdruck, namentlich störende Inversion); U. K. in C—g (verworren im Ausdruck); T. R. in W—tz; E. A. Z. in I—n (Manches recht wirkungsvoll, doch im Allgemeinen läßt die viel zu große Breite keine rechte Stimmung aufkommen); G. B. in M—au (zu flüchtig skizzirt); H. D. in B—n (ein schon ohnehin allzu oft behandelter Stoff); D. S. in K—n a. R. (zu belanglos); M. v. H. in R—l b. B. (entbehrt des anschaulichen Elements); L. V. in S—d; P. M. in F—au b. B. (für Gedichte über Poesie haben wir bei der Verbrauchtheit dieses Themas fast nie Verwendung); Dr. H. D. in D—n; O. S. in T—l. Dankend abgelehnt!

V. D. in B—e. Von Karl Zettel's, des beliebten bayerischen Dichters und Schriftstellers, poetischen Schriften empfehlen wir Ihnen als ansprechende Weihnachtsgaben „Dichtungen", 3. Aufl., „Gela", ein Romanzencyklus, 2. Aufl., und die vielverbreitete und prächtig ausgestattete Anthologie „Edelweiß", die bereits in 25. Auflage erschien.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 22. November 1890.)

Nicht zu übersehen!

Da wir auch der nächsten Nummer des „Deutschen Dichterheim", die am 15. December zur Versendung gelangt, einen elegant ausgestatteten

„Weihnachts-Anzeiger"

beizugeben beabsichtigen, so machen wir unsere geschätzten Leser auf denselben behufs Insertion litterarischer Erzeugnisse höflichst aufmerksam und bemerken, daß wir für die einmal gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum incl. Rothdruck der Titel und Autornamen, die je auf einer Zeile besonders stehen müssen, nur 30 Pf. berechnen.

Gefl. Aufträge erbitten wir uns **bis spätestens 8. December.**

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Günther Walling, Margarete Stege, E. Im Hof, Felix Geitner, Adalbert von Majerszky, Armin Werherr, Georg Egestorff, Paul Schönemann, Rudolf Goette, Wilhelm Henzen, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Friedrich Preu, Friedrich Oser, Sappho Liepholdt, Joh. Alboth, Oscar Herrmann, Ernst Zick, Berthold Funke, E. Ehrenberg und Gaston Vollack. — Schillers „Räuber". Von Dr. Alfred Friedmann. (Schluß.) — „Im Wechsel der Tage". Besprochen von Gerhard von Amyntor. — Ein naturwissenschaftlicher Roman. Besprochen von Paul Heinze. — Bücherschau. — Litteratur und Kunst. — Briefschalter. — Nicht zu übersehen!

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.** In Commission: **Trüb'sche Buchhandlung** (A. Schmittner) in **Zürich** und **E. Steiger & Cie.** in **New-York.**

Digitized by Google

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Gunhild.

Ein Heldengedicht

von

Gustav Kastropp.

Preis: brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ.

Wiener Zeitung: Die Handlung ist geschickt aufgebaut, fein und consequent in der Charakteristik d. handelnden Personen durchgeführt und im grossen Ganzen frisch und kernig naiv vorgetragen, wie es der Stoff erfordert. — Kastropp hat sich mit seinem vollen dichterischen Vermögen — und dieses ist kein kleines — in seinen Stoff hineinempfunden und ungleich mehr als den meisten Jener, die so weit in die germanische Vorzeit zurückgreifen, ist es ihm gelungen, ihren Grundton zu erfassen, sie in einem künstlerisch abgerundeten Bilde zu veranschaulichen. Die Form ist eine sorgsame und vornehme.

Gedichte

von

Reinhold Fuchs.

Preis: brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 3 ℳ 60 ₰.

Deutsche Romanzeitung:

„Hier vereinigt sich wahrhaft klassische Formvollendung mit Tiefe der Gedanken und plastischer Anschauung. Möge der mehr als talentvolle Dichter recht bald wieder von sich hören lassen."

Blätter für litter. Unterhaltung:

„Wir haben das Buch vor- und rückwärts wieder und wieder gelesen: es ist eine **gediegene** Sammlung voll **schöner, gedankenreicher, tiefempfundener Herzens- und Seelenergüsse. R. Fuchs ist ein Dichter von höchster Begabung.**"

Das Volkramslied.

Ein Sang aus unseren Tagen.

Von **Julius Grosse.**

2. Auflage.

18 Bogen, Median 8°. **Preis: brosch. 3 Mark, eleg. geb 4 Mark.**

Urtheile der Presse:

Frankfurter Zeitung: Die kunstvolle Verschlingung der romanhaften Handlung mit der Schilderung der historischen Vorgange der letzten vierzig Jahre, dieses gleichmässige Im-Auge-Behalten einerseits des Helden und andererseits der deutsch-nationalen Geschicke seiner Zeit — das ist die grosse Seite der Dichtung! Im saftigen Fleische des Kulturromans birgt das „Volkramslied" einen geheimnissvoll eingebetteten ethischen Kern, und wie mannigfach weiss es diesen Kern zum Ausdruck zu bringen! Es zeigt sich gleich siegessicher im Anschlagen tief ernster wie streng epischer Töne, und in kühnem aber glücklichem Wagemuth stellt es neben die duftige Stimmung des Liedes den erhabenen Gang der Hymne, neben die leichte Schilderung der Idylle die philosophische Reflexion der Ode — all das ohne den Faden der Erzablung zu verlieren und aus dem epischen Texte zu fallen. Julius Grosse's „Volkramslied" ist eine Leistung, in der sich Wissen und Können, Kritik und Gestaltungskraft paaren, und die des Lobes der Besten würdig ist. (Ernst Ziel.)

Schorers Familienblatt: Eine Dichtung von reichster Formenfülle und wahrhaft idealem Inhalt. Es ist ein Epos, in dem das Blut unseres Zeitkörpers lebhaft pulsirt und ein Beweis dafür, dass die Dichtung in gebundener Rede die grossen Zeitfragen ebenso zu behandeln vermag, wie die Romane in Prosa.

Kunstwart: Es giebt nicht viele Bücher, die so reich an stofflichem, aber auch nicht viele, die so reich sind an echtem dichterischen Gehalt. — Was bisher nur aus wenigen lyrischen Gaben Grosse's einem engeren Kreise von Litteraturfreunden bekannt war, wird aus dem „Volkramsliede" hoffentlich zum Bewusstsein eines viel weiteren werden: dass Grosse über eine sprachliche Kraft verfügt, über eine Fähigkeit, das Wort, den Rhythmus und den Reim zur Charakteristik zu verwenden, die oft erstaunlich ist. Von mit künstlerischer Absicht scheinbar saloppem Plauderton, der an Byron's Don Juan erinnert, bis zum vollen Oden- und Hymnenklang wechselt die innere Melodie der Verse, wie eine Menschenpersönlichkeit in ihren Stimmungen, und ebensowenig ihre Einheit verlierend, wie diese. All' das machte noch nicht allein die echte Dichtung. Aber das: nichts wird nüchtern referirt, alles wird gestaltet, alles wird Gestalt. — — Wir halten das „Volkramslied" für Julius Grosse's bedeutendstes Werk.

Paul Heinze's Verlag, Dresden-Striesen.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Am Abend.

Daß sich die Schatten länger streckten
Im Lebensweg, dich träf's nicht tief —
Wenn sie nicht auch den Schatten weckten,
Der in der eignen Seele schlief.

Du wähntest ihn im dunklen Grunde,
Drinn' alles Sein versinkt und schweigt,
Er aber lebt und wächst zur Stunde,
Da sich dein Tag zum Abend neigt.

Er droht den Rest von Licht zu saugen,
Der dich vom Morgen her durchschwellt,
Heil dir, wenn Licht geliebter Augen
Dein dunkelnd Herz dann neu erhellt!

Die Kraft, die selbst dem Sonnenschimmer
Zur Dämmerzeit nicht mehr gewährt,
Die Liebe hat sie ganz und immer:
Die Kraft, die Schatten dir verklärt!

Adolf Stern.

Digitized by Google

Mario Rapisardi.

Profilzeichnung von **Ottokar Stauf von der March.**

Um Mario Rapisardi wüthet in der italienischen Litteratur noch immer derselbe unfruchtbare und unversöhnliche Streit, wie vor zwanzig Jahren. Die Partei des Dichters — meist Sizilianer — (Rapisardi ist Professor an der Universität Catania) hegt die feste Ueberzeugung, daß Italien seit des großen Dante Zeiten keinen bedeutenderen Dichter geboren hat, als eben ihren Gewährsmann, während die ergrimmte Opposition denselben vom olympischen Sockel herabstößt und ein ganz bescheidenes Plätzchen in der Reihe der bukolischen Poeten — spöttisch arkadischen geheißen — anweist. Rapisardi selbst lebt inmitten dieser Fehden anscheinend sehr zufriedenen Sinns und arbeitet rastlos an weiteren großen poetischen Werken, über welche allerdings erst die Zukunft, recte Nachwelt ihr definitives und unparteiisches Urtheil abgeben wird; uns genügt, die dichterische Individualität des in Deutschland so gut wie Unbekannten in großen Contouren zu zeichnen, indem ich seine Hauptwerke durchblättere.

Rapisardi wuchs in den Traditionen der Classiker auf. Er ist ein Ziehsohn der Antike — aber nicht der Antike des Homer, sondern der Antike des Lucrez, nicht der Antike des Vergil, sondern der Antike des Catull. Daher seine edle, erhabene, durch moderne Ideen einigermaßen verwischte, unklare Physiognomie; in der Philosophie Materialist bis zum Extrem, in der Poesie Classiker, sogar auch dort, wo er romantische und erotische Töne anschlägt. Im Ganzen genommen allegorisirt er überall, wo nur immer möglich, selbst in seiner ausgezeichneten, über jeden Tadel erhabenen anakreontischen Lyrik. Gewohnt an einen in epischer Breite hinwogenden Redestrom, der von Seite des Lesers eine ungetheilte, unermüdliche — ich möchte sagen „engbrüstige" — Aufmerksamkeit erfordert, ist seine Lektüre ziemlich schwer und auf die Dauer hin unerquicklich, dafür aber von skulpturartigem Gefüge und großartigem Wurfe. In Allem macht Rapisardi den Eindruck eines Uebergangsdichters in des Wortes edelster Bedeutung. In ihm beleben sich noch einmal die alten allegorischen Formen, stellenweise mit solch eruptiver Kraft, daß vornehmlich von ihm der Ausspruch Capnano's gilt: „Sein ganzes Werk gleicht einem ungeheuren Mausoleum, auf dem in Gold gegraben die Worte stehen: „Hier ruht die Poesie!"

Das in allgemeinen Umrissen die Haupteindrücke der Lektüre seiner Werke; nun die Besonderheiten derselben.

Die poetischen Werke Rapisardi's sind — außer dem Drama „Manfred" — folgende: „Palingenesis", „Erinnerung" (Buch lyrischer Gedichte mit einem romantischen Intermezzo in dramatischer Form „Francesca von Rimini") und die beiden Epopöen „Lucifer" und „Job".

Von einer Verbreitung über „Manfred" und „Francesca von Rimini" sehe ich in der Folge ab, da selbe jedenfalls die unbedeutendsten Produkte unseres Dichters sind.

„Palingenesis" (1868) ist eine historisch-philosophische Dichtung, welche in 10 Gesängen in Form einer Vision den ganzen Entwicklungsgang der Menschheit schildert, deren Marksteine das Heidenthum, das Kreuz, das Papstthum, dessen Fehden mit der weltlichen Macht, die Reformation, die Bedrückung der Nationen im 17. und 18. Jahrhundert, Pius IX., Italien und endlich die Zukunft sind. Die vielfachen Widersprüche nun, welche die Dichtung — ganz abgesehen von ihren inneren Wahr- und Unwahrheiten — enthält, liegen zum größten Theil in der Natur der Sache, des Stoffes und dürften wir deshalb dem Dichter keine Vorwüfe machen. Die Dichtung ist in ungereimten Versen verfaßt, an zahlreichen Stellen durch hymnische Ergüsse und gereimte Apostrophen unterbrochen. Der ungeheuere Stoff, an dem sich — obwohl von anderem Standpunkt aus — bereits Lamartine versucht hat und den moderne Dichter, wie z. B. unser genialer Heinrich Hart und (in kleinem Umfange) der Ungar Mordách nach Victor Hugo's Beispiel sich zerlegt haben, erscheint hier mit bewundernswürdiger Willenskraft und ungewöhnlicher Ausdauer und Zähigkeit in fließender Weise durchgearbeitet. Dabei scheitert aber die Energie des Dichters an zwei Klippen: an dem didaktischen, lehrhaften Ton, der immer aus der Dichtung heraustönt und an dem rein-wissenschaftlichen Gepräge, das sein Werk hierdurch erhält; denn, was Lucrez mit seinem Epos „De rerum natura" noch seinerzeit zu erreichen im Stande war, obgleich er den spröden Stoff und die damals schwerfällige Sprache nicht bewältigt hat, das gelingt heute weder Rapisardi in der „Palingenesis", noch Sully-Prudhomme in „Die Gerechtigkeit". Die Art der Behandlung eben ist es, wodurch ein Lehrgedicht — und zu einem solchen wächst die „Palingenesis" heraus — sich vor dem Forum der heutigen Oeffentlichkeit behaupten kann, ohne den gerechten Tadel fürchten zu müssen, nicht durch den Stoff, einzig und allein durch die Form .... Das eben hat Rapisardi ganz aus den Augen gelassen und darum ist seine Dichtung ein Torso, allerdings ein Torso aus Künstlerhand, aber immerhin nur ein solcher ....

Enge an dies besprochene Werk schließen sich die Epopöen „Lucifer" und „Job" an, welche alle zusammen ein logisches, aber willkürlich entwickeltes Ganzes bilden.

In der ersterwähnten Dichtung waltet der theoretische Lyrismus, in den beiden letzteren

Digitized by Google

die Allegorie vor. Freilich eine großartige, mit nicht alltäglichem Geiste durchgeführte und consequente — manchmal viel zu consequente — Allegorie, die, so lange sich der Dichter in der Dämmerung mythischer Zeiten bewegt, ganz an ihrem Platze ist, dort aber, wo er sich in die modernen Kämpfe und socialen Mißverhältnisse versetzt, wie z. B. in den Krieg von 1870, oder in die politischen Zustände seines Vaterlandes, unmodern und fröstelnd wirkt.

Was die Hauptperson seines Epos, Lucifer im „Lucifer", betrifft, bemerke ich, daß der alte junge „Ritter mit dem Pferdefuß" sich hier in ganz neuer Gestalt und mit ganz neuen Ideen präsentirt. Er hat bereits alle Plastik verloren und mit ihr auch die echtsatanische Ader, die besonders bei Lenau wahre Orgien feiert, er ist nicht mehr der „Höllenfürst", das Prinzip des Bösen, sondern der Lichtbringer, der Träger und Repräsentant der Humanität.

Es wäre jedenfalls interessant, in einem besonderen Studium nachzuweisen, wie sich die Idee vom Satan in den Händen der zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Ländern und unter verschiedenen Einflüssen lebenden Dichter vom gefallenen biblischen Engel herab durch Dante's, Miltons, Calderons, Byrons, Goethe's und Lenau's Geist verwandelt hat, wie sie nach und nach alles Plastische abwirft und in der einzigen, wenn auch in verschiedener Form auftretenden Idee des inneren Trotzes, des äußeren Widerstrebens, in der neuen, großartigen Menschheitsbeglückungsidee aufgeht, wie selbe in Rapisardi und Carducci's Dichtungen zum Ausdrucke gelangt.

Die eigene Größe wird man am besten an der Größe des Gegners messen können. Lucifers Gegner ist aber Gott; je mehr nun die Gestalt des Letzteren an Lebenskraft und plastischem Ausdruck verliert — desto kleinlicher wird auch der Erstere. Bei Rapisardi nun gedieh dieser Proceß so weit, daß die Hauptpersonen all ihre künstlerische Wesenheit verloren haben und zu bloßen, abstrakten Ideen, leeren Phantasmagorien geworden sind, wie sie der Autor selbst bezeichnet. Dementgegen nützt nicht einmal der phantastisch-satyrische Reigen von Ereignissen, in den Lucifer verwickelt ist und in welchem er sich als ganz nach menschlicher Art fühlendes und denkendes, mit allen guten und bösen Eigenschaften begabtes Wesen manifestirt. Die Anlage des Ganzen wird aber noch dadurch unfaßbarer, daß Lucifer der Vertreter der Wissenschaft ist, jener Wissenschaft, durch deren Beistand das Phantom, Gott genannt (des Autors eigene Worte), von seinem Throne gestürzt und der Menschheit endliches Heil und goldenes Zeitalter heraufgeführt werden soll. Es kämpft hier Abstraktion mit Abstraktion; das epische Element überwuchert eine üppige, an sich selbst prachtvolle, an diesen Ort aber durchaus nicht gehörige Lyrik, die den horror vacui und das ästhetische Mißbehagen nicht zu verbannen vermag.

Daß demnach eine so schwere, unverdauliche Lektüre, wie die des „Lucifer", gewaltige Stürme erregt hat, wie selten ein Werk, läßt sich einerseits aus der antiklerikalen Tendenz der Dichtung, andrerseits aus den zahlreichen groben, satyrisch-überpfefferten Stellen derselben, aus denen unter durchsichtigem Schleier bittere, vielfach übertriebene Angriffe auf die populärsten Männer Italiens hervorgrinsen, zur Genüge erklären. Carducci, Aleardi, De Gabernatis u. A. m. —, jeder erhält seinen Theil, was für Rapisardi neue Quellen neuer Polemiken, neuer Feindschaften war. mit denen ich mich hier nicht weiter abgeben will, da einerseits solch taubes Für- und Widerreden bez. Schreiben nichts bedeutet, andrerseits ich dem Prinzipe huldige, daß jeder seine schmutzige Wäsche zu Hause, zwischen seinen vier Pfählen waschen möge. Der Angriff wird bei umsichtigen Gegnern stets einen Gegenangriff hervorrufen, lehrt die Taktik, und was Rapisardi im „Lucifer" so reichlich ausgesät, erntete er vielleicht noch reichlicher.

Der epischen Trilogie „Job" kann trotz der großen Ausdehnung und theilweisen Zerrissenheit in der Composition gewisse großartige Verve nicht abgeleugnet werden. Auch ist hier viel mehr Handlung, als im „Lucifer", und die Form geschmeidiger, als in der „Palingenesis". Die epische Erzählung wechselt wohlthuend mit lebendigem Dialoge ab und die zahlreich eingestreuten lyrischen Partieen bilden gleichsam die Staffage zum erschütternden Lebensdrama, das sich hier abspielt.

Die Idee der Dichtung ist, wie bei Rapisardi immer, eine großartige. Job personificirt die Geschichte der Menschheitsleiden, die bereits drei Entwicklungsphasen erreicht und sich unter das Scepter des unerbittlichen, finstern theologischen (Jehova), des milden metaphysischen (Christus) und des abstrakten modernen (positive Philosophie) Gottes gebeugt hat. Der edle Dulder krankt während aller drei Entwicklungsstufen an seinem alten, unheilbaren Uebel: der Zweifelsucht und inneren Unzufriedenheit; schon daraus vermögen wir zu ersehen, daß der Dichter im II. und III. Theile seines Werkes abermals zur Allegorie greifen mußte, zu der Form poetischer Vision. Für den I. Theil stand ihm eine plastische Gestalt zu Gebote — daher ist nur der Job dieses Theils, der biblische Job, wirklich realistisch, in des Wortes bester Bedeutung, im weiteren Verlauf (II. u. III. Theil) tritt er vor dem typischen Menschen zurück, vor einem Menschen, der da leidet, kämpft, unterliegt, zuweilen glaubt, wieder zweifelt, bis er endlich im Schlußdialoge mit Isis seinen vollkommenen (allerdings relativen) Sieg feiert. Rein episch ist nur der I. Theil, der eng an die biblische Erzählung anschließt — hier sind wahrhaft große Stellen, hier ist epische Plastik, wie in keinem zweiten Werke unseres Dichters; das imponirt und erinnert in seiner genialen Auffassung an Miltons herrliche Epopöe vom „Verlorenen Paradiese",

Digitized by Google

indeß die beiden letzten Theile, bei all ihren brillanten Einzelheiten, ermüden, da auch die Allegorie vielfach nicht klar genug ist, wie sie eben sein soll; trotz alledem übt das gigantische Ganze auf den unbefangenen Leser einen gewaltigen Eindruck, den eines hochbedeutenden Werkes; der Dichter verstand es, Schwächen und Glanzpartieen so durcheinander zu mischen, daß der Leser endlich an den Werth seiner Dichtung glauben muß, ohne gerade davon überzeugt zu sein. Wir sehen, Rapisardi hat ein festes Ziel vor Augen, eine staunenswerthe Kraft, und glaubt an seine Sendung, und der Glaube kann bekanntlich Berge versetzen!

Das lyrische Werk des Dichters „Erinnerungen" ist eigentlich das lebensfrischeste Produkt seines Schaffens. Die im Großen und Ganzen schwer verdauliche Lyrik eines Pindar und Bacchylides, die kosmisch-historischen Gesänge eines Hesiod und Homer und der stolze Kothurn eines Aeschylos und Sophokles treten vor den rührenden, intimen Tönen eines ganz modern-fühlenden und singenden Poeten zurück. Rapisardi hat viel geliebt und wohl auch viel gelitten, und der Widerhall, den diese Liebe in seinem Herzen erweckt, hat diese Lieder hervorgerufen, welche zu den edelsten und duftigsten Blüthen der modernen italienischen Poesie zählen. Hie und da erklingt auch die Saite leichter Langeweile, koquetten Spleens — bei vielen Zeitgenossen beliebt —, modernen Dandythums, der bei diesem im Grunde doch classischen Sänger durch seinen reizenden Contrast außerordentlich wirksam ist. Den Schluß der Sammlung bildet eine Reihe satyrisch-didaktischer Episteln, meist litterarische Streitfragen erörternd.

Außerdem veröffentlichte Rapisardi des von unserem Lessing so ungerecht beurtheilten Lucretius Carus Werk „De rerum natura" in seiner Muttersprache. Um die Uebersetzung entspann sich natürlicherweise wiederum Fehde über Fehde, Polemik über Polemik; die Einen loben übermäßig, die Andern tadeln noch übermäßiger, wie es sich bei jeder Publikation des sizilischen Dichters wiederholt.

Sicher ist allerdings, daß sowohl das Lob, als der Tadel weit über das Ziel hinausschießen und daß man über einen so willens- und thatkräftigen Schöpfer so großartiger Dichtungen, wie Rapisardi, heute noch keinesfalls die Acten beschließen kann, um so weniger, als er von sich selber im Hinblick auf (zum Theil durch eigene Schuld bereitete) Widerwärtigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, sagt:

Verachtungsvoll
Geh ich vorbei — ich liebe, arbeite
Und nie vergeud' ich meine Zeit, wie einst
Domitian mit Fliegen Klatschen that ...

Am heiligen Abend.

Dunkel senkt in heil'gem Schweigen
Nacht sich auf die müde Welt;
Schimmernd steigt am Himmelszelt
Auf der Sterne stummer Reigen —
Stille Nacht, heilige Nacht!

Und ein Klang schwebt durch der Sphären
Tönend Rund so wundersam:
Menschenherz, dein Heiland kam,
Allem Leid und Schmerz zu wehren —
Stille Nacht, heilige Nacht!

O du Sang der Engelsschaaren,
Kling' auch meinem Herzen du,
Das sich sorget ohne Ruh',
Laß ihm Frieden widerfahren — —
Stille Nacht, heilige Nacht!

Hermann Weise.

Weihnachten im Walde.

Wie schön bist du zur Winterzeit,
O Wald in deinem heil'gen Schweigen,
Wenn sich die Tannen weiß beschneit
Zur starren Erde niederneigen!

Die Buchen ragen unbelaubt,
Des Eichbaums braune Blätter fallen,
Und schimmernd über meinem Haupt
Wölbt sich ein Dom von Eiskrystallen.

Digitized by Google

Die Sonne sinkt mit mattem Schein,
Im Thale schon beginnt's zu dämmern,
Rings tiefe Ruh', des Hähers Schrei'n
Nur hörst du und des Spechtes Hämmern.

Leis rauscht der Wind den Hag entlang;
Vom Himmel wirbeln lichte Flocken,
Da künden fern mit Jubelklang
Des Festes Nah'n die Kirchenglocken!

Rings tiefe Ruh'! Das Echo nur
Tönt wieder von des Berges Halde,
In stiller Andacht liegt die Flur —
— Das ist das Weihnachtsfest im Walde!

Julius R. Haarhaus.

Rückgedenken.

Durch des Parkes Lindenhallen
Schreit' ich träumend wie vor Jahren.
Was mein Herz an Leid erfahren,
Was vom Glück ihm zugefallen,
Ruft mir diese traute Stunde
Wach im tiefsten Seelengrunde.

Hier die Steinbank, grün vom Moose,
An dem Pfad voll gelbem Kiese,
Dicht angrenzend dort die Wiese
Und am Bach die Heckenrose:
Alles spricht in Zaubertönen
Nur von dir, der Einen, Schönen.

Jene Bank, da du gesessen,
Fragt gleich mir nach deiner Nähe,
Fragt, ob du der Liebe Wehe
Und ihr Glück so bald vergessen,
Ob dein Herz in Sehnsuchtsträumen
Niemals zieht zu diesen Räumen?

Dort am Strauch die junge Rose
Sucht die Hand, die sie soll pflücken,
Die mit Blüthenpracht soll schmücken
Deines Hauptes Haar, das lose,
Jene Hand, die in der meinen
Warm geruht bei Kuß und Weinen.

Auf den bunten Wiesenmatten
Fehlt die Spur von deinen Füßen,
Und umsonst nach deinen Grüßen
Fragt der Bach im Lindenschatten.
Ueberall in dieser Runde
Haucht es wie aus Geistermunde.

Und mich dünkt, durch diese Hallen
Weht ein Hauch von deinem Wesen,
Von dem Frühling, der gewesen,
Von den fernen Wonnen allen. —
Wenn auch sonst kein Glück mir bliebe, —
Ist's der Traum von deiner Liebe.

Ewald Müller.

Der Waldbach.

Schlummernd ruht der stille Hain,
Dämmerungumflossen;
Drüber hat der Mondenschein
Milde sich ergossen.

Silberglänzend kommt der Bach
Leicht herangezogen,
Doch hier unter'm Blätterdach
Lischt der Glanz der Wogen.

Auch das Plätschern sanfter klingt
In dem Hain, dem düstern,
Der ihm heimlich zugewinkt,
Leiser hier zu flüstern.

Und des Baches Welle schweigt
Wie im tiefen Traume.
Geisterhaft ein Nebel steigt
Auf am Waldessaume.

Benno Radeck.

Digitized by Google

Sommerliche Erinnerung.

Das war in schmerzbewegter Zeit
Doch eine Stunde reiner Frieden,
Wie er dem Herzen nur im Leid
Zu neuer Stärkung wird beschieden:

Am niedren Abhang ruhten wir
Und Hand in Hand, ein traut Verstummen;
Es blühte duftig das Revier,
Ein Zirpen rings und Bienensummen.

Und zwischen Blumen, bunt und blaß,
Selbst einer holden Blüthe gleichend,
Saß unser Kind im hohen Gras,
Uns jubelnd Blatt und Halme reichend.

Zu Füßen rauschte uns der Strom,
Manch schwellend Segel heimwärts tragend,
Darüberhin der Himmelsdom
Vom Endlichen zum Ew'gen ragend.

Der Kuckuck rief, die Drossel sang,
Im Buchenwald ein heimlich Rauschen — —
Mir ist's, als hört' ich noch den Klang
Und müßt' noch heut der Stille lauschen.

Vergebens doch! Die Stunde schwand,
Es rollt die Zeit gleich flücht'gem Rade;
Zurück in's wilde Treiben fand
Der müde Fuß die rauhen Pfade.

Wohl aber blieb des Himmels Blau,
Ein Klang mir noch aus jener Stunde,
In deinen Augen, theure Frau,
Im Jauchzen von des Knaben Munde.

Berthold Paul Förster.

An meines Vaters Grab.

Wenn ich in meiner trauten Heimat weile,
Fern dem Getös der sorgenschwülen Stadt,
Dann tragen mich der Sehnsucht fromme Flügel
Hinaus vor jenen schlichten Kirchhofshügel,
Wo man dein müdes Haupt gebettet hat.

Dann schweift mein Geist zurück in jene Tage,
Da noch dein milder Blick auf mir geruht.
Wohl dunkel nur kann ich mich dein erinnern,
Verschleiert nur lebt mir dein Bild im Innern,
Doch eines weiß ich: Du warst sanft und gut.

Digitized by Google

Drum wehr' ich nicht der heißen Liebesthräne,
Die heimlich über meine Wange rollt. —
O daß du lebteſt, froh mein Loos zu theilen,
In meiner Nähe glücklich noch zu weilen!
Doch ach, das Schickſal hat es nicht gewollt.

So ſchlummre ſanft dort unter ſtillen Blüthen!
Und ſteh ich auch im Leben früh verwaiſt,
So will ich doch, wie ſich die Zeit mag wandeln,
Zu jeder Friſt ſo denken, fühlen, handeln,
Als ob du richtend ſtets mir nahe ſeiſt.

Chriſtian Schmitt.

Unvereinbar.

Heut weilſt du droben auf der lichten Höhe,
Im reinen Aetherglanz; der Schnee der Firnen,
Das Meer der wildgezackten Gletſcher nimmt
Dich wie mit fremder Wunderwelt gefangen,
Und deine Seele badet trunken ſich
In dieſer reinern Lüfte Anhauch; jubelnd
Fühlſt du's gleich eines neuen Lebens Pulsſchlag
Durch deine Adern wogen, wandelſt lächelnd
— Jetzt ganz du ſelbſt — hoch über'm Staub der Niedrung.
Dort aber weil' ich, heut wie immer, einſam
Und müd', im Schatten, wie ein Ausgeſtoßner,
Den längſt nicht mehr auf ſeine heitren Höhen
Das Daſein ruft, und wehmuthſchauernd ſchweift
Mein Blick empor nur nach dem Glanz der Firne,
Nach deiner großen, hehren Welt . . . Und ſo
Liegt mir vor'm Auge unſer Beider Leben:
Dir blühen ſeine tauſend, tauſend Wunder,
Dich locken ſeine Reize, dich umgrüßt es
Mit ernſter Hoheit, dich mit ſel'gen Wonnen;
Streck' deine Hand danach, ſo ſind ſie dein,
Du Kind der Sonne, dem die Feuerſeele
Ein Gott verlieh, des Lebens Höhn und Tiefen
Im Fluge zu durchmeſſen, auszukoſten,
Was ſchön und hold und reich, in Farb' und Gluth
Zu ſchwelgen, gleich dem Falter jede Blume
Umgaukelnd, die am Wege ſprießt. Und mir —
Mir raubte meiner Schwingen Flugkraft ſchon,
Noch eh' ich ſie erprobt, ein grauſam-neidiſch
Geſchick und bannte mich in's öde Dunkel . . .
Wie haſt du, Kind des blühnden Lebens, dich
Verirrt in meine enge, traur'ge Stille?
Was kamſt aus deiner lichten Höhe du
In meine Einſamkeit? Was ſoll dem Falter
Das ſonnenloſe Dunkel meiner Tage? —
Die Welt hat dir ſo weh gethan, du wollteſt
An's Herz der Liebe flüchten . . . Armes Lieb!

Digitized by Google

Du wußteſt nicht, du wollteſt es nicht wiſſen,
Daß hier dein Glück nicht wohnen kann. Uns Beide
Eint wohl der Flammenathem unſrer Liebe
Und lodernd ſchlägt der heißen Herzen Gluth
In eins zuſammen in berauſchter Stunde;
Doch Glück iſt nicht für dich bei mir, du würdeſt
Bei mir verſchmachten ungeſtillten Sehnens,
Langſam erſticken in dem dumpfen Frieden.
Wie gut begreif' ich der zerriſſnen Bruſt
Unſel'gen Zwieſpalt! Güt'gen Mitleids voll
Iſt deine weiche Seele; gramerfüllt
Und hoffnungshell zur gleichen Zeit, begehrt ſie
Nach Rauſch und Glück und trauert . . . Tief im Innern
Raunt dir's geheimnißvoll, daß, ob ich heiß
Mit Liebesarmen dich umſchlingen möge,
Die Nacht hereinbricht, die uns grauſam ſcheidet.
Und beſſer ſo, daß uns ein flüchtig' Glück
Im Dunkel hinſtirbt, weil's der Tod vernichtet,
Als daß es langſam hinwelkt, da ich lebe.
Denn ſterben müßt' es, — mälig ſtirbt es ſchon,
Ohn' daß du's weißt und willſt; ich tauge nimmer
In deine lichte, heitre Welt. Heut weilſt du
In hehrer Wunderpracht, im Glanz des Aethers,
Und ſonnſt dich, ſorglos um das Kommende,
In Farb' und Gluth . . . Und dennoch drohen ſchon,
Verderben donnernd, ſtürzende Lawinen,
Und eiſ'ger Abgrund klafft zu deinen Füßen!

Konrad Telmann.

Lob des Weines.

Von den Bergen tönt's hernieder:
Reich geſegnet war das Jahr,
Und die Reben brachten wieder
Reifſte Traubenfülle dar!
Oh erquicklich frohe Kunde!
Dreimal Heil dem edlen Wein!
Nah dem Faſſe, nah dem Spunde
Soll mein Lieblingsplätzchen ſein.

Frauenhuld iſt fahrend' Habe,
Heute mir und morgen dir,
Frauenſchönheit flücht'ge Gabe,
Allzu ſchnell welkt ihre Zier;
Frauengunſt flieht weiße Haare,
Ewig treu iſt nur der Wein,
Ihn veredeln ſelbſt die Jahre,
Und der Greis noch freut ſich ſein.

Ihm, dem Treuſten der Getreuen,
Bringen wir die Spende dar.
Füllt die Gläſer mit dem neuen,
Heurigen vom letzten Jahr!
Nur dem Wein gereicht's zum Preiſe,
Alt und ewig jung zu ſein:
Born der Jugend, Milch der Greiſe,
Dreimal Heil dir, edler Wein!

Otto Franz Henſchen.

Digitized by Google

Epigramme.

Macht.

Es scheint sich die Wonne der Macht durch
Gewährung nur immer zu steigern,
Und kleinlichen Geistern allein ist
die Wonne der Macht: das Verweigern.

Orden.

Du sähst in manchem Knopfloch gern
Als Blümchen einen Ordensstern.
Um Blumen solcher Art zu pflücken,
O Freund! muß man zu tief sich bücken.

Hieronymus Lorm.

Ghaselen.

I.

Wenn leise verklungen der Tag, dann lausch' ich im Schweigen der Nacht
Erschauernd dem Sphärengetön im schimmernden Reigen der Nacht,
Dann sendet die Nachtigall leis ihr sehnendes, schluchzendes Lied
Entgegen aus dämmerndem Hain von schwanken Gezweigen der Nacht;
Sanft hebt sich aus dunkelndem Blau die Sichel des Mondes hervor,
Des Irdischen staunendem Blick die Wunder zu zeigen der Nacht,
Und alle die Geister des Lichts, von leuchtendem Aether umwallt,
Entbieten seraphischen Gruß auf silbernen Geigen der Nacht.
Da tauchen die Bilder des Glücks erinnerungstrunken empor,
Und Schatten der Theuren, die einst mich liebten, entsteigen der Nacht.
So träum' ich in nächtlicher Schau, den fliehenden Stunden entrückt,
Und rosig erhebt sich der Tag beim dämmernden Reigen der Nacht:
O strahlender Bote des Lichts, wohl birgst du das Leben allein,
Doch seligen Friedens Gewinn bleibt ewig zu eigen der Nacht. —

II.

Wie aus dem dunklen Erlenhag das Lied der Philomele klingt
Und mit berückend süßem Schlag aus wohllautreicher Kehle dringt,
So schwingt aus meines Herzens Nacht dies Lied, o Schönste, sich zu dir,
Ob auch in Zweifeln bang und zag die sehnsuchtskranke Seele ringt.
Um deine Anmuth ranke sich dies Lied zu deines Namens Preis,
Wie Gold, das einst im Dunkel lag, sich leuchtend um Juwele schlingt.
Als meine Muse grüß ich dich, die neu zu froher Sangeslust
Dies Herz, das stiller Wehmuth pflag, mit göttlichem Befehle zwingt;
Denn keusch und lauter ist dein Sinn, daß jede Lippe, die dich preist,
Rein wie am ersten Schöpfungstag und frei von Schuld und Fehle singt;
So dulde gnädig, daß dies Lied auf raschem Fittig sich zu dir,
Was auch dies Herz bewegen mag, hinschmelzend im Ghasele schwingt.

Paul Heinze.

Digitized by Google

Von Rechts wegen!

1.

Macht auf! Ich hab' es nicht gethan!
Ich schlage die Thür in Splitter!
Ich spring' hinab und schaff' mir Bahn! —
O Gott, — ein eisern Gitter!

Macht auf, denn rein ist meine Hand!
Ich will's euch klar beweisen! —
O, — Gott und Menschen, Thür und Wand
Nur Eisen — Eisen — Eisen!

2.

In meinem Hirne tobt ein Heer
Von wirren, wüsten Gedanken,
Ich finde keine Rettung mehr
Aus all dem Wogen und Schwanken.

Ein todter Mann in seinem Blut —
Daneben mein blutiges Messer —
Die Spur im Sand — sie zeugte gut,
Und Menschen zeugten noch besser!

Wer leugnet, daß ich ein Mörder sei,
An Leib und Seele verloren?
Das haben Ehrenmänner frei
Mit ihrem Eide beschworen!

Mein Haupt verfallen dem Block und dem Schwert,
Bedeckt mit Sünden und Schanden,
Und ich, so lang' mein Leben währt,
Begnadigt — zu Ketten und Banden!

3.

Wenn einst die letzte Posaune schallt,
Und die Gräber bersten zunichte,
Und alles Leben zitternd wallt
Zum schrecklichen Weltgerichte,

Dann nah' auch ich, vergrämt im Leid,
Ersteh' vor den donnernden Schranken, —
Herr Gott, der Thron der Gerechtigkeit,
Wird er nicht beben und wanken?

4.

O Mutter, o, Mutter, es bringt mich um!
Du schüttelst die greisen Locken,
Du zweifelst, Mutter? — Dein Mund wie stumm! —
Und deine Augen wie trocken!

O Mutter, o Mutter, sag' geschwind,
Daß mich ein Teufel betrogen! —
Ich war dein Kind, dein wildes Kind,
Doch hab' ich dir nie gelogen!

O blicke nicht länger so starr und leer,
Soll mir das Herz nicht brechen!
O Mutter, mich kümmert ja längst nicht mehr,
Was Andre denken und sprechen.

Digitized by Google

5.

Die Tage ſchleichen langſam fort,
Und langſam ſchleichen die Nächte,
Kaum hoff' ich noch auf ein Segenswort,
Das mir Erlöſung brächte.

Nur ſeltſam eiſig dann und wann
Durchrieſelt mich ein Schauer,
Vielleicht, daß meine Richter dann
Hinwandeln an dieſer Mauer;

Vielleicht auch er, für deſſen Schuld
Die Riegel mich umhegen,
Geduld, mein wimmerndes Herz, Geduld!
Es iſt — von Rechtes wegen!

6.

Verſtohlen durch die Gitter blickt
Ein Glanz vom ſonnigen Maien, —
Mein holdes Lieb, der Himmel ſchickt
Schön' Wetter heut zum Freien. —

Sie wollte einſt vergehn vor Gram
Und ewig Jammer tragen, —
Nun fand ſie Troſt; — ein Andrer kam, —
Wer will ſie drum verklagen?

Bewahr' ſie Gott vor Noth und Leid
In einem ſeligen Leben
Und geb' ihr ſo viel gute Zeit,
Wie mir er böſe gegeben.

7.

Da liegt's vor mir, — faſt wär' ich gar
In tiefer Seel' erſchrocken,
Da liegt das erſte weiße Haar
Aus meinen braunen Locken!

Mir iſt, als bräch' ein lichter Schein
Durch dichte Nebelwände,
Es mag vielleicht ein Bote ſein,
Der mir verkündet das Ende.

8.

Das war, als ob eine glühende Hand
Mich wach gerüttelt hätte:
Er hat zum Morde ſich bekannt
Auf ſeinem Todtenbette!

Und ich bin frei von Schmach und Qual,
Darinnen ich tief verſunken, —
O Gott, gern dankt' ich dir tauſendmal,
Doch bin ich noch ſchlummertrunken.

O Gott, zu dem ich läſternd ſchrie,
Du mußt noch Zeit mir laſſen, —
Es zwingt mich nieder auf die Knie',
Aber ich kann es nicht faſſen!

9.

Die dort ſo trüb, ſo müde ſcheint,
Iſt das die Gottesſonne?
Iſt das, um die ich geklagt und geweint,
Die lachende Weltenwonne?

Gleichgültige Menſchen drängen umher,
Ich kenne ihrer keinen,
Und nirgend, nirgend find' ich mehr,
Die einſt ich nannte die Meinen.

Digitized by Google

Der Himmel dünkt mich fremd und weit,
So rauh der Vögel Lieder;
Die Blumen meiner Kinderzeit,
Ich finde sie nirgend wieder.

Nun weiß ich nur noch einen Raum
Für mich, — in kühler Tiefe;
O daß ich erst zu holdem Traum
Dort unten selig schliefe!

Paul Sartori.

Bücherschau.

Ludwig Eichrodt, der bekannte Dichter in allerlei Humoren, der Sänger von Biedermeiers Liederlust, der Sammler des „Hortus deliciarum" und des „Gold", hat in der rührigen Firma Adolf Bonz & Co. in Stuttgart einen trefflichen Ausstatter und Verleger seiner zwei Bände: **„Gesammelte Dichtungen"** gefunden. (Stuttgart 1890.) Die jungen Sänger zwitschern so laut, daß man der Alten oft vergißt, sie wenigstens überhört, während viele der Jüngsten sich noch — überhören lassen sollten. Und doch spricht aus L. Eichrodts Gedichten fröhliche Jugend, gesunder Humor, wir haben es mit einem Manne von reifer Bildung und großer Lebenserfahrung zu thun und wenn er manchmal formell über die Schnur haut, so weiß der Kenner sofort, daß er hier mit etwas Gewolltem, Beabsichtigtem zu rechnen hat; denn Formkünstler ist Eichrodt so gut wie Einer. Der Inhalt der Bände ist folgendermaßen gesichtet: Band I. „Lyra" enthält: Höhen und Tiefen, Melodien, Malerfahrten, Polemisch, Humore, Vaterland, Juvivallera, Balladen und Romanzen und drei größere epische und dramatische Stücke: Das Vogesenschloß, Die Pfalzgrafen und den schon vielfach behandelten Alboin (s. Weilen). Juvivallera — das sind die modernen Studentenlieder, die, so wie Eichrodts alte, auf allen Commersen zu bekannten Melodien erklingen. Den II. Band „Kehraus" füllen: Deutsche Strophen, Wanderlust, Das Buch Biedermaier, Fliegendes, Lyrische Caricaturen, Sauser und Satyren und Kladderadatsch. Es sind alles in Allem 952 Seiten: es ist auf denselben für allen und jeden Geschmack etwas zu finden, Lustiges und Trauriges, Erfreuliches und Klagendes, besonders unter den Balladen und Romanzen und auch manch einfacher Volksliedton ist getroffen. Ein Meister ist Eichrodt im Erfinden barocker Reime in drolligen Gedichten. In dieser trüben Zeit dürften seine beiden Bände Manchem, dem man sie auf den Weihnachtstisch legt, bei — einem guten Glase Wein ein Sorgenbrecher sein.

Alfred Friedmann.

Die Bataver. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Von **Felix Dahn.** (Breitkopf & Haertel. Leipzig, 1890). Der vorliegende Roman, welcher im Jahre 69 n. Chr. zur Zeit der Regierung des Vitellius und später Vespasians spielt, bildet den VII. Band von Dahns „Kleinen Romanen aus der Völkerwanderung" und hat den Aufstand der Bataver und ihrer Verbündeten — der Friesen, Kanninefaten, Markomannen und anderer germanischer Völkerschaften — zum Untergrund. Den eigentlichen Helden des Romans erkennen wir in Civilis, einem Gaufürsten der Bataver, der einst in Rom am Hofe des Imperators geweilt und römisches Wesen angenommen hatte; geblendet von der Macht und der Herrlichkeit der weltbeherrschenden Roma, entgeht es ihm, wie sein Vaterland in Wirklichkeit völlig in römischen Fesseln gefangen liegt und von gewissenlosen Statthaltern des Imperators ausgebeutet wird, bis er schließlich durch die offenbare Vertragsbrüchigkeit und Treulosigkeit Roms von seinem schweren Irrthume überzeugt wird und nunmehr die Rolle des Befreiers seines Vaterlandes übernimmt. Indessen scheitert er in seinen Strebungen nicht nur wegen seiner ehemaligen Sympathieen für Rom — die seinen Stammesgenossen ein unbesiegbares Mißtrauen einflößen und ihm wie ein Fluch auf Schritt und Tritt folgen —, sondern auch infolge der echt altgermanischen Unbotmäßigkeit und Eifersüchtelei bei seinen Heerführern und Kriegsvölkern, die nach und nach durch Rom einzeln aufgerieben werden, während sie vereint den Kampf gegen die römischen Söldlinge wohl hätten bestehen können. Civilis erliegt seinem tragischen Schicksale und hinterläßt seinem Sohne Merowech als heiliges Vermächtniß die ernste Mahnung, trotz aller Undankbarkeit und mangelnden Einsicht seiner Stammesgenossen für die Wohlfahrt und Freiheit des Vaterlandes allezeit einzustehen, wie es dem Enkel des großen Cheruskers gezieme. — Neben der eigentlichen Haupthandlung läuft eine Schilderung des gleichzeitigen Aufstandes der Gallier gegen die römische Oberherrschaft her und Dahn hat

Digitized by Google

es trefflich verstanden, die leichtlebigen, wortgewandten, aber großer Thaten unfähigen Gallier den deutschen Reckengestalten auf der einen und den siegestrotzigen, weltgebietenden, aber bereits sittlich entarteten Römern auf der anderen Seite gegenüberzustellen. — Was die eigentliche Stoffwelt des Romanes anbelangt, so muß gesagt werden, daß dieselbe eine reiche Fülle farbenprächtiger und wirkungsvoller Bilder in sich schließt und daß die Charaktere der einzelnen Personen, wenn auch nicht stets auf das Feinste, so doch immer in scharf markanten Zügen herausgebildet erscheinen. — Als Anhang des Romanes finden wir drei stimmungsvolle Gedichte, welche einige der wesentlichsten Momente desselben nochmals in poetische Beleuchtung rücken und dieser neuesten bedeutsamen Schöpfung des Dichters zum würdigen Schlusse gereichen.

Paul Heinze.

Drei Märchen von **Georg Ebers.** (Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, 1891.) Georg Ebers, der sich früher ausschließlich auf dem Felde der Romandichtung bethätigte, hat innerhalb der letzten zehn Jahre wiederholt auch anderen Gebieten dichterischen Schaffens sich zugewandt; wir erinnern hierbei nur an sein reizendes Idyll „Eine Frage" und an die poetische Erzählung „Elifen". Dieses Jahr nun stellt Ebers sich zur Weihnachtszeit mit drei sinnigen Märchen ein, die nicht nur von der warmen Gemüthstiefe, sondern auch von der Lebensweisheit und der gereiften Weltanschauung des Verfassers Zeugniß ablegen. — Das anmuthigste dieser Märchen ist unstreitig das erste derselben, „Die Nüsse" betitelt, dessen Grundgedanke darin gipfelt, daß eine gute That — sei sie auch scheinbar noch so geringfügig — eine Reihe großer und segensreicher Wirkungen zur Folge haben kann und wie nur ein erlösender Strahl der Liebe eine ganze Welt des Bösen zu besiegen vermag. — Das zweite Märchen „Das Elixir" verkörpert die Idee, wie das Ringen nach der Erkenntniß aller Wahrheit doch nie ersprießlich in einem Geiste wirken kann, dem die Grundbedingungen eines harmonisch in sich abgeschlossenen Daseins nicht schon in der Wiege verliehen wurden. Den Schluß der Sammlung bildet „Die graue Locke", eine etwas romantisch angehauchte Erzählung, welche den Gedanken veranschaulicht, daß diejenigen, die der Welt als Schoßkinder des Glückes gelten, weil sie ihre Tage in Wohlleben und Genuß bis zur Uebersättigung verbringen, im Grunde doch weit weniger beneidenswerth sind als jene, welche in redlicher Arbeit und im heißen Bemühen um die Palme des Sieges ringen und die in freier Bethätigung ihrer Kräfte sich die Frische des Körpers und Geistes bewahren. — Es ist in diesen Märchen also keineswegs das rein Stoffliche der Fabel, mit deren Darstellung sich der Dichter begnügt, sondern er legt jedem seiner Märchen eine gehaltvolle, beherzigenswerthe Wahrheit zu Grunde, so daß Herz und Verstand durch dieselben in gleichem Maße gefesselt werden.

Paul Heinze.

Gedichte von **Albert Moeser.** Erste Sammlung, dritte veränderte und vermehrte Auflage. (Editio ne varietur.) (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, 1890.) — Die neue Auflage der schon bei ihrem ersten Erscheinen Aufsehen erregenden Gedichte werden die Freunde des Dichters mit hoher Freude begrüßen. Denn auch sie zeigt uns, wie schon „Singen und Sagen", daß die trübe Weltanschauung Moesers sich immer mehr geklärt hat, daß sich die von dem Banne des lastenden Lebens bedrückte Seele losringt und dem Ziele der idealen Sehnsucht zueilt. Der Pessimismus Moesers ist ein andrer geworden, nicht mehr trostlose Verzweiflung, sondern das rastlose Emporklimmen zum höchsten Ziele, der Seele Heimweh spricht sich in den Gedichten aus; und wenn immer ein schmerzlicher Ton hindurchklingt so ist das natürlich, denn „auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh". — Die Sammlung ist vielfach verändert, schon äußerlich ist eine neue Eintheilung eingetreten. — Ein Theil der Sonette ist weggefallen oder durch andre ersetzt worden, während die vermischten Gedichte um das Dreifache vermehrt sind. Von letzteren scheint mir besonders „Lothar" und „Ein Spaziergang" der Form und Stimmung nach bemerkenswerth. Die Oden und Sprüche sind mit wenig Veränderungen dieselben geblieben und auch die wunderbare Canzone an den Tod finden wir wieder. Die Oden sind das Bedeutendste, was Moeser gegeschaffen hat; schrieb doch schon bei ihrem ersten Erscheinen Robert Hamerling an den Dichter: „Ihre Oden sind unbedingt die besten, die ich von deutschen Dichtern aus den letzten Jahrzehnten gelesen habe." Den Schluß des Bandes bilden zwei ganz neue Sammlungen, „Geschichte und Sage" und „historische Landschaften". In „Geschichte und Sage" werden wir durch alle Zeiten geführt, in „historische Landschaften" in die verschiedensten Gegenden versetzt. Bald hören wir, wie Thetis dem Achill das Wiegenlied singt, bald fühlen wir die Schrecken der englischen Revolution. Unser Blick schweift über die Wahlstatt von Marathon und am halbverfallenen Normannenthurme über das brandende Meer. Zum Schlusse schauen wir von den Zinnen der alten Kaiserstadt Goslar hinaus in's geeinte deutsche Vaterland, und die Schaaren heldenhafter Sachsen und Salier ziehen an uns im Geiste vorbei. — Alles in Allem, die „Gedichte" in ihrer neuen Fassung beweisen auf's Neue den gewaltigen Schwung und die Kraft Moeser'scher Poesie und es ist zu erwarten, daß sie dem Dichter neue Verehrer gewinnen, zumal da auch die äußere Ausstattung eine bedeutend bessere ist, als früher.

Arthur Brabant.

Gedichte von **Peter Cornelius.** Eingeleitet von **Adolf Stern.** (Leipzig, C. F. Kahnt, 1890). Die von Adolf Stern in

Digitized by Google

Dresden zum ersten Mal gesammelten und mit einer vorzüglichen biographischen Einleitung herausgegebenen Gedichte des Musikers (Liedercomponisten und dramatischen Componisten) Peter Cornelius gehören fraglos zu den bedeutendsten lyrischen Gaben nicht nur des Jahres, sondern des letzten Jahrzehnts. Peter Cornelius (1824—1874) ist eine der wenigen Bestätigungen für die Möglichkeit, erst nach dem Tode berühmt zu werden. „Die ausgleichende Gerechtigkeit der Nachwelt, die das echte Talent von der Scheinbegabung, die tiefe und wahrhaft schöpferische Natur von aller nachahmenden, die Erfolge des Augenblicks haschenden Behendigkeit scheiden, die dem Verkannten noch nach dem Tode die bei Lebzeiten versagten Kränze flechten soll, ist nicht völlig eine Künstlersage, nicht immer ein täuschender Hoffnungstraum müder Geisteskreiter. In seltenen, schwer vorauszubestimmenden Fällen tritt die viel angerufene Göttin wirklich in's Leben, gießt ihr zurückstrahlendes Licht verschwenderisch über ein dunkles Menschendasein und hilft die Zuversicht auf den endlichen Sieg selbstloser Hingabe an wahre Ideale wieder einmal stärken." In diesen Worten Sterns spiegelt sich Leben und Schicksal des eigenthümlichen Dichters, in den lyrischen, durch höchsten Reiz und künstlerische Vollendung ausgezeichneten Gedichten eine reine, warme, liebenswürdige und tiefe Natur, deren elegischer Idealismus durch den anmuthigsten und genialsten Humor gekräftigt ist. Die Gedichte zerfallen in zwei Abtheilungen prächtiger Lieder, indem der Herausgeber die von Cornelius nur gedichteten „Lieder" von denen unterscheidet, die der Dichtermusiker „zu eignen Weisen" geschrieben, selbst componirt hat. Es folgen Gedichte: „Aus Alt- und Neu-Weimar" und „Poetische Tagebuchblätter", die Zeugniß sind, wie Cornelius sich alle Begebnisse seines reichen und wechselvollen Daseins in Poesie wandelte. Aus vielem überwältigend Schönen mögen die Gedichte: „Ich war ein Blatt am Blüthenbaum", „Wieder möcht' ich dir begegnen". „Löse Himmel meine Seele", „Mächt'ger Sänger ist der Sturmwind", „Ich war zum Scheiden stumm bereit", „Nachts, wenn du in die Sterne schaust", der Cyclus „Trauer und Trost", „Komm, wir wandeln zusammen im Mondschein", „Der trauernde Page", „An Franz Liszt", „An Hoffmann von Fallersleben", „Zu meinem Bildniß", „Der müde Stern", „Herr Tantalus im Tartarus", „Künstlertraum", „An Reinhold Köhler", „An Fedor und Rosa von Wilde" besonders hervorgehoben sein. Die tiefste Wirkung geht doch vom Ganzen des Gedichtbandes aus; ein Gedicht, das ohne inneren Bezug zum reichen Seelenleben und der gewinnenden Eigenthümlichkeit des Dichters und Componisten wäre, ist kaum zu finden, alle ohne Ausnahme enthüllen nach Platens Wort „eines reingestimmten Busens innerste Musik" und aus allen schaut das Auge eines ursprünglichen Dichters lichtspendend in die Frühlingshelle, wie in die dunkle Welt. Das S. 73 mitgetheilte Gedicht „Der Wind, der wandernde Wind" ist übrigens irrthümlich als ein Originalgedicht von Peter Cornelius mitgetheilt worden, es ist die vortreffliche poetische Uebertragung eines englischen Gedichtes von Felicia Hemans.

A. O.

Briefschalter.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Jede Einsendung, über deren Verwendung Auskunft gewünscht wird, muss deutlich und mit dunkler Tinte geschrieben sein. Ferner ist jeder Beitrag auf ein Blatt Papier besonders zu schreiben und darf eine Einsendung deren höchstens fünf enthalten. Man bewahre sich von allen Einsendungen Abschrift, da wir Gedichte überhaupt nicht, grössere Arbeiten aber nur dann zurücksenden, wenn der volle Betrag zur Bestreitung des Rückporto's beiliegt. Bei erstmaliger Einsendung ist Angabe der Bezugsquelle des „D. D." erforderlich. Briefe, welche mit Strafporto belastet bei uns anlangen, werden ausnahmslos zurückgewiesen. Anonyme, sowie alle diesen Bestimmungen nicht Genüge leistenden Briefe verfallen dem Papierkorbe. Es werden nur Originalbeiträge angenommen.

M. B. in W—g. Ihre Uebersetzungen verrathen noch zu sehr die Schwierigkeiten, welche Ihnen das Uebertragen verursacht. Im Uebrigen verweisen wir Sie auf unsere „Bestimmungen" und ersuchen Sie außerdem, sich zu Mittheilungen an uns eines besonderen Blattes zu bedienen und dieselben nicht auf die Manuscripte selbst zu verstreuen, welche doch eventuell in die Druckerei wandern sollen.

F. L. in R—g. Auf erledigte Einsendungen bedauern wir nicht nochmals zurückkommen zu können, da dieselben nicht aufbewahrt werden. Auch andere Einsender wollen hiervon gefälligst Kenntniß nehmen.

A. H. in P—m i. M. Sie haben zwar die unreinen Reime beseitigt, aber dadurch leider die Diction nachtheilig beeinflußt, so daß wir im Ganzen keine Verbesserung wahrzunehmen vermögen.

A. W.-M. in W—n „Verloren" und „Vergieb" (Dr. H. B. lebt in Bremen); M. P. in T—n „Maskerade"; G. R. in B—n einen

Digitized by Google

der „Sprüche“; E. K. in S—d „Winterwald“; H. R. in B—au „Parklieder“; H. K. in T—n „Fujigama und der Greif“; C. B. in L—d „Da liegt der Hund begraben“ (wir berichten über Alles, wovon wir erfahren); C. M. in O—k „Allmächtig“; V. T. in R—g „Schifferlied“; M. F. in H—g „Traumbild“.

Angenommen!

L. H. in A—n (inhaltlich zu wenig neu); O. L. in W—f (nicht recht fließend im Ausdruck); G. R. in M—n (Sie behandeln die Form mit zu geringer Sorgfalt); M. B. in O—tz (ermangelt der epischen Anschaulichkeit und wuchtigen Knappheit des Ausdrucks); A. K. in B—n (zu breit angelegt); Th. N. in S—au (ohne lebensvolle Frische der Darstellung); C. S. in S—g i. E.; E. H. in D—d (formell in mehrfacher Hinsicht mangelhaft); V. H. in Z—ch; T. R. in S—n (inhaltlich zu belanglos); O. O. in Z—au (verfehlt im Ausdruck); M. G. in S—n; F. S. in S—g i. E. (verbrauchter Stoff); M. R. in G—z (keineswegs ohne Talent, doch fehlt der feste Stützpunkt für die Stimmung); R. G. in F—t u. M. (ungenügend ausgefeilt, Sie überhasten sich zu sehr); L. H. in A—g (in der Disposition mangelhaft); G. B. in S—g i. E. (wir gedenken den Abdruck fremdsprachlicher Gedichte natürlich nicht zur Regel zu machen); F. G. in D—n (die Einlieferung der Uebersetzung hat bis Jahresschluß Zeit); A. P. in W—n (unerfreuliches Motiv, übrigens belieben Sie ein anderes Pseudonym zu wählen); I. F. H. in D—g (vermeiden Sie die Verschleppung syntaktisch zusammengehöriger Wörter auf verschiedene Verse); A. I. in H—t (häufig steife Wendungen); O. G. in H—n (unleidliche rhythmische Härten); O. H. in V—o (Chile). Dankend abgelehnt!

D. D. in S—d. Der hübsch ausgestattete und praktisch eingerichtete Damenkalender (Verlag von A. Haack, Berlin), der auch eine anmuthige Novellette von Villamaria enthält, dürfte gewiß Ihren Beifall finden. — Von Wilhelm Busch ist seit Jahren keine neue Humoreske erschienen, in seinem Fahrwasser aber bewegt sich Franz Stuck und wir können Ihnen dessen drollig-burleske Buschiade „Hans Schreier“ als Ersatz empfehlen. (Dr. Albert & Co., München).

Hierdurch bringen wir unseren geschätzten Abonnenten zur gefl. Kenntnißnahme, daß die nächstfolgende Nummer 9 des laufenden Jahrganges erst in vier Wochen zur Ausgabe gelangt, da bekanntlich in den 26 Wochen eines Halbjahres nicht 13, sondern nur 12 Nummern erscheinen.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 6. December 1890.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Adolf Stern, Hermann Weiße, Julius K. Haarhaus, Ewald Müller, Benno Kadeck, Berthold Paul Förster, Christian Schmitt, Konrad Telmann, Otto Franz Gensichen, Hieronymus Lorm, Paul Heinze und Paul Sartori. — Mario Rapisardi. Profilzeichnung von Ottokar Stauf von der March. — Bücherschau. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim“ in Dresden-Striesen.** In Commission: **Trüb'sche Buchhandlung** (A. Schmittner) in **Zürich** und **E. Steiger & Cie.** in **New-York.**

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

Dieses litterarische Unternehmen bringt in gleichmäßigen, gut redigirten und schön gedruckten Octavausgaben zum Preise von

1 Mark

für den elegant in Leinwand gebundenen Band die klassischen Dichterwerke Deutschlands und des Auslands, u. a. die Werke von **Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock, Hauff, Heine, Shakespeare, Byron, Molière, Racine, Cervantes, Dante, Tasso, Tegnér, Homer, Sophokles** u. s. w.

Alle zwei Wochen ein Band.

Man kann auf die ganze Reihe oder auch auf einzelne Dichter subscribiren. Ausführliche Prospecte, sowie Probebände durch

G. A. Kaufmann's Buchhandlung, Dresden, Breitestr. 20.

Digitized by Google

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Gunhild.

Ein Heldengedicht

von

Gustav Kastropp.

Preis: brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ.

Wiener Zeitung: Die Handlung ist geschickt aufgebaut, fein und consequent in der Charakteristik d. handelnden Personen durchgeführt und im grossen Ganzen frisch und kernig naiv vorgetragen, wie es der Stoff erfordert. — Kastropp hat sich mit seinem vollen dichterischen Vermögen — und dieses ist kein kleines — in seinen Stoff hineinempfunden und ungleich mehr als den meisten Jener, die so weit in die germanische Vorzeit zurückgreifen, ist es ihm gelungen, ihren Grundton zu erfassen, sie in einem künstlerisch abgerundeten Bilde zu veranschaulichen. Die Form ist eine sorgsame und vornehme.

Gedichte

von

Reinhold Fuchs.

Preis: brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 3 ℳ 60 ₰.

Deutsche Romanzeitung:

„Hier vereinigt sich wahrhaft klassische Formvollendung mit Tiefe der Gedanken und plastischer Anschauung. — Möge der **mehr als talentvolle** Dichter recht bald wieder von sich hören lassen."

Blätter für litter. Unterhaltung:

„Wir haben das Buch vor- und rückwärts wieder und wieder gelesen: es ist eine **gediegene** Sammlung voll **schöner, gedankenreicher, tiefempfundener Herzens- und Seelenergüsse. R. Fuchs ist ein Dichter von höchster Begabung."**

Das Volkramslied.

Ein Sang aus unseren Tagen.

Von **Julius Grosse.**

2. Auflage.

18 Bogen, Median 8°. **Preis: brosch. 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark.**

Urtheile der Presse:

Frankfurter Zeitung: Die kunstvolle Verschlingung der romanhaften Handlung mit der Schilderung der historischen Vorgänge der letzten vierzig Jahre, dieses gleichmässige Im-Auge-Behalten einerseits des Helden und andererseits der deutsch-nationalen Geschicke seiner Zeit — das ist die grosse Seite der Dichtung! Im saftigen Fleische des Kulturromans birgt das „Volkramslied" einen geheimnissvoll eingebetteten ethischen Kern, und wie mannigfach weiss es diesen Kern zum Ausdruck zu bringen! Es zeigt sich gleich siegessicher im Anschlagen tief ernster wie streng epischer Töne, und in kühnem aber glücklichem Wagemuth stellt es neben die duftige Stimmung des Liedes den erhabenen Gang der Hymne, neben die leichte Schilderung der Idylle die philosophische Reflexion der Ode — all das ohne den Faden der Erzählung zu verlieren und aus dem epischen Texte zu fallen. — Julius Grosse's „Volkramslied" ist eine Leistung, in der sich Wissen und Können, Kritik und Gestaltungskraft paaren, und die des Lobes der Besten würdig ist. (Ernst Ziel.)

Schorers Familienblatt: Eine Dichtung von reichster Formenfülle und wahrhaft idealem Inhalt. Es ist ein Epos, in dem das Blut unseres Zeitkörpers lebhaft pulsirt und ein Beweis dafür, dass die Dichtung in gebundener Rede die grossen Zeitfragen ebenso zu behandeln vermag, wie die Romane in Prosa.

Kunstwart: Es giebt nicht viele Bücher, die so reich an stofflichem, aber auch nicht viele, die so reich sind an echtem dichterischen Gehalt. — Was bisher nur aus wenigen lyrischen Gaben Grosse's einem engeren Kreise von Litteraturfreunden bekannt war, wird aus dem „Volkramsliede" hoffentlich zum Bewusstsein eines viel weiteren werden: dass Grosse über eine sprachliche Kraft verfügt, über eine Fähigkeit, das Wort, den Rhythmus und den Reim zur Charakteristik zu verwenden, die oft erstaunlich ist. Von mit künstlerischer Absicht scheinbar saloppem Plauderton, der an Byron's Don Juan erinnert, bis zum vollen Oden- und Hymnenklang wechselt die innere Melodie der Verse, wie eine Menschenpersönlichkeit in ihren Stimmungen, und ebensowenig ihre Einheit verlierend, wie diese. All' das machte noch nicht allein die echte Dichtung. Aber das: nichts wird nüchtern referirt, alles wird gestaltet, alles wird Gestalt. — — Wir halten das „Volkramslied" für Julius Grosse's bedeutendstes Werk.

Paul Heinze's Verlag, Dresden-Striesen.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Letzte Liebe.

Es war im wonnigen Lenzeswehen,
Da einen goldig leuchtenden Stern
Ich dich, so ferne mir, ach, so fern!
Erglänzen sah auf des Lebens Höhen — —
Und in mir flüstert's: ich habe dich gern!

Als drauf der Sommer in's Land gezogen,
Wohl folgte mein Blick deiner Schönheit Gluth;
Doch weiter stets trennt' uns die brandende Fluth,
Wie keck ich durchfurchen mochte die Wogen,
Wie laut es auch tönte: ich bin dir gut!

Nun, da mir der Herbst will die Locken bleichen,
Nun, da entschieden mein Schicksal sich,
Nun, da mir der Jugend Zauber entwich:
Wie magst du erkennen das späte Zeichen?!
Wie magst du's verstehen: ich liebe dich?!

Dich führt dein Pfad in schönere Lande,
Erstrahlend in lichterem Sonnenschein — — —
Ich bleibe einsam zurück und allein;
Entsagung schlägt mich in eherne Bande,
Mir bricht der ewige Winter herein!

Richard Schmidt-Cabanis.

Digitized by Google

Glossen.

Von **Julius Grosse.**

Man soll niemals ein schönes Thal wieder besuchen, wo man einst glücklich war und dessen Erinnerung uns heilig ist. Wer es thut, erlebt das Schauspiel, als wenn man ihm die Leiche einer Gegend zeigte. Das Beseelende lebt nicht mehr, alles ist aschenfarben geworden und starrt uns leblos mit offenen Augen an, die wir nicht zudrücken können.

Thränen, nach innen geweint, werden zu Steinen, die auf dem Herzen haften bleiben; nur bei Dichtern gestalten sie sich zu Perlen und Crystallen.

Wer immer das Schöne will — erreicht auch von selbst das Wahre und Gute. Seltener aber ist es, daß, wer nur das Wahre und Gute sucht, zugleich auch das Schöne findet. Sonst hätte jeder Dorftöpfer darauf Anwartschaft, ein Phidias zu werden.

Körper, die schwerer sind als das Wasser, können sich doch durch Bewegung oben erhalten, indem sie permanent Widerstand leisten, ebenso im Leben. So lange wir nur thätig sind, ist die Gefahr des Versinkens beseitigt.

Der Schnee schmilzt noch lange nicht, wenn ihn auch die Sonne bescheint, es gehört Wärme dazu, und dazu braucht es gerade nicht der hellen Sonne. Das Glück allein thaut die kalten Naturen nicht auf, — wohl aber die Liebe.

Die meisten Tugenden sind leider nur das Resultat einer gewissen Schwäche, aber dennoch wollen sie für voll gelten.

Talentlosen Leuten zu schmeicheln oder sie zu fördern, ist höchst gefährlich, denn sie rechnen Dir die Schuld zu, wenn sie eines Tages von einem Dache fliegen wollen und sich dabei die Knochen zerbrechen. Nie entgehst Du dann ihrer Rache.

Es ist eine tiefe und tröstliche Wahrheit, daß das Gedächtniß der Menschen die Leiden schneller vergißt, als das Glück, das sich in der Erinnerung immer zauberhafter schmückt. Vielleicht hat die Natur das Vergessen des Leids gewollt, damit wir fähig bleiben, neues Leid zu tragen.

Manche Tugend geht nur deshalb zu Grunde, um nicht lächerlich zu scheinen. Es ist eine falsche Scham, leider aber ist sie häufig brennender als die wirkliche und die Furcht vor dem Lächerlichen ist eine der besten Kupplerinnen.

Nicht die Darstellungen des nackten Körpers sind die wahren nuda, sondern die Darstellungen der nackten Seele, mag sie auch sonst costümirt sein. Diese psychischen Nuditäten erschrecken weit mehr, als die ersten, aber die Keuschen sind noch seltener, die daran etwa Anstoß nähmen.

Eine Reise um die Welt ist nicht so wunderbar, als eine Reise durch das menschliche Herz, denn *diese* Welt ist größer, schauerlicher, himmlischer und heißer als aller Herren Länder, denn es ist Gottes Land, und man kann die Reise überall antreten — aber nur Liebe und Leidenschaft führt sie zu Ende.

Man sollte meinen, im Alter müsse man Alles nach allgemeinen Maßstäben messen und deshalb zu idealer Anschauung gelangen. Die Wahrheit ist umgekehrt. Nur die Jugend urtheilt, liebt, haßt, wirkt, denkt, fühlt und schafft nach idealen Maßstäben. Das ist ihre Größe und Herrlichkeit. Das Alter reducirt alles, nimmt alles Einzelne nach seinem eigenen Gesetz. Man wird nicht ideal durch Erfahrung, sondern realistisch, denn man steigt vom Allgemeinen auf das Besondere herab. Zuerst gehörte uns die Menschheit, zuletzt nur unsere Kinder — zuerst das Weltall, zuletzt sechs Fuß Erde.

Das Geheimniß der Liebe besteht in der Vernichtung des Individuums, das in seiner Halbheit immer unvollkommen ist. Darum heißt es auch sich *verlieben*, d. h. durch Liebe vernichten — wie die Vorsilbe *ver* immer eine Vernichtung ausdrückt: versenken, verspielen, verhungern, vergraben ꝛc.

Umgekehrt ist die Liebe eine Erneuerung des ganzen Wesens, eine neue Entelechie nach Goethe, ein neuer Anfang und Zweck des Daseins.

In Coterieen führen in der Regel die Geister zweiten und dritten Ranges das große Wort — natürlich, in geheizten Gewächshäusern erreichen auch die Pilze eine tropische Ueppigkeit und Höhe; dann bilden sie sich ein, Bäume zu sein.

Warum gleichen die „Berühmten", die wir kennen lernen, fast nie dem Bilde, das wir uns nach ihren Werken machten? Weil ihre Werke ihre Ergänzungen sind, d. h. unter Umständen gerade das Gegentheil ihrer Person bilden, denn Jeder legt in seinen Werken das nieder, wozu ihn das Leben nicht kommen läßt — er schafft sich in ihnen das, was ihm das Leben nicht gewährt.

Digitized by Google

Die meisten jungen Poeten denken und trachten nur, gelobt zu werden von ihren Recensenten, aber geliebt zu werden von ihrer Nation, im Herzen des Volkes Wurzel zu schlagen — wie Wenige haben dieses hohe Ziel im Auge — kein Wunder, daß sie es so selten erreichen.

Wenn Landschaftsmaler blos den Effect in der Natur erstreben, erreichen sie in der Regel nichts, oder etwas, was kein Mensch für wahr hält. Der Landschaftsmaler soll eben die Natur in ihrer permanenten Wahrheit zeigen, nicht in ihren Phänomenen. Beim Dichter ist es gerade umgekehrt, von ihm will man nur die Phänomene der menschlichen Natur, nicht ihre Gewöhnlichkeit.

Das sogenannte „Blut und Leben", überhaupt das Interesse am künstlerischen Gestalten fängt für die meisten Kunstfeinschmecker erst da an, wo die sittliche Fäulniß einen hautgoût erzeugt — wenn er auch künstlich ist, wie beim Hammel, den man als Wildpret zubereitet.

Heutzutage excelliren nur die Virtuosen. Die meisten haben nur eine einzige Saite auf ihrem Instrument, aber verstehen sie auf dieser vollkommen zu spielen, so bejubelt sie die Menge und vergißt es, daß sie nur mit der Armuth Schwindel treiben. Die litterarischen Paganini's sind heut zahlreicher in der Mode als zuvor.

Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß frivole, unsittliche Bücher die Phantasie erhitzen; sie stumpfen ab und erzeugen Ekel; nur jene verschleierten Romane erhitzen, die der Phantasie Etwas übrig lassen, ebenso wie eine Ballettänzerin und Kunstreiterin mehr reizt, als ein nacktes Modell, das sich der Maler stellt. Die offenste Wahrheit ist auch wieder die keuscheste.

Nur die Kunstwerke ergreifen, die an die letzten Dinge reichen. Jedes ächte vollkommene Trauerspiel, sei es gemalt oder gedichtet, muß in gewisser Beziehung ein jüngstes Gericht sein.

Es giebt ein Gesindel von Dilettanten, die das Wohlwollen der Kritik damit zu erschleichen glauben, daß sie sich selbst für Dilettanten erklären, es aber auf den Tod übelnehmen, wenn man von diesem Geständniß Gebrauch macht. Gerade solche Schmeißfliegen soll man am wenigsten schonen.

Ein Dichter, der zu einem bestimmten historischen Stoff Studien macht, gleicht einem Naturforscher, der einen Haufen fossiler Knochen vor sich hat, um daraus ein Skelett zusammenzuconstruiren. Hunderte von Rückenwirbeln, Schulterblättern, Schädeln und Kiefertheilen, Rippen und Schenkelröhren liegen vor ihm. Dieselbe Logik, die der Osteolog nur braucht, um aus jenem Chaos nur ein einziges richtiges Skelett zusammenzusetzen, braucht der Dichter, um nur einen lebensfähigen Charakter aus dem Chaos von Thatsachen zu construiren, ungerechnet die Pflicht, das Ganze dann mit dem schöpferischen Hauch der Phantasie zu bekleiden, zu beleben, wieder athmend und gehend zu machen. Es braucht nur ein Knochen falsch gegriffen zu sein, nur ein Rückenwirbel zu fehlen, so ist das Ganze der Bewegung und des Lebens unfähig. Erweist sich dagegen das Ganze lebensfähig, so ist es ganz gleichgültig, ob die zusammengestellten Knochen und Theile dereinst einem und demselben Exemplar angehörten. Wenn sie auch von mehreren genommen, so sind sie logisch und organisch zusammengefügt und das genügt.

Wie es ein Kunstgesetz ist, das Nothwendige immer als das Zufällige erscheinen zu lassen und so den Schein des zuckenden Lebens zu erzeugen, so ist im Leben umgekehrt im Zufälligen das Nothwendige verborgen. Im Zufall liegt die ganze Mystik des Schicksals, aber auch seine Logik.

Für das Eigenthum der Gedanken kommt es nicht darauf an, ob sie schon von Anderen gedacht worden sind, sondern ob wir sie selbst durch eigene Schlüsse gefunden haben. Da die Menschen, vermöge der Gleichartigkeit aller menschlichen Verhältnisse, zuletzt immer zu denselben Ideen kommen müssen, so giebt es, streng genommen, längst keine Originalität mehr.

Höher kann es auch der geistreichste Mensch nicht bringen, als sich auszuprägen, gleichviel in welcher Form. Aber, das sich Ausprägen ist die Hauptsache. Die Menschen, welche blos objectiv arbeiten, blos machen — sind Fabrikarbeiter.

Ein Lyriker, der an das Publikum denkt, wenn er die Geheimnisse seines Herzens singt, ist ein Faiseur und kann keine dauernde Wirkung haben. Vollkommen verloren dagegen ist der Dramatiker, der nicht unausgesetzt an das Publikum denkt, wenn er arbeitet.

Die Lebensfrage des Weibes ist die Liebe, d. h. die Familie — die Lebensfrage des Mannes dagegen die Arbeit — der Erwerb — d. h. die Erhaltung der Familie. Für den Mann steht deshalb die Liebe erst in zweiter Linie und kann ihm auch nur dann zur tragischen Lebensfrage werden, wenn auch seine erste Lebensfrage zerstört ist.

In diesem Sinne hätte Goethe antworten können, als ihm Napoleon zum Vorwurf machte (1808), daß sein Werther einen Fehler habe, daß nämlich das Leitmotiv „un-

Digitized by Google

glückliche Liebe" nicht einheitlich durchgeführt sei — Werther starb allerdings erst dann, als er auch die Karte der Ehre, seines Amtes, seines Ehrgeizes verloren hatte, und das tadelte Napoleon. Ich finde in jener Steigerung gerade eine besondere Feinheit und Tiefe von Welt- und Menschenkenntniß. Napoleons Vorwurf war aristotelischer oder eigentlich akademischer Zopf. Sonderbar genug war Goethe so verblüfft, daß er keine Antwort fand, sondern zuzustimmen schien, auch nachträglich, als er jene Audienz aufzeichnete.

Jedes ächte Talent ist in der Jugend hochmüthig, auch wenn es noch nichts geleistet hat, aber es trägt in sich das Gefühl und die Vorbildung aller seiner künftigen Werke, die es selbst noch nicht kennt. Nachher wird es schon von selber bescheiden.

Künstler von höchster Originalität schließen nicht nur jeden Nachfolger aus, sondern verderben auch den, der ihren Spuren zu folgen wagt.

Wer selber erfahren, wie leicht ein Erfolg zu erringen, aber wie schwer er zu behaupten ist, der wird die Eitelkeit Derer verzeihen, die in ununterbrochenem Erfolg leben, wie Virtuosen und Primadonnen.

In der Jugend aller begabten Menschen giebt es eine Periode der Unduldsamkeit und eines gewissen grimmen Hochmuths. Das Individuum beginnt seine Kraft zu fühlen und dies Aufstreben stärkt sich mit der Negation alles anderen. Erst die Folge entscheidet über die Aechtheit und Nachhaltigkeit der Kraft. Jene Rigorosität haben alle begabten, aber die unächten eignen sich den Ton gleichfalls an; die ächten kommen durch Selbsterkenntniß bald an die Grenzen des Erreichbaren und werden bescheiden, sie lassen anderen ihr Recht wiederfahren über sich und neben sich. Selbstverläugnung ist Criterium des Bedeutenden, Selbstüberhebung dagegen das Zeichen alles Unächten und aller Dilettanten, selbst derjenigen, die in gewissen Kreisen als große Meister gelten.

Im Arbeiten wird Wärme frei und diese setzt sich wieder in Electricität um. Daher kommt es, daß erst die Ausführung des Werkes den Geist des Künstlers wie mit Blitzstrahlen berührt und ihm neue Offenbarungen bringt.

Würden die edlen Theologen, Mystiker und Weltweisen einmal lernen, endlich von Raum und Zeitbegriff abzusehen, so würde sich ihnen alles anders darstellen. Das Menschenleben und all seine Angelegenheiten nach kosmischen Maßstäben gemessen, verschwindet dann zu einem Mückentanz eines einzigen Sommertages. Was sind Jahrtausende vor dem Herrn als ein Tag, und was sind Sternenweiten als eine Spanne und nicht einmal so viel. Wir selbst aber sollen uns freuen, daß wir eine Minute im Licht sind und das Unbegreifliche auf sich beruhen lassen.

Der Mensch endet nicht da, wo wir seine Contour sehen. Es umgiebt ihn eine unsichtbare Seelenatmosphäre von unendlich feiner Empfindung. Daher kommt es, daß die bloße Nähe gewisser Menschen uns unendlich wohlthut, anderer dagegen unbehaglich stimmt, denn ihre Atmosphäre wirkt auf uns, indem sie die unsere durchkreuzt. Diese Berührungen sind fein, aber meist unfehlbarer, als alle materiellen gröberen.

(Schluß folgt.)

Die Vestalin.

I.

Die Schlacht ist aus, der lange Krieg beendet,
Der Feind gefallen, unter's Joch gesendet,
Nach Hause zog des Consuls stolzes Heer,
Voll Siegertrotz, von Ruhm und Beute schwer.
An Romas Thoren staut die frohe Menge,
Auf Dächern wimmelt es seit Stunden schon,
Ein Brausen schallt, als im Triumphgepränge
Der Feldherr naht mit seinem tapfern Sohn.
„Heil Caius Manlius, dem jungen Sieger!"
Durch alle Straßen pflanzt der Ruf sich fort,
Der Jubelschrei vereint das Volk, die Krieger,
Doch Schweigen heischt des greisen Consuls Wort:
„In Jovis Tempel, wie es sich gebührt,
Mögt ihr des Dankes frohe Opfer bringen;

Digitized by Google

Nicht schützt vor Strafe glänzendes Gelingen
Den Ungehorsam, der zur Schlacht geführt.
Dem eh'rnen Kriegsgesetze darf nicht wehren
Der Vaterschmerz um den verlornen Sohn,
Und sterben muß er — doch mit Kriegerehren
Vom Lictorbeil, beim hellen Tubaton!"
Und lautlos starrt die Menge, sinnberaubt;
Lictoren fesseln auf des Consuls Wink
Die Siegerhand mit schwerem Eisenring,
Der Jüngling schweigt und neigt das schöne Haupt.
Und tobend schwillt's, durchbricht's der Krieger Reihn,
Um mit Gewalt den Helden zu befrein.
Der aber ruft, dem tollen Sturme wehrend:
„Des Vaterlandes heil'ge Satzung ehrend
Verblut' ich gern, mein Leben ist verwirkt!". . . .
Da — durch der Menge wildempörtes Branden
Herschreitet es in leuchtenden Gewanden,
Die reine Stirn vom Diadem umzirkt. —
„Seht, Vesta hemmt des grausen Spruchs Vollendung!"
So hallt des Volkes heller Jubelbraus,
Und froh ergriffen von der Wundersendung
Geleitet es den Jüngling an sein Haus.

II.

An den dunklen Wolkensäumen
Webt ein goldig Abendroth
Ueber Vesta's Tempelräumen,
Drin ihr ew'ges Feuer loht.

Zarte Silbernebel schwimmen
Um der heil'gen Flamme Schein,
Wundersüße, nächt'ge Stimmen
Klingen im Olivenhain.

Durch der Gänge Irrgewinde
Wandelt eine Lichtgestalt,
Um das Haupt die Priesterbinde,
Und ihr leises Wort erschallt:

„Die dein heilig Feuer nähren,
Strenge Göttin, sind bestimmt,
Zu begraben unter Zähren
Gluth, die tief im Busen glimmt.

Ist es Sünde, daß im Innern
Ungebrochne Sehnsucht tobt
Und ein liebevoll Erinnern
Sein, der einst mir angelobt?"

„Nimmer Sünde ist's, du Holde",
Klingt ein Ruf verlockend mild, —
Und umstrahlt vom Mondlichtgolde
Naht ein schlankes Jünglingsbild.

„Holde, sieh! Zur Liebesfeier
Ist der junge Lenz erwacht; —
Breite deine heil'gen Schleier,
Duftdurchhauchte Maiennacht!". . .

Zarte Silbernebel schwimmen
Um der heil'gen Flamme Schein,
Wundersüße nächt'ge Stimmen
Klingen im Olivenhain.

III.

Am Campus sceleratus harrt die Menge,
Ein grausig Schweigen lagert weit umher,
Zum Fremdling flüstert eines im Gedränge:
So habt ihr noch vernommen nicht die Mär:

Digitized by Google

Den Sohn des Conſuls, Manlius den Kühnen,
Hat heut zum Tod des Lictors Fauſt gegeißelt,
Und hier wird der Veſtalin Gruft gemeißelt,
Der Götter Zorn auf unſre Stadt zu ſühnen.
Doch ſeht! ſchon nahen ſie zur grauſen Feier,
Der Pontifex, vom weißen Kleid umwallt,
Von ihm geführt, im dichtgewirkten Schleier
Der Prieſtrin hohe, ragende Geſtalt.
Man ſtößt ſie nieder in die grauſ'ge Zelle,
Auf kleinem Tiſchchen liegt das letzte Brot,
Ein Lampenlicht verbreitet matte Helle,
Vor ewiger Nacht das letzte Abendroth.
O frecher Hohn! den Todverdammten äffen
Mit eklen Lebens flücht'ger Truggeſtalt,
In frommem Märchenglauben, teufliſch kalt
Die Qual verlängern, ſtatt in's Herz zu treffen. —
Wie ſie gedämpft verhallen, leiſe Stimmen,
Die letzten Boten aus der ſonnigen Welt!
Wie ſie verzweifelt ſieht das Licht verglimmen,
Das Brot noch ſchont, ihr grauſam hingeſtellt! — —
Ein Hammerſchlag! — das bange Volk erſchauert,
Von willigen Schergen wird die Gruft vermauert,
Entſühnend hebt der Pontifex die Hand . . .
Und droben zieht in altgewohnter Weiſe
Ein freier Adler ſeine ſtolzen Kreiſe
Und ſchaut hinab auf's ſonnengoldne Land.

Richard Koehlich.

Schifferlied.

Halt' feſt das Ruder in der Hand
Im Strome dieſer Zeiten;
Gar weit liegt der erſehnte Strand,
Hier Strudel, dort die Felſenwand:
Laß nicht das Ruder gleiten!

Jäh ſchießt des Stromes Fluth bergab
In ſcheitelrechten Fällen.
Man fährt nur allzuleicht hinab,
Und wer des Ruders ſich begab,
Deß Schifflein muß zerſchellen.

Halt' feſt das Ruder in der Hand!
Zwing um der Strudel Bogen
Vorbei an ſteiler Riffe Rand
Zur Zauberinſel unverwandt
Dein Schifflein durch die Wogen.

Halt' feſt das Ruder in der Hand!
Gilt es auch tauſend Mühen,
Und liegt auch fern der goldne Strand —
Und treibſt entſeelt du an das Land,
Du ſaheſt doch ſein Blühen!

Dort winkt nach langer Fahrt die Raſt
Im Schauen alles Wahren, —
Schön wie du nie geahnet haſt
Und frei von aller Feſſeln Laſt . . .
Laß nicht die Ruder fahren!

Valentin Traudt.

Digitized by Google

Ode.

Mahnend klingt das Getön heiliger Glocken laut
Durch den dämmernden Tag. Was mir das Herz bewegt
Leis' erst, hat mir zum Sang jetzt
Hell der Glocken Geläut' gestimmt.

Brausend tönt ihr Lied, brausender schallt zurück
Froh des tiefen Verstehns steigender Widerhall
Aus dem thauigen Thale,
Das sich schon im Erwachen regt.

Da steigt feierlich auf über dem Horizont,
Ewig liebebeseelt, leuchtend der Sonnenball;
Alles selig erwacht nun,
Und die Thräne der Nacht versiegt!

Mächtig rauschet der Baum, rauschet von Frühlingspracht,
Blumen duften beglückt, feuriger stürmt der Bach,
Vögel schmettern im Haine —
Alles tönt ein unendlich Lied!

Längst schon ladet nicht mehr Glockenton zum Gebet,
Voll doch klingt er noch mit, segnend den Weltgesang,
Der in tausend Accorden
Frei und freier gen Himmel steigt. —

Friedlich schlummert die Welt; doch auf der Sternenbahn
Unermeßlich noch fort tönet ihr Jubelsang;
Brausend hebt er das Herz mir,
Und ich träume von Seligkeit.

Hans Andreas Linck.

An Agnes.

Wie Troubadoure sangen den Damen ihrer Wahl,
Als Minnelieder klangen durch Burg und Königssaal,
Als mit der treuen Zither der Minstrel zog durch's Land,
Ein Sänger und ein Ritter, so lieb- als schwertgewandt:

So muß ich, Süße, Reine, dir singen, holder Stern,
Der du im Himmelsscheine mir wandelst, ewig-fern, —
Dir hab' ich mich ergeben: Die Taube zähmt den Leu,
Dir weih' ich Lied und Leben bis in den Tod getreu.

Du wohnst auf stolzem Schlosse, dein Ritter hält davor
Bei Nacht und steigt vom Rosse und singt, gelehnt an's Thor;
Die Abendlüfte tragen den Klang zu dir hinauf —
Nimm denn mein Flehn, mein Klagen, o Herrin, gnädig auf.

Ottokar Stauf von der March.

Digitized by Google

An meinen Neffen Alfred,

als er aus „Rothschilds Taschenbuch“ das Buchführen lernen sollte.

Du rufst, mit dem Blick auf den Deckel,
Wie? Rothschilds Taschenbuch?
Jetzt fehlt mir nur noch sein Säckel,
Dann hab' ich für's Erste genug.

Gemach! Nur zunächst ein paar Worte,
Die heut mich's zu sagen verlangt;
Du findst schon an anderem Orte,
Wie das Buch zu dem Titel gelangt.

Es gilt nicht, ein Rothschild zu werden,
Doch straff bei der Arbeit zu sein,
Daß sie, die Dir Eltern auf Erden,
Sich freuen an Deinem Gedeihn.

Dem Einen von jenem Geschlechte,
Dem freilich eifre nur nach,
Das war der Erste, der Echte,
Der Gründer, doch — ohne Krach.

Eine arme jüdische Waise,
So trat in den „Handel“ er ein,
Am Schluß seiner Lebensreise [Main.
War's der Crösus von Frankfurt am

Wie hat er das begonnen?
Durch Zuverlässigkeit!
Draus hat er Seide gesponnen;
Sie ward sein Ehrenkleid.

Was weiß man davon zu berichten?
Jenun, eine hübsche Zahl
Erbaulicher Geschichten,
Doch eine gefällt mir zumal.

'S ist Anno 6 gewesen,
Das Jahr von der Jenaer Schlacht,
Da hat der französische Besen
Auch in Hessen rein Haus gemacht.

Kopfüber ist geflogen
Der Kurfürst aus seinem Palast,
Mortier ist hineingezogen,
Er hat ihm ganz gut gepaßt.

„Wo blieben des Kurfürsten Schätze?
Où diantre sont ses millions?
Bei solcher Hasenhetze
Trägt man doch nicht Schätze davon.“

Er forschte in allen Ecken,
An dem allergeheimsten Ort,
„Wo konnt' sie der bougre verstecken?
Am End' trug er dennoch sie fort.“

Nach dem Hort einst der Nibelungen
Hat man nicht emsiger gesucht,
Doch der Fund ist keinem gelungen,
Wie viel man gesucht und — geflucht.

Wo war denn der Schätze Masse?
Nun rathe, wo mochten sie sein?
In der räuchrigen Judengasse
Zu Frankfurt am bläulichen Main.

Dort hat sie der Anselm gehütet,
Mayr Anselm, der redliche Mann,
Bis das Kriegswetter ausgewüthet
Und das Säuseln des Friedens begann.

Ihm selbst war Alles genommen,
Doch jenes, das fremde Gut,
Nichts war davon abgekommen,
So sicher hielt er's in Hut. —

Auf solchem Untergrunde
Ward einst das Haus gebaut,
Nach welchem mit offnem Munde
Jetzt Fürst wie Bettler schaut.

Barone sind geworden
Die Söhne von jenem Mann,
Zu Hunderten regnete's Orden,
Doch darauf kommt's ja nicht an.

Worauf denn sonst? Auf die Quelle,
Der all dies Gedeihen entsprang,
Die sprudelte lauter und helle, —
Hab's vor Augen dein Lebelang.

Robert Waldmüller-Duboc.

Digitized by Google

Modern.

Die Menschheit liegt gefangen
In Sittenschnörkelei.
Die Jugend sieht man hangen
An Schein und Heuchelei.

Der Muth der freien Meinung
Versumpft in Phrasen und Tand.
Die Wahrheit trifft Verneinung,
Trägt sie kein bunt Gewand.

O daß ein Sturm doch käme,
Vernichtend, was da kreucht,
Mit sich die Lüge nähme,
An der die Menschheit seucht,

Auf daß die hehre Wahrheit
Uns weise den Weg zum Licht,
Und wir in Lieb und Klarheit
Erkennen Recht und Pflicht;

Auf daß ein würdig Streben
Der Menschheit werde zu Theil,
Und werth auch sei das Leben
Des Kampfs um Glück und Heil.

Heinrich Anhmerker.

Unersättlich.

Am Rheinfall stäubt zum Himmel Gischt und Schaum,
Der Regen hat die Wellen angeschwellt,
Und wie die Sonne Alles nun erhellt,
Verschwimmt das Ufer — wie ein Bild im Traum!

Da schwingt ein Vogel sich vom nahen Baum,
Und wo ein Fels die Brust entgegenstellt
Dem Wogenprall, das Wasser haushoch schnellt,
Daß wie ein Demantschauer scheint der Raum —

Taucht er das Schnäblein in die kühle Fluth!
Ein Silberthränchen, das im Schoße ruht
Der jüngsten Rose — wär' ihm doch genug!

So ist der Mensch und so bin ich! — Das Meer
Trinkt unsrer großen Sehnsucht Durst nicht leer,
Unendlichkeit allein reizt unsern Flug!

Alfred Friedmann.

Das Gold.

Wenn in den Tempel zum Gebet
Der fromme Morgenländer geht,
So legt er ab zuvor das Gold,
Den Dämon, aller Sünden Sold.*)
Denn Leib und Seele müssen rein
Von jeglicher Befleckung sein.

Heinrich Kruse.

*) Die Thatsache ist von Brugsch Pascha berichtet worden.

Digitized by Google

Zwei Sterne.

Die Nacht war schön, ich schritt durch's weite Land,
Das mondbeglänzt sich in die Ferne dehnte.
Und tiefe Stille lag auf Wald und Flur,
Geschaffen schien mir heute die Natur
Recht für ein Herz, das sich nach Frieden sehnte.

Es flog mein Blick hinauf zum Sternenzelt.
Das war ein Funkeln, war ein herrlich Prangen,
Doch zog das Aug' vorbei an jedem Stern,
Bis endlich es am Horizonte fern
An einem goldnen Sternenpaar blieb hangen.

Das sind sie, die sie einstens mir gezeigt,
Als kosend uns die Sommernachtluft küßte.
Wie innig sie gesagt: „Das sind wir zwei".
Ach ja! Dies alles ist schon lang vorbei —
Und die zwei Sterne neigen sich zur Rüste.

Ihr Sterne geht, ein unzertrennlich Paar;
Euch nannten wir das Sinnbild unsrer Liebe.
Wie ihr, so sollten unsre Herzen sein,
Nie mehr getrennt. — Nun wandre ich allein.
Und jenes Wort? — Verhallt im Weltgetriebe.

F. Küchler.

Parklieder.

I.

Es wandelt durch Cypressen
Ein Hauch im Mondenschein,
Aus Marmelstein gebildet
Ruht eine Sphinx im Hain.

Der Busen scheint zu zittern,
Zu glühn der Augen Stern,
Den Mund umspielt ein Lächeln
So fremd und weltenfern.

Die blassen Lippen beben,
Doch hör' ich keinen Laut,
— Mir hat das Weib im Haine
Tief in das Herz geschaut.

II.

Auf düstre Gärten lauschen
Die Sterne durch's Geäst,
An dunklen Taxushecken
Vorüberschleicht der West.

Ein fernes Wetterleuchten
Verliert sich in die Nacht,
— Wie hat der flücht'ge Schimmer
So traurig mich gemacht!

Mir ist, als schien im Herzen
Zu Zeiten mir solch' Licht,
Doch was es zu bedeuten,
— Die Antwort weiß ich nicht.

Digitized by Google

III.

Ich lehne stumm am Gitter,
Zum Sterben matt mein Muth.
Ich weiß, warum vor Sehnen
Mein Herz vergeht in Gluth!

Mir hat das Geheimniß verrathen
Das marmorne Weib im Hain,
— O einsam wandeln auf Erden,
Ohne geliebt zu sein!

Hermann Rückner.

Fujiyama und der Greif*).

Eine japanische Ballade.

Schneebedeckt aus grauen Nebeln,
Fujiyama, ragt dein Haupt,
Scheidend noch die Abendsonne
Einen letzten Kuß dir raubt.

Grüßt zuerst dich strahlend wieder,
Wenn im Thal der Morgen graut,
Gleichst in zarten Purpurnebeln
Holderglühend einer Braut.

Schwindelnd hoch und unerreichbar
Scheinst du wie ein Wolkenspiel,
Hehrer Gottheit ew'ger Wohnsitz,
Hoher Sehnsucht fernes Ziel.

Tief im Thal, an deinem Fuße
Krümmt ein Wurm im Staube sich,
Suchte sich in träger Muße
Nahrung, die er sich erschlich.

Als das Licht von deinem Gipfel
Sich herab zur Erde stahl,
Traf auch seine blöden Augen
Hell ein erster Flammenstrahl.

Aengstlich zucken seine Lider
Und er schließt sie wie erschreckt,
Hoffend öffnet er sie wieder,
Fühlt zum Leben sich erweckt.

Staunend blickt er auf das Wunder,
Das er nicht begreifen kann,
Und ihm zündet eine Flamme
Sich als Gottesfackel an.

Wachsend loht sie auf zum Brande,
Füllt mit ungeahnter Lust
Nach dem fernen Zauberlande
Ihm die staubgeborne Brust.

Seine Seele fühlt die Wunde,
Seine Ruhe ist zerstört,
Und ein Fluch entfährt dem Munde,
Daß der Schöpfer ihn bethört:

„Warum sprachst du mir das ‚Werde'
Nicht als königlichem Aar?
Ewig haft' ich an der Erde,
Ach, mir ward kein Flügelpaar!

Gieb auch mir die mächt'gen Schwingen
Als der Freiheit edle Zier,
Aus dem Staube will ich dringen,
Fujiyama, auf, zu dir!"

Sieh, da sprossen ihm die Flügel,
Er entfaltet sie entzückt,
Ueber Wälder, Thäler, Hügel
Aufwärts fühlt er sich entrückt:

„Wem die Sehnsucht sich entfachte,
Der ist bald zum Schauen reif,
Werth, daß er zum Sein erwachte:
Wurm, entpuppe dich als Greif."

Lichtwärts schwingt er sich nach oben,
Golden glänzt sein Schuppenkleid;
Und vom Nebeldunst umwoben
Ringt er sich durch Nacht und Leid.

„Fujiyama, Götterwiege,
Weil ich deinem Licht geglaubt,
Daß der Geist den Staub besiege,
Schau ich nun dein heilig Haupt!"

Hedwig Köhlisch.

---

*) Das Ringen des menschlichen Geistes durch Nacht zum Licht wird in Japan häufig durch einen Greifen verkörpert, welcher sich durch die Nebel am Fuße des Fujiyama zur lichtstrahlenden Höhe des heiligen Berges hindurch kämpft. Das Motiv ist einer erzgetriebenen japanischen Schale entnommen.

Digitized by Google

Worauf ich harre!

Worauf ich harre, fragst du mich,
Weil sehnsuchtsbleich mein Angesicht
Und heimlich meine Lippe oft
Von unerfüllten Wünschen spricht?

Worauf ich harre? Wisse denn:
Nicht auf des Frühlings Wunderzeit,
Nicht auf der Sonne goldnen Glanz,
Nicht auf das Klingen weit und breit —

Nicht auf das Ende meiner Qual,
Nicht auf der Liebe Morgenroth,
Nicht auf des Lebens flüchtig Glück —
Ich harre schweigend auf den Tod!

S. Barinkay.

Net was, sondern wie!

Gedicht in schwäbischer Mundart.[1])

Net was de bischt und was de thuscht,
Auf des kommt's gar net ãn;
Blos wie de's bischt und wie de's thuscht,
An des denk immer d'rãn!

So'n Flunkerei und Firlefanz
Wie's viele an sich hent[2]),
Taugt nex, wenn's geht 'em Sterbe' zu
Und siehscht deĩ letztes End.

's ist Mancher wohl a reicher Mann,
Hôt hohe Stelle' inn;
Ob's unterm Brusch'tuch sauber ist,
Möcht' i net frage' ihn.

Net eig'nes Wisse', eig'ne Kunscht
Hôt ihn soweit schõ' 'bracht,
Blos Deufelskunscht und Lug und Lischt
Hôt ihm seĩ Ã'sehn g'macht.

A Bettlerkind, des gar nex hôt,
Steht besser vor ihm dô,
Wenn's reines G'wisse' hôt, desshalb
Au glücklich ist und froh.

Drum was de bischt und was de thuscht,
Auf des kommt's gar net ãn;
Blos wie de's bischt und wie de's thuscht,
An des denk immer d'rãn!

Alb. Hintrager.

[1]) Die über den Vocalen angebrachten Zeichen bedeuten: ~ den Nasallaut; ^ halb a, halb o. — [2]) an ihrem Wesen haben.

Sprühteufelchen.

Dein Auge sprüht Flammen und Feuer,
Die Wange im Feuer erglüht;
Sprühteufelchen — Fegefeuer!
Das flackert so lustig und sprüht.

Dein Gluthhauch streift meine Stirne,
Verwirrt sind die Sinne, beengt —
Sprühteufelchen, feurige Dirne,
Sprühteufelchen, hast sie versengt.

Ich muß dich umarmen, umfassen,
Holdseliges Flammengespenst,
Sprühteufelchen, kann dich nicht lassen
Und wenn du mich völlig verbrennst!

H. Berlach.

Digitized by Google

Cincinnatus.

Lucius Quinctius Cincinnatus
Schritt gelassen hinter'm Pflug,
Als die Dictatur in Drangsal
Ihm der Römer übertrug.

Lucius Quinctius Cincinnatus
Griff zum Schwerte unverzagt,
Hat die Aequer angegriffen
Und zum Land hinausgejagt.

Lucius Quinctius Cincinnatus
Kehrte heim aus blut'gem Streit,
Doch die nörgelnden Plebejer
Machten ihm das Leben leid.

Lucius Quinctius Cincinnatus
Sprach: So geht es stets dem Ruhm,
Aus Instinkt bewirft mit Schmutz ihn
Blödes Demagogenthum.

Lucius Quinctius Cincinnatus
Starb als Landmann. — Ewig flicht
Ruhmeskränze ihm die Nachwelt,
Seine Gegner kennt sie nicht.

Julius Litten.

Bücherschau.

Wilhelm Arent. Lebensphasen. — Phantasus. Mit Vorwort und Portrait des Autors und biographisch-kritischer Notiz. (Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.) Ich gestehe, daß ich aus diesem wunderlichen Kauz von Autor nicht klug geworden bin. Ist das Buch eine Mystification, wie er sie einst mit seinen Reinhold Lenz-Geschichten beliebte? Oder will er jeden dieser abgerissenen Seufzer auf 300 Seiten als geniales Vollgedicht angesehen wissen? Wer macht nicht Schnadahüpfl, wer hat nicht Gedanken wie: Einsam wir stehen — Im Erdenhaus — Und einsam gehn wir — einst hinaus!

Arent schreibt unter zwanzig Pseudonymen. Was soll man sagen, wenn man liest: Nicht länger will ich hindern dich eignen Weg zu gehn, — Zu den „Armeleutskindern" zählst du — Und du bist schön! Carl Ludwig." Nun ist Carl Ludwig ein nom de guerre Arents; er citirt sich selbst, stellt seine nom de plume-Verse als Motti vor seine Abschnitte, zu Versen von Byron, Shelley, A. Grün, u. v. A.! Ja, einzelne Strophen Arents sind so weltschmerzlich-ideal-genial, wie sie nur Byron, Shelley und die Größten machten, aber — und hier setz' ich den Hebel an, der die neue Genialität und Originalität vom Piedestal werfen muß — es sind dies eben Nachdichtungen, Anempfindungen. Shelley, Byron schlagen die Accorde an; jeder geübte Musiker weiß, welche nun folgen müssen und die Rosalien gehen denn auch weiter in's Blaublümerante. Arent giebt uns seine Poesie als innerstes Erlebniß — ich kann an seine Ludmilla's, Maizena's, Janilde's, Anita's, Mileva's nicht glauben; schon deshalb nicht, weil ein eigen Gedicht des unstreitig hochbegabten Neudeutschen stets und sofort wieder durch ein Cliché nach „Stecchetti", nach Lamartine, nach Baudelaire unterbrochen wird. Herr Arent prologisirt, epilogisirt und auch an Mittelstücken gegen die infamen Kritiker fehlt's nicht. Er schreibt einmal anderswo: „Seit 1882 wurden von mir Poeme in Zeitschriften (von wem nicht???), seit 1883 fünf lyrische Sammlungen und außerdem sonstige Werke gedruckt. Allein im laufenden Jahre habe ich bis dato ca. 10 000 Verse in Druck gegeben. Ich kann also von einem 9jährigen Schaffen und einer 9jährigen Entwicklung sprechen!" Ich meine aber, die Masse macht es nicht. Es ist unkünstlerisch, ein Buch so, wie diese „Lebensphasen" nun einmal ausschauen, in die Welt zu setzen. So wenig, wie man in ein Tagebuch jede physische und psychische Lebensäußerung einträgt, so wenig läßt man jeden zufälligen Versseufzer drucken. Man begräbt sich so selbst. Auch Karl Bleibtreu hat bei Besprechung dieses seines Gesinnungsgenossen und Mitstrebenden, irre ich nicht, zwei Drittel als Schwulst bezeichnet und eine Probe, die 40 deutsche Dichter auch leisten könnten, als genial angegeben. Es ist viel Genialeres in Wilhelm Arent. Aber ohne Zucht und Maß kein Glück. Unsere Zeit hat nicht Zeit, alle Stoßseufzer, zwischen Bockenheim, Heppenheim und Frankfurt in die schöne Gottesnatur gehaucht, auswendig zu lernen und ich glaube nicht an die Bockenheimer Mileva's — denn ich bin aus Frankfurt a. M. Herr Arent hat — ein kurzes Gebärm. (Schiller).

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Allerlei Humore. Collection Otto Janke. Komische Novellen und heitere Skizzen. (O. Janke, Berlin.) Von **Richard Schmidt-Cabanis.** Daß es allerlei Humore giebt, wird dem am deutlichsten werden, welcher die Schriften verschiedener lebender Humoristen zur Hand nimmt. B. Groller, F. Mamroth, L. Hevesi, F. Groß, Julian Weiß, Koloman Miskath sind österreichische, ungarische Erheiterer. Ihr Humor hat etwas vom Temperament ihrer Nation an sich, wie natürlich; die Localfarbe ist Gutmüthigkeit trotz Schärfe und Satyre. Der Berliner Humor ist beißender, ätzender, und wenn Julius Stettenheim, der Hamburger, mehr nach der Seite österreichischen Humors hinneigt, so rührt dies vielleicht daher, weil die langjährige Uebung eben seine ursprüngliche Vitriolschärfe gemildert. Das Leben macht nachsichtig und setzt dem Satyriker die alte lächelnde Thräne in's Wappen.

R. Schmidt-Cabanis hat seine prägnante Berliner Eigenart. Er ist mit den Genannten kaum zu verwechseln. — Das vorliegende Buch hat fünfzehn Jahre gebraucht, um diese seine ehrliche dritte Auflage zu erleben; gegenüber der Rapidität, mit der manche Werke der Neuzeit aus einer Auflage in die abere taumeln, ist das eigentlich zu verwundern.

Eine allmälige Verbreitung ist aber eine sichere. — Viele dieser Novellen und Skizzen sind so recht eigentlich für den Vortrag gemacht und auch so bekannt geworden. Der Autor hat selbst im Verein „Berliner Presse" einzelne vorgelesen. Manche sind, unter gewisser poetischer Licenz, seinen eigenen Lebensschicksalen entnommen. Dahin gehören vornehmlich die „Losen Blätter aus meinem Bretterwelt-Tagebuch", „Sind maurische Aerzte waschecht?" „Die Benefizhyäne", „Ein möblirtes Zimmer für zwei Herren", „Eingeregnet und eingeschneit" und die Skizze: „Bei Geheimraths", welche, anfangs der 70er Jahre geschrieben, doch erkennen läßt, daß sich in Berlin so Manches in 20 Jahren geändert hat! R. Schmidt-Cabanis meint nämlich, daß es heute bei „Geheimraths" nicht viel anders zuginge?

Auch die Aufsätze über Wander-Bakterien und Reisebacillen dürften gerade in unseren Koch'schen Zeitläuften ein aufmerksames Publikum finden. Die merkwürdige Schlußsprachstudie „Deutsche Hiebe" ist endlich in das berühmte „Wander'sche Sprichwörterlexikon" übergegangen. Es wird darin alles Denkbare aufgetischt und aufgefischt, was die deutsche Sprache „Schlagendes" enthält. Wer es nicht vorzieht, sich das Leben durch neuere Pessimisten noch mehr vergrämen zu lassen, mag ruhig zu diesem Buche greifen!

Alfred Friedmann.

Silva Mariae. Eine Erzählung aus der Reformationszeit von **H. Raydt.** Mit einer Ansicht des heutigen Ratzeburg. Hannover-Linden. (Verlagsanstalt von Carl Manz.) Der Autor ist kein Berufschriftsteller, er ist ein Schulmann. Diese Thatsache hat unleugbare Vortheile, während sie aber auch gewisse Nachtheile bedingt. Um gleich bei den letzteren anzufangen, so fehlt dem Buch, das als Erzählung doch auf einen litterarischen Werth im höheren Sinne Anspruch macht, jenes gewisse poetische Fluidum, welches jedes echte Dichterwerk durchdringend sich überall bemerkbar macht, so ziemlich ganz, Stimmung und dementsprechend höherer Aufschwung der Darstellung und vor Allem der Sprache findet sich nur in den Landschaftsbildern. Die Sprache — ich, für meine Person, und ich stehe wohl nicht einzeln da, ich kann mir nun einmal keinen vollen Genuß der Lektüre denken, ohne die unbewußten Eingebungen des Sprachgeistes zu spüren, die den Verfasser zur hinreißenden dichterischen Eloquenz befähigen. Auch beherrscht Raydt nicht vollständig das rein Technische der Erzählungskunst, wie Folgendes auf S. 51 beweist: „. . Der Alte hatte es gern, wenn der Student — zu ihm in die Werkstatt kam und seinen klugen Worten lauschte." Da nämlich von dem subjektiven Geschmack des Alten die Rede ist, kann dieser seine eigenen Worte nicht als kluge bezeichnen! Damit sind meine Ausstellungen erschöpft, und ich spreche — Ende gut, Alles gut — von den Vorzügen. Da ist denn von den Untugenden so vieler moderner Berufsschriftsteller nichts zu spüren, keine Effekthascherei, Mangel an Motivirung oder Charakterzeichnung — es ist ein klares, einfaches und ergreifendes Stück Menschenschicksal, das mit eben solchen Mitteln dargestellt ist. Sind die Charaktere auch nicht sonderlich vertieft, sie heben sich doch genügend von dem interessanten, von politischen Kämpfen erschütterten Hintergrunde ab und erwecken die Sympathien des Lesers. Somit darf man Raydt wohl zu weiterem Schaffen gern aufmuntern.

Fritz Eberhardt.

Die Edda. Deutsch von **Wilhelm Jordan.** 2. Auflage. (Frankfurt am Main, Selbstverlag. 1890.) Die schwerste Partie des Old-Norse, die alt-Isländischen Edda-Lieder, hat Jordan hier in einer Uebersetzung dargeboten, welche diese ältesten Schätze altgermanischer Volks-Poesie zum vollen Eigenthume der jetzigen deutschen Litteratur macht. Auf die in den Anmerkungen niedergelegten Streitfragen kann sich unsere Zeitschrift nicht einlassen: das muß den gelehrt-philologischen Blättern überlassen bleiben, da ohnehin in diesen das Dänische, Schwedische, Norwegische und Alt-Isländische immer mehr Berücksichtigung findet, auch zur Erklärung gewisser Bestandtheile des Angelsächsischen, des Beowulf-Liedes ꝛc. Wir wollen hier nur hervorheben, daß alle die Gestalten, welche in Richard Wagner's Opern wieder in die volle Kunst der Gegenwart hinein emporgetaucht sind aus den tiefen Abgründen uralter Vergangenheit, hier uns in ihrer ersten Form entgegentreten. Namentlich die alte Sigfried-Sage erscheint hier ausgestattet mit allem Zauber urkräftiger

Digitized by Google

Volkspoesie: sie weiß noch Nichts von Chriemhild, sie redet nur vom Drachen Favner, von Brunhild und Gudrun und Sigfriedes Tochter Schwanhild und all ihren grausigen Schicksalen. Auch die Lieder von Wielant dem Schmied, von Helgi, dem Hundings-Tödter, von Odins Fahrt zu Vafthrudner und von seiner Helfahrt — all diese ältesten Bestandtheile altgermanischer Götterſagen werden hier dargeboten in ihren ursprünglichsten Formen, mit Beibehaltung der Alliteration. Vor Allem wird der Leser, der diese herrlichen Sachen nicht sonst schon kennt, sich wundern über das „Havamal oder die Sprüche des Hohen (Havi)": denn hier liegt eine praktische Lebensweisheit vor uns ausgebreitet, welche fast unglaublich erscheint für eine so frühe Zeit. So heißt es z. B. in Strophe 7:

„Kommt zum Mahle der Mann von Umsicht,
So lauscht er lieber, statt laut zu schwatzen,
Mit achtsamen Ohren, mit offnen Augen,
Und erforscht, was sein Vorhaben fördern könnte:
Danach benimmt sich jeder Vernünftige." —

Und Strophe 10:

„Als Reisegeräth gereicht uns zum Vortheil
Bei Weitem am meisten mannhafter Witz.
Er fördert besser, als Beutelfülle
In fremdem Lande und fristet das Leben
Dem Dürftigen selbst als dessen Besitz!"

Und so heißt es in Strophe 81:

„Nach der letzten Stunde lobe den Tag erst,
Nach dem Leichenbegräbniß deine Gattin,
Nach bestandener Probe die stählerne Klinge,
Die minnige Maid erst nach der Vermählung,
Das Eis nach Aushalt des Ueberganges,
Das Bier, nachdem es dir baß bekommen!"

Und so möchten, wenn wir diese Weisheit unserer ältesten Urahnen prüfend überschauen, auch wir den Rath hinzufügen, den der unbekannte Dichter in der sechsten Gruppe, von Strophe 114 an, nicht weniger als zwanzig mal wiederholt:

„Jüngling im Flaumbart, befleißige du dich
Dieser Lehren. Lerne sie willig,
Halte sie fromm! Sie tragen dir Früchte!
Fasse sie recht: sie führen zum Glück!"

Dr. B. T. Sträter.

Litteratur und Kunst.

Klaus Groth's „Lebenserinnerungen", herausgegeben von E. Wolff, sind kurz vor Jahresschluß bei Lipsius & Tischer in Kiel erschienen; das Buch ist mit dem Bild und einem Facsimile des Dichters geschmückt.

* * *

Eine neue Gedichtsammlung „Bunte Blüthen" von Rudolf von Gottschall erschien soeben in der Schlesischen Buchdruckerei, vorm. S. Schottländer, in Breslau.

* * *

Von Franz Grillparzers „Gedichten" gelangt anläßlich des bevorstehenden hundertsten Geburtstages des Dichters eine Jubiläumsausgabe zur Veröffentlichung. (J. G. Cotta, Stuttgart).

* * *

„Aus meiner Studienmappe" betitelt Friedrich Spielhagen Beiträge zur litterarischen Aesthetik und Kritik, welche vor Kurzem im Allgem. Verein für deutsche Litteratur in Berlin erschienen; das Werk hat folgenden Inhalt: Vorwort. — Production, Kritik und Publikum. — Litterarische Popularität. — Wahrscheinlichkeit in der Dichtung. — Die Première. — Edgar Poe gegen Henry Longfellow. — Ein lustiges Buch. — Berthold Auerbach. — Björnsons Bauernnovellen. — Octave Feuillet. — Karl Frenzel. —

* * *

Adolf Friedrich Graf von Schack läßt bei J. G. Cotta in Stuttgart abermals zwei neue Bände erscheinen und zwar Erzählungen und Dichtungen unter dem Gesammttitel „Iris" und „Fünf Lustspiele".

* * *

Ernst von Wildenbruchs Drama „Der neue Herr" erscheint im Februar d. J. in Buchausgabe; im October folgt „Die Haubenlerche". (Freund & Jeckel, Berlin).

* * *

Wolfgang Kirchbachs Schauspiel „Der Ingenieur" (die Versausgabe der „Waiblinger") kommt am Kgl. Hoftheater zu Dresden zur Aufführung.

Digitized by Google

Briefschalter.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Jede Einsendung, über deren Verwendung Auskunft gewünscht wird, muss deutlich und mit dunkler Tinte geschrieben sein. Ferner ist jeder Beitrag auf ein Blatt Papier besonders zu schreiben und darf eine Einsendung deren höchstens fünf enthalten. Man bewahre sich von allen Einsendungen Abschrift, da wir Gedichte überhaupt nicht, grössere Arbeiten aber nur dann zurücksenden, wenn der volle Betrag zur Bestreitung des Rückporto's beiliegt. Bei erstmaliger Einsendung ist Angabe der Bezugsquelle des „D. D." erforderlich. Briefe, welche mit Strafporto belastet bei uns anlangen, werden ausnahmslos zurückgewiesen. Anonyme, sowie alle diesen Bestimmungen nicht Genüge leistenden Briefe verfallen dem Papierkorbe. Es werden nur Originalbeiträge angenommen.

G. B. in M—au. Daß wir Ihnen Talent keineswegs absprechen, erhellt doch zur Genüge aus dem Umstande, daß wir bereits ein Gedicht von Ihnen annahmen. Indeß lassen wir uns durch Niemandes Urtheil in dem unsrigen je beirren. Gern erwarten wir gelegentlich Weiteres.

E. A. Z—dt in I—n. Ihre beiden Festgedichte sind ja recht schwungvoll, aber leider aus zwei Gründen unverwendbar: erstens, weil sie bereits gedruckt sind, zweitens, weil die Stoffe unserm Leserkreise doch allzu fern liegen.

R. H. in B—n „Abschied" und „Bitte"; E. Z. in F—th „Die Musik" (mit kleinen Aenderungen); Dr. H. P. in A—g „Herzog Leopold von Sempach"; C. S. in S—g i. E. „Begegnung"; E. S. in St. P—g „Das Ideal" (mit Aenderungen); R. K. in B—au „Der Indifferentist" u. d. T. „Der Weltverächter"; E. K. in B—z „Viel Feind' — viel Ehr'".

Angenommen!

A. P. in W—n (zu schattenhaft); O. S. in B—tz (wir brachten bereits früher ein denselben Stoff behandelndes Gedicht); H. G. in M—z (trägt zu sehr die Spuren der Uebersetzung); H. B. in B—n (zu verbrauchte Stoffe, übrigens bringen wir nur bisher Ungedrucktes); F. E. in B—n; L. H. in A—n (zu wenig charakteristisch); E. M. in K—e (häufig durch prosaische Wendungen entstellt); G. M. in G—e b. W. (allzu flüchtige Arbeit); O. H. in E—k b. H.; H. D. in W—n; O. Th. in Z—au (zu oft dagewesenes Motiv); P. K. in M—n und Dr. F. H. in H—au i. E. (zu spät); A. W. in M—g (ohne rechte innere Anschauung); A. K. in Z—r b. L. (zu flüchtige Kinder des Augenblicks); H. P. in T—r (formell recht gut, aber die befriedigende Lösung des Konflikts erscheint fast unerwünscht); G. R. in B—n (ohne genügende Tiefe); F. L. in G—n (in der Ausführung zu abstrakt); F. P. in T—n; O. W. in L—g (nicht ursprünglich genug); E. M. in C—s; F. S. in K—e (ohne ausreichende Glätte der Form); G. W. in A—n b. K. (inhaltlich nicht ausgiebig genug behandelt); I. S. in A—a (im Ausdruck vielfach steif und unklar); E. W. in W—n (mit mundartlichen Gedichten sind wir vorläufig reichlich versehen); I. M. in O—a i. U. (bei ernstem Streben ist Besseres zu erwarten); M. D. in S—x (zu unbedeutendes Motiv); M. K. in B—n (legen Sie größeren Werth auf Schlichtheit der Diction); P. S. in W—r; I. B. in Z—n (läßt Talent erkennen, verliert aber durch zu große Breite meist an Stimmung); W. E. in H—g (nicht recht durchsichtig in der Anlage); I. K. in H—t (ohne kunstmäßige Abrundung; die gewünschte Adresse ist: Nervi bei Genua).

Dankend abgelehnt!

Hiermit sprechen wir für die zahlreichen uns zum Jahreswechsel zugegangenen Glückwünsche unter herzlicher Erwiederung zugleich unsern besten Dank aus. Die Red. d. D. D.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 3. Januar 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Richard Schmidt-Cabanis, Richard Norbisch, Valentin Traudt, Hans Andreas Linck, Ottokar Stauf von der March, Robert Waldmüller-Duboc, Heinrich Lukmerker, Alfred Friedmann, Heinrich Kruse, F. Kühler, Hermann Rückner, Hedwig Köhlisch, S. Barinkay, Alb. Hintrager, E. Gerlach und Julius Litten. — Glossen. Von Julius Grosse. — Bücherschau. — Litteratur und Kunst. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.** In Commission: **Trüb'sche Buchhandlung** (A. Schmittner) in **Zürich** und **E. Steiger & Cie.** in **New-York.**

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: **Paul Heinze.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Das Lied Anakreons . . .

Das Lied Anakreons
Von Erdenlust und Schöne,
Zu frohen, leichten Klangs
Für unsre Tage töne?
Weil tief ihr Geist bewegt
Vom rauhen Loos der Armen,
Soll unser Lied nur singen noch
Von Elend und Erbarmen?

Doch wie auch mitleidsvoll
Der Armen Loos ich wäge,
Das Lied Anakreons
Kennt ihres Schicksals Schläge,
Sein liebreich Trösten tönt
Auch ihnen, allen Braven:
„Bei Trank und Sang und Liebeslust
Gehn alle Sorgen schlafen."

Zum Kampf ruft auch sein Lied!
Der Sorge gilt sein Kriegen;
Die Losung „Frohsinn" heißt —
Der Freude Banner fliegen.
Und Ihr, die Euch bedrückt
Der Sorge Joch am meisten,
Ihr solltet zu dem Kampfe um
Das Glück Euch nicht erdreisten?

Bei frischem Trunk ein Lied,
Lust an der Liebsten Munde —
Und Feierabend wird
Zur Abendfeierstunde . . .
Das Lied Anakreons
Ertönet allen Braven:
„Bei Trank und Sang und Liebeslust
Gehn alle Sorgen schlafen."

Johannes Prölß.

Digitized by Google

Glossen.

Von **Julius Grosse.**

(Schluß.)

Die Menschen verhalten sich zu einander wie chemische Reagentien. Die bloße Nähe und Einwirkung eines Anderen sublimirt uns oder schlägt uns nieder, setzt uns in Brand oder oxydirt uns — Börne sagt: „nicht darnach beurtheile ich die Menschen, was sie sagen, sondern was sie mich reden machen", d. h. nach ihren Einwirkungen.

Man sagt so oft, die Natur erreiche ihre Zwecke auf die einfachste und billigste Weise, — in Wahrheit aber erreicht sie dieselben nur auf die theuerste und verschwenderischeste Art. Die Natur schafft bewußtlose Weltkörper, setzt ungeheuere Massen in Bewegung, braucht Aeonen, um Stein zu Erde zu verwittern, läßt Millionen von Gewächsen und Thieren entstehen und vergehen, bis sie nur die Lebensbedingungen des Menschen erreichte — und abermals Milliarden von Menschen brauchte sie, bis sie endlich eine Generation möglich machte, frei von den Fesseln thierischer Triebe, reif zum Erkennen, fähig des Guten und Edlen, erhoben zum Bewußtsein der Naturgesetze und der Gottheit.

Das Füßchen einer Maus ist dem eines Sperlings so ähnlich und doch wird es durch das Uebrige, durch Form und Bewegung des Thieres zur Häßlichkeit, bei dem Vogel zur Zierlichkeit. Die Aesthetik muß, wenn sie gerecht sein will, stets das Ganze im Auge haben, nicht das Einzelne.

Nichts rächt sich fürchterlicher im Privatleben wie im öffentlichen und im Kriege, als seine Gegner gering zu schätzen, und dennoch gehört die systematische Unterschätzung selbst zu den beliebten Blendwerken der Großmäuler und Prahlhanse.

Nach schmerzlichen Erfahrungen mit Menschen heilt nichts so schnell und wohlthuend, als ein Kind, am meisten das eigene Kind. Da siehst du das fröhliche von Vornanfangen der ganzen Menschheit.

Im Zufall zeigt sich der Witz des Schicksals.

Nicht das Unglück, das Glück ist der Prüfstein der Menschen. Im Unglück kommt wohl die Kraft zu Tage, aber der wahre Charakter erst dann, wenn er fesselloS sich bewegen kann.

Tritt in keine Coterien, willst du deine Kraft ungebrochen und unverbittert bewahren; aber willst du dich blos unterhalten oder zur Geltung bringen, so stifte selbst eine.

Auch die innigste Freundschaft muß im Umgang ihre Intervallen haben, sonst wird man rasch an einander alt und — gleichgültig. Alle Verhältnisse, bei denen das Herz im Spiele ist, haben etwas von Ebbe und Fluth.

Es trägt uns Mancher Bruderschaft an, nur um ungenirt Flegel sein zu dürfen.

Die Gefahr bei Freundschaften — oder vielmehr die Krisis ist die Periode des Schweigens. Da die Freundschaft kein sinnliches Element hat, welches ausgleichend wirken könnte wie in der Ehe, so ist das Schweigen häufig schon das Ende der Freundschaft. Man hat das Buch einer Seele durchgeblättert und — stellt es in den Bücherschrank.

Jugendfreundschaften scheinen zu verblühen und zu verwehen mit Zeit und Entfernung, aber sie dauern fort wie das Insekt im Bernstein. Bricht die Schale der Zeit und der Entfernung durch die Sonne der Gegenwart und des Wiedersehens, so lebt sie mit demselben Athemzuge fort, mit dem sie einst eingesargt wurde.

Niemandem die ungeschminkte Wahrheit sagen ist beinahe ebenso schlimm, als sie Keinem zu verschweigen. Im ersten Falle erweckt man Mißtrauen, im zweiten Haß. Zwischen beiden Klippen durchzukommen, schonungsvoll die Wahrheit zu sagen, die Schwachen dabei nicht rauh anzufallen, die Starken zu loben ohne zu schmeicheln, das versteckte Verdienst hervorzuziehen und dem Prahlenden aus dem Wege zu gehen: darin besteht die Lebensweisheit der Weltmenschen.

Wer nicht Axe sein kann, muß wenigstens Radspeiche sein, wenn er vorwärts kommen will; allein solche kommen viel auf ein Rad, daher ihr Neid.

Man kann die Höhe eines Berges nach dem Schatten messen — die Bedeutung eines Genies nach dem Hasse der Gegner.

Leutselig sein, heißt alle Leute als alte Freunde zu behandeln; aber es erquickt nur da, wo es wirklich zur zweiten Natur geworden ist, auch die größte Kunst einer erheuchelten Leutseligkeit wird niemals liebenswürdig machen.

Nicht blos Wölfe tragen zuweilen ein Schafskleid, auch Löwen stecken sich zuweilen in das Lammfell, aus Absicht zu

Digitized by Google

schonen, gemüthlich zu sein und Niemand zu schrecken.

Wir leben in einer sonderbaren Zeit. Ueber Gott, Unsterblichkeit und Religion darf man mit „Gebildeten" kaum mehr reden. Man scheut sich, zu „bekennen", aus Sorge, verlacht zu werden. So umgeht man die höchsten, menschenwürdigsten Dinge lieber mit Stillschweigen.

Eine der gewöhnlichsten und dennoch stets wirksamen Aeußerungen der Perfidie, um Jemand in Mißkredit zu bringen, ist die Tücke, nur seine unbedeutenden Eigenschaften und Fähigkeiten zu loben, um das Wesentliche dann desto blinder ignoriren zu dürfen, dabei aber immer als unparteiischer und wohlwollender Mann zu gelten.

Es giebt Charaktere, die selbst in jener Kunst Virtuosen sind, sich unbeliebt zu machen. Leider sind dies nicht immer die schlechtesten, denn die größten Lumpe, die Nichtswürdigsten finden sich gerade unter den sogenannten liebenswürdigen Leuten.

Wer bei Fürsten und ihres Gleichen nicht mit vollem Bewußtsein darauf ausgeht, Eindruck auf sie zu machen, der ist verloren. Dies und nichts Anderes fordern sie in erster Linie.

Der Trieb, sich geltend zu machen, ist beim Manne eine ebenso große Lebensfrage als beim Weibe die Heirath. Der Mann hat also auf Erden eine doppelte Herzensgeschichte zu bestehen: die mit den Weibern und die mit der Welt.

Nicht die Kranken im Bett oder im Spital sind die bemitleidenswerthesten, sondern die in Gesellschaft leben mit rothen Wangen und blitzenden Augen mit wundem Herzen und verkrüppelten Seelen, aber für solche studirt kein Arzt.

Damit ein Mensch etwas sei, wirke, bedeute, muß irgend eine seiner Qualitäten überwiegen und die anderen beherrschen. Es giebt aber so harmonische Menschen, bei denen alles derart im Gleichgewicht, daß keine Qualität dominirt und daß eine Kraft die andere aufhebt. Solche Menschen wirken angenehm durch ihre Harmonie, aber ihre Gesammtheit ist Null, weil nichts überwiegt.

Wenn große Feinde sich versöhnen, müssen die kleinen Bundesgenossen es bezahlen. Das gilt nicht blos in der Politik, auch im Gesellschaftsleben.

Mit gemeinen Naturen ein Compromiß schließen, ist immer ein Fehler — sie rechnen die Versöhnlichkeit immer als Schwäche an und werden dreimal so frech, boshaft und unverschämt als vorher.

Gold ist nur Chimäre, so lange man es nicht hat, wie so vieles Andere.

Am Hofe der Zwerge darf man nicht von den Riesen reden.

Wer sich nach Menschen richtet, der ist gerichtet.

Der Teufel schleicht sich allemal auf derselben Brücke zu uns, auf der unsere Ideale zu uns ein- und ausgehen.

Es bietet dir Mancher eine Dose mit Süßigkeit, aber wenn du zulangst, springt Beelzebub aus der Attrape.

Es giebt nicht blos geschminkte Gesichter, sondern auch geschminkte Seelen.

Nur die Lehrer brachten uns vorwärts, die uns auch als Menschen imponirten. Nicht ihre Wissenschaft — ihr persönliches Selbst war das Fördernde.

Die heutige Industrie ahmt alle natürlichen Stoffe auf künstlichem Wege nach, sie fabricirt Pelzstoffe ohne Pelz, Blumen und Straußfedern ohne Atom wirklicher Blumen und Federn, sie macht Purpur nicht aus Purpurschnecken, sondern aus Theer, Pfirsichblüthenaroma und Eau de mille fleurs nicht aus wohlriechenden Stoffen, sondern aus Faces. Darüber können wir uns beruhigen. Ein Menschenkenner aber weiß, daß wir in der Moral leider ebenso weit sind. Die moderne Cultur prahlt mit socialen Tugenden, aber die Klugheit fabricirt bereits alle Arten von Tugenden, als da sind der Nächstenliebe, der Philantropie, der Kunstförderung, Humanität und Bonhommie nicht etwa aus ächten Tugendmotiven, sondern aus Motiven der Laster und sogar zum Schutze derselben.

Die Lehrer der Elementaria — in den Künsten wie in den Sprachen und Wissenschaften — sind Märtyrer, denn nachträglich, wenn wir weiter zum Kern gekommen, scheinen sie uns das Unbedeutendste und Langweiligste gelehrt zu haben. Kein Wunder, daß sie den wenigsten Dank erwerben, obwohl ihre Aufgabe die mühsamste und ihr Dienst so heilig ist wie der der Amme und Mutter.

Die Wissenschaft zeichnet nur die Profile jener Bergketten von Ereignissen, die wir Geschichte nennen. Was in den Thälern der Höhenzüge verborgen, hat kein Interesse für die Wissenschaft und wären es ideale Charaktere, welche die Menschheit wieder zu Ehren bringen, wo sie sich im Ganzen blamirt hat. Darum findet die Dichtkunst dort ihre lohnendsten Aufgaben.

Digitized by Google

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Schopenhauers begeisterte Anhänger sind keineswegs Lebensverächter, Quietisten und entsagende Feinde des Willens — sondern von Allem das Gegentheil. Seine Lehre führt also praktisch zu dem vollkommensten Gegensatz ihrer Forderung und damit ist sie gerichtet — entweder als theoretischer Irrthum oder als leeres Spiel mit pessimistischen Prinzipien, die sie selbst nicht als ernst nimmt.

An jeder Universität sollte ein Colleg über Astronomie als obligatorisch vorgeschrieben werden für alle Facultäten, wenn auch in der Form für Laien. Es würde dem Theologen nachweisen, wie unberechtigt die meisten seiner Dogmen, — dem Mediciner, wie kurzsichtig die materialistischen Axiome, — dem Philosophen und Juristen, wie jammervoll kleinlich, nichtig und werthlos alle menschlichen Dinge gegen die erhabenen Wahrheiten des Kosmos und Universums. Jedenfalls würden dann die Gelehrten aller Facultäten etwas bescheidener und liebenswürdiger werden.

Spotte niemals über Frömmigkeit des Volks, auch wenn sie das Antlitz des Blödsinns tragen sollte; im Grunde ist vielleicht doch etwas Veredelndes im guten Willen.

Das Christentum befiehlt, Böses mit Gutem zu vergelten, und es liegt dies, oft als unnatürlich bezeichnete, Gesetz wirklich tief in der Natur. Die feinere Rache ist auch immer die süßere und deshalb die menschlichere.

Es ist auffallend — gerechte, humane, erleuchtete Köpfe können und werden häufig von ihren Vorurtheilen zurückkommen, aber es fällt ihnen deshalb nicht ein, nun auch alle Folgen zu beseitigen, die aus jenen ersten Vorurtheilen im Lauf der Zeit hervorgegangen sind. Das Ministerium ist gleichsam gewechselt, aber die Verordnungen des früheren bestehen fort, und die neuen besseren Entschließungen haben keine rückwirkende Kraft. Darin besteht eine der traurigsten Unvollkommenheiten alles Menschlichen.

Die Sprache der Musik besteht nicht aus begrenzten Worten und Gedanken, sondern aus unbegrenzten Empfindungen; daher ist sie die Sprache der Unendlichkeit, der Liebe und der Sehnsucht, des Lebens und des Todes, der Seele und der Unsterblichkeit.

Ueber Glaubenssachen streiten, bezeichnet immer einen beschränkten Kopf, weil die Menschheit endlich so verständig geworden ist, einzusehen, daß diese Dinge überhaupt nicht endgültig auf Erden zu entscheiden sind. — Und zu dieser Einsicht hat man seit dem letzten Glaubenskriege volle zweihundert Jahre gebraucht — Zeit genug, um auch die Humanität endlich zur Tradition zu machen.

Gerade das Unbegreifliche nimmt das einfache Gemüth als das Natürliche und denkt nicht darüber nach. Kein Kind von heute wird über eine Dampfmaschine staunen, oder grübeln, weshalb zwei Geschlechter sind, oder über die Sterne und über das Sterben sich den Kopf zerbrechen. — Das Staunen und Nachdenken kommt immer erst mit der Kenntniß. Wie würden wir erst staunen und Jahrtausende lang nachzudenken haben, wenn uns das Weltgeheimniß bekannt wäre.

Gott ist allezeit um dich — wenn du ihn rufst. Du rufst ihn ja nur aus deinem Herzen herauf, aber nicht aus dem Weltall. Deshalb kann er auch keinen erhören, in dessen Herzen er nicht schon war.

Ich glaube, der bessere Gottesdienst ist, immer die Wahrheit zu suchen, als sich an Wahrheiten zu freuen, welche Andere bereits gefunden haben.

Schon die Geheimnisse von Raum und Zeit in ihrer Uferlosigkeit sind geeignet, ein menschliches Hirn schwindeln zu machen, obschon beide aus Gründen des Gegensatzes gar nicht anders gedacht werden können als grenzenlos; denn jede Grenze erhebt sofort die Frage nach dem Dahintersein. Wie viel mehr müssen aber die Geheimnisse Gottes dem Menschenhirn unzugänglich, unbegreiflich, unfaßbar erscheinen und für immer bleiben?

Bitte.

Ich tauge nicht für laute Feste;
Mein Sang verstummt im hellen Schwarm:
Mir ist, als trüg' ich all der Gäste,
Als trüg' ich aller Menschen Harm.

Laßt mich allein mit einem Herzen,
Das mit mir fühlt und mit mir denkt!
So will ich all mein Leid verschmerzen,
Und eine Welt ist mir geschenkt!

Rud. Helm.

Digitized by Google

Ueberſetzungen des Gedichtes À la princesse Gilberte

von **Ernſt Eckſtein.**

I.

Wenn ſich der Abend leis mit ſeinem dunkeln Flor
Herniederſenkt und ſacht der Sonne Schein verdüſtert,
Wenn hold im tiefen Wald des Tages Stimme flüſtert,
Wenn prangend ſich erſchließt des Morgens goldnes Thor,
Wenn aus dem Schooß der Nacht die Stürme ſich erheben, —
Stets ſeh' dein ſüßes Bild vor meinem Blick ich ſchweben;
Doch ach, dem müden Herzen kein Hoffnungsſchimmer blieb,
Schwarzäugige Gilberta, du mein verlornes Lieb.

Die Meine wirſt du nie, längſt hab' ich es erkannt.
Gleich einer Stimme ſprach's raſtlos in meinem Innern:
„Entreiß der wunden Bruſt dein ſchmerzliches Erinnern,
Das dich verzehren muß, das Glück und Freude bannt!"
Ich aber blieb, und ſtets in zügelloſem Wagen
Hat mich die Sehnſuchtsgluth zu dir, zu dir getragen.
Du warſt's, die mich die Schranken der Pflicht zu brechen trieb,
Schwarzäugige Gilberta, du mein verlornes Lieb.

Wenn nun dein ſchöner Blick in glückverklärtem Licht
Den meinen trifft, darin verſtohlne Thränen glühen,
Dann überwältigt mich das wunderſame Sprühen,
Indeß mein Herz vor Gram, vor Leid und Kummer bricht.
Verlaſſen fühl' ich mich, von Gott und Welt verſtoßen;
Kein holder Frühling winkt dem ewig Hoffnungsloſen;
Der heiße Wunſch, zu ſterben, iſt Alles, was mir blieb,
Schwarzäugige Gilberta, du mein verlornes Lieb.

Schon ſeh' ich nahn den Tag, da eines Königs Mund,
Die ich ſo ſehr geliebt, wird zum Altare rufen;
Dein Leben giebſt du hin auf den geweihten Stufen,
Und Gottes Gnadenhand wird ſegnen euern Bund.
Aus meiner Seele ſchwand für immerdar der Frieden;
So ſei er zwiefach dir auf deinem Pfad beſchieden.
Verzicht auf Glück und Frieden leiſt' ich aus freiem Trieb,
Anbetend dich, Gilberta, du mein verlornes Lieb.

Chriſtian Schmitt.

II.

Sei's, daß der Abend nebelfeucht und trüb durchſchauert Wald und Feld,
Ein düſtrer Engel, der das Licht der Sonne rafft vom Himmelszelt,
Sei's, daß des Tages Stimme ſacht und koſend flüſtert im Gezweig,
Daß ſchüchtern ſich das Frühroth ſtiehlt empor am Morgenhimmel bleich, —
Sei's, daß im Schooß der dunklen Nacht der Sturmwind wüthend ſich erhebt:
Allimmer ſonder Raſt und Ruh Erinnerung mein Herz durchbebt,
Allimmer beugt ſich mein Gemüth in Gram und hoffnungsloſer Pein,
Allimmer nur gedenke ich, ſchwarzäugige Gilberta, dein.

Digitized by Google

Nie kannst du mein sein; ach! das war von Anbeginn mir wohl bewußt,
Und heimlich warnte Tag und Nacht der Mahner mich in eigner Brust:
„Der dich verwundet, festen Muths reiß ihn heraus, den heißen Pfeil!
Sie lieben, ist für dich der Tod, nur Flucht bringt Leben dir und Heil.“
Allein ich blieb, Gilberta, blieb, ich suchte selbst dein Angesicht.
Vergessen wird, wenn einer liebt, die Stimme der Vernunft und Pflicht.
Ach! durch Verachtung von Vernunft und Pflicht nur konnt' ich glücklich sein.
Allimmer nur gedachte ich, schwarzäugige Gilberta, dein.

O wenn dein holder Blick, darin des Himmels Seligkeit mir lacht,
Den meinen trifft, von Thränen schwer, und mich mit seiner Gluth entfacht,
Mit seinem Zauber mich umstrickt! Du aber weißt und ahnst es nicht,
Daß unter seinem Flammenstrahl mein Herz in Lieb' und Leiden bricht:
Verlassen dann von Gott und Welt mit wilden Seufzern ruf' ich an
Die einz'ge Hülfe, die mich noch von meinem Weh erlösen kann:
Ja, flehend ruf' ich an den Tod, zu enden diese bittre Pein.
Allimmer nur gedenke ich, schwarzäugige Gilberta, dein.

Ich weiß, es kommt der trübe Tag: Im Dom am heiligen Altar
Wird dich ein König heischen, dich, die ich geliebt so heiß, so wahr.
Du reichst ihm freudig deine Hand, gelobst dich ihm mit Herz und Mund,
Und Gott vom Himmel schaut herab und segnet eurer Liebe Bund.
O geb' Er stets den Frieden dir, der meiner Seele längst entschwand!
Ich aber, seiner Huld beraubt, von deinem Angesicht verbannt,
Ich geh' dahin und sink' hinab zur Tiefe hoffnungsloser Pein.
Allimmer nur gedenke ich, schwarzäugige Gilberta, dein.

Ernst von Schönberg.

III.

Ob grau der Abend naht, der trübe Himmelsbote,
Der uns die Sonne raubt, indeß die Sphären beben;
Ob brausend im Geäst erwacht des Tages Leben,
Wenn dämmernd Frühgewölk sich schmückt mit zagem Rothe;
Ob Nachts der Stürme Wuth entfesselt schnaubt und tost:
Stets drängt und martert mich ein Sehnen ohne Trost;
Stets tiefer mein Gemüth drückt schwerer Gram darnieder,
Stets dein, schwarzäugig Kind, Gilberta, denk' ich wieder!

Daß du nicht mein sein darfst und was mir dann nur bliebe,
Ich wußt's von Anbeginn; in meiner Brust rief's immer:
„Dein Herz fing einen Pfeil — sacht wird die Wunde schlimmer —
Zieh ihn heraus und flieh! Dein Tod ist diese Liebe!“
Doch ich, Gilberta, blieb; dich lassen wollt' ich nicht;
Es überhört, wer liebt, zu bald Vernunft und Pflicht —
Vernunft und Pflicht! wie wollt' ich eifernd sie bezwingen,
Wärst du, schwarzäugig Kind, Gilberta, zu erringen!

Wenn diese Augen, ach! von reizvollem Entzücken
Beseelt, in meine schau'n, die Zähren mir umfloren,
Und völlig ahnungslos, daß sie mein Herz durchbohren,
Mit ihrem Feuer mich, mit ihrer Huld berücken,

Digitized by Google

Dann fleh' ich qualverstört, mit Gott und Welt entzweit,
Nur um Erlösung noch von gar so herbem Leid,
Nur eine giebt's ja, die voll Inbrunst ich erflehe:
Der Tod, schwarzäugig Kind, Gilberta, stillt mein Wehe!

Gewiß, es kommt der Tag, da dich zum Traualtare
Ein König ruft und führt — du Liebstes mir auf Erden .....
Ihm reichst du deine Hand, wirst ganz sein Eigen werden
Und segnend neigt sich Gott dem liebbeglückten Paare.
Dir schenk' er für und für den Frieden, der mir schwand —
Doch, seiner Huld entwöhnt, aus deiner Näh' verbannt,
Werd' ich auf ewig mich in meinen Gram versenken,
Und dein, schwarzäugig Kind, Gilberta, sehnend denken.

Sappho Liepholdt.

Die Wäscherin.

(In Volkston.)

„Wässerlein, wasche mein Linnen;
Wasch' es wie Weiherrosen weiß,
Wie den Stern an der Myrthe Reis;
Wasch' es wie Blüthen am Schlehenbaum,
Wie auf der Fluth der Welle Schaum." —
Wässerlein rauscht um das Linnen.

„Wässerlein, wasche mein Linnen;
Spüle die blutigen Thränen draus,
Heute kehret mein Schatz nach Haus,
Geziert mit des Tapferen Ehrenkranz.
Balde giebt's einen Hochzeitstanz!" —
Wässerlein rauscht um das Linnen.

„Wässerlein, wasche mein Linnen." —
Und bei des Tages Scheidestrahl
Ziehen die Krieger in's Heimatsthal;
Schweigend trägt die bestaubte Schaar
Still einen Todten auf grüner Bahr'. —
Wässerlein rauscht um das Linnen.

„Wässerlein, wasche mein Linnen."
Wässerlein rauschet im Abendschein:
Balde, balde wird Hochzeit sein! . . .
Wehe Kunde das Mägdlein rief;
Sank das Linnen in Grund so tief. —
Wässerlein rauscht um das Linnen.

Max Heißler.

Widerschein.

Nach Norden schaut mein Wohngemach
Und ach! entbehren muß
Ich dort, wie wolkenlos der Tag,
Der Sonne heitern Gruß.

Da drüben meinem Nachbarhaus,
Dem ist sie gar so hold,
Dem spendet sie jahrein, jahraus
Ihr wundervolles Gold.

Doch bricht sich dort der Strahl und kehrt
Hold tröstend bei mir ein,
Und meine Kammer wird verklärt
Vom goldnen Widerschein.

So fällt ein goldig-heller Strahl
Auf unser Haupt zurück,
Wenn wir in sonnenlosem Thal
Froh schaun auf Andrer Glück.

E. Ehrenberg.

Digitized by Google

Ein Nothruf.

Vernichtung zieht durch Fels und Schlüfte,
Durch des Aethers goldne Wellen;
Vernichtung rast durch Grund und Grüfte,
Wo des Meeres Schauer quellen.

Hoch, wo Wolken ihn umthauen,
Hackt mit wuthgestrafften Klauen
Kreischend jener wilde Geier
Für des Schmauses blut'ge Feier
Eines Zickleins Brust und Rücken
Sich zu leckern Labestücken;
Karger letzt er seine Brut
In der felsumstarrten Hut;
Wie da würgt das Geierjunge!
Schnöbernd pfaucht ihm seine Lunge
Und es mästet voll der Eile
Dem schon mordbereiten Pfeile
Das noch kaum erwärmte Leben,
Erst vor Monden ihm gegeben.

Vernichtung zieht durch Fels und Schlüfte,
Durch des Aethers goldne Wellen;
Vernichtung rast durch Grund und Grüfte,
Wo des Meeres Schauer quellen.

Wo im Purpurwogenschwalle
Tief die äst'ge Sternkoralle
Schwelgt am ew'gen Wasserkuß,
Spritzen durch den Tang die Nesseln —
Schnelle Fische sich zu fesseln —
Ihren gift'gen Todesgruß.

Vernichtung zieht durch Fels und Schlüfte,
Durch des Aethers goldne Wellen;
Vernichtung rast durch Grund und Grüfte,
Wo des Meeres Schauer quellen.

Im schillernden Kleide
Durchflattert der lose
Geliebte der Rose
Die luftige Weide,
Mit heiteren Flügeln
Entschwebend den Hügeln
Ein fliegender Traum
Im sonnigen Raum:
Da stößt ihm die Fliege
Im tödtenden Siege
Den Stachel der Wuth
In Leben und Blut —
Vom Reiche des Glanzes
Bebt sterbenden Tanzes
In dunstiges Grab
Der Falter hinab. —

Vernichtnng zieht durch Fels und Schlüfte,
Durch des Aethers goldne Wellen;
Vernichtung rast durch Grund und Grüfte,
Wo des Meeres Schauer quellen.

Nächtlich webt es und verschwiegen —
Nur der Sternenhimmel wacht;
Antilopenrudel liegen
In der heißen Tropennacht
Tief im reichen Grasespfühle
An des Flusses Silberarm.
Plötzlich fächelt Todeskühle
Drüber ein Vampyrenschwarm.
Saugt der ruhefrohen Schaar
Blut und Kraft und Leben aus:
Für den goldnen Wüstenaar
Winkt ein voller Morgenschmaus.

Vernichtung zieht durch Fels und Schlüfte,
Durch des Aethers goldne Wellen;
Vernichtung rast durch Grund und Grüfte,
Wo des Meeres Schauer quellen.

Bebend muß die Schöpfung fühlen
Der Vernichtung endlos Wühlen,
Wie sie sausend,
Wie sie brausend,
Wild geschäftig Tag und Nacht
Kündet ihre Schreckensmacht,
Wie sie schlagend,
Wie sie nagend
Hier den Schutt der Berge mehrt,
Dort an zarter Blüthe zehrt. —
Erst in leisen
Schmerzensweisen
Klingt sie an das Menschenohr
Aus dem nächt'gen Reich empor;
Wehe aber, wenn die Klagen
Zürnend an den Himmel schlagen,
Wenn die Kranken
Stöhnend danken
Und die Legionen Armer
Einst dem Tod, dem Allerbarmer.
Wenn die Qual der Noth und Sünde
Gottes fluchend sucht die Gründe,
Die den Menschen in die Welt
Als ein Räthsel hingestellt,
Um nicht Geist, nicht Thier zu sein,

Digitized by Google

Sondern nur im Dämmerſchein
Mit den ringenden Gefühlen
Raſtlos, machtlos aufzuwühlen
An der Hoffnung morſchem Stab — —
Ein umkränztes Rieſengrab.

Drum Fluch dem alten Erdenball
Und Fluch dem ganzen blinden All
Und Fluch mir ſelbſt! — Doch nein —
doch nein! —
Mein frevler Mund halt ein, halt ein!
Ich höre wohl im tollen Schwall
Nicht durch die ew'gen Harmonieen,
Die durch des Todes Wüthen ziehen?
Iſt meines Geiſtes Aug' zu blöde,
Um in der troſtlos weiten Oede
Der Gottheit milden Glanz zu ſchauen
Und neu mein Hoffen aufzubauen?
Iſt mir die Seele ſtumpf geworden
Und kann ſie von des Lebens Borden
Kein göttlich Lieben mehr erfaſſen,
Und muß ſie fürchten nur und haſſen? —
O, gebt mir, kalte Klügler, wieder
Die holde Kraft der trauten Lieder
Und gebt, die ihr mir weggerafft,
Des Glaubens überſel'ge Kraft,
Und wenn mir dieſe nimmer bliebe,
Die Kraft der Hoffnung und der Liebe!

Karl Zettel.

Ein Traum.

Ein Traum nur war es, ein ſchöner Traum,
Und nun iſt Alles vorüber;
Nun ward der liebliche Wahn zu Schaum,
Der Tag ward trüb mir und trüber.
Ein Traumbild war es der ſeligſten Luſt,
Die Pforte des Himmels mir offen —
Ich bin erwacht — des Tages Duft
Liegt ſchwer, liegt ſchwer auf der wunden Bruſt;
Verweht iſt Glauben und Hoffen!

Mein Herz, mein glühendes Herz umſpann
Mit Nebeln mir die Sinne —
Zu ſpät iſt gebrochen der Seele Bann,
Zu ſpät ward des Truges ich inne.
Du warſt mir verloren, eh' ich dich ſah,
Es trog mich die Leuchte der Liebe;
Doch ewig, ewig biſt du mir nah,
In Träumen blüht mir das Ithaka
Deiner unerringbaren Liebe.

Drum ſei's, du Süße, leb' wohl, leb' wohl!
Mir iſt es, als müßt' ich weinen.
Du leuchteſt mir ferne, du mein Idol,
Und ſpendeſt Wonne den Deinen.
Eine Saite der Harfe ſprang mir ſchrill,
Die weichen Töne verklangen,
Das minnige Sehnen wurde ſtill,
Das Herz, das wehgetränkte, will
Nichts hoffen mehr, nichts verlangen.

Rudolf Goette.

Digitized by Google

Waldemar.

Nach dem Engliſchen der Mrs. Julia C. R. Dorr.

In einer Stadt vor manchem Jahr,
Als Alcinor noch König war,
Dort wohnt' ein Bildner, allbekannt,
Von jedem Mund mit Preis genannt.
Und doch, ſein Stern ſtieg kaum erſt auf,
Noch ging bergan der Jahre Lauf,
Des Lebensſommers erſtes Licht
Umſpielte kaum ſein Angeſicht,
So ſtolz ſchritt er und kühn einher,
Als ob er ſelbſt ein König wär';
Schön war er, ſtark, voll Schöpferkraft,
Mit ſolchem Drang nach Meiſterſchaft,
Daß Alcinor im Kronenſchein
Nicht höhre Gaben nannte ſein,
Als die das Leben brachte dar
Dem jungen Künſtler Waldemar.

Er war nicht reich, denn traun: der Ruhm,
Ihn führend in ſein Heiligthum,
Er rang im Wettlauf mit dem Glück
Und ließ es ſiegend weit zurück.
Und doch: ein ſchönes Heim war ſein,
Dort flogen Bienen aus und ein,
Cyclamen rings mit roſ'ger Pracht
Durchleuchteten die Blätternacht,
Schwertlilien, ſo roth wie Blut,
Verhöhnten lichter Roſen Gluth,
Durch der Akazie grün Geäſt
Schlang ſich die Winde ſchmiegſam feſt,
Jasmin entſandte ſüßen Duft;
Und mild umſpielt von Sommerluft,
Rings aller Blumen Ehrenpreis,
Aufragend wie ein Dattelreis,
So heiterſchön wie Götter ſind,
Im ſtolzen Arm ein zartes Kind,
Wie Lilien rein und weiß wie Schnee,
Grüßt' ihn ſein Weib Hermione.
Wer war wie Waldemar ſo reich?
Was könnt' ihn ſchaffen trüb' und bleich?
Manch hehres Werk barg ſeine Bruſt,
Stolz hob ihn Lieb' und Schöpferluſt.

Doch was hätt' Liebe nicht erkannt?
Einſt zog der Frühling neu in's Land,
Hermione mit ihrem Kind
Saß träumend unter'm Laubgewind,
Da ſah ſie klar und ſah's mit Leid:
Des Gatten Geiſt war fern und weit,
Sein Arm hing ſchlaff, ſein Haupt war ſchwer,
So ging er ſchweigend hin und her,
Stand ſtill dann neu, ihr abgewandt,
Mit trübem Sinn und müß'ger Hand,
Sah auf die Statuen rings von Thon,
So regungslos wie ſie faſt ſchon.
Da rief ſie laut „Gemahl, dich quält
Ein Schweres, das dein Sinn mir hehlt,
Dein Weib bin ich, dir hold und treu,
Schließ' auf dein Herz mir ſonder Scheu,
Was ſinnſt du doch in ſtummer Pein?"
Da — wie auf Sturm folgt Sonnenſchein —
Ein Lächeln ob ſein Antlitz glitt,
Er naht' ihr raſch mit art'gem Schritt:
„Nichts, theures Weib, von Heimlichkeit!
Vernimm: mich quält ein bittres Leid,
Denn vor mir ſteht im Traum der Nacht
Und Tags, wenn neu mein Geiſt erwacht,
Ein Bild gar hehr und wunderlich,
Das mahnt und heiſcht: Geſtalte mich!
Ganz deinen Blick hat jenes Bild,
Den ſüßen Mund, der lächelnd ſchwillt,
Der Glieder Bau, an Anmuth reich,
Dein Angeſicht, dem keines gleich —
Doch es hat mehr, viel mehr; denn nie
Ward einem Weib auf Erden hie
An Glanz ſoviel und Reiz gewährt
Als wie mein Traumgebild verklärt."

Raſch hob ſie ſich, und froh und frank
Voran ihm durch's Jasmingerank
Schritt ſie zum Studio, weit und kühl,
Fernab erbaut vom Stadtgewühl,
Wies auf des Thones Füll' ihn hin
Und ſprach: „Hier ſchaff' mit emſ'gem Sinn!
Das hehre Traumbild, das dich neckt,
Es ruht in dieſem Thon verſteckt
Und harrt, bis ihm dein Ruf erſchallt:
„Erſteh' und ſei von Licht umwallt!""

Da flammt' ihm roth die Stirn ſofort,
Die Lippe hielt zurück das Wort,
Doch endlich ſammelnd alle Kraft
Hat er dem Schweigen ſich entrafft:
„Hermione, mein ſüß' Gemahl,
Weit muß ich ziehn ob Berg und Thal, —

Digitized by Google

Die Reis' ist lang, die Fährniß groß,
Denn irgendwo im Erdenschooß
Birgt sich ein Thon, der reiner ist
Als dieser hier und feiner ist,
Aus dem ich formen will ein Bild,
Wie's nie noch schritt im Erdgefild;
Den such' ich nun." Und auf dies Wort
In Thränen lächelnd allsofort,
Erleichtert, staunend und betrübt,
Rief sie: „O sprich, was Trost mir giebt!
Das Gut, darnach die Sehnsucht ringt,
Wär's nur die Ferne, die's uns bringt?
Dem Thon, den hier die Hand errafft,
Gabst Form du sonst mit Künstlerkraft,
Doch nicht zu bleiben bitt' ich dich,
Geh, such', und folg' der Künstlerpflicht!"

Und nun hob langes Wandern an,
Die Hoffnung flog dem Fuß voran,
Er schritt durch öden Wüstensand,
Zog suchend hin von Land zu Land,
In dunkler Urwaldwüstenei
Vernahm sein Ohr des Panthers Schrei,
Zu fernen Bergen klomm er auf,
Erspähte fremder Sterne Lauf,
In's Segel oft mit grimmem Zahn
Fuhr Sturm auf weitem Meeresplan.
Doch stets umsonst war all sein Mühn,
Erfüllung wollt' ihm nimmer blühn,
Nicht fern, nicht nah, der feinre Thon
Sprach ewig seiner Sehnsucht Hohn.

In's traute Heim zu kurzem Gruß
Oft kehrt' er noch mit müdem Fuß,
Wo stumm sein Weib Hermione
Verging in bangem Sehnsuchtsweh,
Doch nimmermehr in rüst'ger Hand
Formt' er den Thon mit Kunstverstand.
Einst sprach sie: „Sag' mir an, Gemahl,
Was schweifst du doch ob Berg und Thal?
Das Leben flieht; was jagst du, Thor,
Irrlichtern nach durch Sumpf und Moor?
Form' du dein Bild, so lang es Zeit,
Durch's Ziel wird niedrer Stoff geweiht."

Doch er: „Mein Traum muß warten noch;
Früh oder spät, Glück krönt mich doch;
Und ob umsonst mein Suchen wär',
In Lüften raunt seltsame Mär
Von einem Greis, dess' Lebenszeit
Verrann in Bergeseinsamkeit
Auf Alpenhöhn. Dem Greis gelang,
Was ich erstrebt die Welt entlang,
Ein Weiser, nah dem Himmelsdom,
Kennt er der Dinge Werdestrom,
Durch Zauberkunst, die uns entflohn,
Schafft er den reinen, feinen Thon,
Gern sagt er mir des Zaubers Wort:
Zu ihm, o Weib, eil' ich sofort!"
Drauf sie: „Indeß du gehst im Traum,
Zerrinnt dein Wunderbild wie Schaum.
Und wir sind hier der Noth geweiht,
Für Claudio's Leib fehlt längst ein Kleid,
Theresa's Fuß, so klein und zart,
Zerriß der Dorn auf herbe Art,
Es höhnten gestern erst am Tag
Beim Spiel die Knaben Marcius nach,
Sieh: unser Haus sogar zerfällt,
Der Stein des Herdes klafft zerspällt,
Dem Himmel offen steht das Dach,
Die Stadt verlacht uns allgemach!
O sieh! Mußt wirklich neu du gehn
Dorthin, wo weiß die Firnen stehn,
Form' aus gemeinem Thon zuvor,
Was uns den Hunger scheucht vom Thor,
Ein ganz bescheidnes Altarbild,
Ein Kriegerpaar, in Stahl gehüllt,
Für Kinder Spielzeug auch und Tand,
Wie's täglich thut des Nachbars Hand!"

„Woll' murren nicht, Hermione,
— Sprach er — harr' aus, bezwing' dein Weh!
Was kümmert uns der Spott der Stadt,
Der über Ruhm Gewalt nicht hat?
Ein kleiner Stoß von Mißgeschick
Wird stören nicht der Kinder Glück.
Und sieh: dies Dach, das morsch zerfällt,
Es sei von Stürmen toll umgellt,
Den Herd vernichte Flammenbrand,
Ich finde der Verheißung Land,
Wo meiner Träume Ideal
Mir weist der Schönheit Götterstrahl,
Es blinkt in seiner weißen Hand
Ein Becher, voll bis hoch zum Rand,
Draus Freude uns, wie ich's geträumt,
Als Götterwein entgegenschäumt;
Nun Gott zum Gruß, Hermione,
Und küß mich, eh' ich von dir geh'."

„Doch sieh: der Herdstein, theurer Mann!
Bau' neu ihn, eh' du ziehst hindann,
Daß Brod für uns ich schaffen mag,
Bis uns ersteht des Glückes Tag."

Digitized by Google

„Nicht doch! Zurück kehr' ich so bald!
Leb' wohl! des Abschieds Stunde hallt;
Eh' noch sich neigt die Sonne hier,
Muß weit ich sein von Haus und dir."

Nun eilt' er fürder früh und spat,
An Feldern hin mit goldner Saat,
An Hügeln, wo die Traube schwoll,
An stummen See'n und Stromgeroll,
Dann hin durch dunkler Thäler Grün,
Wo langgestreckt die Schatten ziehn,
Zu Höhn empor, wo Firnen weiß
Zur Tiefe senden körn'ges Eis
Und die Lawin' in grausem Fall
Sich thalwärts neigt mit Donnerhall.
Und aufwärts klimmend sonder Ruh'
Rief Jedem er, der nahte, zu:
„Wo werd' ich finden — sagt mir an —
Den Einsiedler, den weisen Mann,
Der die Natur zu tiefst erkannt?"
Und hin zum ew'gen Schnee gewandt,
Sprach der und schüttelte das Haupt:
„Dort oben wohnt er, wie man glaubt."

Und eines Tags im Abendschein
Fand er ein Hüttchen eng und klein,
Eintrat er rasch und sah erschreckt
Ein Wesen, erdwärts hingestreckt,
Ein Greis lag dort mit weißem Haar,
Dess' Aug', fast schon des Lebens bar,
Sein Antlitz maß, das tiefgeneigt
Nach Athem spähte, furchtgebleicht.
„Vobiscum pax", sprach leis der Mann,
Laßt beichten mich und sterben dann!"

„Kein Priester bin ich", Jener rief,
„Hertrieb mich Sehnsucht heiß und tief,
Mich lockt des Thones Wissenschaft,
Drum sprecht zu mir, eh' weicht die Kraft!"
Liebreich netzt' er ihm Stirn und Mund,
Doch starb der Greis zur selben Stund',
Stumm lag er da, des Todes Raub,
Er selbst nur eine Handvoll Staub,
Was er gewußt, verborgen so,
Als wie im Grab ein Pharao.
Wie Waldemar in Sehnsucht brennt,
Kein weises Buch, kein Pergament
(Drin jüngst noch schrieb des Alten Hand)
Gab das Geheimniß ihm bekannt
Von dem, was Jenem ward vertraut;
So weit ringsum der Aether blaut,
Nicht Himmel, Erd' und nicht die Luft
Verrieth, was neidisch barg die Gruft.

Drauf hat er rasch auf rauhem Pfad
Des Bernhards Mönchen sich genaht,
Der Greis war allen wohlbekannt,
Der Kirche war er abgewandt,
Er suchte, Andern nimmer gleich,
Sich eignen Weg in's Himmelreich,
Nun er entschlief geb' Gott ihm Rast
Nach langen Lebens Müh' und Last!

Das war der Schluß! Aus Felsengraus
Eil', Bildner, nun in's Heimatshaus,
Wo banggequält Hermione
Vergeht in heißem Sehnsuchtsweh
Und trauert am zerfallnen Herd!

Er naht: sie lächelt schlafverklärt,
Denn wen'ger rauh ist Nacht als Tag,
Die Thränen tilgt und Ungemach.
„Wach' auf, mein Weib!" so ruft er laut,
Als ob er vor sich selber graut,
„Vernimm! Ganz frei gesteh' ich's ein:
Mein Hochmuth schuf dir Noth und Pein,
Von nun mit Thon, wie er sich beut,
Sei unverweilt mein Werk erneut!"

Am nächsten Tag in Demuth froh
Eintrat er in sein Studio;
Zur Arbeit willig war die Hand,
Gehorsam weisem Kunstverstand;
Doch traun! kein Werk, das Nachruhm schafft,
Kein Wunder seltner Schöpferkraft,
Er formte selbst kein Altarbild,
Kein Kriegerpaar, in Stahl gehüllt,
Für Kinder Spielzeug nur und Tand,
Wie's täglich that des Nachbars Hand.

Und eines Tags mit ems'gem Sinn
Kniet' er am niedren Herde hin
Und sprach: „Nun, Theure, laß uns sehn,
Was mit dem Stein hier muß geschehn!"
Vor Eifer heiß, den Arm gespannt,
Löst' er den Mörtel ab vom Rand,
Den schweren Stein schob er zur Seit', —
Da lag es vor ihm tief und weit,
Im Erdenschooß am dunklen Platz
Winkt ihm, den er gesucht, der Schatz,
Denn unterm Herd als schönsten Lohn
Fand er den reinsten, feinsten Thon.

Albert Moeser.

Digitized by Google

An einen hoffärtigen Freund.

O Freund aus Jugendtagen,
Doch jetzt so kalt mit mir,
Was hat sich zugetragen,
Daß wir geschieden schier?

Nichts hatten vor einander
Wir Beide sonst geheim,
Der Trieb der Herzen, schwand er
Bis auf den letzten Keim?

Wohl schenkte leicht' Gelingen
Dir dein begünstigt' Loos,
Und ich trotz allem Ringen
Blieb in der Armuth Schooß.

Doch daß ich schaffend darbe,
Gereicht mir das zur Schmach? —
Nicht stets gehört die Garbe
Dem, der die Aehren brach.

Martin Greif.

Ein Sonntagskind.

Drum bin ich auch ein Sonntagskind,
Und hab's ja längst gewußt,
Daß einst auf krauser Wellenbahn
Im dunklen Lebensocean
Das Glück mich finden mußt'.

Vom heim'schen Strande zog ich fort
In blaue Fernen weit;
Durch Sturm und Nacht und Felsenriff
Gab allzeit fröhlich meinem Schiff
Die Hoffnung das Geleit.

Ob auch manch' Irrlicht gleißend trog:
Ich schaute nicht zurück;
Ob auch zerstob manch' goldner Traum
Wie Wolkenflug und Wellenschaum,
Mein harrte ja das Glück!

Nun ist es da und grüßt mich hold
Mit liederfrohem Mund.
Sein Aug' ist wie die Wellen blau,
Sein Blick ist klar wie Himmelsthau,
Und tief wie Meeresgrund.

Nicht frag' ich, ob's als Weggenoß
Mir treu auch bleiben will;
Mich dünkt ein ew'ger Sommertag
Die Welt voll Duft und Amselschlag,
Die Zeit, sie steht mir still.

Ich aber möcht' vor Seligkeit
Auffliegen mit dem Wind,
Möcht' jauchzen hell aus voller Brust,
Mein ist das Glück, ich hab's gewußt:
Ich bin ein Sonntagskind.

Anna Voigt.

Verklärtes Licht.

Es geht ein Strahl verklärten Lichts
Auf deiner Augen dunklem Grunde,
Aus deines Wesens Tiefen bricht's
Als deiner Seele reinste Kunde;

Als Abglanz dessen, was du sinnst,
Als deiner innren Hoheit Zeichen,
Vor dem des Niedren Truggespinnst
Und scheinumhüllte Lügen weichen.

Doch dem, der gleiche Bahnen geht,
Der deinem Geiste ein Vertrauter,
Wirst du ein fesselnder Magnet,
Ein Leitstern wunderbar und lauter.

Was deines Wesens letzter Kern,
Er fühlt's in unbewußter Einheit,
Er sieht in dir den hellen Stern,
Den Geist der welterhabnen Reinheit.

Rudolf Heck.

Digitized by Google

Viel Feind' — viel Ehr'.

Wenn einst zur letzten Ruh' mich tragen,
Die mir im Leben treu vereint, —
Hilf Gott, daß sie nicht von mir sagen:
„Er hatte niemals einen Feind!" —

Denn so viel Falschheit, sonnenscheue
Gemeinheit giebt's, und Lug und Trug,
Daß Mannesmuth und Wahrheitstreue
Dagegen kämpfen nie genug! —

Drum will ich auch begeistert schwingen
Die Waffen. — Ist der Kampf auch schwer:
Laßt hell des Geistes Schwerter klingen!
Der Wahlspruch sei: „Viel Feind', viel Ehr'!" —

Wer liebegirrend noch zu Füßen
Der Lebensfreude liegen kann,
Wenn Recht und Wahrheit schweigend büßen,
Der ist ein Schwächling und kein Mann! — —

Edmund Kaden.

Das Ideal.

Die Ideale sind entschwunden,
Die hoffnungsvoll mein Herz gebar.
Die Wirklichkeit hat mir entwunden,
Was mir so lieb, so theuer war; —
Doch ist's mein Trost, dein Herz zu hüten,
Das noch an hohe Dinge glaubt,
Auf daß ihm keines Herbststurms Wüthen
Den Blüthenschmuck des Lenzes raubt.

Eugen Schultz.

Kometengleich.

Manch' Bild erblickt' ich glanzerhellt,
Wie Sternenlicht am Himmelszelt;
Du aber warst wie ein Komet,
Der plötzlich kommt und wieder geht!
Ich staunte deine Hoheit an, —
Da nahmst du eine andre Bahn!
Tief sank der Seele hoher Schwung,
Mir blieb nur die Erinnerung.

In meine Nacht, in meine Qual
Verirrt sich nimmermehr ein Strahl
Von deiner Größe, deinem Licht,
Bis einst dies Herz im Tode bricht!

Ludwig Wolkmann.

Digitized by Google

Herzog Leopold vor Sempach.

Die Schweizerſchaar im Thale tief
Im Schein der Lagerfeuer ſchlief.

Doch auf der Höhe, hoch zu Roß,
Harrt Leopold mit ſeinem Troß.

Sie würfeln: Leben oder Tod?
Vom Abend- bis zum Morgenroth.

Der Würfel klingt und klirrt im Fall
Und kündet Sterben überall.

Das Heer durchzieht's wie Schauerfroſt,
Da geht die Sonne auf im Oſt.

Es nimmt der Herzog zornentbrannt
Den ſchnöden Würfel ſelbſt zur Hand.

Der Würfel ſchwebt, der Tiſch ergellt,
Das Sterben grinſt aus ſchwarzem Feld.

Und langſam ziehn im Frührothſtrahl
Heran die Schweizer aus dem Thal.

Der Schlachtruf hallt, der ſchrille Klang
Der Schwerter klirrt die Höh'n entlang.

Als niederglomm das Abendroth,
Der Herzog und ſein Heer war todt.

Hanns Weber.

Traumbild.

Noch einmal, eh' hinab in's Meer
Sich ſenkt der Sonnenball,
Verklärt mit ſanfter Purpurgluth
Er rings das weite All.

Siehſt du den Steg von flüſſ'gem Gold
Sich bauen über die Fluth?
Im Traume ſchwebt darüber hin
Mein Geiſt mit kühnem Muth.

Er führt mich über die weite See
In's ferne Heimatland,
Da winkt mir meiner Lieben Haus,
Das Haus, ſo wohlbekannt.

Da weil' ich in der Theuren Kreis,
Ein ſtets willkommner Gaſt;
Vergeſſen iſt der Fremde Weh,
Des Lebens Müh' und Laſt.

Doch ach, der Sonne Glanz erliſcht
Und Dämmrung hüllt mich ein —
Zerronnen iſt der holde Traum,
Ich bin allein, allein!

Math. Fiſcher.

Digitized by Google

Erst dann!

Was pocht und flattert im Busen,
Als ob's ein Vöglein sei?
Das ist eine arme Seele,
Die wäre gern glücklich und frei.

Sei still, gefangenes Vöglein,
Dein Käfig ist allzu dicht.
Erst wenn er morsch und zerbrochen,
Erhebst du dich jubelnd zum Licht!

Anna v. Zeromski.

Maskerade.

Holder Knab', mit grauem Barte,
Großer Brille wohl bewehrt,
Würdevoll erscheinst du, fühlest
Dich als Alter hoch geehrt.

Aber deiner Augen Blitzen,
Die in schalkhaft heiterer List
Freudig sprühen, zeigen Jedem,
Daß du nur verkleidet bist.

Einst, mein lieber Knabe, wirst du
Wieder Bart und Brille tragen,
Aber „allerliebste Maske"
Wird dir Keiner lächelnd sagen.

Deine Wangen sind verblichen,
Eingesunken die Gestalt,
Auch der Augen Strahl erloschen,
Lieber Knabe: du bist alt.

Du bist alt. Doch nein, die Maske
Nur, die alternd dich umflicht,
O bewahre dir dahinter
Froh dein Kindesangesicht.

Martin Peters.

Bücherschau.

Der Modedichter. Eine litterarische Humoreske von **Julius Litten.** (Baedeker'sche Buchhandlung, Elberfeld.) Arthur Fitger, dem diese Buschiade gewidmet, schrieb dem Autor: „Gut! etwas stark gepfeffert!" und Gustav Freytag lobt Gesinnung und Tendenz, Gemeinschädliches sei angegriffen mit guter Laune und Beobachtung und das gereiche ihm zur Freude. — Da wären wir ja als Kritiker fertig. — Litten giebt sich als Biograph des Allerweltsdichters Victor Practicus. Er verspottet noch einmal: „den deutschen Dichter"? nein, die deutschen Dichter und damit doch ein wenig den deutschen Dichter. Wenn's Fitger und Freytag recht ist, so kann mir's auch billig sein, obwohl ich nicht einsehe, wie so der Corpsgeist, die Standesehre, die gegenseitige Achtung durch Verallgemeinerungen, wie die hier beliebte, gewinnen kann und soll. Und auf allen Tagen und Verbänden ist doch von solch schönen Dingen sehr viel die Rede. Litten wendet sich gegen die Stabreimler, gegen die Baumbachiaden und Wolffiaden, gegen Ebers, Eckstein und Freytag (!), gegen den Kritiker, den er doch selbst um eine Besprechung angeht, gegen den Herausgeber von „Morgenröthen"-Dichterhallen, gegen Stinde und alle Gelegenheitsdichter, wozu er auch Fontane und Frenzel mit gewissen Poëmen stellen müßte, gegen Jung- und Grün-Deutschland als Epiker, Lyriker und Dramatiker — kurz — er macht alles kurz und klein. Wollte man die Humoreske ernst nehmen, so könnte man sagen: Der deutschen Dichtkunst der letzten 30 Jahre ist damit kein Dienst erwiesen. Schuster, Schneider, Handschuhmacher verspotten einander nicht! Will aber Jemand lachen, und hier und da auch ein wenig sich selbst im Spiegel sehen — und ganz ohne Grimasse ist keiner — der lese Herrn J. Littens Modedichter!

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Lebensmächte. Roman in vier Büchern von **Stephan Milow.** (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1890.) Der Sänger der „Deutsche Elegieen" ist mir von jeher sympathisch gewesen; seine Werke sind der Ausfluß einer geraden, offenen Denkweise. Auch Form und Inhalt stehen in gleichem Verhältniß. Man ersieht auf den ersten Blick, daß es Milow niemals darum zu thun ist, lediglich einige Bände mit recht packenden und pikanten Scenen anzufüllen, welche Methode gar manche „Schriftsteller" unseres in Wahrheit „tintenkleckfenden Säculums" befolgen —, in seinen Schriften ist Herz und Geist anmuthig vereint, wie auch der vorliegende Roman bezeugt. Professionsleser, d. h. solche, die das Romanlesen wie einen Sport betreiben, werden bei Milows Werk keine Rechnung, keine Berücksichtigung ihrer Manie finden; sie werden sich durch die vielfachen Abschweifungen über künstlerische und sociale Fragen abgestoßen fühlen und eben darum die Lektüre desselben im ersten Viertel aufgeben. Aber an solchen ist durchaus nichts verloren. Für sie ist es auch nicht geschrieben. Was die Charakteristik der Personen betrifft, so läßt sie wenig zu wünschen übrig. Da ist zuerst der Musiker Horst, die Baronin Elmbach, deren vertrauensseliges Töchterlein Vera, der verkörperte Bureaukrat Greiffenberg, der ehrliche Neudegg, der verlotterte Fürst Rotenstern nebst Gemahlin, die naive Leni, der kraft- und saftliche Maler Hugo, und endlich die mit außerordentlicher Sachkenntniß porträtirten Socialisten Klunsinger und Luis. Für den Roman wäre es von Vortheil gewesen, wenn die Fabel geschlossener wäre. Die Nebenpersonen: der Advokat Lissauer, dessen Sekretär Wallrod u. a. m. sind zum mindesten gute Staffagen. Der Stil ist leicht, elegant und dabei doch natürlich.

Ottokar Stauf von der March.

Zeit und Menschen. Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren von 1863—1884. Von **Feodor Wehl.** (Zwei Bände. Altona, Verlag von A. C. Reher, 1889.) Der Verfasser hat die Veröffentlichung des genannten Werkes nicht lange überlebt. Es ist sehr wichtig, daß er selbst noch die Herausgabe desselben besorgte. Die Aufzeichnungen berühren einen größeren Zeitraum, als oben vermerkten; es sind an betreffender Stelle manche Briefe berühmter Persönlichkeiten an Wehl aus früherer Zeit eingeflochten. Ich habe selten mit mehr Genuß ähnliche „Erinnerungen" oder „Gedenkblätter" gelesen als gerade diese; denn Wehl (oder wie er ja eigentlich hieß: von Wehlen) schreibt und urtheilt mit anzuerkennender Objektivität. Und er hat fast mit allen litterarisch hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit in Verbindung gestanden. Man beachte nur die treffliche Charakteristik Laube's, der zu dem Nebenbuhler nicht immer in freundschaftlichem Verhältnisse stand; es fallen dabei manche Schlaglichter auf Laube's dramaturgische Thätigkeit in aufhellendem wie im beschattenden Sinne. Völliges Licht bringt vielleicht erst ein Späterer, der unparteiisch beide Männer, die er gekannt hat, gegenüberstellt. Ferner möchte ich hervorheben: die Darstellung des Verhältnisses zwischen Theodor und Klara Mundt (Luise Mühlbach) und die Kritik der Arbeit der letzteren, die mir recht treffend erscheint. Wie mit der s. Z. „vielgelesenen" Schriftstellerin, so unterhielt Wehl auch mit der „vielgehörten", der Birch-Pfeiffer, einen Briefwechsel. Diese eigenartige Frau lernen wir aus ihren Schreiben vollständig kennen. Auch das Innere und Aeußere von Benedix tritt uns aus Wehls Schilderungen klar entgegen. Voller Begeisterung ist der Verfasser für Emanuel Geibel; in ihm verehrt er, und das mit Recht, den prophetischen Geist, den gottbegnadeten Seher zukünftiger deutscher Macht und Größe. Dies als Probe des Inhaltes der beiden Bände, die für den späteren Kultur- und Litteraturhistoriker eine Fundgrube bilden werden.

Hugo Rheinländer.

Der neue Demokrit. Von **E. M. Schranka.** (1. Band, 1890, Berlin, Hans Lüstenöder.) Es ist dies die zweite Auflage des früher vom Verfasser herausgegebenen „Kaleidoskop". Der neue Titel ist zutreffend; denn man kann das Werk mit G. J. Webers lesenswerthem und vielgelesenem „Demokritos" in Parallele setzen. Wundert's einen denn auch, daß heutzutage ein „neuer" Demokrit geschrieben wird? Nach dem alten Ausspruche „Alles schon dagewesen" könnte man wohl glauben, es sei ein thörichtes Unterfangen. Aber, aber — sind es nicht die Paradoxe gerade des Zeitalters des Dampfes und der Elektricität, die jenes alte Wort beinahe zu Schanden machen? Giebt es heutzutage ein Gebiet, auf welchem bei näherer Betrachtung nicht auf den oder jenen Gegenstand der andere alte Ausspruch Anwendung findet: „Difficile est, saturam non scribere!?" Die Ausführungen Schranka's schließen sich theilweise noch eng an die Weber'schen an; bei einzelnen Aufsätzen merkt man die Verneuerung sehr oder die Neuanwendung. Das kann dem Verfasser nicht zum Vorwurf gereichen. Was er aber in ganz Neuem leisten kann, das zeigt das Kapitel „Statistische Kuriositäten"; hier ist ein sehr dankbarer Stoff behandelt. Die Abhandlungen sind in geistsprühendem, witzsprudelndem Stile gehalten, ohne daß ein frivoler oder in's Unziemliche gehender Ton störend hineinklingt. Deshalb kann man das Buch als wirkliche pikante Lektüre in Gesellschaften empfehlen. Erschlaffte oder schwerfällige Denkthätigkeit vermag es prächtig anzuregen, und man braucht nicht zu befürchten, entweder schlimme Stellen überschlagen oder in Verlegenheit gerathen zu müssen.

Hugo Rheinländer.

Digitized by Google

Briefschalter.

H. K. in W—g. Die Versendung der Belege über erfolgte Besprechungen geschieht seitens der Expedition.

I. K. in H—t „Es war ein Traum"; M. D. in S—x „Der Kranken Bitte"; L. W. in M—g „Kometengleich" (mit kleinen Aenderungen); O. S. in T—l i. G. zwei der „Randglossen" (die Menge macht's nicht!); F. F. in E—t „Die Bauernregeln"; Prof. Dr. K. Z. in M—n „Ein Nothruf"; E. A. S. in R—n b. B. „Der Nachtigall Lockruf" (mit unwesentlichen Aenderungen); R. G. in F—t a. M. „Der Tag"; H. S. in B—n „Traum".

Angenommen!

P. H. S. in B—n (ermangelt der natürlichen Frische); F. S. in K—e (im Ausdruck zu sorglos); M. P. in C—d (im Einzelnen recht hübsche Anläufe, aber im Ganzen ohne Geschlossenheit der Anlage); O. B. in M—n (doch gar zu blumig); L. B. in R—a (Manches recht gut, doch vielfach nüchterne Wendungen); C. S. in P—au (Talent verrathend, allein durchweg geschachtelt im Satzbau); I. S. in A—a (großentheils unklar, bez. inhaltlich verbraucht); M. P. in T—n (zu flüchtige Arbeit, legen Sie einen strengeren Maßstab an); O. S. in B—tz (bitte, keine Politik); Th. R. in W—tz; B. R. in D—tz; V. T. in R—g; I. G. in St. G—n (gegenstandslos); K. A. in C—e (ohne rechten Lebensnerv); R. H. in B—n; I. F. H. in D—g (in solchen Kunstformen sind unreine und reiche Reime störender als sonst); E. S. in M—g (zu allgemein gehalten); R. B. in M—g (ohne individuellen Zug); F. K. in T—tz und H. G. in B—n (die Zeit der Spielmannspoesie ist vorüber); A. L. in S—g i. E. (zu Gunsten von Reim und Rhythmus häufig steif im Ausdruck, auch reimen Diphthonge wie eu und ei nicht miteinander); M. K. in B—g (stofflich ungeeignet, doch erwarten wir gern Anderes); H. W. in D—n (nachlässige Behandlung des Reimes); H. R. in B—au (durchgehends ohne kraftvoll herausgestaltete Schlußwendungen).

Dankend abgelehnt!

P. A. in L—e. Aufsätze litterarischen Inhalts sind uns jederzeit willkommen.

K. P. in M—e. Wie können Sie sich durch etliche Ablehnungen gleich so völlig entmuthigen lassen! Wenn Ihnen dichterisches Schaffen wirkliches Herzensbedürfniß ist, — woran wir keineswegs zweifeln, — so dürfen Sie sich durch diesen ersten kleinen Mißerfolg doch nicht von weiteren Einsendungen ohne Weiteres abschrecken lassen. Für uns ist es überdies keine leichte Aufgabe, uns aus zwei bis drei Proben ein nur einigermaßen klares Bild von Ihrer Leistungsfähigkeit zu machen. — So wenig zweckmäßig es nun auch sein würde, uns mit massenhaften Einsendungen zu überfluthen, so wünschenswerth ist es andererseits, daß Sie uns von Ihren poetischen Erzeugnissen hin und wieder etwas vorlegen, wovon Sie wirklich selbst etwas halten. Viele unserer begabtesten Mitarbeiter, die sich anfänglich in derselben Lage, wie jetzt Sie, befanden, sind durch Beharrlichkeit doch schließlich zum Ziele gelangt.

R. G. in F—t a. M. Wir haben Herrn Franz Karl Jilek Ihr Schreiben, in welchem Sie ihm vorwerfen, das seinerzeit in der „Gartenlaube" erschienene Gedicht „Entsagung" von Ludwig Pfau in unerlaubter Weise als Unterlage für „sein" Gedicht „Verzichten" benutzt zu haben, vorgelegt, damit er sich verantworten könne. Der Herr hat es jedoch vorgezogen, sich auszuschweigen, wir aber können nicht umhin, die Sache hier aufzudecken, und wenn es auch nur wäre, um unseren Lesern ein Beispiel der unglaublichen Naivetät zu enthüllen, mit der gewisse Leute es sich herausnehmen, andere Dichter zu bestehlen in der thörichten Hoffnung, unentdeckt zu bleiben.

M. R. in C—e. Weitere Uebersetzungen des Gedichtes „A la princesse Gilberte" von Ernst Eckstein bitten wir zu unterlassen; wir konnten ohnehin von der großen Menge der eingelaufenen Arbeiten nur eine kleine Anzahl berücksichtigen, obwohl sich auch unter den nicht zur Veröffentlichung gelangenden noch so manches Beachtenswerthe vorfand.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 17. Januar 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Johannes Proß, Rud. Helm, Christian Schmitt, Ernst von Schönberg, Sappho Liepholdt, Max Geißler, E. Ehrenberg, Karl Zettel, Rudolf Goette, Albert Mosser, Martin Greif, Anna Voigt, Rudolf Beck, Edmund Laden, Eugen Schultz, Ludwig Wollmann, Hanns Weber, Math. Fischer, Anna von Jeromsky und Martin Peters. — Glossen. Von Julius Grosse. (Schluß.) — Bücherschau. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**. Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.** In Commission: **Trüb'sche Buchhandlung** (A. Schmittner) in **Zürich** und **E. Steiger & Cie.** in **New-York.**

Digitized by Google

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Deutsche Poetik.

Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst.

Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre.

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Umfang 23 Bogen. Preis: brosch. 5 *M*, Lwdbd. 6 *M*.

Stimmen der Presse:

Hamburger Nachrichten: Ihrer populären Geschichte der neuesten deutschen Litteratur haben die Verfasser eine kurzgefasste poetische Aesthetik und Formenlehre folgen lassen. Die Aufstellung mannigfach neuer Gesichtspunkte und die Behandlung des Stoffes aus einer einheitlichen Grundanschauung heraus empfehlen das Buch der Beachtung der zunächst Betheiligten, der wissenschaftlichen Fachgenossen und der Dichter, denen es um eine theoretische Erkenntniss ihrer Kunst zu thun ist; die allgemein-verständliche Form der Darstellung aber lässt diese Poetik nicht minder als einen Berather und Führer aller gebildeten Kreise zum Verständniss des Wesens und zur Würdigung der Formen echter Dichtwerke erscheinen. Ein Hauptvorzug des Buches ist, dass es nicht auf erklügelten und eigensinnig festgehaltenen starren theoretischen Principien ein selbstherrliches Lehrgebäude errichtet, sondern dem lebendig grünenden Wald deutscher Dichtkunst die Kennzeichen und Gesetze seines Werdens und Wachsens, seines inneren Triebes und seiner Wirkung abzulauschen und vor dem Leser aufzuzeigen sich bemüht. Die ästhetischen Grundüberzeugungen der Verfasser halten sich frei von einseitigen Parteistandpunkten; sie sehen im Idealismus und Realismus nur zwei verschiedene Betrachtungsweisen der Dinge, von denen die eine vom erkennenden Geiste, die andere von dem Gegenstande des Erkennens, der Welt ausgeht; sie definiren die Kunst als „die naturgetreue Wiedergabe von Erscheinungen des Lebens in einheitlicher Begrenzung, dergestalt, dass sich die Gesetze des Seins an ihnen wiederspiegeln"; sie sehen in der Schönheit objectiv nur „eine sekundäre Erscheinung des Urbildlichen, Charakteristischen", subjectiv nur den „Wiederschein, den die nach den Gesetzen des Lebens ausgestalteten Dinge in unserm Gemüth hervorrufen." Bei der Behandlung der Mittel poetischer Veranschaulichung wird auch der kennzeichnenden Lautmalerei eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Bei Abgrenzung der Gattungen der Dichtkunst ist die Eintheilung der Lyrik in Liedesdichtung, Stimmungslyrik ebenso neu als glücklich.

Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands: .... Hinsichtlich der Eintheilung der Dichtungsgattungen haben die Verfaser eine neue Anordnung getroffen, die wir vollständig billigen. Besonders ist das Bestreben anzuerkennen, den Gegenstand in möglichst übersichtliche und klare Fassung zu bringen; aus diesem Grunde ist eine den inneren Zusammenhang beeinträchtigende Zerstückelung in allzuviele Unterabtheilungen vermieden. – Gleichwie das früher erschienene Werk der Verfasser: „Geschichte der deutschen Litteratur von Goethes Tode bis zur Gegenwart" als ein brauchbares und tüchtiges genannt zu werden verdient, so sei auch die „Poetik" aufs wärmste empfohlen: Denn die Darstellung zeugt überall von gründlicher Stoffkenntniss und scharfer Beobachtungsgabe.

Geschichte der deutschen Litteratur

von Goethe's Tode bis zur Gegenwart.

(Mit einer Einleitung: Die deutsche Litteratur von 1800 bis 1832.)

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Circa 30 Bogen, Median 8°, mit den Bildern und Namenszügen von H. von Kleist, A. von Chamisso, L. Uhland, N. Lenau, E. Geibel, G. Freytag, Th. Storm, R. Hamerling, Fr. Spielhagen, E. von Wildenbruch.

Preis: brosch. 6 Mk., eleg. gebd. 7 Mk., in Liebhaberband (Halbfranz) 7 Mk. 50 Pf.

Stimmen der Presse:

Schlesische Zeitung: Selten haben wir ein litteraturgeschichtliches Buch mit solchem Vergnügen gelesen und mit solcher Befriedigung aus der Hand gelegt, wie das vorliegende. Die von den Verfassern gelieferten Charakteristiken und Beurtheilungen der Dichter, ebenso wie die der Dichterwerke sind fast durchweg schlagend, treffend und wohl begründet; sie zeugen von der ästhetischen Bildung nicht minder als von dem gesunden Sinn der Verfasser. Am meisten zu beglückwünschen sind sie aber wegen des kühnen Muths, mit dem sie sich auch mit ihrem Urtheil an die durch nachbeterische Tradition geweihten und von der Tagesmode überschätzten Grössen gewagt haben. Einen höchst erfreulichen Eindruck macht es auch, dass sie in der Eintheilung der Dichter nicht blindlings der Schablone der üblichen Litteraturgeschichten gefolgt, sondern völlig selbstständig verfahren sind. Durch das Ganze weht ein erfrischender Hauch und die Verfasser haben sich kein geringes Verdienst damit erworben, dass sie endlich einmal in den Wust von Namen und Titeln, in dem die neueste Litteraturgeschichte fast erstickte, Licht und Ordnung gebracht haben. Das Buch sei hiermit unseren Lesern auf's Angelegentlichste empfohlen.

Reform (Hamburg): Die Verfasser haben sich redlich bemüht, den umfangreichen Stoff in übersichtlicher Weise in einem zwar recht stattlichen, aber doch nicht gar zu starken Bande zu bewältigen, und es ist nicht zu leugnen, dass ihnen ihre Arbeit bestens gelungen ist. — Die ganze Darstellung hält sich in glücklicher Art fern vom trockenen, lehrhaften Kathederton, sondern behandelt ihren Gegenstand mit einer wohlthuenden Frische und einer allenthalben sich kundgebenden Liebe zur Sache. — Das Buch sollte in jede Hausbibliothek gebildeter Familien, wo deutsche Litteratur noch gehegt und gepflegt wird, Eingang finden. Die dem Werke beigegebenen zehn Bildnisse sind vortrefflich und geradezu musterhaft in Holz geschnitten.

Paul Heinze's Verlag, Dresden-Striesen.

Digitized by Google

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
vorm. S. Schottlaender, Breslau.

Das malerische Schweden. Eine Schilderung in Wort und Bild. Mit 160 Illustrationen. Aus dem Schwedischen übersetzt von **O. Hoppe.** — Hochelegant broschirt ℳ 12.—; fein gebunden ℳ 15.—.

Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Entwickelung, ursächliche Zusammenhänge, geschichtliche und nationale Eigenheiten. Von **H. T. Finck.** — 2 Bände. Hochelegant broschirt ℳ 15.—; fein geb. ℳ 17.—.

Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. 1815—1840. Von **Karl Biedermann.** — 2 Bde. Hochelegant broschirt ℳ 7.—; fein gebunden ℳ 10.—.

Altes und Neues. Studien und Kritiken. Von **Wilhelm Lübke.** — Ein Band. Hochelegant broschirt ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 10.—.

Erinnerungen aus den Tuilerien. Von Madame **A. Carette,** geb. **Bouvet,** Palastdame J. M. der Kaiserin Eugenie. Aus dem Französischen übertragen von **Eufemia von Adlersfeld,** geb. **Gräfin Ballestrem.** — 2 Bände. Hochelegant brosch. ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 10.—.

Bunte Blüthen. Gedichte von **Rudolf von Gottschall.** — Hochelegant broschirt ℳ 2.—; fein gebunden ℳ 3.—.

Der steinerne Gast. Roman von **Rudolf von Gottschall.** — Ein Band. Hochelegant broschirt ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—.

Eine Mutter. Roman von **Gerhardt von Amyntor.** 1 Band 8°. Hochelegant broschirt ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6. —.

Die Hexe von Szegedin und Anderes. Novellen. Von **Anton Ohorn.** — Ein Band. Hochelegant broschirt ℳ 4.50; fein gebunden ℳ 5.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler in Leipzig.

Dervorgil.
Ein episches Gedicht
von
Ernst Guntram.
Preis br. ℳ 2.40, eleg. geb. ℳ 3.40.

Lieder eines Sünders.
Von
Hermann Conradi.
Preis br. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—.

Moderne Dichter-Charaktere.
Herausg. v. **Wilhelm Arent.**
Mit Einleitungen von **Hermann Conradi** u. **Karl Henckell.**
Preis br. ℳ 5.—.

Peregrin.
Ein Berliner Gedicht
von
Adolf Schafheitlin.
II. Aufl.
Preis br. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—.

Detlev Freiherr von Liliencron.
Gedichte.
Preis br. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—.
Adjutantenritte u. andere Gedichte.
Preis br. ℳ 2.—, geb. 3.—.

Gesammelte Gedichte
von
Wilhelm Walloth.
II. Aufl.
Preis br. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—.

Günther Walling.
Von Lenz zu Herbst.
Dichtungen.
II. Aufl. Preis geb. ℳ 5.—.
Guitarrenklänge.
Volks- und volksthümliche Lieder Spaniens.
Preis geb. ℳ 5.—.
Vom Land des Weins u. der Gesänge.
Preis br. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—.

Orgien und Andachten.
Dichtungen
von
Ernst Wechsler.
Preis br. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—.

Das deutsche Lied der Neuzeit.
Geist und Wesen.
Von
J. J. Honegger.
Preis br. ℳ 3.—.

Von der Lebensstrasse
und andere Gedichte.
Von
Georg Egestorff.
Preis br. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—.

Die Tragödie des Menschen.
Dramatische Dichtung
von
Emmerich Madách.
Uebersetzt von
Alexander Fischer.
Preis br. ℳ 4 —.

Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan
oder: **Die Ehebeichten.**
Von **Frz. Held.**
Preis br. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—.

Laskaris.
Eine Dichtung von **Dr. Arth. Pfungst.**
I. Thl.: **Laskaris Jugend.**
Preis br. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**
Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle“ 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim“ in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Was fesselt mich?

O Sonne, wie so spät gehst du jetzt auf
Und wie so früh vollendest du den Lauf,
Und wie so matt fällt an dem Tag dein Strahl
Durch graue Wolken auf das öde Thal.

Nichts lockt mich an dem trüben Tag hinaus,
Mir graut vor Frost und Schnee und Sturmgebraus,
Und kommt die Nacht, wie ist sie doch so lang
Und wie so träg des Stundenzeigers Gang.

Ach hätt' ich Flügel, flög' ich ohne Ruh,
Den Vögeln gleich, dem schönen Süden zu,
Bevor der erste Reif im Grase blinkt,
Nach kurzem Tag am Berg die Sonne sinkt.

Was fesselt mich? gehör' ich mir doch an;
Steht doch nach Süden offen mir die Bahn!
Die Liebe hält mich fest mit starkem Band
Bei Weib und Kind im winterlichen Land.

Julius Sturm.

Digitized by Google

Das Symbol und der Realismus.

Von **Heinrich Kuhmerker.**

Seit den ältesten Zeiten haben die Menschen einen tiefen innren Hang zum Geheimen, Verhüllten und Wunderbaren gezeigt. Sei es, daß sie diese Neigung von der in tausendfältigen Geheimnissen erscheinenden Natur unbewußt überkommen, oder daß sie in ihrer Kurzsichtigkeit sich mit jenen Geheimnissen identificiren zu sollen meinten: sie sind in dieser Neigung groß gewachsen, haben sie gepflegt, haben ihr Namen und Gestalt gegeben und haben sie endlich zu einer ihnen gefälligen, holden Kunst herangezogen: der Symbolik. Wo das Auge nicht eindringen, was der Geist nicht fassen konnte, dem gaben die Menschen ein heiliges Sinnbild, ein Symbol zum Deckmantel und verehrten solchen, ohne sich über die wirkliche Macht Rechenschaft mehr zu geben, die hinter jenem dunklen Zeichen webte und wirkte. Das war der nackte Ursprung des Symbols. Im weitern Laufe der menschlichen Entwickelung gingen die Menschen, sehend, daß dieser Symbolkultus ihren Anschauungen einen gewissen Glanz, den Schein der Macht, den Reiz des Wunderbaren verliehen, in der eingeschlagenen Richtung weiter und legten, wie dem Unfaßlichen auch dem Faßlichen, also nicht mehr allein dem Geistigen, sondern auch dem Körperlichen, symbolische Bedeutungen bei. So kam es, daß der Mensch alles, was der Geist in den Bereich seiner Anschauung zog, nicht mehr in der gemeingänglichen Sprache äußerte, sondern in eigener Weise, in nicht Jedem verständlichen Zeichen und Sinnbildern ausdrückte, was besonders dort reichhaltig der Fall war, wo dem Gegenstande eine besondere Bedeutung und Beachtung zukommen sollte. Auf diese Weise dehnte sich gar bald die Symbolik auf alle Gebiete menschlichen Schaffens und Denkens aus. Vornehmlich bemühte man sich solche für die Religion, die Philosophie und für die Poesie auszunützen.

Zur höchsten, wenn auch nicht gerade vortheilhaftesten Entwickelung brachten die Symbolik die Aegypter, die ihr einen eigenen Kult schufen; es ist dies das Hieroglyphenthum. Während man früher abstrakte Zeichen und Sinnbildlichkeit nur einzelnen hervorragenden Kräften in dem Gegenstande, blos einzelnen nicht leicht faßlichen Erscheinungen verlieh, gaben die Aegypter überhaupt der ganzen Sprache Bilder und Zeichen.

Die sehr reiche Vielgestaltigkeit dieses Zeichensystems brachte es mit sich, daß selbes nur das Eigenthum einer winzigen Schaar von Gelehrten geworden. Und in dem Maße wie diese sich, vermöge ihrer errungenen Sonderstellung, über das Volk erhoben, wuchs auch bald jene Zeichenschrift zu einem Vorrechte hehren Wissens und ausschließlicher Macht heraus. Man sah in Allem und Jedem nicht mehr das Wesen selbst, sondern nur eine vermeintliche Gestalt einer dahinter wirkenden, wunderbaren Macht. Der damalige Götzendienst, die Verehrung der Planeten, Thiere und Pflanzen leistete jener Bilderlehre reichen Vorschub und gestaltete alle Geistesthätigkeit zu einer weitgegliederten Symbolik, der natürlich das Volk fernblieb und fernbleiben mußte. Moses, ein Kind Aegyptens, eingeweiht in die geheime Bilderlehre, in alle dunklen Zauberformeln, durchschaute bald, daß mit diesem Wunderwesen der Geheimschrift nicht lediglich Wissenschaft und Religion betrieben wurde, aber daß Fürst und Priester sich jener geheimnißvollen Kunst als eines Machtmittels, als eigener Vorrechte von Macht und Genuß bedienten, wie diese sich ja thatsächlich auch göttliche Ehre erweisen ließen. Vielleicht war dies auch einer seiner Hauptbeweggründe, die in ihm den Willen und den Muth erweckten, die Juden, also wenigstens einen Theil der Menschheit, von dem bedrückenden Joche der pharaonischen und priesterlichen Wissensüberlegenheit, von dem Joch der Gewaltherrschaft zu befreien und dem Volke zu zeigen, daß auch dieses theilnehmen darf an menschenwürdiger Arbeit, an Macht und Genuß. Aber Moses war auch ein zu kluger Kopf, um nicht die Wohlthaten, die Nützlichkeit einer vernünftigen, Jedermann zugänglichen Symbolik einzusehen. Unvermittelt kann der gewöhnliche Mensch ungestraft nicht den gewaltigen Geist des Alls begreifen. Er bedarf zu dessen Wahrnehmung irdischer Bilder. Und so übernahm auch Moses das Symbol in seine Religion. Aber seine Symbolik hat die schweren Fesseln der Dunkelheit abgestreift. Sinn und Bedeutung des mosaischen Symbols zeigen sich in ungleich lieblicheren, faßlicheren Gestalten: „Und den heiligen Sinn hütete das liebliche Wort"; das erklärliche, zu Geist und Gemüth sprechende Wort, welches Moses immer seinen symbolischen Anordnungen beigesellt hatte.

Von den Aegyptern überging die Symbolik auf die Griechen und Römer, deren Mythen reiche Denkmale des aegyptischen Bilderkultus bilden.

Das Christenthum, aufgebaut auf dem mosaischen Glauben, hat die alte phantastische Götter- und Schriftlehre der Aegypter zerstört, aber dem Reiz der Symbolik nicht ganz widerstehen mögen und flocht diese gar bald in seine Religion ein. Das unterscheidende Grundmerkmal jedoch zwischen aegyptischer und christlicher Symbolik lag darin, daß die erstere Religion Wissenschaft und Schriftthum zu einem dunklen Gewebe verquickte, aus und in dem das geistige Leben bestand, während die letztere, eine ideale geistige Gottheit zur Grundlage nehmend, die Symbolik blos als Verehrungsmittel in den Dienst der Religion stellte. Das Christenthum setzte dort mit der

Digitized by Google

Symbolik ein, wo es einem Kult einen verhüllten tiefern Sinn zu Grunde legen, wo es etwas Geistiges, Undarstellbares, Unsichtbares zum Ausgange und Anlasse idealer Verehrung nehmen wollte. „Die ältern Christen bedienten sich der Sinnbilder, um sich durch nicht Jedermann verständliche Zeichen vor Verfolgung zu schützen", oder dort, wo sie dem verehrten Gegenstande, oder einer göttlichen Anschauung, einer Idee eine hehre Weihe und Bedeutung beimessen wollten. Hieraus entwickelte sich nach und nach der mittelalterliche Mysticismus, der für wenige, eingeweihte Auserwählte die Verwandtschaft und Berührung mit übersinnlichen Wesen in Anspruch nahm und der die Gottheit in mit der Natur verschlungenen und hinter ihr verborgenen Mächten in irdischen Gebilden sehen wollte. Und davon leitete man auch im Mittelalter hauptsächlich die Mythe, Symbolik und Allegorie ab.

Selbst die lutherische Reformationsbewegung tastete die Symbolik der Kirche nicht an, indem sie in ihr die Formeln und Discipline erblickte, in welche sich die verschiedenen kirchlichen Dogma nothwendig kleiden, und welche die gläubigen Gemüther erhalten müssen, sollen sie sich nicht in unbegreifliche Abstrakta verlieren. Die Kunst, Malerei, Sculptur und vor allem die Poesie haben die Symbolik mit Freude angenommen, gepflegt, sie sogar bis auf den heutigen Tag erhalten und in das alltägliche Leben verpflanzt. Bildet ja die Kunst im Großen und Ganzen nur eine Sprache von Bildern und Gleichnissen, ist sie ja die schöne Verkörperung von Geist und Phantasie in der Form von allegorischen Gestalten.

Die talmudische Lehre läßt die Symbolik aus ethischen Gründen als eine für den großen Haufen gebotene Rücksicht gelten. Selbst die Philosophen der jüdischen Kirche beurtheilen die Symbolik zwar als überflüssiges, heidnisches Dogma, für das Volk aber als nützliche Vermittlung von Geist zu Körper, und insofern auch für die Forschung nicht schädlich. Die ältern christlichen Denker, fast den gleichen Standpunkt einnehmend, räumten schon der Wissenschaft gewissermaßen die Nothwendigkeit ein, sich von der Symbolik, als Lehre, zu befreien, sie verlangen diese aber um so dringender zur Wahrung der Kirchenlehre. Erst der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts nahm, wie gegen manche andere geistigen Ueberkommnisse früherer Zeiten, auch gegen den Kult der Symbolik einen feindlichen Anlauf und arbeitete auf dessen Vernichtung hin. — Wir wollen sehen, mit welcher Berechtigung.

Die Aufgabe der Wissenschaft ist die Erkenntniß der Naturgesetze. Mit dieser gewonnenen Erkenntniß ist auch deren unmittelbares Ziel zu Ende, lange aber noch nicht das des Menschen. „Soll er fähig und fertig sein, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muß er sich schon innerhalb der *erstern* für die letztern und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freiheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der *Schönheit*, ausgeführt haben." So Schiller, und an anderer Stelle derselbe:

„Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im *Symbol* des *Schönen* und des *Großen*
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand."

Desgleichen kann der Realismus nicht darin bestehen, den Menschen in der nackten Zergliederung der Naturwesen sein Glück sehen zu lassen. Er kann keine Schaustellung von Häßlichkeiten und Widerlichkeiten, ein Sammelbegriff für abstoßende, ekele Beispiele, für lasterhafte, schändliche und gemeine Fratzen sein, wie sie z. B. Zola, Ibsen ꝛc. schildern. Der Realismus umfaßt vielmehr nach meiner Ansicht die *Wahrhaftigkeit* auf der ganzen Linie menschlichen Thuns und Denkens und Empfindens. Begriffe, Gefühle, Begeisterung für das Schöne, Wahre und Gute, Pflege geistiger Ideale sind, als dem Menschen angeborene und angebildete Eigenschaften, als Bedürfnisse seines geistigen Wesens nicht weniger wirklich, nicht weniger real, nicht minder wesentliche und lebenswahre Bestandtheile des Realismus, als die ihm ausschließlich zugemuthete Gegenständlichkeit grober und gemeiner Naturmißgriffe. Der Realismus ist mit einem Worte der Gesammtbegriff von Allem, was des Menschen Herz bewegt, was es echt und gesund zum Ausdruck bringt, sei es prosaisch oder ideal, wenn es nur rein und edel ist.

Wohl steht auch das Kranke, das Ueble nicht außerhalb der Wirklichkeit, aber dieses ist eben eine *Abweichung* der gesunden, vollendeten Natur und kann als *Ausnahme* kein System bilden. *Niemals aber kann der Realismus mit Entartung und Verderbtheit, mit Oede, Flachheit und Niedrigkeit identificirt werden.* Gemüthsstimmung, Empfindung, Empfänglichkeit und Neigung für das Naturschöne haben längst die engen Schranken der physischen Beschränktheit gebrochen. Die Phantasie erschloß dem Menschen die Freiheit im Genusse. Und zuerst und zuletzt sind es der Phantasie holde Kinder, das Symbol und die Mythe, welche die schöne Harmonie von Poesie und Wissenschaft herstellen, die Harmonie, die den Menschen zu hoher Gesinnung und edler Empfindung und zu der aus beiden fließenden Glückseligkeit sicher geleitet.

So stand auch die Wissenschaft der Poesie lieblichster Schwester, der Symbolik, nie mit Ernst feindlich gegenüber. Philosophen sowie die Männer der Wissenschaft haben vielmehr immer das an Reizen reiche Gebiet der Sinnbildlichkeit geachtet und unentweiht gelten lassen. Wozu diese aber, und mit Fug und Recht, sich berufen fühlten, das war die Reinigung, die Klärung der Symbolik, da-

Digitized by Google

mit diese alles Gemeine und Götzendienstliche, alles Verschwommene und Dunkle ausscheide, damit das geheiligte Sinnbild auch nur ausdrücken soll, was dessen hoher Zweck ist: das ideale Urbild hehrer Gefühle und göttlicher Vernunftfreiheit, damit endlich die größte Erkenntniß durchdringe, die je angestrebt war und werden wird, die Erkenntniß, daß der Mensch das schönste und höchste Symbol der Gottheit ist, deren Ebenbild er ja in der begreiflichen Welt war und sein wird!

Diese hehre und tiefe Bedeutung der Symbolik wird keiner Forschung Beute, keiner Philosophie Opfer werden!

Und der Symbolik, in diesem Sinne aufgefaßt, kann auch unser moderner Realismus, wie wir ihn oben geschildert, nicht feind sein, er ist vielmehr gut vereinbar mit ihr.

„Des Wissens hohe Schranken gehen auf,
Der Geist, in euern leichten Siegen
Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wiegt er sie mit menschlichen Gewichten,
Mißt sie mit Maßen, die sie ihm geliehn;
Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten
Muß sie an seinem Aug' vorüber ziehn."

(Schiller, „Die Künstler".)

Deshalb soll heute das Symbol nicht mehr typisch, schematisch, mystisch, sondern naturwahr und ideal sein. Der Wald, die Flur, der Strom, Blitz und Donner sollen uns heute nicht mehr das dunkle Symbol verhüllter Gewalten, sondern der Schönheit, der Erhabenheit und des Gleichmaßes bilden. Und auf diesem Gebiete hat der Realismus viel zu schaffen. Wie die Natur selbst, so hat auch er nicht den Kult von Häßlichem und Widerlichem zu treiben, sondern das Ungesunde, das Ueberlebte, das Mysteriöse zu vertilgen und uns in allen unsern Empfindungen, in allem, was das Herz und das Auge erfreut, durch Symbol und Dichtung, zur gesunden idealen Reinheit zu führen.

Ich glaube diesen Aufsatz nicht besser schließen zu können, als wenn ich auf ein leuchtendes Beispiel schön, rein und gesund bethätigter Symbolik hinweise, ich meine die Symbolik der Freimaurerei.*) Diese, ihre hohe Aufgabe in einer geistig-sinnlichen Einwirkung auf ihre Mitglieder, in deren Veredelung und Befreiung von Vorurtheil, Aberglauben und Leidenschaften, in der Erziehung thätiger Menschen zum Gemeinwohl, in der Pflege der Ideen des Wahren, Guten und Schönen suchend und findend, ihre äußere Wirksamkeit stets nur auf Werke der Barmherzigkeit und Menschenliebe richtend, — findet es nützlich und erforderlich, die äußere Verbindung, die Zusammenhaltung ihrer Mitglieder, ihre erwähnte schönste Wirksamkeit an Symbole zu knüpfen, und solche zum Erkennungs- und Liebeszeichen zu machen. Und diese Symbole bieten den Freimaurern nicht das geringste Hinderniß in ihren freigeistigen Auffassungen, in Ausübung von Pflichten und Aufgaben der Menschlichkeit; sie enthalten eben nichts, was der guten Sitte und den Staatsgesetzen, den verschiedenen Berufen und der Pflege von Kunst und Wissenschaft entgegenwirkt.

Diese Symbole sind im Gegentheile rein ethischer Natur und dienen als sprechende Sinnbilder zu Geist, Herz und Gemüth, und sind diesen willkommene und anregende Vermittlungszeichen zwischen dem Geistigen und Körperlichen.

Möchte doch unser Zeitalter von sich abstreifen die kalte Nüchternheit des klügelnden und schlecht verstandenen Realismus und sich mit mehr Glaube und Verständniß die heiligen Symbole des Schönen und Guten zu Gemüthe führen.

Das wird der Menschheit zeigen, wie viel die poetisch erhabenen Schöpfungen eines Goethe, Schiller, Lessing und der anderen Großen vor den Romanen eines Zola voraus haben.

Das wird der Menschheit mehr Heil und Frieden bringen als die Geist und Gemüth tödtenden Schauerbilder verbohrter Naturalisten und Realisten!

*) Um meine Objectivität in dieser Hinsicht darzuthun, erkläre ich, daß ich kein Freimaurer bin.

Es war ein Traum.

Es war ein Traum, ein schöner Traum,
Den ich dir einst erzählt.
Wir saßen Beide Hand in Hand
An grünumbuschter Laubeswand;
Wir hatten sie zum Märchenplatz
Am Sommertag erwählt.

Durch's Laubwerk sich die Sonne stahl
In unser Herz hinein.
Sie lacht' auf unser selig Thun;
Daß auch im Lächeln Thränen ruhn,
Wir ahnten's nicht — die Liebe sprach:
Wie heut, soll euer Leben sein.

Digitized by Google

Es war ein Traum, ein schöner Traum —
Wie bald war er verrauscht!
Wohl lacht derselbe Sonnenschein,
Ich aber wandere fern allein.
Der Glast zerrann, ihn hat die Nacht
Mit Thränenthau vertauscht.

Johannes Krüger.

Weltwirrwarr.

(1881.)

„Willst du, Freund, dein irdisches Leben retten?
Sattle schnell dein Roß und entfleuch dem Boden:
Flieh' von hinnen, nur in entlegnen Weiten
Blüht dir der Frieden!

Schwing dich auf! Hier lauert Gefahr und Unheil.
Nicht das sanftauflösende Krankenlager
Fürchte mehr (oft hilft in der Noth des Arztes
Freundliche Hand noch);

Nein, wohin dein Auge sich richtet, siehst du —
Oder siehst auch nicht den geheimnißvollen
Raschen Blitz aufzucken! Wie Thiere kämpfen
Menschen mit Menschen.

Jüngst im Nordost rauschte das Schwert hernieder,
Welches längst schon über dem Haupt des größten
Herrschers hing; jüngst stürzte des freiesten Volkes
Lenker im Westen.

Also fleuch, aufsuchend ein wüstes Eiland!
Dort, im Urwald, lebst du so still und harmlos,
Wie Robinson, welchen voreinst die Wogen
Retteten landwärts:

Blos im Kampf stand dieser mit Wild und Wilden!
Hier jedoch bräut rings Dynamit und Pulver
Jähen Tod. Die Flinte, Revolver, Alles
Müssen wir fürchten."

„Sei getrost!" antwort' ich. „Im kurzen Dasein
Um das Dasein bangen nur feige Seelen;
Fürchte nichts! Seit Menschengedenken kämpfen
Menschen mit Menschen." — —

Wird der Tag anbrechen, wo Friede, Friede,
Friede strahlt auf diesem Planeten, süßen
Lenzes voll: wo Rosen umspielt der Westwind,
Rosen der Nordwind?

Johannes Minckwitz.

Digitized by Google

Die Musik.

Hoch vom Throne des Himmels, den Engelsgestalten umschweben
Ewig in seliger Lust, klingst du herab in die Welt,
Tröstende Ahnung erweckend vom Walten höherer Mächte,
Deren Sprache du bist, liebliche Kunst der Musik.
Umkehr gelobend verstummt vor der göttlichen Hoheit der Töne,
Wer in Leidenschaftsgluth Sklave ward niedrigen Triebs.
Zündend ergießt sich ihr Zauber in ängstlich verzagte Gemüther,
Und aus dem feurigen Muth blühet die herrliche That. —
Oeffne dein Inneres gern der erhabenen Sprache der Seele,
Welche des Herzens Geschick fühlend mit jeglichem theilt.
Leidlicher macht, sie die Last des schmerzdurchzitterten Busens,
Weihet zu edlem Genuß gütig verliehenes Glück. —
Nimm den schuldigen Dank für den Vorschmack einstiger Wonnen,
Stammend aus ewigen Höhn, lindernd der Sterblichen Loos; —
Tausendmal schöner als jetzt, Allmächtiger, werden wir droben
Dich mit den Seligen all' preisen in höherem Chor!

Ernst Zick.

Beim Walzer.

Die Schleppen rauschen und die Locken fliegen,
Demanten flimmern hell im Kerzenstrahle,
Wo in dem weiten, glatten Spiegelsaale
Im Walzertakte sich die Paare wiegen.

Die Klänge brausen vom Orchester nieder,
Es glüht der Odem und die Augen blitzen,
Und durch den Flor von Tüll und zarten Spitzen
Steigt süß ein Duft von Rosen und von Flieder.

In meinem Arme wiegt sich eine Schöne,
Wir gleiten schweigend durch die Tänzerpaare,
Und, der Kamelie gleich in ihrem Haare,
So schön, so kalt schwebt sie im Meer der Töne.

Auch ich bin kalt. Mein Denken flog von hinnen,
Zu dir, mein Mädchen, in die weite Ferne,
Mein Himmel ist, wo deiner Aeuglein Sterne
Die Nacht verscheuchen, dort lebt all mein Sinnen!

Wärst du bei mir, wie wollt' ich froh mich wiegen,
Daß Jeder früge: Sagt, wer ist's da drinnen,
Der mit der schönsten aller Tänzerinnen
In sel'gem Taumel scheint empor zu fliegen?

Julius R. Haarhaus.

Digitized by Google

Der Kranken Bitte.

Bleibe bei mir, laß mich nicht allein,
Sieh, der Tag will sich zu Ende neigen,
Bei der Sonne letztem Purpurschein
Schreckgestalten jenem Berg entsteigen;
Doch bei deiner Augen mildem Licht
Seh' ich all' die bösen Geister nicht.
Bei der Sonne letztem Purpurschein
Bitt' ich dich, o laß mich nicht allein.

Bleibe bei mir, laß mich nicht allein,
Sieh, die Dämmrung senket sich hernieder,
Bei des Abendhimmels fahlem Schein
Schütteln bange Schauer meine Glieder;
Doch in deiner Liebe treuer Hut
Hoffnungsfroh mein Herz in Frieden ruht,
Bei des Abendhimmels fahlem Schein
Bitt' ich dich, o laß mich nicht allein.

Bleibe bei mir, laß mich nicht allein;
Sieh, nun ist die Nacht hereingebrochen,
Bei des Mondes trügerischem Schein
Kommt der Tod, der lauernde, gekrochen.
Doch ich fühl's, wenn ich in deinem Arm,
Strömt in's Herz mir neues Leben warm.
Bei des Mondes trügerischem Schein
Flehe ich, o laß mich nicht allein.

Bleibst du hier und läss'st mich nicht allein,
Weilest, bis der Tag beginnt zu grauen,
Daß beim ersten goldnen Frührothschein
Neuen Muths ich mag den Himmel schauen:
Halt' ich länger dann dich nicht zurück —
Mein der Leiden Kelch und dein das Glück.
Bis zum ersten goldnen Frührothschein
Weile nur und laß mich nicht allein.

Marie Prechsel.

Hattuey.

Auf Haïtis Palmenstrande
Vor der Spanierveste Thoren
Ragt ein hoher Scheiterhaufen,
Von der Klippe fernhin drohend.

Tausend Krieger, stahlgerüstet
Von dem Kopf bis zu den Füßen,
Hundert Pfaffen, siegesfreudig
Halten um den Holzstoß Wache.

Gilt's doch heut, der braunen Feinde
Letzten, größten zu bestrafen,
Seines Volkes kühnsten Rächer,
Den Kaziken Hattuey.

Lang in der Sierren Schluchten,
Die der Urwald hält umsponnen
Mit dem grünen Zaubernetze,
Bot er Trotz den Christenwaffen.

Grimmig rang der blinde Heide
An der Spitze nackter Krieger
Wider Toledanerklingen,
Die geweiht der heil'ge Vater,

Trotzend frech dem Allgewalt'gen,
Der in seines Reiches Grenzen
Nie die Sonne sah versinken,
Und Europen schrieb Gesetze.

Oft vom Blute troff die Steinaxt
Und die Lanze des Kaziken
Von dem Blute der Hidalgos
Und geschorner Kuttenträger.

Aber endlich im Gefechte
Schlug auch ihm die Schicksalsstunde;
Sinken sah er die Gefährten
Und sich selbst verstrickt in Bande.

Nun auf brandbereitem Holzstoß
Steht der Greis am Marterpfahle,
Als ein gräßlich-warnend Beispiel
Seines Volks versprengten Resten.

Neben ihm, die schwarzen Augen
Lodernd hell von heil'gem Eifer,
Weilt ein hagrer Mönch, im braunen
Ordenskleid der Franziskaner.

Digitized by Google

Und er predigt lang und dringend
In der wilden Feinde Sprache
Von des Paradieses Freuden,
Und der Häuptling lauscht ihm schweigend.

„Wende dich von deinen Götzen",
Ruft der Mönch, „empfah die Taufe,
Dann begnadet dich zum Galgen
Huldreich unser Gubernador,

Dir des Scheiterhaufens Qualen
Sparend, die du reich verdienteſt,
Und des Chriſtenhimmels Wonnen
Warten dann des Neubekehrten." —

Aber ſtarr in's Antlitz blickt ihm
Wie ein wunder Königsadler
Hattuey, die weißen Strähne
Schüttelnd aus der braunen Stirne:

„Sage, Prieſter, an dem Orte,
Den du ſo beredt mir prieſeſt,
In dem Todtenland der Chriſten,
Werd ich dort auch Spanier finden?" —

Eifrig nickt ſein „Ja!" der Andre,
Aber eh er's ausgeſprochen,
Donnert des Kaziken Stimme:
„Hunde, zündet an die Scheiter!

Nicht im Leben, noch im Tode
Will ich mehr euch Gottverfluchte
Schaun, die Würger meines Volkes,
Meiner Brüder, meiner Söhne!

Nicht im Geiſterlande will ich
Mehr dich Liebe heucheln hören,
Du Geſchlecht mit Natterzungen,
Mit des Haifiſchs Kieſelherzen!

Nur zu lang ſchon ſah ich Schufte,
Die um Gold den Freund verrathen,
Lächelnd heil'ge Schwüre brechen,
Sklavenpeitſcher, Folterknechte!

Weſtwärts wandr' ich mit der Sonne
Zu den Seelen meiner Väter,
In das Land des großen Geiſtes; —
Seid verflucht in Ewigkeit!" —

Scheu iſt ſchnell der Mönch entwichen,
Und die Flammen züngeln praſſelnd
Durch das Aſtwerk, durch die Sparren,
Lüſtern nach dem ſeltnen Fraße. . .

Dumpf ertönt aus Rauchеswirbeln
Des Kaziken Todtenweiſe,
Voll von abgrundtiefem Haſſe,
Daß die ſtarrſten Herzen beben.

Still nun alles, rothe Gluthen
Lodern ſtumm zum Abendhimmel,
Und des greiſen Häuptlings Seele
Wandert ſtolz und frei nach Weſten,

Wo das Haupt des Sonnengottes
An dem Rand des großen Waſſers
Niedertaucht, als wollt' es länger
Nicht des Erdballs Greuel ſchaun.

Reinhold Fuchs.

Der kleine Zecher.

„Sieh, Alte, ſieh den Jungen trinken,
Er holt vom Grund den letzten Reſt,
Sieh ſeine Augen feurig blinken,
Er hält das Glas ſchon wacker feſt!"

Die Mutter will dem Manne wehren
Und ſpricht: „Dem Kinde ſchadet Wein,
Mit ſüßer Milch nur darf ſich's nähren,
Sonſt bleibt's für alle Zeiten klein."

Der Alte lacht. „Laß nur den Knaben!
Es giebt der Wein dem Manne Kraft;
Damit wir künftig Männer haben
Gebt ſchon den Jungen Rebenſaft!"

Friedrich Friedrich.

Digitized by Google

Weltenschicksal.

(Kanzone.)

Soweit der Sonne goldner Strahlenbronnen
Des Weltenraums unendlich Dunkel lichtet,
Darin der Tod sein grausig Scepter schwingt, —
Soweit hinaus ist seine Macht vernichtet,
Hat ihm den Sieg das Leben abgewonnen,
Das daseinsfroh dem Schooß der Nacht entspringt.
Wohin der Gluthblick dringt
Des Weltenaugs, da bricht des Todes Bann,
Da hebt geheim das tiefe Sehnen an,
Des Werdens Trieb, der sich dem Nichts entringt!

All die Planeten, die ihn treu geleiten,
Den reinen Stern, der Licht und Leben spendet, —
Er zeugte sie in heil'ger Flammengluth!
Das Urweltdunkel schreckte glanzgeblendet
Besiegt zurück in unermessne Weiten,
Wo sie ergossen ihre Strahlenfluth!
Doch mit erneutem Muth
Gewann zurück, was einst in Glanz getaucht, —
Als die Planeten ihre Gluth verhaucht, —
Die ew'ge Nacht in grimmer Beutewuth.

Und immer enger um des Lichtes Grenzen
Zieht sie die Schatten allgemach zusammen,
Bis einst versiegt des Lichtes Ocean.
Doch leuchtend werden in der Sonne Flammen
Noch nach Aeonen die Planeten glänzen,
Bevor die Sonne Nacht und Graun umfahn.
Gleichwie der Pelikan
Die Brust zerfleischt für seine junge Brut,
Verschwendet sie die eigne Lebensgluth,
Wo ihrer Spur erloschne Welten nahn! —

Und wenn sich einst der Zeiten Lauf vollendet,
Das Weltenauge matt verglüht im Sterben
Und die Planeten längst erstarrt im Tod, —
Dann wird die Nacht das Reich des Lichtes erben,
Und jener Welt, die ihre Gluth verschwendet,
Um zu beleben, winkt kein Morgenroth!
Der Liebe Machtgebot
Hieß sie versprühn die lautre Flammengluth,
Darein versenkt des Werdens Keim geruht,
Sie, der belebend keine Sonne loht! —

Erst, wenn dereinst jenseits der Zeitenschwelle
Die Sterne all', die um die Sonne gleiten,
Zurückgekehrt in ihren Mutterschooß,
Dann wird auch sie die Sehnsucht heimgeleiten
Durch Weltallsfernen hin zur Aetherhelle
Des eignen Ursterns, ewig wandellos.

Digitized by Google

Nach vorbestimmtem Loos
Wird sie, die einst in selbstvergessner Lust
Das All durchglüht, in grausem Trümmerwust
Verlohn, des Weltbrands Opferflammenstoß.

Doch einstmals wird der düstern Gluth enttauchen
Die Welt, verjüngt in morgenrothem Prangen,
Vor jedes Wechsels niedrem Loos gefeit;
Dann ist der Tag, der ew'ge, aufgegangen,
Und Opferschalen goldner Sterne rauchen
Dem Lichtgedanken, der das All befreit.
Hoch über Raum und Zeit
Erhaben thront der ew'gen Liebe Macht,
In ros'gen Tag kehrt sie die tiefste Nacht
Und ihre Herrschaft währt in Ewigkeit.

So wird dereinst die Welt in Trümmer fallen
Und auferstehn zu neuem, schönerm Leben
In lichten Sternen, erd- und sonnengleich.
Die Liebe selbst wird segnend niederschweben
Und bessre Menschen werden selig wallen
Auf ird'scher Scholle schon im Himmelreich! —
Doch heute? — stumm und bleich
Mit feuchtem Blick schaut mich die Sehnsucht an;
O Geist der Liebe, lös der Herzen Bann
Und reich' uns heute schon den Friedenszweig.

Paul Heinze.

Der Essenkehrer.

Ein kleiner Essenkehrer wusch am Quell,
Am Abend war es, Aug' und Antlitz hell.

Aus Staub- und Rußbefleckung hob sich klar
Ein Blondgelock, ein rosig Wangenpaar.

Ich schaute lächelnd auf den jungen Wicht,
Dann dacht' ich ernsthaft: eitel ist er nicht.

Die Jugend will gefallen — er versteckt
Die Wohlgestalt und wird verhöhnt, geneckt.

Er trägt's, er hat's gewollt. Was lebt in ihm
Mit Flügelkräften junger Cherubim?

Mein kleiner Philosoph! Errath' ich dich?
Dein Auge leuchtet — wie beschämst du mich.

Des Lebens Bild! Du funkelst mir es zu:
Bemakelt wandeln wir dahin wie du.

Im Weltgewühl verfolgt, bedrängt, gepreßt —
Laß dich nicht irren, Seele, schreite fest!

Digitized by Google

Durch dunkle Krümmen, finster wie die Gruft —
Nur rothe Blitze zucken durch die Luft —

Durch enge Flammenschlüfte geht der Pfad —
Doch geht er aufwärts — Herz, die Sonne naht!

Ein kurzes Ringen noch — nun ist's gethan.
Still liegt des Himmels blauer Ocean.

Und unter deinen Füßen rauscht und gellt —
Wie fern! wie weit! — verworren nur, die Welt.

O selig Ruhen! Köstlicher Gewinn!
Des Lebens schwarze Flocken sinken hin.

Verjüngt im klaren Bade nimmt den Lauf
Der freie Geist zum neuen Leben auf!

Heinrich Bulthaupt.

Lob der Göttin.

Frau Venus will nicht weilen
Auf dieser Welt fortan,
Seit Schienenstränge zertheilen
Felder und Wiesenplan,

Seit Mühlen plappern und schallen,
Seit über dem Bergesspalt
Lichtender Axt verfallen
Trauert der deutsche Wald.

Nur noch in Thälern des Harzes,
Wenn Frühlingsstürme wehn,
Darf man ihr Aug', ihr schwarzes,
Wetterleuchten sehn.

Nur auf der Spitze des Brocken,
Von Späheraugen abseit,
Mag sie die dunklen Locken
Strählen zur Sonnwendzeit.

Und wer Frau Venus will schauen,
Muß tragen stürmende Lust
Nach Liedern und schönen Frauen
Wie Heimweh in der Brust.

Doch Ihr, die forschend im Stillen
Zerwirktet das Herz der Natur,
Ihr findet trotz Messer und Brillen
Doch niemals der Göttin Spur.

Ihr habt in den kleinsten Falten
Die Welt beleuchtet genau,
Den Kelch der Blumen gespalten,
Gezählt die Halme der Au'.

Ihr habt an Gehirn und Herzen
Des Zweifels Messer gewetzt,
Und habt durch elektrische Kerzen
Gemüth und Glauben ersetzt.

Doch was Ihr, verbessernd, hinieden
Ersonnen, erspäht und erdacht,
Noch gab es Keinem den Frieden,
Hat Keinen glücklich gemacht.

Und würdet Ihr klüger und böser
Und spaltetet Lust und Licht
Und läugnetet den Erlöser —
Frau Venus fändet Ihr nicht.

Denn über dem klappernden Leben,
Das Ihr zur Wüste gemacht
Und fest mit Vernunft umgeben,
Da thront Frau Venus und lacht.

Sie lacht mit blühendem Munde,
Und wen ihr Lied befreit,
Der wird ein Dichter zur Stunde
Und theilt im Hörselgrunde
Mit ihr Unsterblichkeit.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Digitized by Google

Das Weib des Förſters.

Sie bringen den Förſter erſchlagen nach Haus,
Der Morgens noch froh in den Wald zog hinaus.
Sein Weib ſitzt daheim, ihre Kinder um ſie,
Den Jüngſten ſchaukelt der Mutter Knie.

Da nahen die Träger mit blutiger Laſt,
Aufſchreit ſie, als hätte ſie Irrſinn erfaßt:
„Mein Gatte erſchlagen, o namenlos Weh,
Nur Troſt iſt bei dir noch, fluthender See!“ —

Sie eilt in den Wald, wildflatternden Haars,
Denkt nicht des verlaſſenen Kinderpaars,
Die Nacht iſt finſter, erſtorben ihr Herz
Für Alles, nur nicht für den eigenen Schmerz.

Durch dunkel Geäſt der See ſchon erblinkt,
Ihr iſt's, als ob ſchmeichelnd die Fluth ihr winkt,
Doch wie auch Welle und Fluth ſie lockt,
In Mitten des Weges ſie plötzlich ſtockt.

Ein Hülferuf aus den Waſſern dringt,
Ein Kind mit dem Tode verzweifelnd ringt,
Ein Kind, ein fremdes, um Hülfe ſchreit,
Wer rettet?, des Kindes Mutter iſt weit!

Doch ſie hat vergeſſen Kummer und Weh,
Sie ſpringt in den hochaufrauſchenden See,
Durchtheilt mit ſtarken Armen die Fluth,
Bis das Kind gerettet am Herzen ihr ruht.

Hell glänzen die Sterne in dunkler Nacht,
Da das Kind der Mutter ſie heimgebracht,
Doch heller ihr Licht durch die Finſterniß drang,
Als die eigenen Kinder ſie wieder umſchlang.

Günther Walling.

Verloren.

Drang nicht in deine Seele
Mein Blick voll ſtummer Qual,
Als du von mir geſchieden,
Mein Glück, mein Sonnenſtrahl?
O wäre meine Liebe
Verraucht im erſten Kuß!
O, daß in Sehnſuchtsbeben
Ich mich verzehren muß

Nach deinen Liebeslauten,
Nach deines Mundes Hauch,
Wie nach der Frühlingsſonne
Der junge Roſenſtrauch!
Du Licht, das meine Seele
Bis zu den Sternen trug,
Ich hauche deinen Namen
Im letzten Athemzug!

Anna Wendel-Marburg.

Digitized by Google

Traum.

Schlummernd ruht am Bache der Wanderknabe,
Eingewiegt vom Rauschen der hohen Linden,
Die zu seinen Häupten gar wundersame
Dinge sich melden.

Und ein leises, schmerzliches Lächeln zittert
Ueber seine wettergebräunten Züge,
Wie der bang ersterbende Westhauch sanfter,
Lieblicher Träume. —

Denkt er wohl der thränenerstickten Worte,
Die der ernste Vater beim Abschied sagte,
Als er ihm auf's lockige Haupt gelegt die
Segnende Rechte?

Denkt er seiner weinenden Mutter, welche
Bang' daheim in Kummer und Leid sich härmet
Um den ferne Weilenden, den zur Stunde
Sterbend sie segnet? —

Laßt ihn friedlich schlafen, ihr trauten Linden,
Rauscht ihm sanftmelodische, süße Träume,
Daß er nicht zu frühe erwacht zu bittrer,
Schmerzlicher Wahrheit!

Ja, er träumt, und seliger Freude Spuren
Zeigt sein still in Wonne verklärtes Antlitz:
Durch den Traum des armen Verwaisten schwebt der
Geist seiner Mutter. —

Hermann Schilling.

Der Nachtigall Lockruf.

In einem lenzgeschmückten Thal,
Da eitel Lust und Leben,
Sah man die Menschen allzumal
Von düsterm Ernst umgeben.

Sie suchten vor dem Frühlingstraum
Sich ängstlich zu behüten
Und achteten der Blumen kaum,
Die an den Wegen blühten.

Des Lenzes Spiel in Wald und Flur,
Der Vöglein Lustgesänge,
Das Alles schien den Menschen nur
Ein trügerisch Gepränge.

Sie sahn nur staunend himmelwärts,
In's tiefe Blau der Sphären,
Als dürft' von all der Pracht ihr Herz
Das Fernste nur verehren.

Da sang einst eine Nachtigall
Von Frühling, Lust und Minne,
Und ihrer Lieder Jubelhall
Berückte Herz und Sinne.

Geheimer Zauber schien zu wehn
Aus jedem neuen Sange;
Die Menschen blieben lauschend stehn
Und lauschten gar zu lange.

Bei solcher Weltlustmelodie
Verging ihr banges Trauern,
Und plötzlich kam es über sie
Wie sel'ges Wonneschauern.

Und immer lauter klang im Hain
Der Lockton süßer Lieder,
Die Menschen jubelten darein:
Die Welt gehört uns wieder.

Und über Nacht ward überall
Der alte Wahn vernichtet. —
Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Das hast du wohl verrichtet!

Ernst Adolf Helbach.

Digitized by Google

Bücherschau.

Die Waffen nieder. Eine Lebensgeschichte von **Bertha von Suttner.** Zwei Bände. (Dresden und Leipzig, E. Pierſons Verlag, 1891. Drittes Tauſend.) Nachdem dieſes Buch eine dritte Auflage erreicht, in unzähligen Blättern beſprochen und bis weit in the far West abgedruckt worden iſt, kann es ſich für die Leſer dieſes Blattes weniger um eine Kritik der Fabel handeln, als um die Conſtatirung des moraliſchen Sieges und — für den Kritiker, um die Verbreitung der humanſten aller Ideen — Frieden! —

Die „Neue freie Preſſe" hat dieſem Buche ein ganzes Feuilleton gewidmet. Eine gleiche Ehre iſt meines Wiſſens nur Detlev von Liliencron zu Theil geworden; im Uebrigen hat man für Litteratur in großen politiſchen Blättern in Oeſterreich nicht viel Zeit, Raum und — Luſt. Auch „Die Waffen nieder" errangen zunächſt keinen Platz im Feuilleton! Trotzdem finden wir im Anhang des zweiten Bandes Urtheile von J. V. Widmann, Kirchbach, Groller, Henckell, M. Harden, Ernſt Ziegler, F. Avenarius, Ernſt Ziel, L. Büchner, H. Hart, M. G. Conrad, O. Neumann-Hofer u. v. A. und wir kommen zu dem Schluſſe, daß hier nicht Clique und Kameraderie, ſondern Werthſchätzung, Achtung — vor Stoff und Behandlung allen Beurtheilern die Feder zum Lobe in die Hand gedrängt. Es wird hier eben Front gemacht gegen den Krieg; den Krieg, der, oft wegen einer Lappalie entzündet, dreißigjähriges Elend über die Welt gebracht, den Krieg, der, wenn jetzt entfacht, entweder alsbald wieder ſiſtirt werden müßte, oder mit der Vernichtung Europa's als Kulturſtaaten-Vereinigung enden würde.

Viele Zeichen melden, daß die oft verſpottete internationale Friedensliga im Geheimen zum Guten minirt und wühlt, wie weiland die Diplomatie zum Böſen. Wenn in London eine Internationale Friedens- und Schiedsrichtergeſellſchaft zuſammentritt und Männer wie der Spanier Marcoatu, der Marquis of Briſtol, Frederic Paſty, wenn Gladſtone, Bonghi, Jules Simon, V. Hugo ſolchen Liguen beitreten oder zuſtimmen, wenn bei allen Völkern ſelbſt ein ausgeſprochenes Friedensbedürfniß herrſcht, ſollte Frau von Suttner nicht Recht haben, Recht bekommen mit ihrem „Feldgeſchrei" „Die Waffen nieder!"? Wen könnte nicht ihr Beiſpiel im Roman abſchrecken: Die Frau, welche vier Kriege mit durchmacht, den erſten jungen Lebensgefährten gleich im erſten verliert und noch dreimal durch alle Schreckniſſe phyſiſcher und ſeeliſcher Leiden jagt! Wer eine Tochter, einen Sohn, eine Gattin, einen Bruder hat, wen könnten die Thatſachen nicht abſchrecken, zum Kriege zu rathen, in den Krieg zu ziehen!? Wie es nun aber vielleicht etwas eintönig wirkt, daß wir dieſelbe Frau eben vier Kriege miterleben ſehen, ſo könnte auch hier und da ein Einwand gegen den ewigen Frieden laut werden. Die Stimme Moltke's! Die Stimme des von einem Nachbarn beleidigten Vaterlandes! Und dann: wie denkt man ſich die Hunderttauſende von Menſchen beſchäftigt, die dann aus den Garniſonen frei würden, in einer Zeit, wo z. B. in Paris auf eine freie Stelle ſich 3500 Bewerber melden? Alles iſt überfüllt; alles iſt verengt — Jeder klagt über Mangel an Elbow-Room! Doch man hat über die Socialdemokraten gelacht, und muß mit ihnen rechnen! Man lacht über die Friedensliga — und ſie wird wachſen! Schließlich giebt es in Afrika noch Platz für die überquellende, thatendurſtige, unerſättliche Menſchheit.

Alfred Friedmann.

Homo sum! Ein neues Gedichtbuch. Von **Julius Hart.** (Großenhain 1890, Baumert & Ronge.) Homo sum, nihil humani a me alienum puto. Dieſes geflügelte Wort hat ſich der Dichter mit vollem Recht zu eigen gemacht. Seine Muſe umſpannt ein weites Reich der Empfindung; das freundliche Glück der Liebe, der wilde Jubel glühenden Rauſches, das ſtürmiſche Fieber des Ehrgeizes, die Qual der Verzweiflung und die Töne reiner, Vaterland und Menſchheit umſpannender Gluth, alles das erklingt von ſeiner Harfe. Die Technik Julius Harts iſt bewundernswerth; reich und farbig quillt der Strom ſeiner Poeſie hervor, die Bilder, die er gebraucht, ſind neuartig, glücklich und blendend. Es laſſen ſich in der vorliegenden Sammlung, die ja eine Reihe von Jahren umſpannt, Poeſieen, die von jugendlichem Feuer durchſtrahlt und getragen ſind, von milden, rein abgeklärten Weiſen edler Männlichkeit unterſcheiden. Ein keuſcher Hauch weicher und doch ſtarker Empfindung, der an das junge Grün der Buchen erinnert, liegt über Gedichten wie „Champagnertropfen", „Hymnus der Freude", „Lebendige Poeſie", „Idyll", „Erinnerung", „Epilog". Ein großartiges Stimmungsbild, von tiefſten Menſchheitsgedanken erfüllt, iſt „Der Ahasver der Liebe", während eine höchſte, geiſtig vertiefte realiſtiſche Kraft aus dem Gedicht „Der Trinker" ſpricht. Nur die Roſenlieder erſcheinen mir

Digitized by Google

trotz ihrer Bilderfülle etwas einförmig, und gegen „Anna“ hätte ich einige Bedenken. — Alles in Allem ist „Homo sum“ eine Sammlung, die das Beste bringt, was unsere Generation auf dem Felde der Lyrik zu leisten vermag. Nur Wilhelm Jensen und Julius Grosse sind als Stimmungslyriker neben, in Einzelnem vielleicht über Julius Hart zu stellen; er übertrifft sie aber andrerseits durch die Vielseitigkeit seiner lyrischen Begabung, die sich die mannigfachsten Erscheinungen neuzeitlichen Lebens anzueignen weiß. Wann kommt die Zeit, daß ein solches Buch sogleich, wie es verdient, in mehreren tausend Exemplaren verlangt wird? Die Bestie Mode beherrscht aber noch immer den Parnaß. Die Leser des „Dichterheim“ werden aber hoffentlich, trotzdem die Weihnachtszeit vorüber, der angezeigten Sammlung ihre Gunst schenken.

Rudolf Goette.

Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich. Von **Albert Möser.** (Berlin, Hans Lüstenöder.) Ein sehr lesenswerthes und dankenswerthes Buch, das jedem Freunde der Hamerling'schen Poesie — sie sind ja, trotz Erich Schmidt, Gottlob in der Mehrzahl in deutschen Landen — warm empfohlen sein kann. Bringen die Briefe auch nichts wesentlich Neues für die Beurtheilung des Dichters, so werfen sie doch auf den Menschen ein so erfreuliches und zugleich vielfach interessantes Licht, daß man die Veröffentlichung nur willkommen heißen kann. Die letztere mag dem als Lyriker wohlbekannten Herausgeber nicht leicht geworden sein, da es für eine fein empfindende und vornehme Dichternatur ja immer peinlich sein muß, Worte des Lobes über sich selber zu publiciren, wie sie hier vielfach in Hamerlings Briefen enthalten sind. Dieselben sind jedoch insofern entschieden von litterarhistorischer Bedeutung, als sie willkommene Aufschlüsse über Hamerlings persönliche Stellungnahme seinen beiden dichterischen Hauptwerken gegenüber geben. Der künftige Biograph eines unserer genialsten Poeten wird an ihnen nicht vorübergehn, sondern manche Aufklärung aus ihnen schöpfen können.

Konrad Telmann.

Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethe's Tode. Von **Rudolf Heinrich Greinz.** (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.) Es giebt heutzutage auf litterarischem Gebiete wenig ästhetische oder kritische Werke, die ihr Lesepublikum finden. Man hat eben in der Fluth der von Tag zu Tag mehr anschwellenden Erzeugnisse kaum Zeit, diese selbst flüchtig durchzublättern, geschweige denn ihrer Entstehung nachzugehen, oder ihre Analyse zu studiren. Und überdies — wer will denn von dem litteratur-freundlichen Leser gewisse grundlegende Kenntnisse verlangen, wie sie zum Studium solcher Fachwerke meist erforderlich sind? So bilden denn die mit echt germanischem Fleiß und Forschungseifer verfaßten scharfsinnigen Kommentare immer und ewig die litterarische Arrieregarde — sie kommen nie in's Feuer.

Auch der Titel des vorliegenden Buchs ließ mich auf den Gedanken kommen, als handelte es sich um einen solchen Ladenhüter. Weit gefehlt! Die Lektüre gleicht der einer interessanten belletristischen Arbeit, indem sie uns nämlich die Kenntniß der bedeutendsten dichterischen Erscheinungen seit Goethe's Tode vermittelt und zwar unter dem Gesichtswinkel des tragischen Motivs. Die Eigenart des deutschen Gemüths bedingt es daher, daß wir die Perlen der Litteratur ziemlich vollzählig darunter finden. Mit bewunderungswürdiger Sachkenntniß läßt der Verfasser uns in die Werkstätten dichterischer Thätigkeit blicken, wobei er zugleich ihre Resultate berücksichtigend zu der von einem falschen Classicismus so oft bestrittenen Thatsache gelangt, daß die deutsche Muse seit dem Tode des Dichterfürsten in der That längst den Wittwenschleier abgelegt hat — Beweis: die lange Reihe glänzender Namen auf den Blättern litterarischen Ruhms. Für besonders glücklich halte ich unter diesen die Porträts Uhlands und Bodenstedts; sehr wahr ist Freiligrath gezeichnet, dann Rückert, Platen, Konrad Ferdinand Meyer u. A. Nicht minder bedeutungsvoll erscheint mir auch das, was über den typischen Vertreter des Weltschmerzes gesagt ist: über H. Heine, — dies gigantische Talent mit dem Janushopf stellt noch immer schwer lösbare Räthsel. — An die Lyrik schließt sich Roman und Novelle, und auch sie bestätigen das, was Greinz S. 23 sagt: Die größten Schöpfungen der deutschen Dichtung sind auf tragischen Motiven aufgebaut. — Ich habe das Buch ausführlicher besprochen; denn trotzdem es nur ein bescheidenes Gewand trägt, hat es einen Inhalt. Es ist das jedenfalls besser als das Gegentheil: wenn Kleider auch in der Litteratur Leute machen, o Himmel, was hat der Goldschnitt und die Lederpressung dann heutzutage für ein saueres Stück Arbeit!

Fritz Eberhardt.

Heinrich Heine's Buch der Lieder, nebst einer Nachlese, nach den ersten Drucken oder Handschriften. (Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger.) Die genannte Verlagsbuchhandlung bietet uns in den längst eingebürgerten und beliebt gewordenen „Deutschen Litteratur-Denkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken (herausgegeben von Bernh. Seuffert)“ Heine's Buch der Lieder (nebst Nachlese von Jugendgedichten) nach den ältesten Drucken oder nach Handschriften, um die ursprünglichsten Fassungen herzustellen. Es muß uns von ungemein großem Werthe erscheinen, gerade die Urgestalten der Jugendschöpfungen genießen zu können, in welchen das Feuer noch am freiesten loderte, während der Dichter bekanntlich späterhin die Gluthhitze oft auf eine angenehme Alltags-Wärme hinabzudrücken verstand, gleichwie er bei an-

Digitized by Google

derer Gelegenheit „flammenheißen Cognac-Punsch“ einer „frommen Tasse Thee“ gegenüber stellt.

Der Herausgeber dieser werthvollen Heine-Ausgabe, Ernst Elster (Glasgow und Jena), giebt uns schon in den einleitenden Abschnitten (Zweck der vorliegenden Ausgabe, Analyse des Inhaltes der Heine'schen Jugendgedichte, Darstellungsmittel u. s. w.) viel des Anregenden. Mit besonderer Wärme ist Heinrich Heine's junges Liebesleben behandelt worden, — bildet es ja doch den Kern der Heine'schen Dichtungen. Meines Wissens ist es zum ersten Mal, daß nach Amalia-Molly auf ein inniges Verhältniß zu deren jüngeren Schwester Therese hingewiesen wird, wofür sich allerdings auch in den Gedichten mancherlei Spuren finden. Etwas hat der fleißige Herausgeber bei seinem Beweisstoffe übersehen. Heine verglich in seiner eigenthümlichen Weise seine Geliebten bestimmten Blumen (z. B. Molly = Lilie, Rahel (Friderike) und Camilla (Mouche) = Lotosblume); so gab er Theresen mit Umstellung der Buchstaben und geringer Aenderung den Blumennamen „Resede“. Als auch dies Liebesverhältniß zu Ende gegangen war, klagte Heine wehmuthvoll:

„Wir wollen jetzt Frieden machen,
Ihr lieben Blümelein;
Wir wollen schwatzen und lachen
Und wollen uns wieder freun. —
Du weißes Maienglöckchen,
Du Rose mit rothem Gesicht,
Du Nelke mit bunten Fleckchen,
Du blaues Vergißmeinnicht! —
Kommt her, ihr Blumen! Jede
Soll mir willkommen sein;
Nur mit der schlimmen Resede
Lass' ich mich nicht mehr ein.“

Uebrigens muß die Liebe zu Theresen sich schon früher entwickelt haben, als Elster annimmt. Schon in dem allerdings wohl erst später angegliederten Einleitungsgedichte zu den Traumbildern:

„Mir träumte einst von wildem Minneglühn,
Von hübschen Locken, Myrthen und Resede“

steht die Resede sicherlich nicht zufällig als Blume oder des Reimes wegen da; sie würde sonst neben Locken und Myrthen gezwungen, wunderlich erscheinen. Vielmehr soll der Inhalt besagen: „Ihm träumte von seiner geliebten Therese, wie sie für ihn den Myrthenkranz auf dem schönen Lockenkopfe trug“.

Die Anordnung der Gedichte selber ist eine gewissenhaft peinliche; sie ist wohlüberlegt nicht auf Grund der Ausgabe von 1822 (Berlin, Maurer'sche Buchhandlung) erfolgt, sondern sich stützend auf die vollständigere Ausgabe von 1827 (Hamburg, Hoffmann & Campe). Wer den jungen Heine so voll und ganz in seiner Ursprünglichkeit kennen lernen will, nehme diese Heilbronner Ausgabe zur Hand.

Adalbert Rudolf.

Litteratur und Kunst.

Die schon seit längerer Zeit angekündigte Gesammtausgabe der Werke des Dichters Otto Ludwig, herausgegeben von Adolf Stern in Dresden und Erich Schmidt in Berlin, beginnt soeben zu erscheinen. Sie soll in sechs Bänden die lyrischen Gedichte (deren größter Theil überhaupt zum ersten Male veröffentlicht wird), die Romane und Erzählungen (unter ihnen drei seither ungedruckte Novellen), die Dramen (um drei noch unbekannte Jugendschöpfungen Ludwigs vermehrt), die dramatischen Fragmente (unter ihnen zahlreiche bisher ungedruckte), die kritischen Studien (um mehr als die Hälfte vermehrt) und daneben noch die eingehende „Biographie Otto Ludwigs“ aus der Feder Adolf Sterns umfassen. Die Ausstattung wird, nach der vorliegenden ersten Lieferung zu urtheilen, eine ganz besonders gediegene und geschmackvolle werden und so seien alle Freunde deutscher Dichtung zunächst auf die Lieferungsausgabe, die im Herbst dieses Jahres vollendet vorliegen soll, nachdrücklich aufmerksam gemacht.

* * *

Das den Lesern d. Bl. wohlbekannte, inzwischen bereits in 2. Auflage erschienene „Volkramslied“ von Julius Grosse ist neben den deutschen Klassikern als Lesestoff in den obersten Klassen der Gymnasien in Japan eingeführt worden.

* * *

Eine humoristische Novität aus der Feder Ernst Ecksteins wird im Februar d. J. erscheinen; sie nennt sich „Decius der Flötenspieler. Eine lustige Musikantengeschichte aus dem alten Rom“. (Carl Reißner, Leipzig.)

* * *

Von Konrad Telmann erscheint dieser Tage bei Carl Reißner in Leipzig ein neuer, großer Roman unter dem Titel „Vom Stamm der Ikariden“. Derselbe spielt in den Kreisen des

Digitized by Google

Berliner Bohème und ist noch in keiner Zeitung erschienen. Die Widmung ist an Friedrich Spielhagen gerichtet.

* * *

Mit dem Sitze in Berlin hat sich soeben ein „Verein der Bücherfreunde" konstituirt, dessen Hauptaufgabe es sein soll, „die Veröffentlichung einer Reihe von Werken zeitgenössischer deutscher Schriftsteller aus verschiedenen Gebieten der Litteratur zu unternehmen und diese Werke seinen Mitgliedern zu einem bisher in Deutschland unerhört billigen Preise zugänglich zu machen". Der Mitgliedsbeitrag beträgt vierteljährlich ℳ 3.75; hierfür werden jährlich sechs in sich abgeschlossene Werke, zusammen etwa 150 Bogen stark, geliefert und zwar zum größeren Theil unterhaltender Natur. Den Vorstand bilden: Theodor Fontane, Martin Greif, Hermann Heiberg, Otto von Leixner, Fritz Mauthner, Alexander Baron von Roberts und Ernst von Wolzogen; die Geschäftsleitung liegt in den Händen des Verlagsbuchhändlers Friedrich Pfeilstücker in Berlin. — Der „Verein der Bücherfreunde" verfolgt ideell fast dieselben Ziele, wie der bekannte „Allgemeine Verein für Litteratur", dessen Publicationen sich eines ausgezeichneten Rufes erfreuen, sodaß dem neuen Verein mehr oder minder die Existenzberechtigung abzusprechen sein würde, wenn er seine Schriften nicht zu so ganz außerordentlich wohlfeilen Preisen abgäbe; insofern kann man das Inslebentreten desselben nur mit Genugthuung begrüßen. — Für 1891 sind zur Veröffentlichung u. A. bestimmt „Geschichten zu Wasser und zu Lande" von Ernst von Wolzogen; „Was der alte Oberst erzählt." Soldatengeschichten von Gerhard von Amyntor; „Landsturm." Roman von Hans Hoffmann; „1888 — 1891. Sociale Briefe aus Berlin" von Otto von Leixner und „Der Doppelgänger." Novelle von Alexander Baron von Roberts. — Diesen sollen sich Arbeiten von Ernst Eckstein, August Niemann, Martin Greif, Julius Hart, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Ludwig Pietsch, Adolf Glaser und Anderen anschließen.

* * *

Eine neue Erzählung: „Der Stellvertreter" von Hans Hopfen erscheint demnächst bei Gebrüder Paetel in Berlin.

* * *

Die Intendanz des Meininger Hoftheaters gedenkt demnächst Erckmann-Chatrians dreiaktiges Charakterbild „Der polnische Jude" aufzuführen. Die Uebersetzung wurde von Demetrius Schrutz besorgt und ist im Verlage von Otto Hendel, Halle a. d. S., erschienen.

* * *

Zum Gedächtniß Heinrich Laube's wird eine marmorne Erinnerungstafel an dem Hause zum „König von England" auf dem Schloßberge zu Karlsbad angebracht werden. Heinrich Laube war einer der ältesten und getreuesten Kurgäste der Sprudelstadt und hat vierzig Jahre lang in demselben Hause gewohnt. Er liebte Karlsbad und hat seine Sympathie für den schönen Kurort oft bethätigt und diese auch in seinen Schriften zum Ausdruck gebracht.

Offener Sprechsaal.

(Die Aufnahme hierselbst zur Verhandlung gelangender litterarischer Streitfragen ꝛc. verstattet keinerlei Rückschluß auf unsere Stellungnahme zu denselben. D. R.)

Sehr geehrte Redaction!

In der Kritik des Herrn Alfred Friedmann in Nr. 9 Jahrgang 11 des „Deutschen Dichterheim" über mein Buch „Lebensphasen — Phantasus" findet sich folgender Passus: „Arent giebt uns seine Poesie als innerstes Erlebniß — ich kann an seine Ludmilla's, Maizena's, Janilde's, Anita's, Mileva's nicht glauben, schon deshalb nicht, weil ein eigenes Gedicht des Autors stets wieder durch ein Cliché nach Stecchetti, Lamartine, Baudelaire unterbrochen wird." Darauf habe ich zu antworten, daß ich nie eine Zeile dieser Autoren in meinem Leben gelesen, geschweige übersetzt oder bearbeitet habe, wie jeder Kenner und Jedermann sonst durch Nachschlagen der Werke der beregten Autoren mir bezeugen wird.

Berlin.

Hochachtungsvoll

Wilhelm Arent.

Digitized by Google

Briefschalter.

M. T. in C—d. Sie besitzen jedenfalls Talent, doch leiden Ihre Gedichte theils an nüchternen Wendungen, theils lassen sie die Durchführung eines einheitlichen Grundgedankens vermissen. „Wanderlied" wäre übrigens brauchbar, wenn Sie den unmöglichen Reim „Lied" — „mit" beseitigen.

M. B. in R—ck i. M. Bereits anderweitig Veröffentlichtes kann für uns überhaupt nicht in Betracht kommen. Das Uebrige ist mehr oder weniger Nipptischpoesie. Holen Sie bei fernerem Schaffen gedanklich weiter aus.

F. S. in S—g i. E. Ihre Gedichte sind unstreitig warm empfunden, geben sich jedoch äußerlich noch allzu schlicht; es sind Feldblumen, die bei sorgfältiger Pflege vielleicht entwicklungsfähig wären. — Sich der Lyrik berufsmäßig zu widmen, ist selbst für den begabtesten Dichter ein Ding der Unmöglichkeit. Diese Kunst steht denn doch heutzutage leider etwas gar zu niedrig im Preise.

H. R. in B—tz. Ihre „Sprüche" werden mit einer Anzahl ähnlicher Darbietungen in nächster Nummer erscheinen.

Dr. O. W. in W—r. Belegnummern werden bekanntlich nicht geliefert. Dafür können 5 Exemplare derselben Nummer zu ermäßigtem Preise bezogen werden.

H. K. in D—cz „Verfehltes Leben"; H. D. in S—g i. E. „Sonnige Tage am Rhein" I—VI; R. E. in D—n b. W. „Der Falter"; B. F. in B—n „Heimweh"; K. W. in B—s „Kaiser Claudius"; C. E. S. in P—g „Frühlingslied"; C. M. in O—n „Im Maien"; C. P. in W—ch „Kodicill" (mit kleinen Aenderungen); R. D. in M—n „Der Tempel des Glücks". Angenommen!

R. H. in B—n (erinnert zu sehr an's Album); D. S. in K—n a. Rh. (doch vielfach gar zu derb im Ausdruck); E. R. in C—tz (schwere rhythmische Härten); J. T. in B—m (verräth Begabung, aber der leitende Gedanke springt nicht klar genug hervor); E. P. in T—n (verbrauchte Reime); E. D. in K—au (das Sonett ist inhaltlich gut, aber fehlerhaft gebaut, während das Uebrige lediglich auf den Alltagston der Liebeslyrik gestimmt ist); H. D. in W—n (die Pflege solcher Gleichnißpoesie ist wenig dankbar); E. G. in R—g (in mehr als zulässiger Weise von Heine beeinflußt); O. W. in G—a (ohne eigenartige Färbung); M. B. in O—tz (zu schwerfällig bez. zu „schillernd" im Ausdrucke); R. H. in K—e (meist ohne abschließende Pointe); O. R. in O—tz In „Am Wüstenbrunnen" kommen Sie nicht über die nackte Schilderung hinaus, in den beiden andern Gedichten vermissen wir den festen Stützpunkt der Stimmung, der in einer anschaulichen Situation wurzeln muß); I. T. in D—n (noch einigermaßen ungelenk im Stil); H. A. L. in B—n (die gewiß vorhandene ächte Empfindung wird oft durch erkünsteltes Beiwerk getrübt); J. A. in T—au b. P. (ohne rechte Verve); M. F. in H—g (haftet zu sehr am Stofflichen); P. K. in M—n (ohne vermittelnden Abschluß); A. v. M. in P—v b. B. (schleppendes Versmaß und Prosaismen); M. G. in S—n; Grf. C. Z.-L. in L—n (inhaltlich ungeeignet, das reclamirte Gedicht wird s. Z. erscheinen); M. v. W. in L—g (überlebte Romantik); F. S in K—e (es ist hauptsächlich die mangelnde Sprachbeherrschung, die uns zur Ablehnung Ihrer Gedichte veranlaßt). Dankend abgelehnt!

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 31. Januar 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Julius Sturm, Johannes Krüger, Johannes Minckwitz, Ernst Ziek, Julius K. Haarhaus, Marie Drechsel, Reinhold Fuchs, Friedrich Friedrich, Paul Heinze, Heinrich Bulthaupt, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Günther Walling, Anna Wendel-Marburg, Hermann Schilling und Ernst Adolf Seibach. — Das Symbol und der Realismus. Von Heinrich Kuhmerker. — Bücherschau. — Litteratur und Kunst. — Offener Sprechsaal. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.** In Commission: **Trüb'sche Buchhandlung** (A. Schmittner) in **Zürich** und **E. Steiger & Cie.** in **New-York.**

Digitized by Google

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Deutsche Poetik.

Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst.

Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre.

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Umfang 23 Bogen. Preis: brosch. 5 *M*, Lwdbd. 6 *M*.

Weitere Stimmen der Presse:

Tägliche Rundschau: Die Verfasser sind Männer von praktischem Verständniss und tüchtigem Geschmack, von Ruhe und Unvoreingenommenheit des Urtheils. — Es ist nicht so sehr der Kreis der Fachgelehrten, an den sich dieses Buch wendet, als vielmehr die grössere Gemeinde aller Gebildeten, welche in gedrängter Fassung eine Aufklärung über das Wesen der Dichtung und ihrer Formen erhält, die den Schuleinseitigkeiten fern das Gemeinsame aller Kunst hervorhebt. Der grosse Werth der Heinze-Goette'schen Poetik gerade für die Gegenwart besteht darin, dass sie zeigt, wie sich in ihrem Kern die Anschauungen der Lessing, Herder, Goethe, Schiller sehr wohl vereinigen lassen mit denen, die in den neuen künstlerischen Strömungen zum Ausdrucke kamen. — Die Verfasser halten sich mit Glück der Schulmeisterei fern, die in so vielen unserer Poetiken ihr Unwesen treibt.

New-Yorker Staatszeitung: An Lehrbüchern der Poetik ist kein Mangel. Aber es dürfte wenige geben, die so wie das vorliegende den neuen ästhetischen Strömungen Rechnung tragen. In allen von ihnen berührten Gebieten beweisen die Verfasser eine anerkennenswerthe Belesenheit und ein gesundes Geschmacksurtheil. Man kann wohl sagen, dass es ihnen gelungen ist, in ihren vortrefflichen Abhandlungen über die geistigen Grundlagen der Poesie das Interesse des Lesers für ästhetische Gegenstände in hohem Grade zu wecken. Aber auch die zwei anderen Theile des Buches, welche die eigentliche Poetik darlegen, verdienen unbedingtes Lob. — Wir wünschen diesem Buch recht viele Leser, die seine Vorzüge zu würdigen wissen.

Preussische Jahrbücher: Ein Buch, geschrieben ohne Prätension, aber mit nicht geringer Kenntniss eine praktisch orientirende Uebersicht bietend.

St. Louis Tribüne: Ein Werk, das wir allenthalben warm empfehlen möchten. Es führt, wie wenig andere, auf ebenen, ungesuchten Pfaden in das Wesen und die Formenlehre der Dichtung ein. Es ist gemeinverständlich gehalten und von einem reichen Citatenschatz durchzogen und kann daher ebensowohl für höhere Lehranstalten als für das Privatstudium ein fruchtbares, mustergültiges Lehrmittel geheissen werden. Die Lehrweise dieser „Poetik" ist ebenso gründlich und erschöpfend als anschaulich. — Wir zögern nicht, der Heinze-Goette'schen „Poetik" einen Platz in den ersten Reihen ihrer Art einzuräumen, zumal auch deren Sprache eine formvollendete ist.

Das Volkramslied.

Ein Sang aus unseren Tagen.

Von

Julius Grosse.

2. Auflage.

18 Bogen. Preis: brosch. 3 *M*, eleg. geb. 4 *M*.

Illustrirte Zeitung: Die bunte Fülle der grossen Ereignisse der letzten vierzig Jahre ist uns niemals klarer vor Augen getreten als in der neuen epischen Dichtung von Julius Grosse, „Das Volkramslied". Jedem, der eine gehaltvollere Lectüre liebt, wird die Dichtung viel Genuss bereiten: wer sie einmal gelesen, wird sie immer wieder einmal zur Hand nehmen und stets aufs Neue sich an ihr erquicken und erheben, denn sie ist die edle Schöpfung eines wirklichen Dichters.

Vossische Zeitung: Dem Verfasser ist eine überaus reiche Empfänglichkeit eigen, und Sprache und Versmass weiss er den leisesten Regungen wie den mächtigsten Leidenschaften anzupassen. Er hat eine Dichtung geschaffen, die man mit künstlerischem Genuss lesen und wieder lesen kann.

Gunhild.

Ein Heldengedicht

von

Gustav Kastropp.

Preis: brosch. 3 *M*, eleg. geb. 4 *M*.

Wiener Zeitung: Die Handlung ist geschickt aufgebaut, fein und consequent in der Charakteristik der handelnden Personen durchgeführt und im grossen Ganzen frisch und kernig naiv vorgetragen, wie es der Stoff erfordert. — Kastropp hat sich mit seinem vollen dichterischen Vermögen — und dieses ist kein kleines — in seinen Stoff hineinempfunden und ungleich mehr als den meisten Jener, die so weit in die germanische Vorzeit zurückgreifen, ist es ihm gelungen, ihren Grundton zu erfassen, sie in einem künstlerisch abgerundeten Bilde zu veranschaulichen. Die Form ist eine sorgsame und vornehme.

Digitized by Google

Bestellungen übernimmt jede Postanstalt, Buchhandlung, Zeitungs-Spedition und die Verlagshandlung von

A. Haack,
Berlin,
Dorotheenstr. 55.

Deutsche Schriftstellerwelt.

Heraus-gegeben von
Ernst Otto Hopp.

Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats.
Preis per Quartal Mk. 1.50.
Probenummern gratis und franco!

Unentbehrlich
für jeden
Litteratur- und Bücherfreund.

Litterarischer Merkur.
Kritisches und bibliographisches Wochenblatt.
Redaktion: **Curt Weissbach** in **Weimar.**

Wöchentlich 1 Nummer in eleganter Ausstattung. — **Preis für das Vierteljahr 1.60 M.**

Jede Nummer des „Litterar. Merkur" enthält: einen oder mehrere **litterarische Leitartikel,** meist zeitgemässen Inhalts; eine Anzahl durchaus selbständiger **Buchbesprechungen; Mitteilungen** über neu erscheinende Werke, über das Theater, über Todesfälle u. s. w.; eine **Bibliographie** der neuesten Erscheinungen; **Verzeichnis neuer Antiquar-Kataloge;** litterarische Ankündigungen.

Man abonniert auf diese
billigste Litteraturzeitung
bei jeder Buchhandlung oder Postanstalt. = **Probe-Nummern** liefert **gratis** jede Buchhandlung oder auch die Verlagshandlung von **Herm. Weissbach** in **Weimar.**

Herausgeber: Ferdinand Avenarius.

Kunstwart.

Preis: vierteljährlich 2½ Mark.

Halbmonatsschau über Literatur, Theater, Musik, Bildende Künste und Kunsthandwerk.

Öffentliche Urteile.

Deutsche Zeitung (Wien): „Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige, welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: ‚Der Kunstwart'". **Wiener Allgemeine Zeitung:** „Ein Blatt, welches sich so frisch und lebendig im Tone, so vornehm in der eigenartigen Form des Erscheinens und in seiner ganzen Haltung zeigt, ein Musterblatt, welches seiner idealen Aufgabe so gewissenhaft und anregend, so freimütig und vorurteilslos nachkommt, welches von aller Schablone so glücklich sich freizuhalten weiß, verdient auch eine Empfehlung, welche die herkömmlichen Geleise der Anpreisung überschreitet." (Münchner, früher Augsburger) **Allgemeine Zeitung** (F. Muncker in einem eigenen, dem „Kunstwart" gewidmeten Aufsatze). „Alles, was der Prospekt versprach, hat der „Kunstwart" redlich gehalten. Er hat noch mehr gethan . . . (der Leser) wird mannigfach belehrt und geistig angeregt, ohne daß seine eigene Meinung irgendwie in Fesseln geschlagen wird; er wird ohne Langeweile und Ermüdung, ohne Prätension und unangenehm sich aufdrängende Absichtlichkeit zu selbständigem Denken und Urteilen herangebildet." **G. v. Leixner** (Roman-Zeitung): „So sachlich, so edel in seiner ganzen Haltung, daß er wärmste Förderung verdient." **Magdeburger Zeitung:** „Mit seinem Freimut, seiner Strenge und Unparteilichkeit verbindet er Geist und Talent. Viel Lob auf einmal, aber nicht zu viel!" **Schlesische Zeitung:** „In der That wiegt der einzige „Kunstwart" mehr, als der ganze übrige Haufen von aesthetischen, litterarischen und Kunstzeitschriften." **Klaus Groth:** „Wenn ein Blatt vorliegender Art zur rechten Entwicklung und Wirkung kommt, so ist damit für jeden Gebildeten ein wahrer Schatz gewonnen."

Bestellungen auf den „Kunstwart" nimmt jede Buchhandlung oder Postanstalt, sowie der unterzeichnete Verlag entgegen. Probehefte stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Dresden, Stephanienstr. 1. **Kunstwart-Verlag.**

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**
Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Chor.

Manche schlichte, offne Seele,
Harmlos sinnend, sah sich stehen
Plötzlich am Gedankenabgrund,
Ohne Ahnung, und mit Schauder
Wandte sie sich scheu zurück.
Andre, die sich weiter wagten,
Von dem finstern Reiz der Tiefe
Angelockt, vom Abgrundzauber,
Die in That und Schuld Verstrickten,
Wehe über sie, erloschen
Ist den Kühnen Stern und Glück.
Fürchtet drum den Schritt zum Rande,
Allzulang nicht in die Tiefe
Blicket, Edle. Seid ihr muthig,
Habt den Muth hier der Versagung.
Oder aber, wildentschlossen,
Um die Hölle auszukosten,
Auch vor Reue, Schmach und Elend
Schreckt, Verweg'ne, nicht zurück.

Ludwig Eichrodt.

Digitized by Google

Hexenküche.

Von **Alfred Friedmann.** (Nachdruck verboten.)

Die Litteratur ist eine Küche, in der wenig gekocht und gebraut wird. Manchmal erscheint sie dem feinen Beobachter auch wie eine Garküche, eine Gargotte. Uebergebliebenes, Unverwendetes wird mit der Sauce eines frischen Bratens übergossen, veraltete Feuilletons, mit einem prunkenden Titel von der Reclame sauber angerichtet, geben immer noch eine gute Mahlzeit für unverdorbene Magen aus der Provinz. Es wird nicht lauter frisches Fleisch, nicht nur soeben angelangter Seefisch servirt; aber für die meisten Esser kommt es darauf an, wie die Sauce ausfällt, und mehr noch, ob im rechten Momente servirt wird! Das Aeußere eines Gerichts — die Form in der Litteratur — ist oft das Bestechende; der Nahrungswerth, die Güte und Verdaulichkeit, — der Inhalt bei der geistigen Schöpfung — wird seltener geprüft, weniger streng beurtheilt. Eine prächtige Pastete von der Gestalt der Wiener Rotunde im Prater kann das jämmerlichste Kaninchenfleisch enthalten; die tönendsten Ottaverime haben Raum für den albernsten Tratsch. Mit Form und Inhalt verhält es sich, wie mit altem Wein in neuen Flaschen, und alten Gefäßen voll neuen Weines. Beides kommt vor! Was wir uns aber in der Litteratur gefallen lassen, z. B. alten Schlauch und neuen Most, behagt nicht immer dem Weinkenner, der altes Faß und alten Wein vorzieht.

„Hermann und Dorothea" in dem Hexameter-Gewand der homerischen Odyssee, das ist neuer Wein im alten Faß, der uns gar sehr mundet. Ariostische Stanzen als Gewand und ein moderner Tingl-Tanglstoff als Leib darin, das sind alte Schläuche mit neuem Krätzer, der uns den Effekt des Grünebergers verursachen kann. Auch der Leser läßt sich so Manches nicht gefallen, was wieder dem Esser und Trinker recht ist. Man table den Vergleich nicht. Wie der Mensch *ist*, was er *ißt*, so *ist* der Mensch auch, was er *liest*, und das Wort von der „geistigen Nahrung" hört sich bekannt an. In der Litteratur wird ewig gekocht und neu zubereitet. Es ist die Kunst der guten Hausfrau, aus allerlei Ueberbleibseln noch eine reichliche Mahlzeit zu bieten. Es ist oft fast die einzige Kunst vieler Berühmtheiten, les beaux restes Anderer, deren Brosamen von reichgedecktem Tische ihrer Talente, zusammenzutragen und daraus eine Olla potrida, eine Katzenpastete, irgend ein Gebräu herzustellen und für das Meisterwerk ihrer litterarischen Kochkunst auszugeben. Und sie bringen es an den Mann, — vielfach an die Frau.

Nun ist es auch freilich schwer, nur frische Fische aus dem Meere des Schaffens und Denkens zu ziehen. Die besten Gedanken sind bekanntlich die ältesten, und die ältesten Dinge — sind schon gesagt worden. Der Engländer Pope schreibt darum auch einmal: „Es ist nicht die Hauptsache, Dinge zu sagen, die noch Keiner gesagt, sondern das, was am öftesten gesagt wird, am besten auszudrücken." Derjenige wird daher auch gewöhnlich unsterblich, der eine einfache, klare, bisher unbeachtete Wahrheit vom Boden aufliest, und sie einfach, klar, typisch ausdrückt. Da sind wir wieder bei dem Bilde von Schlauch und Wein — Form und Idee.

Große Dichter und Denker werden am meisten beraubt und bestohlen, sie sind am reichsten und sorglosesten, ihr Hab und Gut liegt unbewacht auf der Heerstraße. Aber die Diebe werden auch leichter ertappt. Leichter, weil straflofer, stiehlt es sich bei unbekannten Größen, die ihren Schatz behutsam verschließen, ohne deshalb ärmer an Perlen und Gesteinen zu sein. Die Schriften vieler modernen Größen sind wie mit den Abfällen herrlicher Bauten errichtet. Ein Schreinermeister arbeitet an einem reich ornamentirten Getäfel, er sieht die Hobelspäne und Klötzlein zu seinen Füßen sich ringeln und thürmen. Kleine Kinder tragen das Alles zum Spiel zusammen. War aber das Material kostbares Ebenholz, Elfenbein oder Palisander, so sind auch die Abfälle noch des Zusammentragens werth. Oft fügt auch ein selbstständiger, tüchtiger Baumeister ein abseits gefallenes Quadrat, eine gleißende Platte, ein verloren gegangenes Ornamentstück in sein eigen Kunstwerk; der feine Kenner der Style schreit dann: „Plagiat"! Und diese feinen Kenner sind nicht nur Müssiggänger, Mouchards, die solche litterarische Vorfälle aufzuspüren als einen Zeitvertreib ansehen. Ein gewiß nicht unbeschäftigter alter Herr, Disraeli, sagt irgendwo: „*Es ist eine der elegantesten litterarischen Unterhaltungen*, in Poesie und Prosa Nachahmungen und Aehnlichkeiten auszuforschen." Da fällt mir eine ein: Schiller schrieb:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird ein Dummkopf daraus!"

Und Grillparzer sagt im „Bruderzwist im Hause Habsburg":

„Erträglich ist der Mensch im Einzelnen,
Im Haufen ist die Thierwelt gar zu nah!"

Was ist mir da eingefallen? Eine Aehnlichkeit oder eine Nachahmung? Zur Zeit Voltaire's gab es noch keine schwedischen Schwefelhölzchen, so daß nicht Jeder um Mitternacht leicht nachsehen konnte, auf welcher Seite er eingeschlafen sei. Der Einsiedler von Ferney meint deshalb: „Es verhält

Digitized by Google

sich mit den Büchern wie mit dem Feuer auf unserem Herde. Man geht hin und holt sich das Feuer bei seinem Nachbar; man zündet es bei sich an, man theilt es Anderen mit, und es gehört Allen." Das ist der Socialismus auf das geistige Eigenthum angewendet — eine Theorie, die de facto seit Ewigkeit praktisch angewendet wurde. Bei den Schriftstellern heißt es, wie bei Proudhon: „La propriété, c'est le vol!" und auch „Le vol, c'est la propriété (Eigenschaft) d'un chacun!" Einige nennen das Aufspüren solcher Diebstähle Zeitvertreib, Andere Zeitvergeudung.

Mancher Gedanke ist in der That ein Plagiat, seine genauere Definition würde aber lauten: „Er ist wie ein junges Mädchen, das bisher ungebunden im Felde herumsprang und nun durch einen berufenen Schriftsteller wie ein schönes Buch in großer Toilette auf den ersten Ball geführt wird!" Da muß er sich ganz anders benehmen und nimmt sich ganz anders aus! Nach Bayle, der so viel citirt hat, zeugt es nicht weniger von Erfindung, einen in einem Buche gefundenen Gedanken gut anzuwenden, als ihn selbst zu finden. Der Kardinal du Perron meinte, es gehöre Talent dazu, einen Vers des Virgil richtig zu citiren. Liegt nicht eine ganze Welt von Vorstellungen in dem Stammbaumblatt der Alten: „Die Musen sind Töchter des Gedächtnisses!" Sokrates sagt irgendwo beim Plato: „er selbst sei wie eine Schale, die sich mit Wasser aus fremden Quellen fülle, damit seine Hörer aus ihm trinken könnten!" Ein anderer Weiser that den Ausspruch: „Nur die, welche verzweifeln, jemals citirt zu werden, citiren niemals!" Jeder Schriftsteller hat von jeher den Geist Vieler in sich vereinigt und ist dadurch gewissermaßen kein Einzelner geblieben; er ist eine Legion geworden; in der Weisheit eines Einzelnen concentriren sich so die Kräfte der Menschheit.

Ein und derselbe Gedanke, ein und dieselbe Vorstellung wird ganz andere plastische Form erhalten, je nachdem ein gewöhnlicher Mensch, ein Denker oder ein Dichter dieselben zu ihren Zwecken verwenden. Man urtheile: Die einfache Thatsache ist, daß die Peripherie des Mondes, in Wirklichkeit durch Berge und Thäler gebildet, durchaus nicht den vollkommenen Kreis vorstellt, den unser Auge am nächtlichen Himmel erblickt. Brandes sagt von der, die Liebe durch psychologische Analyse in ihre Elemente auflösenden Emigrantenlitteratur (B. Constant, Senancour, Stael): „Es ging, wie wenn man das Fernrohr auf einen Stern richtet; seine Strahlen verschwinden; man sieht nur den astronomischen Körper; aber wo man früher im Mondenlichte nur eine helle und glänzende Scheibe sah, dort gewahrt man jetzt eine Mannigfaltigkeit von Bergen und Thälern!" Der poeta laureatus Englands, dem ein Gedicht kürzlich mit 250 Pfund Sterling bezahlt wurde, bedient sich des ähnlichen Bildes, und dichtet:

And is it, that the haze of grief
Makes former gladness loom so great;
The lowness of the present state,
Which sets the past in such relief.

Or that the past, will always win
A glory from its being far,
And orb into the perfect star
We saw not, when we walked therein,

was ich also verdeutschen möchte:

Erscheint im Nebelstreif von Leid
Ein früh'res Glück phantastisch groß;
Und hebt ein heutig' Trauerlos
So licht hervor — vergangne Zeit?

Zeigt nicht sich recht im Glorienschein
Vergangnes, grade weil es fern,
Wie reinstes Rund wird unser Stern,
Wenn er uns nicht mehr selbst schließt ein?

Von diesen glories of the past, die vergangenes Glück in abgerundeter, hehrer Form erscheinen lassen, wie unser aus der Ferne gesehener Planet sich rundet, spricht auch Dickens-Cozzerfield, wenn er klagt: „Wenn ich allein wandelte in dem schönen Wetter, und der Sommertage gedachte, da alle Luft gefüllt war mit einem knabenhaften Enthusiasmus, da vermißte ich etwas von der Verwirklichung meiner Wünsche; aber ich dachte es nur gemildert durch die Gloriole der Vergangenheit — the glories of the past, — die Nichts in der Welt über den jetzigen Zustand ausbreiten konnte!" Das sind drei Gänge auf der Tafel der geistigen Nahrung, aber nicht ist der zweite aus den Resten des ersten zubereitet; sie sind alle drei aus ihrer ureigenen Substanz: Fisch, Fleisch und Ambrosia! Gewisse Diebstähle wurden bei den Römern mit Peitsche bestraft (ad plagas). Bei uns haben manche Plagiate zur Unsterblichkeit geführt. La Mothe le Vayer sagt: „Den Alten entlehnen, und von dem, was sie geschrieben haben, seinen Nutzen ziehen, heißt Piraterie jenseits der Linie treiben; aber Leute seines Jahrhunderts plündern, sich ihre Gedanken und Producte aneignen, heißt Mäntel auf dem Pont-Neuf stehlen!" Madame de Scudery meint: „Was bei den Alten Studium genannt wird, heißt Gaunerei bei den Modernen!" Indessen findet es auch Pascal schwer, immer Neues unter der Sonne zu entdecken: „Es giebt Leute", schreibt er, „die möchten gar zu gerne, daß ein Autor niemals von Dingen spräche, die ein Anderer schon erwähnt hat!" Wie aber Buffon den Styl und den Menschen identificirt, so identificirt sich auch jeder alte Gedanke mit der neuen Ausdrucksweise des jüngeren Schriftstellers. Beim Ballspiel wird derselbe Ball bald von Diesem, bald von Jenem hin- und hergeschleudert, — der Eine trifft und wirft aber besser als der Andere. Der vierte Akt von Sardou's „Nos intimes" ist eine beinahe

Digitized by Google

wörtliche Abschrift des Stückes eines unbekannten Autors: „Les discours de rentrée". Sardou hat den Ball aber ausgezeichnet geworfen. Der Kritiker Malone unterzog sich der Mühe folgender Statistik: Auf 6043 Verse Shakespeare's kommen 1771, die einfach seinen Vorgängern angehören; 2373 sind umgestaltet; es ist möglich, daß der Rest von 1899, vielleicht ein Drittel, dem Schwane von Avon selbst angehört! Und doch ist Shakespeare der Gott aller Litteratur; er kann sich aber auf den Gott der Juden berufen, der auch nur, wenn auch sich selber, copiren konnte; denn er schuf — die Bibel sagt es — den Menschen nach seinem Ebenbilde.

Es wurde oben behauptet, nicht neue Dinge zu sagen, sondern sie am besten auszudrücken, sei die Hauptsache. Noch besser, als sich am besten auszudrücken, ist es aber oft, endlich zu schweigen. So singt auch der Weise von Wiesbaden, Mirza-Schaffy:

„Zwei Dinge sind schädlich für Jeden,
Der die Stufen des Glücks will ersteigen;
Schweigen, wenn Zeit zu reden,
Und reden, wenn Zeit zu schweigen."

Und Gresset warnt schon in seinem „Méchant" vor den Gefahren des Federführens:
„Wie oft hat zu viel Schreiben schon zum Galgen geführt!"

An die Entfernte.

(Sonettcyklus.)

I.

Ich suchte dich, doch ohne dich zu finden; —
Rings lag die Nacht in ahnungsvollem Schweigen,
Der laue Nachtwind seufzte in den Zweigen
Der Silberpappeln und der schwanken Linden.

Wer singt mir nach, welch' Bangen, welch' Empfinden
Des Herzens tiefstem Grund ich fühlt' entsteigen,
Als ich die Sterne sah sich trauernd neigen,
Ach! ohne dich, mein süßes Lieb, zu finden.

Da trieb die Angst, der Sehnsucht heiß' Verlangen
Mich vor dein Fensterlein in stiller Nacht,
Zu sehn, ob noch dein treues Auge wacht:

Und hinter'n Scheiben, die du dicht verhangen,
Erschien dein Bild in wehmuthsvoller Pracht —
Denn eine Thräne glänzt' auf seinen Wangen.

II.

Es war des Abschieds Thräne, die du weintest; —
Sie sank auf's Herz mir, wie ein letzter Kuß; —
Ich fühlt' es klar — es war der Scheidegruß,
Den du mit meinen Seufzern still vereintest.

Was du mit jener heißen Zähre meintest,
Ach! daß ich's ewig, ewig fühlen muß:
Es schied in dir mein guter Genius,
Ich weiß es wohl, ob du's auch stets verneintest.

Digitized by Google

Und in dem Schattenreich des Waldessaumes
Kühlt' ich am thaudurchblitzten Moos des Baumes
Die heiße Stirn im übergroßen Schmerz;

Denn, müde dieses eiteln Lebenstraumes,
Sehnt sich nach Frieden mein verlass'nes Herz,
Und die Gedanken ziehen himmelwärts.

III.

O Schmerz, zu leben — ohne sie zu leben,
Baum ohne Blätter — Wüste ohne Bronnen,
Herz ohne Pulsschlag — Jugend ohne Wonnen,
Nacht ohne Sterne — Weinberg ohne Reben:

O Trennungsschmerz, es hat dein finstres Weben
Mit nächt'gen Schatten mein Gemüth umsponnen,
Seit ihrer Augen glanzerfüllte Sonnen
Kein Trosteslicht mehr meinem Dasein geben.

Kaum rief die Lippe ihren süßen Namen,
Als flüsternd aus des Waldes Grunde kamen
Verliebter Echonymphen sanfte Stimmen.

Sie grüßten mich, wie sie's von ihr vernahmen,
Als wir sie nach des Abendroths Verschwimmen
Glühwürmchenhell am Waldpfad sahn erglimmen.

IV.

So höre du denn, Waldpfad, meine Klagen,
Du, süßer Ort, dem bittrer Schmerz entquoll,
Einst mir so freudvoll, nun so kummervoll,
Wohin die Sehnsucht mich, wie sonst, getragen —

Euch kenn' ich noch aus jenen schönen Tagen,
Da hier der Frühling seine Knospen schwoll,
Im Sommer Nachtigallensang erscholl,
Der Herbst sein buntes Laubzelt aufgeschlagen.

Nun ward es Winter — Schnee liegt im Gezweig,
Kahl ward der Hain, der einst so blüthenreich —
Und doch seid ihr die Freunde mir, die alten;

Denn seht, es geht mir grade so, wie euch:
Ach, Schnee und Eis liegt in des Herzens Falten,
Und dennoch will die Sehnsucht nicht erkalten.

Digitized by Google

V.

Ja, nimmer wird die Sehnſucht hier erkalten,
Nicht eher kann dies kranke Herz geneſen,
Bis meine Arme, göttergleiches Weſen,
Dich wieder hochbeglückt umſchlungen halten,

Bis du mir von der Stirn geküßt die Falten
Und in den lieben Augen ich geleſen,
Daß du auch fern mir treu und hold geweſen
Und nicht erlagſt der Trennung Schmerzgewalten.

So lange bleibt mein Paradies der Wald,
Mein Heiligthum die Bank, auf der wir weilten,
Als wir der Liebe ſel'ge Freuden theilten.

Und wenn vom fernen Thurm die Glocke ſchallt,
Denk' ich der ſüßen Zeit, wo hier ſo bald
Die Stunden wie Minuten uns enteilten.

Rudolf Bunge.

Heimweh.

Die erſte Schwalbe ſah ich heut
Im blauen Aether ſchweben,
Wie hat ihr Anblick mich erfreut,
O Frühlingszeit,
Du nahſt mit neuem Leben.

Und macht auch eine Schwalbe nicht
Den Lenz an einem Tage,
Geduld, jedwede Knospe bricht
Das Sonnenlicht
Beim Nachtigallen-Schlage.

Schier unaufhörlich rinnt vom Dach
Der Schnee in ſchweren Tropfen
Und unter'm Eiſe wird im Bach
Die Welle wach,
Ich hör' ihr leiſes Klopfen.

Zu eng wird ihr das ſtarre Haus,
Wo ſie bisher geſchlafen,
Jetzt ſtrömt ſie plötzlich mit Gebraus
Hinaus, hinaus
Aus ihrem ſtillen Hafen.

Nun erſt verſteh' ich, in der Bruſt,
Mein Herz, dein banges Schlagen,
Du wirſt der Feſſeln dir bewußt,
Die ſonder Luſt
Du bis dahin getragen.

Du denkſt an jene Zeit zurück,
Wo ſie dich nicht umſchlangen,
Wo noch in ungetrübtem Glück
Dein froher Blick
Sah rings die Erde prangen.

Wie leiſe nun und allgemach
Die goldnen Schimmer fliehen,
Da möchteſt du auch mit dem Bach,
Der Schwalbe nach,
Zur alten Heimat ziehen.

Berthold Junke.

Digitized by Google

Allmächtig.

Auf dieser Erdenflur
Den höchsten Sieg erringen —
Des Dämons Macht bezwingen —
Die Liebe kann es nur.

Des Paradieses Spur
Ging längst uns hier verloren,
Es führt zu Edens Thoren
Zurück die Liebe nur.

Hermanna Fredrike.

Der Weltverächter.

Nach des Lebens Gütern, voll Entzücken,
Mocht' ich einst nach Kinderart mich bücken.

Doch die Gaben, deren ich mich freute,
Schlug des Schicksals Eisenfaust zu Stücken;

Daß ich, satt der schalen Lebensfreuden,
Vom Erkenntnißbaum begann zu pflücken.

Ungestillt doch blieben Wunsch und Sehnsucht,
Unausfüllbar des Erkennens Lücken.

Eignem Glück entsagend, voll Erbarmen,
Sucht' ich nun die Andern zu beglücken;

Bis ich sah, wie sie Propheten lohnen,
Sie zum Dank mit Dornenkronen schmücken.

Schaudernd sah ich, wie sie Nächstenliebe
Heucheln — und die Schwachen niederdrücken,

Wie sie nach Genuß und Gold und Ehren
Gierig hasten — schleppen sich an Krücken,

Und doch Alle nur zum Tode taumeln,
Wie vom Flammenstrahl versehrte Mücken. —

Ruhig steh' ich nun am Lebensräthsel,
Müde, seine Kluft zu überbrücken.

Lächelnd blick' ich nun in's Weltgetriebe,
Gleich gestimmt für Lieb' und Haß und Tücken.

Lächelnd harr' ich, bis des Todes Schwingen
Mich in's ruhevolle Nichts entrücken.

Richard Köhlich.

Digitized by Google

Nacht.

Dein bin ich wieder,
Einst meines Leides
Milde Trösterin:
Heilige Nacht!
Ein ernstes Lächeln
Bewegt dir leis
Den stolzen Mund,
Dem ich oft vergebens
Geheimnisse abfrug,
Die alte Frage,
Die den Sterblichen quält:
Woher, wohin?
Was wollen die stummen,
Die strengen Mächte
Mit ihrer Geschöpfe
Ewiger Mühsal?
Du aber legtest
Leicht mir die Hand
Auf die glühende Stirne
Und begannst geheime
Worte zu raunen,
Erst leis, dann lauter:
Ich lauschte dem Wohlklang,
Und was du sangst,
Mir füllt' es die Seele
Und über die Lippe
Floß es als Lied.
Lass' dich's genügen,
So sangst du mir.
Denn allen Zwiespalt
Heilen die Himmlischen
Mit gnädigen Händen.
Was heute dich müht,
Der Durst der Erkenntniß,
Sie stillen ihn dir,
Doch mit anderm Trank,
Als den jetzt du ersehnst.
Nicht hoffe der Wahrheit
Antlitz zu schaun,
Nicht der Weltgeschichte
Ewigen Gang
Und das Walten der Mächte
Droben im Aether.
Doch es kommt der Tag einst,
Da du den Schranken
Willig dich fügst,
Mit denen die Götter
Das Loos dir umgrenzt.
Dann nah' ich dir wieder
Und sagen sollst du:
Willst wissend du werden?
So sprachst du damals
Und oftmals schaut' ich
Fragend dir
In die ernsten Züge
Und harrt' und harrte
Des Tags der Erlösung.
Und heute lächelst du,
Ewige Mutter,
Und gütig frägst du:
Thörichter Sohn,
Verlangst du noch immer
Der Götter Wissen?
Ich aber rufe
Jauchzend dir zu:
Nicht Wissen, noch Weisheit
Begehr' ich weiter!
Nicht neid' ich euch, Götter;
Ich lebe — und liebe!

Max Schlierbach.

An den Künstler.

Stürmischer Jüngling,
Zage nur nicht,
Daß dir nicht gleich
In jeglichem Augenblick
Eine Welt, eine neue Welt
Glanzvoll aufgeht,
Daß du nicht auch
Aus feuchtem Nebel
Und des dämmernden Tags
Lastender Unerquicklichkeit
Sonnenstrahlende Göttergebilde schaffst.
Nie zudringlich entblüht
Gleich der gemeineren Frucht,
Die am Weg dem Wandrer entgegen-
strotzt,
Jedweder Stunde das Höchste.
Steil und schwierig leitet der Pfad
Empor zu krönendem Felsen
Und nur auf schwindelndem Niederhang
Gedeiht Edelweiß,
Der Gebirgsblumen begehrteste.
Darum gnüge dir auch

Digitized by Google

Jezuweilen der zweite Preis;
Darum danke du auch
Demuthvoll
Für des Alltags mindere Huld.

Sonst — woher leutselige Liebe,
Weinende Nachsicht sonst
Und lächelndes Mitleid
Für den Troß der Geringen sonst woher?
Fühle du nur am Höchsten auch
Lähmend, quälend Ersättigung,
Daß du nicht blind magst werden,
Stolzer Freund, für des Staubs
Arme, blöde Geschöpfe,
Die unter dir
Sich plagen und quälen,
Als hing' an ihrem Wunsche die Welt.

Und wenn du auch mit dem machtvoll schreitenden Fuß
Den kreuchenden Wurm zertrittst,
Verlerne nur nicht,
Stürmender,
In sanfterem Augenblick
Auch einmal
Ueber des Wurms Geschick
Ein Klagelied
Auszuströmen aus tiefster Brust,
Als klagtest du
Ueber den Untergang
Einer zertretenen Welt fürwahr.

Siehe! wem das Geringste nicht
So viel werth kann sein
Wie die ewige Welt,
Dem kann auch sie
Nimmer das Größte sein;
Sondern er hat sich selbst zu lieb.

Jeder Stunde danke getrost ihr Theil,
Ob sie dir ein Gewaltiges,
Oder ein Karges entgegenbringt;
Spende gerecht Jeglichem
Deine Begeistrungsgluth
Und verkläre das Dunkle selbst
Im Morgenroth
Heiligen Mitgefühls,
Daß es aufleuchtend entzücke.

Drum, stürmischer Jüngling,
Zage nur nicht,
Daß dir nicht gleich
In jeglichem Augenblick
Eine Welt, eine neue Welt
Glanzvoll aufgeht.
Wenn du willst, wandelt sich dir
Das schwindende Sandkorn um
In goldausstrahlenden Sonnenball.
Denn glaube mir:
Dankbar ist Jedwedem die Welt
Und strahlt Jedwedem das Licht,
Das er ihr schenkte, zurück.
Drum leuchte du nur; es leuchtet dir auch
Wieder zurück die Welt.

Wilhelm Henzen.

Verfehltes Leben.

Ein fruchtbar Feld dein Herz mir scheint,
Von Keimen voll des Schönen, Guten.
Doch ward dir stets nur rauher Sturm,
Statt milder Sonne Strahlenfluthen.

Dir ward des Landmanns rauhe Hand,
Anstatt des Gärtners zartes Pflegen.
Ihm frommt des Bodens derbe Frucht
Und nicht der Blumen duft'ger Segen.

Und tief ergreift's mich, wenn ich denk'
An deines Schicksals harte Fesseln. —
Im Geist schon seh' ich statt der Rosen
Ein ödes Feld, ach! — voll von Nesseln.

Heinrich Kuhmerker.

Digitized by Google

Der Falter.

Verlassen hatte ich die dumpfen Mauern,
Schritt einsam hin im schneebedeckten Thale.
Die Erde trug des Todes ernste Male;
Doch sie war schön, selbst unter Grabesschauern.

Es mag der Winter nun nicht länger dauern;
Ein Falter wiegt sich froh im Sonnenstrahle!
Doch wie er träumt von Licht und blum'gem Thale,
Muß ich schon seinen jähen Tod betrauern.

Und schmerzlich fühlte ich's im Herzen beben:
Schau hin; hier ist dein eigen Herz gerichtet,
So opferst du dem falschen Glück dein Leben.

Du brichst die Schranken, welche dir errichtet,
Von holdem Trugbild läßt du dich umweben,
Dich küßt dein Glück, indem es dich vernichtet.

Richard Erfurth.

Aphorismen, Sprüche und Epigramme.

Wahlspruch.

Was immer die Welt bewegen mag
In des Lebens wechselndem Spiel,
Es zeigt uns Allen Tag für Tag
Ein ernstes und hohes Ziel.

Und wenn wir auch das Ende nicht schaun
Im verhüllten Menschengeschick,
Wir richten voll Glauben und Vertraun
Empor zum Himmel den Blick.

Adolf Ebeling.

Ewige Schätze.

Das Schöne in der Welt,
An Schönres lehrt es glauben,
Und seine Sonne kann
Wohl Nichts dem Herzen rauben.

Das Gute in der Welt,
An Reinres lehrt es glauben,
Und ihren Himmel kann
Wohl Nichts der Seele rauben.

Hermanna Fredrike.

Wohlgemeinte Warnung.

Willst du, Freundchen, dich den Musen weihn,
Hüte dich, originell zu sein,
Denn je mehr ein Wort dir scheint gewagt,
Desto sichrer hat's schon wer gesagt!

Philisterblick.

Venedig ruht im klaren Mondenscheine,
Der leis auf den Lagunenwellen bebt. —
„Was ist's?" knurrt Hinz; „ein Haufen alter Steine,
Von einem schnöden Bettlervolk belebt!"
Mag sein, doch Hinz, du sahest nicht das Eine:
Den Geist der Schönheit, der darüber schwebt!

Ein Weitherziger.

Sitzt ihr beim Kruge Wein zu drei,
Und einer ist ein dunkler Ehrenmann,
Laß' dich's nicht reun; stoß' lächelnd mit ihm an,
Und leere herzhaft deinen Humpen; —
Bedenk', daß rar genug die Kumpanei,
Wo in der Minderzahl die Lumpen!

Gemüthlichkeit.

„Gemüthlich ist's in dem Verein,
Setzt's Prügel dort auch in der Regel!" —
Für Viele heißt: „gemüthlich sein",
Ad libitum zu sein ein Flegel.

Traurige Worte.

Ein Schicksal, trüb' und thränenschwer,
Liegt in dem Worte: „Nimmermehr!"
Doch herbern, heißern Schmerz verräth
Gar oft das kurze Wort: „Zu spät!"

Reinhold Fuchs.

Digitized by Google

Empfindsamkeit ist eine Schwäche,
Wie sie ein morscher Balken zeigt;
Empfindlichkeit ist eine Tugend, —
Denn zarte Saiten springen leicht.

Verzweiflung.

Wenn deine eigene Kraft verweht,
Das Zutraun zu dir selber flieht —
Und dir kein Gott zur Seite steht, —
Dann fehlt dir selbst ein Klagelied.

H. Haeseler.

Das Sprichwort lautet: „Heule mit den Wölfen!"
Und damit läßt sich viel erreichen:
Zwar wird ein Wolf dem andern niemals helfen,
Doch beißt er auch nicht seinesgleichen!

Du willst es wissen, frohes Kind,
Wie wohl der Menschen Herzen sind?
— Die meisten kalt, nur wen'ge warm —
Und diese drückt des Lebens Harm.

E. Klem.

Solltest du einst in der Fremde des Lebens Sorgen erfahren,
Kannst du von Herzen dich freun, wenn du sie frühe erfährst.
Keinem wohl bleibt es erspart, den Ernst des Lebens zu kosten,
Aber ein junges Gemüth beugt sich und richtet sich auf.
Allzeit such' dich im Leben mit wahren Freunden zu einen,
Achte es nimmer gering, was dir die Freundschaft beut!
Einsam, würdest du stranden in manchem Sturme des Lebens,
Aber im Freundschaftsbund trotzest du kühn der Gefahr!

Georg Knauer.

Es möge jeder Tag auf seinen goldnen Schwingen
Freigebig Wissen dir allzeit entgegen bringen,
Doch will er wieder fliehn, o lass' es nicht geschehn,
Bevor er noch von dir ein gutes Werk gesehn.

Guter Rath.

Wenn Mißgunst dich verfolgt und Neid,
Die Schmähsucht nach dir wirft mit Steinen,
Lass' dich's nicht kosten schweres Leid;
Stets reizte die Mißgunst des Gemeinen
Was sich erhob, und mit Behagen
An edler Frucht die Wespen nagen.

L. Kraft.

An den Weihnachtsbaum.

Wiedrum strahlst du so heilig und lind durch's festliche Zimmer,
Und in Nadeln und Moos hegst du die Krippe so traut.
Weihrauchsodem des Opfers und urgermanischer Walddust —
Volksthum menschlich verklärt — Erde mit Himmel im Bund:
All' dies athmet in dir; und warst du des Knaben Entzücken,
Mit noch tieferem Gruß rührst du dem Manne das Herz.

Auf die Cassseler Wilhelmshöhe.

Schau, hier schwelgte dereinst, als Deutschlands Sonne gesunken,
Bonapartischer Hohn gierig am Marke des Volks.
Schau, hier sühnte der Neffe Jerome's altkorsische Frevel:
Wilhelmshöhe, dich hat schauendes Walten getauft.

Gustav Legerlotz.

Von Allen bist du wohlgelitten,
Wirst du Gesellschafts-Sklave sein,
Und zeigst du eigne Art und Sitten,
Dann stellt dir Jedermann ein Bein,
Doch braucht und fürchtet dich die Welt,
Dann kannst du thun, was dir gefällt. —

Julius Litten.

Die Liebe Anderer trägt uns zu Grabe, unser eigener Glaube gen Himmel.

Unsere Wünsche und Hoffnungen sind ein heißer Dampf, der das Herz spannt. Aber in der kalten Außenwelt verdichtet er sich: und alle unsere Wünsche und Hoffnungen werden zu Wasser.

Karl Reimer.

Beim Umsturz läuft bergab die rohe Kraft;
Im Aufbau liegt des Menschen Kunst und Würde.

Gustav Richter.

Einem Pessimisten.

Schmerz hin, Schmerz her!
Ist nur dein Herz nicht leer,
Dann wird sich's schon leben lassen
— Mit Lieben und Hassen.

Carl Eugen Schmidt.

Fragst du den Gast: „wann gehst du, mein Lieber?"
Sicher, er meidet dein unwirthlich Dach.

Digitized by Google

Und auch dein Glück zieht sicher vorüber,
Fragst du's, wie lang' es wohl bleiben mag.

Sollen dich die Leut' verlachen,
Such' es Allen recht zu machen.
Sollen dich die Leute ehren,
Such' dich deiner Haut zu wehren.

Wer nur entrüstet
Sich tadeln hört,
Der ist gewiß des
Lobs nicht werth.

K. Schmidt.

Viele und Wenige.

Es mühen so viele sich ab zu entdecken
An strahlender Sonne die dunkelen Flecken,
An großen Männern die menschlichen Schwächen;
Sie freuen sich der gefundnen Gebrechen
Und weisen nur immer mit niedrigem Sinn
Auf die Fehler der Größten und Besten hin.

Wie Wenige giebt es, die es verstehen
Im elendsten Menschen die Stelle zu sehen,
Wo wie in der Tiefe ersterbende Gluth
Eines edleren Triebes verborgen noch ruht.
Doch wer es vermag, der wird sich bewußt
Der göttlichsten Freude in menschlicher Brust.

Paul Schönemann.

Commentar.

Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci —
O, erwiedert der Wirth, glaubt mir, ich thu' es schon längst.

Fort kommst du nur auf zweierlei Weisen:
Entweder Maul halten oder beißen.

Oktokar Stauf von der March.

„Keinem Menschen darf man trauen",
Manche lehren's, Viele glauben's,
Und sie sind doch selber Menschen —
Ob sie wohl sich selber trauen?

Ewald von Tettenborn.

Wenn es in Strömen vom Himmel fließet
Und wildes Brausen die Blumen schüttelt,
Bleibt auch die Lilie nicht weiß und rein:
Doch Lilie bleibt sie auch sturmgerüttelt.

Valentin Traudt.

Bücherschau.

Die Firma J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger bringt unter dem Titel **Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1891** ein vorwiegend aus poetischen Beiträgen bestehendes kleines Prachtwerk auf den Markt, das aus mehr als einem Gesichtspunkte die Aufmerksamkeit unsrer Poesiefreunde verdient. Einmal bedeutet dieser Musen-Almanach, als dessen Herausgeber Otto Braun zeichnet, die (abermalige) glückliche Wiederbelebung eines Gedankens, der seinerzeit in der Geschichte unsrer Litteratur eine Rolle gespielt hat; und zweitens ist dieser Gedanke mit so vielem Geschmack und so augenscheinlicher Liebe durchgeführt, daß der Herausgeber gerade in einer Zeit, wo neben den edelsten Offenbarungen wirklicher Poesie auch der platteste Naturalismus der Rhyparographen sich breit macht, seitens der Presse und des Publikums ein warmes „Glückauf" verdient. Das Buch, das in elegantester Ausstattung 312 Seiten umfaßt und 6 mustergültige Kunstbeilagen von Kray, Kröner, Hößlin, F. A. von Kaulbach, Geiger und Lossow enthält, bringt außer einigen Prosa-Beiträgen von Ebers, Weitbrecht und Rosegger eine große Fülle poetischer Erzählungen und sonstiger Gedichte — vom philosophischen Monolog bis zum schneidigen Epigramm. Unter den Dichtern, die im Cotta'schen Musen-Almanach vertreten sind, nennen wir Friedrich Bodenstedt mit seinen Spruchversen, Dahn mit seinem tiefernsten Poem „Friede und Kampf", Arthur Fitger mit seinem verzweifelten Dithyrambus an die Hoffnung, Ludwig Fulda mit seinen reizenden Singedichten, Julius Grosse mit drei Uebertragungen aus dem Slavischen, Wilhelm Hertz, Wilhelm Jensen, Jordan, Isolde Kurz, Hermann Lingg, C. F. Meyer ꝛc. Es sei uns gestattet, als Probe aus dem rein lyrischen Theil hier das Gedicht „Wanderers Herbstlied" von Wilhelm Hertz zu reproduciren:

Der hohe Bergwald steht entlaubt
Und war doch erst so frisch und grün, —
Und wähntest du, begehrlich Haupt,
Du solltest ewig blühn?

Digitized by Google

Sieh fern im Duft dein Jugendbild!
Es grüßt und lächelt und entschwebt.
Dir wird so still, so wehmuthmild;
Getrost, du hast gelebt.

Der Freuden Lenz, der dir verblich,
War sterblich wie der Lenz der Au;
Doch über all dem öffnet sich
Des Himmels ew'ges Blau.

Es kommt ein Tag mit sanftem Licht,
Da führt auch dich dein Weg zur Ruh'.
Was drüben liegt, dich schreckt es nicht —
Drum wandre, wandre zu!

Niemand wird sich dem tiefen Eindruck dieser echten Melodik verschließen können.

Aus dem epigrammatischen Theil wählen wir die hier folgenden Sinngedichte von Ludwig Fulda, der sich nachgerade auf diesem Gebiet einen Namen macht:

„Eins ist Handeln und Erleiden:
Wenn der Erdensohn hienieden
Endlich reif wird zum Entscheiden,
Ist schon über ihn entschieden."

* * *

„Originell sein — das heißt: Mit Macht
Lieber verzwickt als schlank und schlicht;
Alles Gescheite ist schon gedacht,
Alles Dumme noch lange nicht."

* * *

„Mit euren dürren Weisheitsbrocken
Könnt ihr keinen Hund vom Ofen locken;
Ich weiß sogar nicht, was es frommt,
Wenn endlich der Hund gesprungen kommt."

* * *

„Wenn Leute gar so hoffärtig thun
Mit rothen Schlipsen und gelben Schuh'n
Und drob sich freuen wie ein Kind,
Daß sie gerade sie selber sind,
Dann seufz' ich leise: Mit der Zeit
Brächt' ich es schaffend gern so weit,
An mir selbst und meinen Gaben
Halbwegs solch einen Spaß zu haben."

Das ernste, sich selber nicht genügende Streben, das den Verfasser dieser Strophe kennzeichnet, ist unserm Eindruck zufolge die Signatur des ganzen Werkes, und schon aus diesem Grunde verdient es einen schönen Erfolg.

E. E.

Gedichte von L. Rafael. (Zweite Auflage. Leipzig 1890. Breitkopf & Härtel.) Bevor ich selbst die gegenwärtige Kritik schrieb, hatte ich schon einige Recensionen der Rafael'schen „Gedichte" und zwar sehr abfällige gelesen. Man thut der Verfasserin, einer westfälischen Dichterin, Unrecht, wenn man sie so glattweg aburtheilt. Man merkt, daß eine reiche und wahre Empfindung aus den Zeilen spricht und muß die große Begabung der Verfasserin anerkennen. Neue Motive hat sie allerdings nicht viele untergelegt; es ist meistens das alte Thema, das ewig neu bleibt, welches behandelt wird. Aber das darf doch ein Jeder nach seiner Weise und nach seinem Vermögen! Nur soll er sich hüten, in's Alltägliche, in das schon zu oft ausgefahrene Geleise zu gerathen. Es muß durchaus nicht Alles in Druckerschwärze verewigt werden, was uns das subjective Gefühl des Augenblicks lyrisch austönen läßt. Es fällt mir dabei immer der Ausspruch eines bekannten berühmten Dichters ein: „Wenn ich all' das hätte drucken lassen, was ich in solcher Stimmung auf's Papier brachte, ich hätte Tag und Nacht keine Ruhe mehr." Den Sinn des dunkeln Wortes wird der geneigte Leser recht errathen. So zum Beispiel hätte ich an L. Rafaels Stelle die gewiß Jedem als Belanglosigkeit erscheinenden Verse:

Daß ich dich liebe,
Soll ich beklagen?
Klagt auch die Blume
— Sterbend — der Sonne?

nebst manchem Anderen fortgelassen. Revision und Ausmerzung schadeten noch niemals. Auch das Haschen nach möglichst neuen Formen und der mitunter schwülstige Ausdruck sind ungesund. Die guten Gedichte, unter denen einzelne Kabinetsstücke sind, leiden in dieser Nähe. Aber L. Rafael ist Dichterin und Denkerin (vergl. die Sinnsprüche). Für die Ausstattung hat der bekannte Verleger in prächtigster Weise gesorgt.

Hugo Rheinländer.

Johann August Eberhards synonymisches Handwörterbuch der Deutschen Sprache. 14. Aufl. Durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von **Dr. Otto Lyon.** (Leipzig, Th. Griebens Verlag, 1889.) Die erste Auflage dieses bedeutenden Handbuches ist von J. A. Eberhard im Jahre 1802 erfolgt. Die Gediegenheit des Inhaltes ließ Auflage nach Auflage nothwendig werden. Die 12. Auflage ward von Friedrich Rückert besorgt. Der gegenwärtige Bearbeiter, Dr. O. Lyon, baut auf der tüchtigen Grundlage seit dem Jahre 1882 weiter; seine Grundsätze spricht er in dem Vorworte zur 13. und in der Einleitung zur 14. Auflage in belehrender Weise aus. Dem umfangreichen Werke ist ein internationaler Werth durch Beifügung von Uebersetzungen sämmtlicher Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache verliehen worden. Eine vergleichende Darstellung der deutschen Vor- und Nachsilben unter erläuternder Beziehung auf jene fremden Sprachen geht der alphabetischen Zusammenstellung der Wörter voran; ein angehängtes Register erleichtert die Benutzung des Buches, welches allen Freunden unserer herrlichen Muttersprache dringend empfohlen werden muß.

Adalbert Rudolf.

Digitized by Google

Offener Sprechsaal.

(Die Aufnahme hierselbst zur Verhandlung gelangender litterarischer Streitfragen ꝛc. verstattet keinerlei Rückschluß auf unsere Stellungnahme zu denselben. D. R.)

Sehr geehrte Redaction!

Herr Wilhelm Arent theilt Ihren Lesern in Nr. 11 Ihres geschätzten Blattes mit, daß er nie eine Zeile von Stecchetti, Lamartine, Baudelaire gelesen. (?!!) Ich hatte auch Byron genannt oder gemeint, und bei Arent heißt es S. XIII: Nach Byron und Anderen. Gleich das erste Gedicht: „A une princesse" trägt die Bemerkung in Parenthese: Nach Baudelaire!!! Wie man etwas „nach Einem" machen kann, den man nicht gelesen, begreife ich nicht. S. 51 steht „nach Lamartine"! S. 102 ist deutlich zu lesen: „Nach Stecchetti"! S. 115 heißt es: „nach Shelley". Herr Arent hat erwidert, um etwas zu erwidern! Ich gebe mein Urtheil stets nach bestem Wissen und Gewissen ab, weder um Jemanden zu kirren, noch um Jemanden zu verletzen. Auf Antikritiken zu antworten, lasse ich mich principiell nicht ein. Wenn ich gegen alle mir selbst zu Theil gewordenen Kritiken polemisiren wollte, wär' des Polemisirens kein Ende!

Ich behaupte, Herr Arent hat nach berühmten Mustern gedichtet. Wenn er nun Stecchetti, Lamartine, Baudelaire wirklich nicht gelesen hat, so möge er es schleunig thun; denn wir unterlassen manchmal, Mittelmäßiges zu machen, wenn wir sehen, daß Vorzügliches schon da ist.

Mit Hochachtung

Dr. Alfred Friedmann.

Nachdem nunmehr beide Theile das Wort gehabt haben, erklären wir hiermit die Angelegenheit für erledigt.

Die Redaction.

Briefschalter.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Jede Einsendung, über deren Verwendung Auskunft gewünscht wird, muss deutlich und mit dunkler Tinte geschrieben sein. Ferner ist jeder Beitrag auf ein Blatt Papier besonders zu schreiben und darf eine Einsendung deren höchstens fünf enthalten. Man bewahre sich von allen Einsendungen Abschrift, da wir Gedichte überhaupt nicht, grössere Arbeiten aber nur dann zurücksenden, wenn der volle Betrag zur Bestreitung des Rückporto's beiliegt. Bei erstmaliger Einsendung ist Angabe der Bezugsquelle des „D. D." erforderlich. Briefe, welche mit Strafporto belastet bei uns anlangen, werden ausnahmslos zurückgewiesen. Anonyme, sowie alle diesen Bestimmungen nicht Genüge leistenden Briefe verfallen dem Papierkorbe. Es werden nur Originalbeiträge angenommen.

Herrn F. K. Jilek, Oedenburg. Wenn Sie Diplomat gewesen wären, so würden Sie auf unsere Briefkastennotiz in Nr. 10 fein säuberlich stillgeschwiegen haben, statt jetzt Ihre Unverfrorenheit so weit zu treiben, von uns die Aufnahme einer Erklärung zu verlangen, in der Sie den Ihnen gemachten Vorwurf des Plagiates zurückweisen. Es versteht sich aber von selbst, daß wir eine derartige schwere Beschuldigung niemals öffentlich erheben werden, bevor wir nicht die unwiderleglichen Beweise für deren Richtigkeit in Händen haben. So haben wir uns auch im vorliegenden Falle selbst erst durch den

Digitized by Google

Augenschein überzeugt, daß Sie in der That an dem Gedicht „Entsagung“ von Ludwig Pfau (siehe Gartenlaube 1885 Nr. 24 S. 390) ein schamloses Plagiat begangen haben. Falls Sie übrigens bei Ihrer lächerlichen Behauptung beharren sollten, daß die Aehnlichkeit beider Gedichte eine rein zufällige sei, so werden wir dieselben demnächst nebeneinander zum Abdruck bringen, damit sich unsere Leser selbst ein Urtheil bilden können.

M. R. in G—z. In Ihrer früheren wie in der diesmaligen Einsendung vermissen wir den konkreten Kern, aus dem heraus die Stimmung erwächst. Sie sprechen z. B. von Trauer, ohne jedoch den Grund dieser Empfindung zu nennen.

I. R. H in L—g „Bei Goethe's Tode“; A. R. in B—g „Mutters Geburtstag“ (gekürzt mit einer kleinen Aenderung); F. S. in P—d b. St. einen der „Sprüche“; E. H. in E—d „Nebelflecken“; L. W. in M—g „Der erste Reif“; W. E. in H—g „Weltallstraum“ u. d. T. „Nächtliche Fahrt“; H. P. in A—g „Winterdämmerung“; T. R. in W—tz „Zürne nicht“ u. d. T. „Gleiche Loose“; Dr. G. K. in W—n „Ein Wanderer“ III. u. d. T. „Weltflucht“; A. P. in M—n „Gott, Quell des Lebens“; A. V. in P—n b. D. „Wunsch“ und „Sehnsucht“; O. S. in T—l Nr. 2 der „Sonette“ unter dem Titel „Fatum“; H. v. P. in N—i „Im Friaul“ (Ihr Gedicht „Wolken“ erscheint zu gelegener Zeit).

Angenommen!

F. E. F. in A—g und A. M. in H—r (vielfach matt im Ausdruck und ohne kraftvoll entwickelten gedanklichen Kern); F. W. in N—tz (recht anerkennenswerth nach Form und Ausdruck, aber inhaltlich verbraucht); E. S. in St. P—g (zu bescheidene Stoffe); K. B. K. (zu sehr nach Wolfi-Baumbachschem Vorbild); V. T. in R—g; B. P. F. in D—n; F. H. in H—au i. E. (spielt stark in's Lehrhafte); E. L. in B—n (zu geringfügige Themata); L H. in L—g (zu kühl bez. zu schwül); A. L. in S—g i. E. (Ihre Gedichte zeugen von Empfindung, geben aber in formeller Beziehung verschiedentlich Anlaß zu Ausstellungen); E. H. P. in T—r (vielfach schwülstig; für jenes frühere Gedicht eine andere Lösung zu finden, müssen wir natürlich Ihnen überlassen); O. S. in B—tz; A. v. Z. in E—t (oft behandelte Stoffe, ohne daß ihnen eine neue Seite abgewonnen wäre); A. M. in G—n (zu engbegrenzte Stoffwelt); H. S. in B—n (auch Sie stehen zu sehr im Banne Heine's); B. R. in D—tz (läßt meist die innere Nöthigung vermissen); O. F. in H—g (zu stückhaft); H. D. in W—n und O. P. K. in L—g (Sie beherrschen den dichterischen Ausdruck zu wenig); I. F. H. in D—g (hat einen conventionellen Anstrich); R. H. in B—n (im Einzelnen recht ansprechend, als Ganzes aber unklar).

Dankend abgelehnt!

M. K. in B—n. Sie besitzen Talent, lassen aber Ihrer Einbildungskraft zu leicht den Zügel schießen. Die Folge davon ist Unklarheit des Ausdrucks und eine gewisse Planlosigkeit der Anlage.

M. v. S. in A—l b. Z. Das fragliche Recensionsexemplar ist eingetroffen.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 14. Februar 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Ludwig Eichrodt, Rudolf Lunge, Berthold Funke, Hermanna Fredrike, Richard Kühlich, Max Schlierbach, Wilhelm Henzen, Heinrich Kuhmerker und Richard Erfurth. — Hexenküche. Von Alfred Friedmann. — Aphorismen, Sprüche und Epigramme. — Bücherschau. — Offener Sprechsaal. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim“ in Dresden-Striesen.** In Commission: **Trüb'sche Buchhandlung** (A. Schmittner) in **Zürich** und **E. Steiger & Cie.** in **New-York.**

Operntext gesucht!

Gefl. Zusendungen unter A. K. an die Buchhandlung des Herrn Hermann Seippel in Hamburg. Jedes Genre ist erwünscht, besonders Einacter, nur keine Operette.

Gedichte

von

Reinhold Fuchs.

11 Bogen, 8°.

Preis: broch. 3 ℳ, eleg. geb. 3 ℳ 60 ₰.

Diese dem Grafen Schack gewidmete Sammlung des bereits mehrfach preisgekrönten Dichters zeichnet sich durch Gedankentiefe und blendende Formenschönheit in gleichem Maasse aus.

Digitized by Google

Herausgeber: Ferdinand Avenarius.

Kunstwart.

Preis: vierteljährlich 2½ Mark.

Halbmonatsschau über Literatur, Theater, Musik, Bildende Künste und Kunsthandwerk.

Öffentliche Urteile.

Deutsche Zeitung (Wien): „Unter den literarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige, welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: ‚Der Kunstwart'". **Wiener Allgemeine Zeitung**: „Ein Blatt, welches sich so frisch und lebendig im Tone, so vornehm in der eigenartigen Form des Erscheinens und in seiner ganzen Haltung zeigt, ein Musterblatt, welches seiner idealen Aufgabe so gewissenhaft und anregend, so freimütig und vorurteilslos nachkommt, welches von aller Schablone so glücklich sich freizuhalten weiß, verdient auch eine Empfehlung, welche die herkömmlichen Geleise der Anpreisung überschreitet." (Münchner, früher Augsburger) **Allgemeine Zeitung** (F. Muncker in einem eigenen, dem „Kunstwart" gewidmeten Aufsatze): „Alles, was der Prospekt versprach, hat der „Kunstwart" redlich gehalten. Er hat noch mehr gethan . . . (der Leser) wird mannigfach belehrt und geistig angeregt, ohne daß seine eigene Meinung irgendwie in Fesseln geschlagen wird: er wird ohne Langeweile und Ermüdung, ohne Prätension und unangenehm sich aufdrängende Absichtlichkeit zu selbständigem Denken und Urteilen herangebildet." **G. v. Keirner** (Roman-Zeitung): „So sachlich, so edel in seiner ganzen Haltung, daß er wärmste Förderung verdient." **Magdeburger Zeitung**: „Mit seinem Freimut, seiner Strenge und Unparteilichkeit verbindet er Geist und Talent. Viel Lob auf einmal, aber nicht zu viel!" **Schlesische Zeitung**: „In der That wiegt der einzige „Kunstwart" mehr, als der ganze übrige Haufen von aesthetischen, literarischen und Kunstzeitschriften." **Klaus Groth**: „Wenn ein Blatt vorliegender Art zur rechten Entwicklung und Wirkung kommt, so ist damit für jeden Gebildeten ein wahrer Schatz gewonnen."

Bestellungen auf den „Kunstwart" nimmt jede Buchhandlung oder Postanstalt, sowie der unterzeichnete Verlag entgegen. **Probehefte** stehen unentgeltlich zur Verfügung.

Dresden, Stephanienstr. 1. **Kunstwart-Verlag.**

Verlag von **Paul Eisert & Kurtze** in **Leipzig.**

Litterarische Korrespondenz.

Monatsschrift zur Hebung des Schrifttums.

Alle Zuschriften sind an den Herausgeber (Leipzig-Neustadt, Eisenbahnstr. 35), zu adressieren. Für ev. Rückantwort ist das erforderliche Porto beizufügen.

Herausgegeben von **Herman Thom.**

Am 15. eines jeden Monats erscheint ein mindestens vier Bogen starkes broschiertes Oktav-Heft. Abonnement pro Jahrgang (12 Hefte) nur 3 Mark.

Durch die „Litterarische Korrespondenz" wollte der Herausgeber ein Organ schaffen, durch welches sich das Publikum über das Wesen, den Stand, die Vorzüge und die Krebsschäden der heutigen Litteratur, sowie deren Angehöriger — Schriftsteller und Buchhändler, Redacteure und Journalisten — orientiren kann. — „Wahrheit gegen Freund und Feind!" mit diesem Wahlspruche trat sie Anfang 1889 in's Leben und ließ für sich die Worte gelten, mit denen einst Ludwig Börne seine „Wage" einleitete: „Eine Zeitschrift müßte jeder Ansicht offen stehen, und einer schädlichen, oder dafür gehaltenen den Platz zu versagen, ist ebenso unverständig, als es wäre, aus der Naturgeschichte die Lehre der Giftpflanzen und bissigen Thiere verdrängen zu wollen. In der „Wage" soll jede Ansicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen ist, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja sie soll sehr willkommen sein, weil am Widerspruche die Wahrheit erstarkt. Nur möge man es nicht als Verrath an der Gastfreundschaft ansehen, wenn der Wirth selbst das, was ihm an seinen Gästen nicht gefällt, freimütig tadelt oder geschehen läßt, daß es andere tadeln." — Das Vertrauen, welches der Herausgeber auf die Losung seines Unternehmens gesetzt hatte, hat ihn nicht getäuscht. Vier Bände liegen von dem „Zeitschriftchen", wie die „Litterarische Korrespondenz" von einem Konkurrenz-Neidhammel benannt wurde, bereits vor; und was für inhaltreiche Bände! — Einige Urteile mögen dies erläutern: Der „Plonier" (Berlin) schrieb s. Zt.: „Wenn die Monatsschrift so fortfährt, wie sie begonnen, so ist mit derselben der Schlüssel zur Erlösung von einem Banne gegeben, auf den die Helden der Feder schon oft, aber leider nur immer machtlos geblickt und an den sie sich, wenn auch täglich, so doch immer nur mit Trauer erinnert haben. Dank dem Kühnen, der mit Geschick das Seziermesser anlegte, veraltete Krebsschäden auszuheilen und Gesundheit da herbeizuführen, wo Publikum und Autor schon lange unter ungesunden Verhältnissen litten. Möge dem Herausgeber die gebührende Anerkennung zu Teil werden, denn durch Unterstützung eines solchen Unternehmens unterstützt und ehrt das deutsche Volk sich selbst." Mitten aus dem Lager der „Realisten" heraus erhoben sich begeisterte Stimmen, die da riefen: „Ihr Streben nach Wahrhaftigkeit und der Weg, den Sie gehen und reinigen wollen, unheimlich und anheimelnd zugleich beleuchtet — er verdiente Anerkennung, Erfolg!" (Hermann Conradi †.) „Wir empfinden diese eigenartige kritisch-schriftstellerische Monatsschrift als wesentlichen Faktor des litterarischen Lebens, so gediegen ist sie." (Peter Hille.) Ebenso freudige Aufnahme fand die „Litterarische Korrespondenz" bei den „Idealisten" ob ihrer parteilosen Haltung: „Wenn Sie so fortfahren, frei von jeder Abhängigkeit oder Hinneigung zu irgend einer litterarischen Koterie, was bei Ihrem gewissenhaften Sinn und Ihrer Freude an der Pflege der wirklichen Litteratur sich voraussehen läßt . . ." (Martin Greif.) — Selbst Männer, die zum Skeptizismus, infolge ihrer langjährigen Erfahrungen auf dem Gebiete der Litteratur, neigen, äußerten sich beifällig: „Ich sehe auf jeder Seite die gute Absicht und habe vieles gefunden, was mich interessiert." (Geh. Hofrat Prof. Joseph Kürschner.) „Die „Litterarische Korrespondenz" ist eine Fundgrube litterarischen Wissens." (Hofrat Prof. Dr. C. Beyer.) — Nicht minder anerkannte die Tages- und Fachpresse die Berechtigung und das Zielbewußtsein des Unternehmens: „Wir müssen gestehen, daß der Inhalt uns recht angesprochen hat." (Deutsche Schriftstellerwelt.) — „Es liegt in der Natur der Sache, daß sich die gewandtesten Federn dabei beteiligen." (Alpenrosen.) — Diese kurzen Auszüge aus den zahlreichen Rezensionen, welche vorliegen, genügen wohl, demjenigen, der die „Litterarische Korrespondenz" noch nicht kennt, etwas Vertrauen einzuflößen; ein Einblick in ein Probeheft, das die Verlagshandlung gegen Einsendung von 10 ₰ (für Porto) überallhin gerne versendet, wird es ihm sicher bestätigen: „Ueberzeugung macht wahr!"

Die billigste Litteratur-Zeitung ist jedenfalls die „Litterarische Korrespondenz", denn sie kostet trotz der Fülle ihres Inhaltes (12 Hefte à 4 Bogen = 48 Bogen) nur **3 Mark pro Jahr!**

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Hierzu eine Beilage von **Hans Lüstenöder** in **Berlin**, die wir der gef. Beachtung unserer Leser empfehlen.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: **Paul Heinze.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 60 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Klaudianus.

Es rühmt mich Rom mit lauten Zungen
Und preist des Dichters Genius,
Es gönnt für das, was ich gesungen,
Mir Lob und Gold Honorius,
Weil Romas allgewalt'gen Retter,
Der starken Arms die Gothen zwang,
Der nie gebebt im Schlachtenwetter,
Weil Stilicho mein Lied besang.

Mir aber lebt im tiefsten Busen
Ein Weh, das keine Macht je stillt,
Ich weiß, daß aus der Gunst der Musen
Befriedigung mir niemals quillt;
Was ich auch sang in guter Stunde,
Ich weiß, daß es im Wind verweht,
Und mahnend tönt's im Seelengrunde:
Zu spät kamst du, du kamst zu spät!

Daß voll der Genius erblühe,
Bedarf's nicht bloß der Musen Gunst;
Wie heiß für Schönes er erglühe,
Talent allein ist Tand und Dunst;
Wie Dürrniß droht dem jungen Stamme,
Dem Nahrung nicht der Boden leiht,
So ist des Dichters starke Amme,
Des Dichters Mörderin: die Zeit.

Hätt' ich gelebt in jenen Tagen,
Den goldnen, als Horaz, Virgil,
Von Gunst der Zeit emporgetragen,
Die Kunst geführt zum höchsten Ziel,
Vielleicht auch mir dann wär' gelungen
Ein Lied, wie es noch keiner sang,
Das noch, wenn mich die Gruft verschlungen,
Fortklönte manch' Jahrhundert lang.

Doch längst dahin sank Romas Größe,
Die Zeit ist arm, die Zeit ist klein,
Kaum deckt sie noch die Weltlerblöße,
Bald bricht der Untergang herein;
Wo Völker schon in wildem Hassen
Sich rüsten zum Vernichtungsstreit,
Da steht als Fremdling und verlassen
Der Dichter, den ein Gott geweiht.

Vielleicht als letzten wird mich preisen
Die Nachwelt, der am Tiberstrand
In Rom anstimmte röm'sche Weisen,
Eh's hinsank durch Barbarenhand;
Doch mich dünkt schal und leer und eitel,
Was ich gedichtet und gestrebt,
Und, rührt mir Todeshand den Scheitel,
Seufz' ich: du hast umsonst gelebt.

Albert Möser.

Digitized by Google

Der deutsche Roman und seine Bedeutung für unser Schriftthum.

Von **Rudolf Goette.**

Nachdruck verboten.

Der Roman ist von jeher ein Schmerzenskind der Kunstlehre gewesen, denn es bietet große Schwierigkeiten, seine Stellung innerhalb der verschiedenen Gattungen der Dichtkunst fest zu bestimmen, seine Eigenart zu kennzeichnen. Andererseits steht er in engeren, wenigstens in ununterbrochenen Beziehungen zu der Kulturentwicklung der Völker als Epos, Lyrik oder Drama. Nur der Roman ist im Stande, die wechselnden Ausgestaltungen des Zeitgeistes mit einer gewissen Vollständigkeit widerzuspiegeln, nur er kann ein Bild von der stetigen Fortentwicklung der Anschauungen geben, welche das geistige Leben der Völker beherrschen. Nicht als ob er den Kulturgehalt der Zeiten etwa am tiefsten und machtvollsten zu erfassen vermöchte! Wo das Epos oder Drama einen großen, von ewigen Menschheitsideen erfüllten Stoff findet, der sich in der Beleuchtung eines besonderen Zeitalters darbietet, da können beide sich zu einer Größe der Gestaltung erheben, welcher der Roman umsonst nacheifern würde. Wo die Liedesdichtung die Klangfarbe ergreift, welche das höchste Dichten und Trachten einer Epoche aus dem Feuer der Begeisterung emporstrahlen läßt, da vermag sich auch mit ihr der Roman, rein künstlerisch betrachtet, nicht zu messen. Aber in diesen Fällen ist ein glückliches Zusammentreffen, ein seltener Guß erforderlich; die Homer, Sophokles, Pindar, große Dichter in einer großen oder doch für Poesiewerdung des tiefsten Lebensgehaltes günstigen Zeit, werden nicht alle Tage geboren. Der Roman hingegen, schmiegsamer als jene drei ursprünglicheren Dichtarten, ist im Stande, alle möglichen Erscheinungen des Lebens in ihrer Buntheit in sich aufzunehmen; er giebt, in der Masse seiner Hervorbringung, nicht nur einen geistigen Niederschlag der Daseinsformen, sondern er vermag auch das rein Stoffliche der Erscheinungen in sich aufzunehmen. Wohlverstanden gilt dies vom Roman in seiner Gesammtheit, wenn man die Fülle der Darbietungen rein geschichtlich betrachtet und von einer Sichtung nach künstlerischem Maßstab absieht. Als Ganzes angesehen gewinnt die Romanlitteratur eine umfassende Bedeutung für den Kulturhistoriker; denn sie giebt einen fortlaufenden Faden, der die Widerstrahlung der äußern Geschehnisse im Denken und Empfinden des Volkes begleitet. — Zwar ist es ein buntes Gemisch rein stofflicher Wiedergabe, lediglich berichterstattender Aufzeichnung und, in weit geringerem Beisatz, künstlerischer Gestaltung, das sie darbietet; ihre Erzeugnisse werden vielfach nur eine verworrene Kunde von Thatsächlichem geben, oft nur eine Wirrniß wunderbarer und seltener Begebnisse darstellen und weit minder häufig in wechselnden Lichtern vom Eindruck der Zeitereignisse auf das Gemüth des Volkes ein künstlerisch gestaltetes Bild liefern. Eine Art der Möglichkeiten, den Entwicklungsgang der Romanlitteratur eines Volkes darzustellen, liegt in der rein geschichtlichen Betrachtung. Eine solche würde die geistigen Wurzeln der Hervorbringung auf diesem Gebiet zu verfolgen, den Zusammenhang zwischen dem geschichtlichen Leben des Volkes und den Werken seiner Romanschriftsteller klarzulegen haben. Für den Roman ist eine solche Art der Betrachtung lohnend, weil er, wie schon bemerkt, bei seiner Geschmeidigkeit die dauernden wie die vergänglichen Erscheinungen des Daseins zu umfassen im Stande ist; eine in diesem Sinne gehaltene Geschichte des Romanes würde somit zu einer werthvollen Ergänzung der Volksgeschichte, zu einer Darstellung des geistigen Lebens einer Nation werden können: sie vermöchte über die Seelenkunde der Völker schätzbare Aufschlüsse zu geben.

Andere Gattungen der Litteratur, besonders das Epos und das Drama, würden eine derartige Behandlungsweise kaum gestatten. Hier ist der Genius und sein Werk Alles, die Gesammtheit der Hervorbringung nichts. Die Masse der Buchdramen wie der für den Tageserfolg geschriebenen Bühnenstücke verschwindet spurlos in dem Papierkorbe der Litteraturgeschichte, während die dichterisch lebensvolle dramatische Dichtung, die ein wesentliches Moment der staatlichen, geistigen oder socialen Entwicklung anschauungsreich verkörpert, immer als ein bedeutendes Etwas bestehen bleibt. Schiller gleicht einem Bergriesen, der sich vor unsern Augen nur immer machtvoller erhebt; ein Leisewitz dagegen, einst neben ihm als sein Vorbild mit hoher Achtung genannt, ragt für uns nicht einmal als Punkt über den litterarischen Horizont empor. Ganz ebenso verhält es sich mit dem Epos. Das wahrhaft eigenartige, vom Geist eines bestimmten Zeitraumes erfüllte Werk bleibt, die Arbeit des Nachahmers verschwindet. Man darf sagen, die epische und dramatische Litteratur stellt sich, aus der Ferne überblickt, als eine Reihe stolzer Gipfel dar, die durch einschneidende Thäler scharf geschieden sind; die Romanlitteratur hingegen als ein sich gleichmäßig hinziehender Bergrücken, dessen höchste Spitzen sich, nur allmählich ansteigend, nicht allzusehr über den oberen Durchschnitt des Kammes erheben.

Hieraus darf aber nicht gefolgert werden, daß eine Geschichte des Romanes nach rein künstlerischen Gesichtspunkten unmöglich ist. Aesthetik als solche könnte sich mit einer Betrachtung desselben lediglich im Rahmen der Kulturentwicklung keineswegs begnügen; sie

Digitized by Google

muß fordern, daß der Maßstab strenger Kunstbetrachtung an die einzelnen Erscheinungen gelegt, daß diese auf ihren Werth hin am Maße des Mustergiltigen geprüft werden. Da erhebt sich aber die Frage: Was ist ein mustergiltiger Roman? Der Geschichtsschreiber des Romanes, welcher den Anforderungen der Kunstlehre zu genügen gedenkt, müßte erst das Wesen dieser Gattung untersuchen, er müßte sich ein Urtheil darüber bilden, ob der Roman überhaupt als reines Kunstwerk anzusehen ist. Gleichviel, ob er diese Frage bejahen oder verneinen mag, es muß sich jedenfalls eine Norm finden, welche die dem Roman erreichbare künstlerische Höhe bezeichnet; jede Gattung und Art in den Werken der Natur wie in denen des Geistes bringt Muster hervor, an denen die Masse der Erscheinungen auf den Grad ihrer Vollkommenheit hin zu prüfen ist. Solche Meisterwerke der Art hat auch die Romanlitteratur gezeitigt, und sie müssen die Unterlage abgeben für die Regeln, welche die Aesthetik über den Roman aufzustellen hat. Demnach würde eine vom Standpunkte der Aesthetik geschriebene Geschichte des Romanes eine durchgreifende Sichtung an der Masse der Produktion zu vollziehen, das poetisch Werthlose auszuscheiden haben; sie müßte auch an den Werken, welche eine verdiente Berühmtheit genießen, die Grenzlinie bezeichnen, wo sich das Künstlerische vom Unkünstlerischen scheidet, kurz, überall mit unerbittlicher Sonde das Rohstoff Gebliebene vom dichterisch Gestalteten trennen.

Es liegt nun eine Arbeit vor*), welche die Entwicklung des deutschen Romanes behandelt. Die Art der Darstellung läßt sich als eine Vermischung der kulturhistorischen und der künstlerischen Gesichtspunkte kennzeichnen. Sicherlich ist es sehr wohl möglich, im Rahmen eines Werkes beiden Betrachtungsweisen gerecht zu werden; eine feste Grundlage des Urtheils aber muß unbedingt gefordert werden. Ob diese bei Rehorn vorhanden, mag die Betrachtung seines Buches erkennen lassen. Im Eingang unternimmt es der Verfasser, über seine Stellung zum Roman Aufschluß zu geben. Eine erschöpfende Ausführung über das Wesen dieser Dichtgattung wird nicht geboten, doch macht sich der künstlerische Standpunkt Rehorns in einer Reihe einzelner Bemerkungen geltend. Er erkennt wohl Goethe's „Werther" und „Wahlverwandtschaften" als mustergiltig an, will aber gleichwohl dem deutschen Roman das Streben nach dramatischer Wirkung nicht gestatten. Er mag sich nicht darüber klar geworden sein, aber, indem er Goethe eine Ausnahmestellung zuweist und die künstlerische Norm seiner Beurtheilung unabhängig von den Romanen des Altmeisters aufzustellen versucht, macht er thatsächlich die Mittelmäßigkeit zum Maßstabe seiner Kritik und geräth von vorn herein auf einen zu niedrigen Standpunkt. Auch viele Bemerkungen im Einzelnen zeugen davon, daß sich Rehorn in seinen Aufstellungen nicht entschieden genug über den Gesichtskreis eines Durchschnittslesers erhebt; so will er „vom Standpunkte eines unbefangenen ästhetischen Genusses die Berechtigung eines tragischen Romanschlusses ablehnen"; so will er „nicht die eigenmächtig sinnliche, sondern nur die hohe und reine Liebe, nicht den gemein-rachsüchtigen, sondern den edlen Haß" als dichterisch wirkungsvolle Motive anerkennen. In geschichtlicher Beziehung ist ihm der Umstand ganz entgangen, daß der Roman seinen Ursprung nicht der lebendigen Triebkraft geistig fruchtbarer Zeiträume verdankt, sondern daß er — sowohl in der spätgriechischen wie in der mittelalterlichen Litteratur — eine Frucht der Auflösung einer ursprünglicheren epischen Poesie ist; die Erzeugung aus Bestandtheilen der Zersetzung haftet ihm als Fluch der Geburt nun einmal an und ist für die Beurtheilung seines Verhältnisses zu den übrigen Gattungen der Dichtkunst durchaus nicht unwesentlich. Was Herrn Rehorn zur Lösung seiner Aufgabe gebricht, sind bestimmt ausgeprägte ästhetische Anschauungen, und dieser Mangel macht sich naturgemäß auch bei Beurtheilung der einzelnen Erscheinungen der Romanlitteratur mehrfach in recht peinlicher Weise bemerklich. Es soll nicht verkannt werden, daß das Buch für die Sichtung der großen Fülle des Stoffes in mancher Hinsicht recht Erfreuliches leistet. Mit anerkennenswerthem Fleiß ist der geschichtliche Zusammenhang der verschiedenen Erscheinungen nachgewiesen, nicht ohne Scharfsinn werden die einzelnen Romanmotive in ihren vielfachen Wandlungen verfolgt. Auch das Urtheil ist da, wo bereits feste Punkte gegeben sind, meist treffend und erschöpfend. Aber wo Herr Rehorn irgendwie selbstständig entscheiden soll, tastet er unsicher umher, es fehlt ihm das Verständniß für die lebendigen Mächte der Fortentwicklung unserer Romanlitteratur. So ist sein Urtheil über Gottfried Kellers „Grünen Heinrich" verständnißlos absprechend, und als ebenso unerklärlich muß es bezeichnet werden, daß er einen Rosegger einfach unberücksichtigt läßt. Hier zeigt es sich eben zu seinem Nachtheil, daß er die Einwirkungen Goethe's auf den Roman nicht richtig würdigt. Vieles Gute und Richtige im Einzelnen, aber keine innere Selbstständigkeit, kein gesicherter künstlerischer Standpunkt, dahin muß das Urtheil über Rehorns Buch zusammengefaßt werden.

Die besprochene Arbeit gäbe übrigens ein unrichtiges Bild von der Stellung der Kritik unserm Roman gegenüber. So wenig sich auch eine Uebereinstimmung auch nur in den wesentlichsten Gesichtspunkten der Beurtheilung bisher hat herausbilden können, so muß doch anerkannt werden, daß wir eine Kritik haben, welche sich einen streng künst-

*) Karl Rehorn. Der deutsche Roman. Geschichtliche Rückblicke und kritische Streiflichter. (Köln 1890, Albert Ahn.)

Digitized by Google

lerischen Maßstab anzulegen bemüht. Es soll nun hier versucht werden, an der Hand von Dichtungen, die den höchsten Lebensgehalt des deutschen Romans darbieten, die Grundlinien einer Eintheilung festzulegen und auf diesem Boden das Wesen desselben nach den vollkommensten Erzeugnissen der Gattung zu bestimmen. Die Geschichte unseres Romans weist, wenn ich nicht irre, zwei Höhepunkte der Entwicklung auf, welche zugleich die beiden verschiedenen Richtungen bezeichnen, in denen er sich auszugestalten vermochte. Seit seinen ersten Lebensäußerungen strebt der Roman dem Ziele zu, in groß angelegter Darstellung das Gesammtbild eines Zeitraums mit möglichster Treue wiederzugeben; bei uns entwickelte er sich, immer weitere Kreise ziehend, zu einem nach allen Seiten hin ausgestalteten Kulturbilde, ein Ziel, das mit dem „Simplizius Simplizissimus" erreicht wurde. Seine Entfaltung war von vornherein darauf gerichtet, möglichst viel zu umfassen, eine weitgehende Vollständigkeit zu erreichen. Er ist in dieser ausgeprägten Tendenz zweifellos nicht rein künstlerischer Natur; wie dem „Friedlieb", dem „Meier Helmbrecht" haftet auch der Dichtung Grimmelshausens noch vieles Rohstoffliche an, und man darf behaupten, daß der Roman da, wo er das erschöpfende Bild eines Zeitalters geben will, überhaupt nicht leicht im Stande ist, die Gesammtheit der Erscheinungen in dichterische Gestaltung umzusetzen; auch wenn man die besten Werke dieser Art aus fremden Litteraturen heranzieht, findet man dies vielfach bestätigt.

Als das Emporblühen unserer klassischen Litteratur den Geschmack zu reinigen begann, als am Vorbilde der antiken Dichtung der Sinn für das eigentlich Künstlerische sich stärker ausbildete, da strebte auch der Roman sich von den Schlacken des Rohstofflichen zu säubern, und Goethe führte ihn auf diesem Wege, an Wieland anknüpfend, zum Gipfel der Vollendung, er erhob ihn zum tadellosen Kunstwerk. Dies war allerdings nur dadurch erreichbar, daß er die Aufgabe, welche der ältere Roman sich gestellt hatte, dem Umfange nach beschränkte; er entsagte dem Streben, die Gesammtheit der Lebensformen eines Zeitalters dichterisch zu umfassen, er löste vielmehr gewisse Erscheinungen aus dem Ganzen heraus, um an diesen die tiefsten Gesetze des Werdens und Vergehens poetisch zu offenbaren. Keineswegs schloß dieser Verzicht auf Vollständigkeit des Bildes auch den Verzicht darauf ein, wesentliche Erscheinungen der Zeit darzustellen; Goethe wußte vielmehr im „Werther", „Wilhelm Meister", den „Wahlverwandtschaften" in vollkommenster Weise das Ewig-Menschliche mit dem Besonderen jener Epoche zu vermählen, so daß er in seinen Romanen dauernde Denkmale eines Zeitalters geschaffen hat, das klein und groß zugleich war. Man kann den von ihm gepflegten Roman psychologisch nennen, weil sich die Handlung aus dem Seelenleben seiner Helden heraus entwickelt, weil uns das Besondere der Zeit nur in dem Denken und Empfinden seiner Gestalten entgegentritt. Diese beiden Richtungen, die kulturschildernde, umfassende, in die Breite gehende Darstellungsart und die begrenzende, nach innerer Vertiefung hinstrebende, das Besondere ergreifende Schreibweise beherrschen die deutsche Romanlitteratur; dieser Gegensatz des Kulturgeschichtlichen und Psychologischen bietet den vornehmsten Gesichtspunkt für eine Sonderung und Sichtung der ungeheuren Fülle der Erscheinungen auf dem Markte des deutschen Romanes. Doch es ist noch ein anderer Unterscheidungsgrund vorhanden, der wiederum eine Zweitheilung des gesammten Stoffes bedingt. Wenn der soeben klargelegte auf der Stellung der Aufgabe, der größeren Weite oder Begrenzung des Vorwurfes beruht, so fußt jener zweite auf der Art der Behandlung, des Aufbaues. Man kann nämlich eine epische und eine dramatische Darstellungsweise unterscheiden; die erstere gestattet dem Roman eine gemächlich vorwärts schreitende Entwicklung, der Held legt seinen Weg vor unseren Augen zurück und vermag sich seinem innersten Wesen gemäß auszuleben; die zweite hingegen lehrt uns das Gesetz einer unaufhaltsam zum Ziele drängenden Naturnothwendigkeit erkennen, das Verhängniß führt zum tragischen Abschluß und reißt uns unwiderstehlich mit sich fort, so daß auch wir keine andere Möglichkeit der Lösung vor Augen sehen als das Ziel, in welchem der Fluß der Dichtung mündet; die erstere Art kann man den Roman der Freiheit, die zweite den der Nothwendigkeit nennen. Ein solcher Gegensatz zeigt sich in klarster Herausbildung innerhalb der Goetheschen Romane; das Gesetz der Freiheit offenbart sich in „Wilhelm Meister", das Walten der Naturnothwendigkeit im „Werther" und in den „Wahlverwandtschaften".

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

König Robert von Sicilien.

Von Longfellow.

Urstamm des Drama: Der verwandelte König.

Zum ersten Mal in's Deutsche übertragen.

Siciliens König Robert, der ein Bruder*)
Vom Papst Urban und Valmond, deutschem Kaiser,
Saß in der Vesper, reich geschmückt und stolz,
Umstrahlt von Rittern und von Edelknappen.
Er lauschte still dem Lobgesang der Priester,
Der im Magnificat von Zeit zu Zeit
Mit dem Refrain: „Deposuit potentes
De sede, et exaltavit humiles" schloß.
„Was deuten diese Worte?" frug er, langsam
Das königliche Haupt erhebend, einen
Gelehrten Priester neben ihm. Deß Antwort:
„Er stieß die Mächtigen von ihrem Thron,
Die Niedrigen erhöhend." Drauf der König
Ingrimmig murmelte: „S' ist gut, daß Priester
Dergleichen Aufruhr nur lateinisch singen,
Doch Volk und Priester sollen es erfahren,
Daß keine Macht mich kann vom Throne stürzen."
Er lehnte sich zurück — und gähnte —; eingelullt
Vom tief eintönigen Gesang, entschlief er. —

Als er erwachte, war es Nacht bereits,
Lichtlos und leer die Kirche; hier und da
Ein Lämpchen nur vor'm Heil'genbilde flimmernd.
Er sprang vom Sitz auf, starrte rings umher —
Nichts Lebendes zu sehen und zu hören.
Er tappte nach dem Thor —; verschlossen war's!
Laut schrie er, horchte, klopfte, brach entsetzlich
In Klagen aus, warf Schmähung und Bedrohung
Sowohl auf Menschen als auch gegen Heil'ge:
Doch nur im Echo hallten die Gewölbe,
Als ob im Beichtstuhl todte Priester lachten.

Endlich erschien der Küster, der von außen
Das tolle Lärmen und Geklopf vernommen,
Und fürchtend, Diebe seien eingebrochen,
Rief er, das Gotteshaus erleuchtend: „Wer da?"
Von Wuth durchtobt der König drauf: „Ich selbst,
Der König bin's! Mach auf! Hast Du wohl Furcht?"
Der Küster, tief erschrocken, murrte leis:
„Ein schlimm betrunkner Vagabund wohl, oder
Noch Schlimmres!" drehte um den großen Schlüssel
Und riß weit auf das Thor. Doch sieh, da huschte

*) Im Original:

Robert of Sicily brother of Pope Urbane
And Valmond, Emperor of Allemaine.

Digitized by Google

In wildem Sprung ein Mann an ihm vorbei,
Halbnackt und struppig ohne Hut noch Mantel,
Der ohne Laut und Umschau, stier gradaus
Sich stürzte in die Finsterniß der Nacht,
Und dem Gesicht entschwand wie ein Gespenst.

Siciliens König Robert, der ein Bruder
Von Pabst Urban und Valmond, deutschem Kaiser,
Entblößt des prächtigen Gewands, baarhäuptig,
Mit Koth bespritzt, ohn' Athem, voll Verzweiflung
Im Kampfe gegen das Gefühl der Schmach
Fort stürzte, schlug an des Palastes Thor,
Wild durch den Schloßhof, rempelnd ungestüm
Nach rechts und links so Page als Seneschall.
Auf breiter Treppe dröhnten seine Schritte;
Gespensterbleich im Fackelglanz sein Antlitz.
In athemlosen Lauf von Hall' zu Halle!
Dem lauten Anruf gab er keine Antwort.
Bis rastlos endlich er den Speisesaal
Erreicht, lichthell, von Wohlgerüchen duftend.

Dort saß auf *seinem* Sitz ein andrer König
In *seinem* Purpurmantel, auf dem Haupte
Sein Diadem — mit *seinem* Ring am Finger.
Der König *Robert selbst* von Angesicht,
Gestalt und Größe — doch verwandelt ganz
Durch Ausstrahlung von cherubgleichem Lichte.
Es war ein *Engel*, dessen Gegenwart
Mit göttlichem Geleucht die Luft erfüllte;
Verklärung drang durch der Umkleidung Falten,
Doch Niemand kannte den verborgnen Engel.

Sprachlos, verwirrt und starr sah der entthronte
Monarch den Engel an, der gottheitsvoll
Mitleidig traf die Blicke des Erstaunten.
„Wer bist du?" frug er, und „Wo kommst du her?"
Worauf hohnlachend König Robert schrie:
„Ich bin der König, komme rückzufordern
Den eignen Thron von Dem, der ihn geraubt!"

Ob dieses arg vermess'nen Worts empört
Die Gäste sprangen auf, die Schwerter lüpfend.
Der Engel aber sprach mit klarer Miene:
„Nein, *nicht* der *König* — nur des *Königs Narre*!
Hinfort sollst tragen du die Narrenkappe,
Sollst statt des Kanzlers einen Affen halten,
Gehorchen sollst du meiner Diener Ruf,
Aufwartend in der Halle meinem Henker!"

Das Schrein und Toben König Roberts traf
Nur taube Ohr'n; vom Saal hinaus zur Treppe
Ward er hinabgestoßen; kichernd liefen
Die Pagen vor ihm her, und als sie, höhnend,
Die Flügelthüren öffneten — da sank

Digitized by Google

Das Herz ihm, laut umlärmt vom wüſten
Gelächter rohen Kriegsvolks, deſſen Spottruf:
„Lang leb' der König!“ durch's Gewölbe drang.

Wohl rief er ſich bei nächſtem Morgengrauen
Den Weckruf zu: „Es war ja nur ein Traum!“
Doch, ſich erhebend, fühlte er das Stroh,
Am Bette lagen Kapp' und Narrenſchelle,
Ringsum nur farblos ödes Wandgeſtein;
Daneben ſtampften Pferde in den Ställen,
Und als empörende Geſtalt — im Winkel
Saß zappelnd, quikend der verwünſchte Affe.
Es war kein Traum: die Welt, geliebt ſo heiß,
Vom wachen Sinn geprüft zu Dunſt zerſtiebte.

So kam die Zeit und floh; doch ſelig wieder
Kam für Sicilien altſaturn'ſche Zeit,
Des Engels ſegensvolle Herrſchaft ließ
Der Inſel Glück bei Korn und Traube tanzen,
Und tief im Buſen brennenden Gebirges
Zur Ruh entſchlief Gigant Enceladus.

Still, mürriſch troſtlos übergab indeſſen
Sich König Robert ſeinem Mißgeſchick.
Mit wilden Blicken ſtarrend in das Leere,
Gekleidet in buntſcheckige Narrentracht,
Gleich Mönchen kurz geſchoren hinter'm Ohr,
Verlacht von Pagen, Spott der Höflinge,
Sein einz'ger Freund der Affe — ſeine Nahrung
Die Reſte Andrer — dennoch ungebeugt!

Und wenn der Engel, ihn des Weges treffend,
Gleich einem Stahlſchwert in der ſammtnen Scheide
Halb ernſt, halb ſcherzend, zärtlich ihn befrug:
„Biſt du der König?“ dann durchbrach das Weh
Die Leidenſchaft in wilder Ueberfluthung,
Und, ſtolz das Haupt, voll Hoch- und Uebermuth
Rückſchleudert' er: „Ich bin — ich bin der König!“

So waren faſt drei Jahr' verfloſſen, als
Geſandte hohen Rufs und Namens kamen
Von Valmond, deutſchem Kaiſer, mit der Botſchaft
Zu König Robert, daß der Papſt Urban
Ihn laden laſſe, allſobald zu kommen
Am heiligen Gründonnerstag nach Rom.

Der Engel nahm erfreut die Gäſte auf,
Beſchenkte ſie mit reichbeſtickten Kleidern,
Mit ſammtnen Mänteln, hermelinumbrämt,
Mit Ringen und Juwelen ſeltner Art;
Dann zog er hin mit ihnen über See
Nach dem Geſtad des lieblichen Italiens,
Deß Reize, glanzvoll, mehr noch ſich erhöhten
Durch das Vorüberziehn der Cavalcade

Digitized by Google

Im Schmuck von Helm und Panzer, beim Geklirr
Der Waffen und juwelbeſchmückter Zäumung.

Und ſieh, inmitten des Geſinds, auf einer
Schindmähre ritt, hanswurſtig aufgeputzt,
Der König Robert, ſeines Mantels Schöße
Rückwärts lang flaggten lächerlich im Winde,
Und hinter ihm ernſthaft, doch komiſch hockend,
Der Affe, überall wohin der Zug kam,
Beluſtigung und lauten Scherz erregend.

Der Papſt empfing ſie reich mit Prunk und Pracht
Am Feſte von Sanct Peter, unter'm Schmettern
Bekränzter Tuben theilt' er ſeinen Segen
Und apoſtoliſche Umarmung aus.
Doch während mit Gebet und Glückwünſchung
Den Engel er in heil'ger Näh umfing,
Da, unverſehens, brach der Narre Robert
Stracks durch die Menge, laut und weithin rufend:
„Ich bin der König! Seht und ſchaut in mir,
Siciliens König Robert, Euren Bruder.
Der Menſch hier, tragend meine Aehnlichkeit,
Iſt ein euch frech verblendender Betrüger.
Kennt ihr mich nicht? Will keine Stimme Antwort
Dem Hilfruf leihen der Berechtigung?“ —
Der Papſt blieb ſchweigend; doch bekümmert blickte
Er auf des Engels ſtill verklärte Haltung.
Der Kaiſer aber lächelnd: „Seltſam, wahrlich
Als Hofnarr ſolch verrückten Kauz zu ſehn!“
Und unbarmherzig ward der Narr, verſpottet,
Schier unſanft hinter's Volk zurückgeſchoben.

So, feierlich verging die heil'ge Woche.
Der Oſterſonntag ſtrahlte hoch am Himmel,
Des Engels Gegenwart, vor Sonnenaufgang,
Ließ ſeine Strahlen leuchten ob der Stadt,
Mit Inbrunſt jedes Menſchenherz erfüllend,
Daß Chriſtus wirklich auferſtanden ſei!
Ja, ſelbſt der Narr auf ſeinem Lagerſtroh
Mit ſcheuen Blicken ſchwelgte im Geſtrahl,
Das ungewöhnt, ihn in die Kniee zwang.
Demüthig hört' er des Gewandes Rauſchen,
Mit dem der Herr hinauf gen Himmel fuhr.

Als der Beſuch zu Ende nun, und Valmond
Heimkehrte zu der Donau Ufern, wandte
Der Engel auch ſich heim, und wiederum
Verbreitete ſein Zug allüberall
Des Glanzes Blendung längs Italiens Städten,
Bis nach Salerno, wo begann die Seefahrt.

Nun, da er wieder in Palermo's Mauern
Auf ſeinem Thron ſaß in der großen Halle,
Hört' er das Angelus der Kloſterthürme,

Digitized by Google

Als ob die beſſre Welt ſpräch' mit der unſren.
Jetzt winkt' er König Robert, nah zu treten, —
Und dem Gefolgestroß, ſich zu entfernen.
Als ſie allein nun, frug der König leis:
„Biſt du der König?“ — Drauf, geneigten Hauptes,
Die beiden Hände auf der Bruſt gekreuzt,
Sprach König Robert demuthsvoll: „Du weißt es
Am beſten! Meine Sünden ſind wie Scharlach,
Laß mich von hinnen, um in Kloſtermauern
Der Reue Schule bitter durchzukoſten!
Barfuß auf dieſen Steinen will ich wandeln,
Gen Himmel ſtrebend, bis ich ſündenbar.“

Der Engel lächelte, von ſeinem Antlitz
Ein Heil'genſchein durchleuchtete den Raum,
Und durch die Fenſter aus der nah'n Kapelle
Laut hörbar der Geſang der Mönche ward,
Den Lärm von Markt und Straßen übertönend:
„Er hat die Mächtigen vom Thron geſtürzt
Und hoch erhöht die Niedern!“ Den Geſang'
Durchſtrömte eine zweite Melodie,
Als wie hervor aus einz'ger Saite quellend:
„Ich bin ein Engel — und du biſt der König.“

Als König Robert, nah dem Throne ſtehend,
Aufſchlug das Auge ſcheu, war er allein,
Doch juſt ſo wie im Schmuck der frühren Tage,
Vom Hermelin umwallt und güldnem Kleid.
Die Höfling' aber fanden ihm beim Eintritt
Am Boden knieend, inbrünſtig im Gebet.

Richard von Meerheimb.

Wunſch.

Im blauen Meer möcht' ich begraben ſein,
Dort, wo Vinetas Zauberglocken klingen,
Ein Schlummerlied mir Wind und Wellen ſingen,
Im blauen Meer möcht' ich begraben ſein.
O ſchließt in keine Erdengruft mich ein,
Wenn einſt der Tod mir naht auf dunklen Schwingen,
Im blauen Meer möcht' ich begraben ſein,
Dort, wo Vinetas Zauberglocken klingen. —

Auf Erdengräbern modert Herbſteslaub,
Vorüber ſchreiten ſtumme Trauerboten,
Kein Sonnengruß bringt ein in's Haus der Todten,
Auf Erdengräbern modert Herbſteslaub. —
O, wälzt mir nicht auf's Herz den Erdenſtaub,
Auf's Herz, das Sonnenwünſche heiß durchlohten! —
Auf Erdengräbern modert Herbſteslaub,
Vorüber ſchreiten ſtumme Trauerboten. —

Digitized by Google

Gönnt mir als Ruhepfühl den Wellenschaum
Dereinst für meine erdenmüden Glieder,
Als Grabgesang des Meersturms Schöpfungslieder,
Gönnt mir als Ruhepfühl den Wellenschaum,
Der sich vermählt dem weiten Himmelssaum,
Bedacht von sonn'ger Wolken Goldgefieder,
Gönnt mir als Ruhepfühl den Wellenschaum
Dereinst für meine erdenmüden Glieder. —

Dann werd' ich eins mit der Unendlichkeit,
Die mich umfängt mit ihren Riesenwogen,
Die flammend thront am nächt'gen Sternenbogen,
Dann werd' ich eins mit der Unendlichkeit. —
Die Räthsel lös' ich dann der Ewigkeit,
An ihre Sonnenseele selbst gezogen —
Dann werd' ich eins mit der Unendlichkeit,
Die mich umfängt mit ihren Riesenwogen. —

Anna Voigt.

In der Winternacht.

Die Winternacht hat droben
Ihr Sternnetz ausgespannt;
Hier hält der Frost das Toben
Der Stromesfluth gebannt.

Den Riesen hat gekettet
In starrer Haft das Eis,
Doch liegt es selbst gebettet
In Schneees weichem Weiß.

Weit dämmert in's Gefilde
Hinein der Flimmerschein,
Der Weiden Kropfgebilde
Schaun wie ein Spuk darein.

Dort scheint ein Thurm zu ragen,
Vom Dunst der Nacht umgraut,
Wo hoch im Nord der Wagen
Funkelnd herniederschaut.

Von dort mahnt jetzt ein Hallen
Mein Herz, das einsam wacht.
Zwölf Schläge langsam fallen
Und zittern durch die Nacht.

Und wie, entschwebt dem Thurme,
Der letzte Klang verscholl,
Kommt wie von fernem Sturme
Ein Ton geheimnißvoll.

Doch nicht im Ohre tönt er,
Wie Schall der Endlichkeit,
Nein, in der Seele dröhnt er,
Der ew'ge Sturm der Zeit.

Wir hoffen und wir lieben
Und träumen Glück und Ruh'
Und werden fortgetrieben
Rastlos dem Ende zu

Und schlafen bald im Dunkeln,
Indeß in hehrer Pracht
Die ew'gen Sterne funkeln
So schön wie diese Nacht.

Adolf Krieger.

Digitized by Google

Julian.

Durch Schutt und Tempeltrümmer schreitet
Der Kaiser in Apollos Hain,
Vom Griechenfreunde nur begleitet; —
Rings Einsamkeit und Mondenschein.

Gestürzte Säulen und Altäre
Sieht er zerschmettert ruhn im Sand,
Des Helios Bild und der Cythere,
Die jüngst zerschlug der Christen Hand.

Da neigt die Stirn er; — wehmuthtrunken
Entringt es seinen Lippen sich:
„O, Welt der Schönheit, die versunken,
Stern dunkler Nacht, dein Glanz erblich!

Früh lernte ich die Götter ehren,
Uns heilig durch Erinnerung,
Sind auch Symbol nur ihre Lehren,
Sie machten groß uns, da wir jung.

Früh sah in schwärmerischer Wonne
Ich Nachts empor zum Sternenzelt,
Und Tags voll Sehnsucht auf zur Sonne,
Die wandernd Ost und West erhellt.

Die unsichtbare Welt verbindet
Ihr Licht mit jener, die wir sehn,
Wie es Eusebius' Mund verkündet
Der hohen Schule von Athen.

Wir lernten ihren Wandel deuten,
Der Sterne lichten, stillen Gang,
Als laut und lauter Glockenläuten
Die Mär vom neuen Heiland sang.

Den unsichtbaren Gott zu suchen
Im Bild, in dem er sich enthüllt,
Wir strebten's, als der Christen Fluchen
Die Luft durchbrauste haßerfüllt.

Die unterdrückt gleich scheuen Tauben
Sich bargen vor der Feinde Wuth,
Nun da zur Herrschaft kam ihr Glauben,
Schrei'n laut sie nach der Heiden Blut.

Tod, wer den Göttern opfert, rufen
Sie durch die Lande wahnbethört,
Und von Altar und Tempelstufen
Rinnt Blut, vergossen durch ihr Schwert.

Da faßte Mitleid mich, Erbarmen,
Ein zürnend Weh mein Herz beschlich,
Ich sah verfolgt, geschmäht die Armen,
Die Götter ehrten, so wie ich.

Ein Heimweh nach den frommen Sagen
Der Vorzeit meine Brust durchdrang,
Und Sehnsucht nach der Väter Tagen,
Bis ich zerbrach des Kreuzes Zwang.

Ihr Recht gab ich der Duldung wieder,
Doch roher Pöbelfäuste Raub
Sanken die Götterbilder nieder
Zertrümmert, machtlos in den Staub.

Wohl war's mein Sinnen, Träumen, Dichten —
Was einst uns groß und stark gemacht —
Das Reich der Götter aufzurichten
In altem Glanz, in voller Pracht.

Ich Thor, — der kühn gewagt zu schwimmen
Gegen den Strom, der sich vermaß
Der Menschen Herzen umzustimmen,
Der, daß er selbst nur Mensch, vergaß!

Nun fühl' ich meine Kraft ermatten,
Des Daseins Lenz, des Lebens Mai —
Entflieht zum Orkus, theure Schatten —
Die Zeit der Götter ist vorbei!

Stürzt hin in Nacht, geweihte Hallen,
Ihr heil'gen Tempelhaine, sinkt,
Die letzten Säulen seh' ich fallen,
Des Kreuzes Zeichen siegend blinkt.

Genug hab' ich mit Priesterlisten
Gekämpft und mit der Menge Wahn,
Gerungen mit dem Haß der Christen,
Mein Tagewerk ist hier gethan.

Zum Perserkrieg! Die Banner fliegen
Dem Heer voran, sobald es tagt;
Ich eil' zu Kampf und neuen Siegen,
Zum Tod, wenn mir der Sieg versagt!"

Günther Walling.

Digitized by Google

Neues Leben.

Wenn Israel den langen Tag gefeiert
Mit Faſten und mit jedem alten Brauch,
Die Sonne ſinkt, der Abend ſich verſchleiert,
Dann regt die Luſt nach Speiſ' und Trank ſich auch,
Und Alle ſchauen auf zum Himmel. Gern
Erſpähte Jeder dort den erſten Stern,
Denn eher iſt den Juden nicht geſtattet,
Den Leib zu ſtärken, noch ſo ſehr ermattet.

Gleich einem frommen Juden ſah zum Himmel
Ich lange ſchon, doch ſtets umſonſt, empor.
Verſchwunden war für mich das Sterngewimmel,
Ein Nebelſchleier legte ſich davor,
Kaum ſah ich noch den Baum im Frühling blühen
Und keinen Stern mehr mir zu Häupten glühen.
Nur daß, wenn Venus hell im Weſten ſtand,
Den Weg zu mir der Stern der Liebe fand.

Gott ſei gelobt, der Nebel iſt geſunken,
Mein Auge blickt nun wieder friſch und klar,
Ich ſchwelg' im neuen Lichte wonnetrunken
Und Erd' und Himmel glänzt mir wunderbar.
O heil'ges Licht, du biſt der Gottheit Kleid!
Und mein gerührter Dank ſei ſtets geweiht
Der Wiſſenſchaft und jenen Meiſterhänden,
Die neues Leben wußten mir zu ſpenden.

Heinrich Kruſe.

Mit einem leeren Buch.

Dir in dies Buch die Lieder wollt' ich ſchreiben,
Die meiner Bruſt entſtrömt, ſolang du fern, —
Da gingſt mir nach der Tage ödem Treiben
Du ſtrahlend auf, mein heller Lebensſtern.

Was, wenn in meiner Hand ich deine halte,
Frommt heut dir noch der Sang verrauſchter Zeit?
Du blickſt in meines Herzens letzte Falte,
Kennſt ſeine Wonnen all' und all' ſein Leid.

Was aus den Liedern Andres könnt'ſt du leſen,
Als daß ich all' die Zeit in Angſt und Qual
Ein kranker, einſam-müder Mann geweſen,
Dem ſich Verzweiflung in die Seele ſtahl?

Digitized by Google

Das Alles weißt du lang'; wozu ergießen
Den Strom des Wehs in unser neues Sein?
Laß das Vergangne wesenlos zerfließen,
Die Gegenwart ist unser, du bist mein!

Konrad Telmann.

An meinen Sohn.

Die Ehren, die mir einst geworden sind,
Dir frommen, Dich fördern sie wenig, Kind.
Ich kann Dir nur zeigen den felsigen Gang,
Worauf sie der Alte sich klimmend errang.
Verdien' sie Dir selber, und wenn es Dir glückt,
Hast Du auch den Vater mit Ehren geschmückt.

Georg Ebers.

Der Besessene.

Von einem Unbesessenen.

Mir graut, ich bin besessen,
Besessen von dem Gelde hier,
Mein Schaffen, selbst mein Sinnen,
Mein Träumen wird zu Gelde mir.
Was meine Hand berühret,
Wird märchenhaft zu Gelde mir,
Die Sehnsucht meines Herzens
Wird eingelöst mit Gelde mir.
Ich dürst' nach Lieb' und Freundschaft,
Nach Muth, nach Frohsinn, Ehr' und Ruhm,
Mein heißer Drang nach Tugend,
Er setzt sich schnöd' in Gelde um.
Vor meiner Thüre wimmern, ach,
Die Hungernden und Armen,
Und ich bin nicht im Stande, ach,
Mich ihrer zu erbarmen.
O Brüder, liebe Brüder,
Wie theil' ich euch von Ueberfluß,
Da ich doch selber mitten
Im schnöden Gelde darben muß.
Das Geld als Segen Gottes,
Das habe nie besessen ich,
Doch bin von schlechtem Mammon
Seit Jahr und Tag besessen ich.
Und weil vor dem Verlieren
In Angst und Sorg' ich beben muß,
So hab' ich Noth und Elend
Vom Geld, so lang' ich leben muß.
Und wenn ich's einst verlassen soll,
Wird doppelt hart das Sterben,
Und schmähen einen Geizhals mich
Die tief verhaßten Erben. —
O grauenhaftes Schicksal, du,
Den Mammon zu verfluchen,
Und ihn mit Hungers Hast und Gier
Doch immer müssen suchen.
Dem Armen das Verschmachten
Für seine Seele frommen muß,
Dieweil die meine jämmerlich
Im gold'nen Bann verkommen muß.
O Gott, wie wird das enden noch!
Was soll mich Aermsten laben,
Wenn ich den goldnen Becher leer
In lahmer Hand werd' haben!
Noch einmal möcht' für Göttliches
Auf Erden ich erwarmen,
Erlöse von den Banden mich,
Erbarmen, Herr, Erbarmen!

P. K. Rosegger.

Digitized by Google

Prolog

zur Einweihung des Vorhangs von Fritz Roeber im Stadttheater zu Elberfeld (26. Januar 1891).

(Die Muse der Schauspielkunst spricht:)

Gewaltiges Jahrhundert — nah' der Schwelle,
Die dich vom Grab der Ewigkeiten trennt,
Wie unruhvoll hebt sich des Lebens Welle,
Geheime Gluth in tausend Herzen brennt!
Formt neue Zeit lenzkräftig sich im Werden?
Drängt neu' Geschlecht sich stürmisch in die Bahn?
Ich fürchte nicht die drohenden Geberden,
Nicht flieh' ich vor dem grollenden Vulkan:
Der trüben Tiefe Gährung ringt nach Klarheit —
Der letzte Sieg bleibt doch dem Licht der Wahrheit!

Ihr schreckt mich nicht, Propheten neuer Zeiten!
Auch in mein Reich schon trugt ihr eure Spur:
Gespreizte Lüge mögt ihr niederstreiten
Und auf den Thron erheben die Natur!
Doch wehe, wollt ihr euer Volk verwirren:
In nackte Häßlichkeit und Sinnenbrunst,
Den Pfad zur Höhe fehlend, euch verirren —
In Scham und Schmerz verhüllt' ihr Haupt die Kunst.
Auf euch der Mit- und Nachwelt schärfster Tadel:
Die Schönheit nur giebt der Natur den Adel!

In solchem Geiste wirk' auch heut die Feier,
Das Herz befreiend von des Alltags Druck;
Von hehrem Meisterwerke fall' der Schleier,
Von dieses Hauses letztem, schönstem Schmuck:
Die Schaar der Genien seh' ich niederschweben,
Die keuschen Glieder blühn in Farbenpracht;
Das ist Natur, ist warm berauschend Leben!
Doch drüber mit der Reinheit Spiegel wacht
Die Göttin Kunst, sie trägt der Wahrheit Züge —
Und in den Abgrund schleudert sie die Lüge!

Dir, Meister, Dank, der solch ein Werk geschaffen!
Und Dank euch, die es unsrer Stadt geweiht!
Es sei uns Schild und leih' uns Geisteswaffen,
Stehn wider rohe Kräfte wir im Streit. —
So senk' dich nieder, lichte Tempelpforte,
Fortan umschließend unsre Welt des Scheins;
Ob Priester wir in Tönen, ob im Worte,
Sei Sinnbild unsres Strebens, unsres Seins:
Denn was wir auch durch unsre Kunst gestalten,
Vereinigt soll Natur und Schönheit walten!

Ernst Scherenberg.

Digitized by Google

Nächtliche Fahrt.

Einsam und sanft durchzieht auf sichrer Bahn
Das Schiff den schlummerstillen Ocean;
Entschleiert ist die Nacht: verschwendrisch reich
Fließt reiner, keuscher Sternenglanz hernieder;
Das Meer, von lauen Lüften liebeweich
Umkost, liegt wie im Traume; hin und wieder
Dringt aus dem Wellenschoß einförmig-gleich
Gedämpfter Schall — das leise Wiegenlied
Der Wogen, die das Schiff traumhaft durchzieht.

Längst schwand der Fahrtgenossen lauter Schwarm . . .
Wir sind allein — du ruhst in meinem Arm,
Dein schönes Haupt an meine Brust geschmiegt.
Das Plaudern ist verstummt . . . und süß durchzittert
Das Herz Unendlichkeit, die vor uns liegt.
Von ihren Wonnehauchen weich umwittert
Ist unser Geist in sel'ges Schaun gewiegt.
Und Stille rings . . . nichts stört den holden Traum,
Des Weltengeistes Odem hört man kaum.

Adolf Wilhelm.

Codicill.

Mir liegt ein Grab in fernem Land,
Ich seh's wohl nimmer wieder,
Drin ruht, die mit mir war verbannt,
Die Seele meiner Lieder.
Des Grabes Rand schmückt Immergrün,
Beschattet von Cypressen,
Und weiße Rosen drauf erblühn: —
Sein kann ich nie vergessen!

Wenn nun auch mich der Tod erfaßt,
Hab' ich nur ein Verlangen:
Zu Häupten meines Grabes laßt
Auch mir Cypressen prangen,
Laßt weiße Rosen drauf erblühn,
So weiß, wie Engelsflügel,
Und pflanzt blaublühndes Immergrün
Als Ranken um den Hügel.

Wie einst uns gleiches Glück umspann
Und gleiches Leid geworden,
So sind wir gleich gebettet dann,
Sie fern — ich hoch im Norden.
Und glänzt der Mond in milder Nacht
Auf unsre Gräber nieder,
Dann kost um die Cypressen sacht
Ein Hauch noch meiner Lieder.

Carl Preser.

Digitized by Google

Mannesrath.

O, laß die süßen Illusionen,
Die deine Jugend einst umschwirrt
Wie Vöglein, die im Neste wohnen,
Und nie sich weit daraus verirrt;

O, laß die süßen Illusionen
Im Mannesalter nicht entfliehn,
Weil sie mit Undank dann belohnen,
Und nie zur alten Heimat ziehn!

Ein Vogel ist des Menschen Seele
Ja selbst, der ob den Wassern kreist,
Beweinend, daß der Fels ihm fehle,
Drauf ihn ein Gott zu ruhen heißt.

Denn in der Sturmfluth dieses Lebens,
Der Daseinstage Regenzeit,
Sucht sie den Friedenszweig vergebens,
Mit dem sie kehre, rastbereit!

Die trüben Wasserfluthen wallen
Tief unter ihr, der Föhn braust auf,
Wehrufe Sinkender erschallen,
Die Aermste scheuchend hoch hinauf!

Ein Lichtblick dann, — sie läßt sich nieder,
Von Illusionen froh umschwirrt,
Sie trocknet selig ihr Gefieder,
Die allzulang im Sturm geirrt.

O scheuch' sie nicht, die Illusionen,
Die Kind und Jüngling treu gehegt!
Laß sie in deiner Seele wohnen,
Sie seien auch vom Mann gepflegt!

Sonst wird allein die Seele klagen
In lustverlaßner Einsamkeit:
Du weißt dann nur von Regentagen,
Und wär's auch goldne Sonnenzeit.

Alfred Friedmann.

Die sternenlose Nacht.

Meine Freunde starben,
Und in andern Farben
Zeigt sich heute mir die reiche Welt,
Die im trübern Lichte
Meinem Angesichte
Aller Orten sich entgegenstellt.

Als ich froh vor Jahren
Einst die Welt durchfahren,
Strahlte Alles mir im schönern Licht,
Was mein Herz beglückte,
Mich mit Weh bedrückte,
Alles wandelte sich zum Gedicht.

Herrlicher erglänzte
Mir die buntbekränzte,
Die mit Blumen reich durchstickte Flur,
Und in weiter Ferne
Strahlten mir die Sterne
Lieblicher im schimmernden Azur.

Fröhlich murmelnd zogen
Rings der Bäche Wogen
In die Thäler durch den Buchenwald,
Aber anders deute
Ich ihr Murmeln heute,
Das mir nicht mehr so verlockend schallt,

Wie aus dichten Blättern
Mir des Sprossers Schmettern
Tief in's Herz und in die Seele scholl,
Wenn im goldnen Lichte
Erle so wie Fichte
Leuchteten im Mondschein wundervoll.

Die Natur, wie immer,
Streut den reinsten Schimmer
Ueber Wald und Flur in Glanz und Pracht,
Während dir sich leise
Naht in alter Weise
Deines Spätherbsts sternenlose Nacht!

Heinrich Zeise.

Digitized by Google

Im Friaul.

Am Fenster sitz' ich, auf die weite Ebne
Zu meinen Füßen schweift der Blick hinüber,
Aus der, wie Segel, weiß im blauen Meer
Die alten Burgen und Kapellen leuchten.
Und breite, endlos breite Wogenbetten,
In denen glitzernd Silberfäden ziehn
Hinab zum Meer und zur Vergessenheit.
— Vor mir ein Glas rothblühender Cyclamen,
Ihr süßer Duft umschmeichelt mir das Hirn
Und bringt in's Herz wie todesbanges Weh.
Vielleicht in dieser Stunde schon entschied
Dein starrer Wille und dein heißes Herz.
Vielleicht in dieser Stunde eilt ein Blatt,
Ein Abschiedsblatt, herüber aus der Ferne
Der Seele, die zu eigen sich mir gab
Und wieder nahm, da sie mich sah verzagen.
— Süß duften mir im Glase die Cyclamen,
Im Hauch der Ferne schimmert schwanenweiß
Der alten Burgen und Kapellen Kranz —
Dir aber unaufhaltsam eilt zum Meer,
Zum Meere des Vergessens, all' die Liebe,
Die einst mich überschauert wie ein Strom,
Ein Strom aus jenen Bergen, die so schroff
In diese lichte, blaue Ebne ragen.
Zum Meere des Vergessens eilt der Strom
All' deiner wilden, jähen, großen Liebe.
Nur wie ein Silberfaden hier und da
In diesen Wogenbetten von Friaul,
So zittert es in deiner Seele auf,
Wenn dir Erinnrung raunt von dem, was war ....
Und süß — zum Sterben — duften die Cyclamen.

Hermine von Preuschen.

Bücherschau.

Aus dem Süden. Neue Gedichte von **Stephan Milow.** (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) Der in Görz lebende Verfasser der vorliegenden Sammlung bietet uns hier wieder einen reichen Schatz seiner Gedankenwelt; so sehr ich ein Feind alles Kastenwesens, aller Einschachtelung von Dingen in zu enge Behältnisse bin — das ist Reflexionspoesie pure und simple. Wie anders wirkt auf mich das Zeichen Heine's ein, dem sie ein Denkmal setzen — wollen! Kein Liebeslied Milows hat mich entzündet; fortwährend schöne glatte Form, aber kein Schlager. Vielen Gedichten, wie z. B. un appuntamento, fehlt jede Pointe. Milow hat große Verehrer und — ich gehöre zu denselben. Er ist ein edler

Mensch und Charakter; er hat ebensolche Kritiker gefunden, ich nenne nur den tiefsinnigen und durchaus unparteiischen Moritz Necker, dessen Stimme gehört zu werden verdient; aber Milows Poesie — und er schreibt solche — läßt mich kalt. Vielleicht ist das mein Fehler und ich will auch nicht sagen, daß mich nichts von Milow beglückt, entzückt. — Er geht seine eignen Wege, kniet nicht vor der Reclame, er hat sich nicht nur als Lyriker, auch als Romancier und Novellist versucht. Der deutsche Geschmack hat viele Farben und ich wünsche Herrn Stephan Milow, daß die seine auch „Wetter" auf dem litterarischen Turf finden möge. Es findet sich so manches erzählende Gedicht, so manche lyrische Perle unter seiner Poesie und Freunde von gedankenschweren, grübelnden, theilweise ganz pessimistisch angehauchten Stücken werden bei ihm sicher ihre Rechnung finden. Er ist ein halber Italiener und ein wenig ein Verwandter von Leopardi. **Alfred Friedmann.**

Aus alter und neuer Zeit. Gedichte von **Max Kalbeck**. (Berlin, Freund & Jeckel.) Aus seinen bisherigen vier Gedichtsammlungen hat Max Kalbeck eine Auswahl getroffen, die er mit dem noch Ungedruckten zusammen hier in einen neuen Band vereinigt hat, welchem er nachrühmt, daß er nicht stärker sei, als jeder der früheren. Wir haben also nunmehr in chronologischer Anordnung alle Lieder des jetzt gerade Vierzigjährigen vor uns, die er selber als die dichterische Ausbeute seines bisherigen Lebens angesehen wissen will, und können seinen Entwickelungsgang aufmerksam verfolgen. Kalbeck hat durch die Ausscheidung eines so großen Theils seiner Lyrik eine Selbstverleugnung bewiesen, deren nicht viele Poeten fähig sein möchten, da man in dieser Thatsache doch wohl ein Verdict über das Fortgebliebene finden wird, das er selbst zum Wenigsten jetzt für überflüssig hält. Er weist das Lob der Bescheidenheit, das man ihm um deswillen zollen könnte, freilich entschieden zurück, da er in „ziemlich kräftig entwickeltem" Selbstgefühl an Tiefe seiner dichterischen Persönlichkeit zu gewinnen hofft, was er an Breite verliert. Und das sicherlich mit vollstem Recht. Nur werden wohl Diejenigen, die seine früheren Lyrikbände kennen, mit der von ihm getroffenen Auswahl schwerlich immer ganz einverstanden sein, — hier mag individuelle Vorliebe über den rein ästhetischen Maßstab oft genug den Sieg davongetragen haben, und wie schwer wird es dem Lyriker überhaupt, seinen Liedern unparteiisch gegenüberzustehen, da sie doch ein Theil seines innersten Selbst sind! — und auch wenn der Dichter glaubt, jetzt nur Werthvolles in seinem neuesten Bande gegeben zu haben, so wird man ihm nicht wohl beistimmen können. Es findet sich auch hier noch — und wo nicht? — manches überflüssige, manches herzlich unbedeutende Lied. Ist dies aber ausgesprochen und habe ich hinzugefügt, daß die Reinheit des Reims nicht in der wünschenswerthen Weise immer gewahrt ist, so habe ich mein kritisches Gewissen salvirt und kann mein Urtheil nun dahin aussprechen, daß dies neueste Gedichtbuch Kalbecks zu den köstlichsten gehört, die mir seit Langem in die Hände gekommen sind und daß der Dichter unzweifelhaft unter die Besten unserer heutigen Lyriker zu rechnen ist. Er ist ein Lyriker im echten und rechten Sinne, es ist der warme, wahre Naturlaut, der aus seinen Liedern uns an's Herz dringt. Da ist nirgends etwas Gemachtes, etwas Gekünsteltes, etwas Theatralisches, nichts von dem modernen Kokettiren mit Weltschmerz oder blasirtem Dandythum, — wie es sich bei den Jüngstdeutschen oft so widerlich breit macht, — Alles aus einem Gusse, schlicht und voll unverfälschter Innerlichkeit. Hier ist der Schmerz gerade so wahr, wie die aufjauchzende Wonne, die Klage ergreift gerade so, wie die jubelnde Lust ansteckend wirkt. Wir treten einer durch und durch vornehmen und eigenartigen dichterischen Persönlichkeit gegenüber. Ein durchaus weltabgewandtes, tiefes Empfinden, eine stolze Selbstgenügsamkeit, ein kräftiges Ichbewußtsein, gesunde Sinnlichkeit, inniges Naturgefühl, daneben auch launiger Humor und scharf-stachelige Verachtung der Gemeinheit, der Heuchelei und des kriechenden Streberthums, — das Alles singt und klingt aus diesen wohllautgesättigten, sich weich und lind uns an die Seele schmiegenden Gedichten Kalbecks. Die Form ist von tadelloser Schönheit. Ueberall hat man das Empfinden, daß sie geworden und nicht nachträglich für den Gedanken zurechtgeschnitten ist; die Sonette verdienen vorzugsweise wärmste Bewunderung. Daß hier und da ein Lied lediglich um seiner „Sangbarkeit" willen entstanden zu sein scheint, wird man dem feinen Musikkenner Kalbeck nachsehen. Meisterhaft nach Form und Inhalt zugleich sind die „Meraner Sonette", wahre Kabinetsstückchen in ihrer Art; danach sind mir die „Nachtwachen" als das dichterisch Vollendetste erschienen. An einzelnen besonders hervorragenden Gedichten, wirklichen Perlen, möchte ich noch nennen: „Die apokalyptischen Reiter", „Sylvesterglocken", „Vision", „Nichts hat dir die Welt gegeben", „Juninacht", „Wetterleuchten", „Abendfeier", „Nicht in Finsternissen untergehn", „Der letzte Morgen", „Der verschneite Weg", „Der einsame See", „Die Todteninsel", „Stillstes Leben", „Der neue Prophet". Alles in Allem: ein geborener, gottbegnadeter Lyriker! Möge er Gehör finden!

Konrad Telmann.

Tante Carldore. Roman von **Julius Grosse**. Zwei Bände. (Dresden, Pierson, 1890.) Julius Grosse, welcher es wie Wenige versteht, aus allem Erlebten zu lernen und alles Einzelne, auch das Aeußerliche fein und scharf zu erfassen, ohne dabei je die Idee aus dem Auge zu verlieren, deren Gestaltung alles Geschehene dient, darf sagen, daß ihm kein Kreis des Lebens der Gegenwart fremd sei. Dafür ist das monumentale Volkramslied ein ewiges Zeugniß. Aber nicht immer nimmt

Digitized by Google

er so hohen Flug. Ein Werk, das im Geist eines Lustspiels die sociale Frage berührt und ein einzelnes mit ihr zusammenhängendes Wirrsal glücklich löst, ist Carldore. Gerhard von Walkhoff, ein junger Guts- und Fabrikbesitzer, steht nach dem Tode seines Vaters am Ruin. Sein von einer adelsstolzen und eitlen Mutter genährter Hochmuth läßt ihn einen treuen und tüchtigen Werkführer verstoßen und dadurch eine Arbeiterbewegung entfesseln, sein falsches Ehrgefühl droht ihn in Wuchererhände zu liefern und zugleich ihn um sein Liebesglück zu bringen. Hier tritt nun als rettender Engel — allerdings ein „Engel aus der Holzkammer" — die sehr entfernte Tante Carldore ein, welche altfränkisch geschmacklos in ihrem Aeußeren, breist und derb, eine weibliche Potenzirung von Unkel Bräsig, mit unerschöpflicher Herzensgüte, natürlicher Klugheit und siegreichem Humor Alles in's Rechte zu bringen und zu einem glücklichen Ende zu führen weiß. Es giebt dabei natürlich eine Menge der drolligsten Scenen, von denen manche eben nur der dramatischen Form bedürften, um ihrer Bühnenwirkung sicher zu sein. Der Dialekt oder Undialekt, welchen Carldore spricht, wird hoffentlich in einer zweiten Auflage geändert sein.

Adolf Brieger.

Litteratur und Kunst.

P. K Rosegger veröffentlicht soeben im Verlage von A. Hartleben in Wien „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling". Das intime Freundschaftsverhältniß, in welchem die beiden Dichter zu einander standen, verleiht dem Buche ein hohes Interesse; das Werk ist mit einem Portrait Hamerlings geschmückt.

*

Maximilian Schmidt läßt einen neuen Band Hochlandsgeschichten erscheinen; derselbe betitelt sich „Hochwaldgeschichten aus dem Bayrisch-Böhmischen Grenzgebirge" und enthält die beiden Erzählungen „Der Mauthner Flank" und „Im Herzen des Waldes". (H. Costenoble, Jena.)

*

August Becker veröffentlicht in Kürze zwei neue Novellen („Gertrud Frey" und „Reichsgraf Jockel") unter dem Gesammttitel „Vor hundert Jahren". (Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.)

*

Von Ernst Wichert erschienen soeben vier neue Novellen „Schule und Leben". (Carl Reißner, Leipzig.)

*

„Die fünfzig Semmeln des Studiosus Taillefer" nennt Hans Hopfen eine humoristische Erzählung, welche demnächst bei Gebrüder Paetel in Berlin erscheinen wird.

*

Unter dem Titel „Allgemeine Künstler- und Schriftsteller-Zeitung" wird Franz Soherer in Wien eine neue Zeitung für die Interessen der Künstler und Schriftsteller erscheinen lassen. Dem uns vorliegenden Prospect entnehmen wir folgendes Programm: Die Allgemeine Künstler- und Schriftsteller-Zeitung erstrebt: 1. Die Schaffung eines Mittelpunktes für alle geistigen und materiellen Ziele des Schriftstellerstandes durch ein Schriftstellerhaus, welches zunächst begründet werden soll. 2. Die Herbeischaffung ausreichender Mittel für Unterstützungszwecke in Nothfällen und Errichtung einer großen gemeinsamen Altersversorgungskasse. 3. Die Errichtung einer Schriftsteller-Darlehnskasse, welche bereits in Bildung begriffen ist und von der zinsfreie Darlehen an Collegen ertheilt werden. 4. Regelung der litterarischen Gesetzgebung, des Verlagsrechtes und des Verkehres mit Zeitungs- und Buchverlegern. 5. Behandlung solcher Angelegenheiten des Buchhandels, welche das Schriftthum besonders beeinflussen. 6. Schutz des Schriftthums überhaupt bei allen sich darbietenden Anlässen.

*

„Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts" von Rudolf von Gottschall erscheint im Laufe dieses Jahres in sechster vermehrter Auflage; der Preis des Werkes wird sich auf 20 Mk. stellen. (Ed. Trewendt, Breslau.)

*

Das neue Drama „Schuldig" von Richard Voss hat in Wien bei der Erstaufführung im Volkstheater einen mächtigen Eindruck gemacht und einen stürmischen Erfolg errungen. Zahl-

Digitized by Google

reiche Hervorrufe erfolgten und der Dichter mußte immer wieder vor dem Publikum erscheinen und erhielt zwei prächtige Lorbeerkränze. Die Darstellung war durchweg trefflich. Meisterhafte Leistungen boten Tyrolt als Thomas Lehr und Fräulein Sandrock als Martha. Der Dichter war von der einmüthigen, glänzenden Aufnahme seines Werkes zu Thränen gerührt.

— * —

Ernst Wechsler, der sich durch zahlreiche kritische Arbeiten bereits einen guten Namen erworben, läßt bei W. Friedrich in Leipzig eine litterarische Abhandlung über die modernen „Berliner Autoren" erscheinen.

— * —

Eine zwei stattliche Octavbände umfassende „Geschichte der Nordamerikanischen Litteratur" von Karl Knortz erschien soeben in dem rührigen Verlag von Hans Lüstenöder in Berlin.

— * —

Am 25. Februar d. J. hat die erste skandinavische Aufführung von Henrik Ibsens „Hedda Gabler" im königlichen Schauspielhause zu Kopenhagen stattgefunden. Der Erfolg des Stückes war zweifelhaft; im 3. Akt und zum Schluß wurde stark gezischt. Im Publikum machte sich eine allgemeine Enttäuschung bemerkbar; auch bei seiner Erstaufführung im Berliner Lessingtheater erfuhr das Stück eine kräftige Ablehnung.

— * —

In Lyon wurde am 26. Februar d. J. Richard Wagners „Lohengrin" aufgeführt. Während des ersten Aktes wurde im Publikum gepfiffen, gegen den Schluß der Aufführung überwog jedoch der Beifall.

Offener Sprechsaal.

(Die Aufnahme hierselbst zur Verhandlung gelangender litterarischer Streitfragen ꝛc. verstattet keinerlei Rückschluß auf unsere Stellungnahme zu denselben. D. R.)

Herr Alfred Friedmann hat in verschiedenen Besprechungen recht wohlfeile Angriffe gegen die „Jüngstdeutschen" gerichtet. Da eine innere, positive Gemeinsamkeit der Anschauungen und Strebungen des jüngeren Dichtergeschlechtes nur in sehr geringem Maße vorhanden, wäre es eine Pflicht des Angreifers, zu sagen, wen er eigentlich meint; sonst könnte er in den Verdacht kommen, daß er sich die unbestimmte Fassung seiner Anzapfungen absichtlich gewählt hat.

Die „Jüngstdeutschen" kann man nicht in Bausch und Bogen, sondern nur durch eine Reihe von Einzelurtheilen kritisiren. Ein übereinstimmendes Gepräge weist bis zu einem gewissen Grade nur der naturalistische Roman und das naturalistische Drama auf, indem bei ersterem französisch-russische, bei letzterem nordische Einflüsse maßgebend sind. Hier ist denn auch unsere jüngere Litteratur keineswegs eigenartig und naturwahr, und es ist nicht abzusehen, wie auf dem Wege der Nachahmung dieses Ziel erreicht werden soll. Die „Schmutz- und Verwesungsdichter" werden bald nur noch ein Spektakel der Litteraturgeschichte sein. Die reicheren Talente bewegen sich nicht in, sondern neben der breiten Masse der naturalistischen Angriffsgeschwader, und ich kann hier nur die Ansicht wiederholen, daß in der Lyrik Julius Hart und Detlev Frhr. v. Liliencron, im Epos Heinrich Hart die kraftvollsten Vertreter der jüngeren Litteratur sind. Auch Karl Bleibtreu besitzt jedenfalls naturwüchsige Begabung; vielleicht gelingt es ihm, für das Drama einen Aufschwung aus den niederen Engen Ibsenscher Verkrüppelung und neudeutscher Schnapspoesie anzubahnen. Im jüngeren Roman scheint vorläufig der französische Einfluß unüberwindlich zu sein; doch es wird bald die Zeit kommen, wo man der wurmstichigen Fallobstdichter überdrüssig wird und sich der Naturfrische und Gemüthstiefe eines Rosegger, der ehrlichen Wahrheit und Lebenstreue eines Fontane zu nähern trachtet.

Die naturalistischen Parteimeinungen sind eine wahre Pest, welche die Unbefangenheit künstlerischen Empfindens vergiftet und leider auch hier und da echte Dichter nachtheilig beeinflußt. Im „Kritischen Jahrbuche", Heft 2, 1890, findet sich unter dem Stichworte „Kalifornische Goldgräberkritik" eine Auseinandersetzung, deren Inhalt im Wesentlichen folgender: „Das Häßliche und Ekelhafte stößt uns freilich im gewöhnlichen Leben ab. Begegnen wir ihm aber in künstlerischen Darstellungen, so ist es ein Zeichen ästhetischer Bildung, wenn wir im Stande sind, diese natürlichen Unlustgefühle zu überwinden und uns dadurch, daß wir uns die kennzeichnende Wahrheit in dem betreffenden Kunstwerke zum Bewußtsein

Digitized by Google

bringen, zu einem um so stärkeren Lustgefühle zu erheben wissen." Das wäre ja eine ästhetische Kreuz- und Leidenstheorie. Aus dem Bewußtsein, daß die betreffenden Erscheinungen richtig wiedergegeben sind, daß etwa ein Trunkenbold auf der Bühne ebenso lallt und faselt wie ein wirklicher Schnapstrinker, daß ein schwindsüchtiger Trauerspielheld ebenso hüstelt und spuckt wie ein wirklicher Schwindsüchtiger, aus diesem Bewußtsein kann sich doch kein künstlerischer Genuß ergeben, sondern höchstens eine gewisse Schulmeisterbefriedigung darüber, daß der sog. Dichter und sein Gehülfe, der Schauspieler, es richtig gemacht haben. Wie soll das Bewußtsein, daß eine faule Birne richtig gemalt ist, mir über den natürlichen Widerwillen dem Verwesenden gegenüber hinweghelfen? Man vergißt bei einer solchen Aufstellung, daß die Kunst das Leben darzustellen hat, nicht aber den Rückgang des Lebens, die Zersetzung. Höchst unglücklich vertheidigt aber der Verfasser jener Auslassung seinen Standpunkt, wenn er sich auf einen realistisch gezeichneten Auftritt im Homer, auf einige derbe Kraftworte unseres Goethe beruft. Du lieber Gott! So viel an ästhetisch Widerwärtigem sich aus der mustergiltigen Weltlitteratur insgesammt allenfalls herausfinden läßt, verspritzt mancher Neuere mit einer Feder voll Tinte. Was verschlagen einige kräftige Schattenstriche, wie sie sich ja auch bei Cervantes und Shakespeare finden, gegen eine Kunst, welche die Behandlung des Ekelhaften, Zerfressenen zum Grundsatz erheben möchte!

Im Zusammenhang mit den Anschauungen des Naturalismus steht auch die Behauptung, daß der Begriff des Schönen überhaupt veränderlich, von wechselnden Geschmacksrichtungen abhängig sei. Man übersieht dabei, daß die objective Grundlage des Schönen stets die Natur ist, und man daher in der Beurtheilung eines Kunstwerks nicht fehl gehen kann, wenn man den Maßstab dieser ewigen Lehrmeisterin anzulegen versteht, oder aber den Maßstab echter Kunst, die eben ihrer unübertrefflichen Naturwahrheit halber als solche gilt. Das Schöne als vollkommenes Ebenbild lebenskräftiger Natur trägt immer dieselben Familienzüge und erscheint dennoch stets neu und eigenartig; veränderlich und unberechenbar ist nur die Mode, die einseitige und schrullenhafte Wiedergabe einseitig aufgefaßter Lebensformen.

Es wäre an der Zeit, innerhalb der Gegensätze eines abgelebten Conventionalismus und eines unwahren und rohen Naturalismus einer göttlichen, unbefangenen, neuartigen Dichtung einen Ruhesitz zu erobern; möchten sich echte Poeten, die auf einem solchen Standpunkte stehen, in diesem Streben zusammenschließen!

Sachsa a. H. **Rudolf Goette.**

Geehrte Redaction!

Auf obigen Aufruf habe ich zu bemerken, daß ich *meine* Antipathien, die auch diejenigen des Herrn Rudolf Goette sein dürften, und die der größte Theil des gebildeten Publikums mit mir theilt, bei der jeweiligen Besprechung der mir zu diesem Zwecke zugegangenen Werke motivirt zu haben glaube. Zustimmungen aus Leserkreisen gehen mir täglich zu. Gegen das Wort „Anzapfungen" muß ich protestiren! Ich soll — die Namen nennen, die in aller Munde sind. Ich schätze die Gebrüder Hart und Detlev von Liliencron litterarisch so sehr, wie Herr Rudolf Goette. Daß Karl Bleibtreu Talent hat, habe ich stets anerkannt. Man vergißt ganz, wie die jüngstdeutsche Litteratur, deren Nachahmer jetzt schon allzu — pornographische Beithaten vermeiden, begonnen hat. Auch ich wende mich, wie Herr R. Goette, nur gegen eine Kunst, „welche das Ekelhafte, Zerfressene zum Grundsatz erheben", zum alleinigen Darstellungsmotiv machen möchte. Ich bin der Erste, der jenem von Herrn Goette geplanten Bunde beitritt.

Herr Goette spricht von „wurmstichigen Fallobstdichtern". Ich glaube, der Autor von Fallobst, Heinz Tovote, den Herr Goette nicht zu nennen beliebt, hat ein entschiedenes Talent, und der Erstere, Tovote, über den noch eine Notiz von mir in der Mappe des „Dichtercheims" ruht, kann nicht als Vertreter „neudeutscher Schnapspoesie" gestempelt werden; er würde sich für das Avancement als Hauptmann der „Spectakellitteratur" bedanken. Jeder Gebildete weiß, **was** ich meine und **wer** an der Verrohung der Gemüther durch die Litteratur Schuld trägt. Herr Goette thut mir zu viel Ehre an, wenn er meinen bescheidenen Namen an die Spitze seines Aufrufs stellt. Unsres Altmeisters, Wilhelm Jordan, „Deutschen Hieben" schließe ich mich an. Wen meint *er* denn, wenn er singt:

Und die Sudler finden Kunden,
Die das *Gift* sich schmecken lassen.
Krieg darum der ungesunden
Poesie des Koths der Gassen!

Hochachtungsvoll

Dr. Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Briefschalter.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Jede Einsendung, über deren Verwendung Auskunft gewünscht wird, muss deutlich und mit dunkler Tinte geschrieben sein. Ferner ist jeder Beitrag auf ein Blatt Papier besonders zu schreiben und darf eine Einsendung deren höchstens fünf enthalten. Man bewahre sich von allen Einsendungen Abschrift, da wir Gedichte überhaupt nicht, grössere Arbeiten aber nur dann zurücksenden, wenn der volle Betrag zur Bestreitung des Rückporto's beiliegt. Bei erstmaliger Einsendung ist Angabe der Bezugsquelle des „D. D." erforderlich. Briefe, welche mit Strafporto belastet bei uns anlangen, werden ausnahmslos zurückgewiesen. Anonyme, sowie alle diesen Bestimmungen nicht Genüge leistenden Briefe verfallen dem Papierkorbe. Es werden nur Originalbeiträge angenommen.

J. L. in G—a. Es thut uns leid, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Wohin sollte es führen, wenn wir auf jede dem betr. Verfasser nicht in allen Stücken zusagende Kritik eine Entgegnung bringen wollten!

K. R. in W—d, F W. in N—g, C. S. in N—f b. S., Dr. A. M. in S—tz, H. K. in W—g. Den vielfach in letzter Zeit an uns ergangenen Verlagsanträgen, sowie den zahlreich geäußerten Wünschen um Verlagsvermittlung bedauern wir nicht entsprechen zu können, da wir unsern eigenen Verlag für's Erste nicht zu erweitern gedenken und uns zur Vermittlung die nothwendigen Beziehungen durchaus fehlen; ebenso müssen wir es leider ablehnen, jüngeren Einsendern Dichter von Ruf zur Prüfung von Manuscripten namhaft zu machen, da gerade von letzteren uns gegenüber des Oefteren Klagen laut wurden, daß sie nach dieser Richtung hin allzustark in Anspruch genommen würden.

M. F. in H—g „Trost"; H. Z. in E—l b. H. Alles; M. T. in K—d „Wanderlied"; O. C. in D—n „Die Boten des Frühlings"; L. W. in M—g „Frühroth"; Dr. F. K. in I—t „Meerfahrt"; K. W. in B—m „Herbstzeitlose" (zu gelegener Zeit); H. D. in K—s „Wolkenbilder". Angenommen!

A. G. in N—n u. A. Componisten-Adressen stehen uns nicht zur Verfügung; wenden Sie sich gefälligst an die Redaction der „Neuen Musik-Zeitung" in Stuttgart.

E. P. in T—n (Gemeinplätze; Sie vermögen Besseres zu leisten); L. H. in W—e (inhaltlich zu wenig neu); H. D. in E—g (unklar im Ausdruck, zudem kaum lesbare Schrift); J. K. in H—t; H. D. in W—n; J. A. in T—au; R. M. in R—a (verbrauchte Stoffe ohne eigne Zuthat); H. W. in L—g (Einzelnes recht anzuerkennen, aber im Ganzen zu breit); A. H. in R—g (streben Sie zunächst nach der Herrschaft über den dichterischen Ausdruck); G. B. in S—g (zu flüchtig zusammengeschrieben, theils auch dem Stoffe nach ungeeignet); H. W. in L—g; W. M. in N—a; R. K. in B—au; W. K. in W—n; C. P. in K—tz; E. M. in M—r in Tunis (Constructionsfehler und nüchterne Wendungen enthaltend); E. S. in G—n (zu schwülstige Sprache); J. Z. in Z—tz (läßt die letzte Politur vermissen); A. v. M. in P—v b. B. (ermangelt der eigentlichen Pointirung); v. G. in L—g (allzu unruhiges Versmaß); I. R. in Gr. A—n (zu unbedeutend, bez. an schleppendem Versmaß leidend); Pr. R. in B—n (undurchsichtig und abgerissen im Satzbau); S. K. in H—n (die dritte Strophe ist keine Steigerung der zweiten); P. E. in P—n (schon von vielen Dichtern, so u. A. trefflich von Albert Möser behandelt); F. S. in K—e (zeugt von entschiedener Begabung, behandelt aber den denkbar verbrauchtesten Gegenstand); R. H. in H—t (nach Form und Inhalt zu bescheiden); Grf. C. Z.-L. in L—n (gegenstandslos); H. A. L. in B—n (ganz hübsch, aber zu lang ausgesponnen); E. M. in O—n (nicht recht aus einem Guß).

Dankend abgelehnt!

Wiederholt machen wir hierdurch aufmerksam auf unser bereits in Nr. 1 dieses Jahrganges erlassenes

Poetisches Preisausschreiben,

welches in der Weise geregelt ist, daß ohne Ausnahme alle in dem neuen elften Jahrgang zur Veröffentlichung gelangenden Dichtungen seitens des Preisrichter-Collegiums auf ihren poetischen Werth hin geprüft und die drei besten derselben nach Vollendung des Jahrgangs preisgekrönt werden. Wir setzen zu diesem Zwecke insgesammt

Digitized by Google

Dreihundert Mark

aus, wovon jede der drei gekrönten Arbeiten gleichmäßig mit einem Preise von 100 Mark bedacht werden wird.

Bei der Art dieser Ausschreibung fallen alle bei Preisconcurrenzen sonst üblichen Bedingungen von selbst weg und es sind nur die dem „Briefschalter" dieser Nummer vorgedruckten „Bestimmungen von allgemeiner Geltung" zu beachten.

Das Preisrichteramt verwalten die Herren:

Felix Dahn, Julius Grosse, Paul Heinze, Wolfgang Kirchbach und Adolf Stern.

Bereits an der Schwelle des zweiten Jahrzehnts seit Begründung unseres Blattes angelangt, hoffen wir zuversichtlich, daß uns nicht nur die zahlreichen alten Freunde ihre Sympathieen dauernd erhalten, sondern daß auch diejenigen Verehrer der Dichtkunst, die uns und unserer Zeitschrift bisher ferne gestanden, uns ihre Theilnahme und Mitwirkung widmen werden.

Die Redaction des „Deutschen Dichterheim".

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 14. Februar 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Albert Möser, Richard von Meerheimb, Anna Voigt, Adolf Brieger, Günther Walling, Heinrich Kruse, Konrad Telmann, Georg Ebers, P. K. Rosegger, Ernst Scherenberg, Adolf Wilhelm, Carl Preser, Alfred Friedmann, Heinrich Zeise und Hermine von Preuschen. – Der deutsche Roman und seine Bedeutung für unser Schriftthum. Von Rudolf Goette. — Bücherschau. — Litteratur und Kunst. — Offener Sprechsaal. — Briefschalter. — Poetisches Preisausschreiben.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Das Volkramslied.

Ein Sang aus unseren Tagen.

Von

Julius Grosse.

2. Auflage.

18 Bogen. Preis: brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ.

Illustrirte Zeitung: Die bunte Fülle der grossen Ereignisse der letzten vierzig Jahre ist uns niemals klarer vor Augen getreten als in der neuen epischen Dichtung von Julius Grosse, „Das Volkramslied". Jedem, der eine gehaltvollere Lectüre liebt, wird die Dichtung viel Genuss bereiten: wer sie einmal gelesen, wird sie immer wieder einmal zur Hand nehmen und stets auf's Neue sich an ihr erquicken und erheben, denn sie ist die edle Schöpfung eines wirklichen Dichters.

Vossische Zeitung: Dem Verfasser ist eine überaus reiche Empfänglichkeit eigen, und Sprache und Versmass weiss er den leisesten Regungen wie den mächtigsten Leidenschaften anzupassen. Er hat eine Dichtung geschaffen, die man mit künstlerischem Genuss lesen und wieder lesen kann.

Gunhild.

Ein Heldengedicht

von

Gustav Kastropp.

Preis: brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ.

Wiener Zeitung: Die Handlung ist geschickt aufgebaut, fein und consequent in der Charakteristik der handelnden Personen durchgeführt und im grossen Ganzen frisch und kernig naiv vorgetragen, wie es der Stoff erfordert. — Kastropp hat sich mit seinem vollen dichterischen Vermögen — und dieses ist kein kleines — in seinen Stoff hineinempfunden und ungleich mehr als den meisten Jener, die so weit in die germanische Vorzeit zurückgreifen, ist es ihm gelungen, ihren Grundton zu erfassen, sie in einem künstlerisch abgerundeten Bilde zu veranschaulichen. Die Form ist eine sorgsame und vornehme.

Digitized by Google

Operntext gesucht!

Gefl. Zusendungen unter A. K. an die Buchhandlung des Herrn Hermann Seippel in Hamburg. Jedes Genre ist erwünscht, besonders Einacter, nur keine Operette.

Paul Heinze's Verlag. Dresden-Striesen.

Gedichte

von

Reinhold Fuchs.

11 Bogen, 8°.

Preis: broch. 3 ℳ, eleg. geb. 3 ℳ 60 ₰.

Diese dem Grafen Schack gewidmete Sammlung des bereits mehrfach preisgekrönten Dichters zeichnet sich durch Gedankentiefe und blendende Formenschönheit in gleichem Maasse aus.

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Deutsche Poetik.

Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst.

Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre.

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Umfang 23 Bogen. Preis: brosch. 5 ℳ, Lwdbd. 6 ℳ.

Weitere Stimmen der Presse:

Deutsche Lehrer-Zeitung: Der Eindruck des Buches ist ein äusserst günstiger, denn man fühlt, dass man sich sachkundiger Führung anvertraut. Die Sprache fliesst einfach und bei aller Schwierigkeit des Gegenstandes überaus verständlich; leicht erkennt man, dass der betreffende Verfasser durch ausdauernd denkende Beschäftigung mit den zugehörigen Gebieten, namentlich mit Philosophie und den neuesten Bearbeitungen ästhetischer Fragen, sich berechtigt und rüstig gemacht hat zu eigner Arbeit. Das Gefühl der Sicherheit wird dadurch verstärkt, dass die Darstellung sich von ausschliesslicher Begrifflichkeit fern hält, vielmehr sofort mit Belegen erläutert und anschauendes Verständniss anbahnt. — Wir haben es hier mit einer höchst beachtungswerthen und erfreulichen Erscheinung zu thun, einer um so erfreulicheren Erscheinung, als sie bei allem Sachverständniss und allem Bestreben, den Dichter in die theoretische Erkenntniss seiner Kunst einzuführen, doch als ebenso fesselnd für die grosse Gemeinde der Gebildeten gelten muss. Uns ist keine Poetik bekannt, die man als gediegenes Familienbuch bezeichnen könnte mit der nämlichen Berechtigung wie die vorliegende. Sie lässt uns nicht leer, unklar und unbefriedigt, wie die populären Darstellungen gewöhnlichen Schlages.

Geschichte der deutschen Litteratur

von Goethe's Tode bis zur Gegenwart.

(Mit einer Einleitung: Die deutsche Litteratur von 1800 bis 1832.)

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Circa 30 Bogen, Median 8°, mit den Bildern und Namenszügen von H. von Kleist, A. von Chamisso, L. Uhland, N. Lenau, E. Geibel, G. Freytag, Th. Storm, R. Hamerling, Fr. Spielhagen, E. von Wildenbruch.

Preis: brosch. 6 Mk., eleg. gebd. 7 Mk., in Liebhaberband (Halbfranz) 7 Mk. 50 Pf.

Schorer's Familienblatt: In reiner und freier Form, mit gerechtem Urtheil und grossem Verständniss für die verschiedenartigsten litterarischen Bestrebungen, vor allem mit Erwähnung der neuesten Dichternamen, so bietet dieser elegante Band eine willkommene Uebersicht über die Entwicklung des litterarischen Lebens der letzten fünfzig Jahre.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: Paul Heinze.

Druck von Ferdinand Thomas in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Vor der Capitolinischen Venus.

Seh' ich dich wieder, stolzes Marmorweib,
Das einst bedrängte meine junge Tugend?
So glatt wie damals glänzt dein weißer Leib
In ew'ger Jugend!

Nur Götter ew'ger Jugend Glanz besonnt.
Ach! weinend hab' ich's damals eingesehen,
Daß dir als Göttin nur ich nahn gekonnt,
Zu dir zu flehen.

Ich fleht' in leidenschaftlich wilder Gluth:
„O Göttin, da du selbst für mich von Steine,
So gieb, daß eine Maid von Fleisch und Blut
Ich nenn' die meine!

Sie braucht nicht einmal schön zu sein, wie du,
Doch lieben muß sie mich und warm empfinden,
Auf daß an ihrem Herzen endlich Ruh'
Ich möge finden!"

Und Ruhe fand ich, fand, worum ich bat.
Du hast erhört den Liebeskranken.
Sieh! mit der Liebsten bin ich heut genaht,
Um dir zu danken.

Du hörst und siehst uns aus den heitren Höhn
Und sprichst zu mir durch deines Bildes Mienen:
„Dein bin ich so!" Du bist mir nie so schön
Wie heut erschienen.

Karl Woermann.

Digitized by Google

Der deutsche Roman und seine Bedeutung für unser Schriftthum.

Von **Rudolf Goette.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Es ist nunmehr die Möglichkeit gegeben, eine sichtende Eintheilung der deutschen Romanproduction an der Hand der bedeutsamsten Erscheinungen andeutungsweise vorzunehmen, die verschiedenen Bahnen zu bestimmen, auf denen sich dieselbe in ihren lebenskräftigen Erzeugungen bewegt hat. Zum Höhepunkte künstlerischer Entfaltung hat, wie allgemein anerkannt wird, Goethe den deutschen Roman gebracht und zwar in den „Wahlverwandtschaften". Schon „Werther" ist in der Ausführung schlechthin tadellos. Mit packender Nothwendigkeit wird der Held durch seine Gemüthsanlage allmälig zur Selbstvernichtung hingeführt. Aber wenn auch seelische Krankheiten zu allen Zeiten auftraten, so wechseln doch die Formen, in denen sie sich äußern, und für uns ist das Wertherfieber, das Vorwalten jener eigenthümlichen Gefühlsseligkeit, welche die Deutschen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ergriff, eine längst überwundene Schwäche. Deshalb vermag uns die Dichtung, welche dereinst die gleichgestimmten Seelen bis in's innerste Mark ergriff, wohl noch durch ihre tiefe poetische Gewalt innig zu rühren, aber es bleibt ein fremdartiger Rest zurück; wir können uns wohl in Werthers Innenleben hineindenken, aber wir empfinden, daß er nicht völlig ein Mensch gleich uns ist, es mischt sich ein kulturgeschichtliches Interesse in die rein menschliche Theilnahme. Den „Wahlverwandtschaften" gegenüber muß sich unser Urtheil in ehrfurchtsvolles Staunen auflösen; wir stehen vor einem Gipfel künstlerischer Vollendung. Die verzehrende Macht einer übergewaltigen Liebe ist ein ewiger Gegenstand der Dichtung. Auch daß sie die heiligen Schranken der Ehe durchbricht, gesichertes Familienglück vernichtet und zur Ursache tragischer Verschuldung wird, bleibt allen Zeiten verständlich. Die Entwicklung spinnt sich mit jener aus den Verhältnissen hervorgehenden unabwendbaren Nothwendigkeit weiter, von der im Leben wie in der Dichtung das herannahende Verhängniß geführt wird. Die Tragik der „Wahlverwandtschaften", wie überhaupt die des Romanes, ist von der Tragik des Dramas wesentlich verschieden. In Letzterem offenbart der Held vor uns seine Gedanken und Empfindungen, aus denen seine Handlungsweise hervorgeht, der Dichter hält sich also an das Moment der Willensfreiheit; das Tragische im Roman (wie im Epos) hingegen beruht auf dem Walten des unerbittlichen Schicksals; der Romandichter ist eben nach den Gesetzen des epischen Stiles gezwungen, das Geschehene darzustellen und kann das innere Leben seiner Gestalten nicht so vor uns bloßlegen, wie dies der Dramatiker vermag. Es ist hierbei die innere Verschiedenheit der Gattungen in's Auge zu fassen. Die beiden Möglichkeiten der Weltbetrachtung treten einander in der dramatischen und in der epischen Dichtung gegenüber. Die subjektive, welche bei der Erfassung der Welt von der Unmittelbarkeit der menschlichen Willensentscheidung ausgeht, kommt im Drama, die objektive, die sich auf das Angeschaute stützt und hier das Gesetz von der mit bedingungsloser Nothwendigkeit stattfindenden Entwicklung im Leben der Natur und des Geistes erkennt, kommt in der epischen Dichtung zu Worte. Eine Vereinigung beider Standpunkte, für welche auch die Philosophie, genau betrachtet, nichts als Formeln zu bieten hat, ist in der Dichtung nicht möglich; diese muß die Frage nach dem letzten Grunde unbeantwortet lassen. Wenn also von einer dramatischen Anlage des Romanes die Rede war, so darf dies nicht im eigentlichen Sinne verstanden werden. Nur in der folgerecht vorwärts drängenden Entwicklung, in ihrem Aufbau, der sich an die kunstgerechte Gliederung des Dramas eng anschließt, sind „Werther" und die „Wahlverwandtschaften" dramatisch, die Darstellung, die uns das innere Leben der Gestalten aus ihrer Handlungsweise, aus der Art, wie sie sich geben, erkennen läßt, ist echt episch. Der psychologisch-tragische Roman, den Goethe schuf, gründet sich also auf eine Vereinigung des Dramatischen und des Epischen, nicht auf eine Vermischung, sondern auf eine Verschmelzung beider Stilarten. Dem stolzen Ziel, das er der deutschen Romandichtung emporgerichtet, haben Wenige nachgestrebt. Ein Erzeugniß der jüngsten Zeit, P. K. Roseggers „Martin der Mann" bewegt sich mit großer Entschiedenheit auf dieser Bahn. Der Dichter hat die Vereinzelung der Vorgänge, die er darstellen will, nicht anders herbeiführen können, als dadurch, daß er seine Gestalten auf einen halb märchenhaften Boden versetzte; die eigentliche Handlung selbst ist mit realistischer Lebenswahrheit dargestellt. Was ist das für eine Figur, die Herzogin Juliane! Ja, es ist etwas Krankhaftes in ihr, aber eine Krankhaftigkeit, die hochentwickelte Kultur immer erzeugen wird und in der sich zugleich das Verlangen nach Heilung ausspricht. Das liebefähige, herzenswarme, hochgeborene Weib sehnt sich nach echter, unverfälschter Natur. Ein Meisterstück der Seelenmalerei ist die Darstellung der innern Bewegungen, welche Julianens Gemüth in eine derartige Spannung versetzen, daß ihr die Freundschaft der kernechten Bauersfrau nicht

Digitized by Google

mehr genug thut. Wir fühlen es, sie hat das innere Gleichgewicht verloren, ihre Seele ist in einem solchen Zustande, daß sie sich heiß verlieben muß, sowie sie mit einem wahren Manne zusammentrifft. Und die Geschichte ihrer Liebe ist hinreißend erzählt! Nicht völlig ist es Rosegger gelungen, die Begebenheiten aus sich selbst heraus zu entwickeln, er hat seine Dichtung nicht ganz frei von fremdartigen Bestandtheilen zu halten gewußt, es spielen Tagesfragen hinein, in deren Berührung sich einseitige Anschauungen vordrängen, aber das sind Schlacken, die eine behutsam nachbessernde Hand leicht ausscheiden könnte. Alles in Allem spricht sich ein ungemein fein entwickelter künstlerischer Sinn in dem Roman aus; nur ein Weniges ist derselbe von dem Ziel, das der Dichter sich stellen mußte, abgewichen.

Mehr an die ältere Epik knüpft das Vorbild der andern Gattung des psychologischen Romans „Wilhelm Meister" an. Man kann die Art der Darstellung, aus welcher dieses Kunstwerk hervorging, episch-psychologisch nennen. Es ist ein uraltes Motiv der erzählenden Dichtkunst, an den Schicksalen eines Helden ein Bild des Lebens zu entrollen. Auch diese Schreibart legt Beschränkungen auf, die um so größer werden, je mehr die Hauptgestalt auf dem Boden geschichtlich erhellter, unserm Bewußtsein naheliegender Verhältnisse steht. Odysseische Irrfahrten bieten noch die Möglichkeit eines reichen Wechsels der Scenerie, sie lassen sich zu dem Gemälde einer Kulturwelt erweitern; auch „Rudlieb", „Parzival" umfassen in ihrem Rahmen so ziemlich die Welt, wie sie sich im Kopfe ihrer Dichter spiegelte; der „Simplizius Simplizissimus", der diese Gattung mit dem eigentlichen Kulturroman verbindet, konnte auf dem Untergrunde der wilden Kriegszeit das Lebensbild zu einem Zeitbilde ausgestalten; sowie sich aber diese romanhaft-epische Heldendichtung auf den Boden neuzeitlicher Zustände begiebt und sich streng künstlerische Forderungen stellt, verengt sich das Gebiet, welches sie zu umspannen vermag. Der Roman zeigt sich hier durch zahlreiche halbverhüllte Fäden mit dem Epos verbunden; Byrons „Childe Harold" und „Don Juan" gehören wie „Parzival" in diese Verwandtschaft; ihnen schließt sich auch Grosse's „Volkramslied" an, welches das schon im Parzival vorwaltende Motiv der Läuterung des Helden durch wechselnde Lebensschicksale — mit einer dichterischen Verkörperung des Einheitsgedankens verschmilzt. Hier jedoch geht uns nur der künstlerisch gestaltete Roman an, welcher sich aus dieser Entwicklungsreihe herausgebildet hat. Das Vermächtniß, welches dieser Roman anzutreten hatte, besteht in der Aufgabe, das Leben in wechselnden Eindrücken auf den Charakter des Helden wirken zu lassen, uns einen sittlich bedeutsamen Werdevorgang zur Anschauung zu bringen. Einer Lösung dieser Aufgabe hat sich auch Goethe im „Wilhelm Meister" unterzogen. Der Bau dieses Romanes ist durch die Art des Vorwurfes bedingt. Der Held, der in freier Selbstbestimmung seinen schwankenden Neigungen folgt, gelangt unter wechselnden Einflüssen der Komödiantenwelt und der höheren Gesellschaft zu einem bestimmten Ziele des Daseins, er wird zum Meister in der Kunst des Lebens. So muß sich die Handlung in einer langen hin und her schwankenden Linie abspielen; wie die Reifung des Charakters zu einem gewissen Abschluß gelangt ist, endet die Dichtung. Sie verliert nie ganz das Gepräge des Räthselhaften, Deutungsvollen, denn sie will sinnbildlich wirken und doch auch Lebenserscheinungen unmittelbar darstellen. Das bestimmt auch die Schreibart. Ein Goethe konnte niemals nur ein Atom des Rohstofflichen, nicht Poesie Gewordenen in den Körper seiner Dichtung übergehen lassen; nun hatte er aber mitten in das Leben der Zeit, der Gesellschaft hineingegriffen, die Anlage erforderte einen bunten Wechsel von Erscheinungen und verbot einen völligen Ausschluß des nicht an sich Bedeutungsvollen; da griff er zu dem Mittel, das Besondere zum Allgemeinen zu erheben, er bediente sich einer symbolisirenden Schreibart, das Alltägliche ward unter seiner Hand bedeutsam. Daß diese Behandlungsweise in gewissem Sinne auflösend erscheinen kann, indem sie die Entschiedenheit der Zeichnung beeinträchtigt und leicht ein unbestimmtes Licht über das Ganze gießt, das kann nicht geleugnet werden, auch hat dieser Hang zum Verallgemeinern in den „Wanderjahren" entschieden zu sehr die Oberhand gewonnen; an sich aber war eine solche Darstellungsart das der Aufgabe vollkommen angemessene Mittel, wenn dieselbe überhaupt rein künstlerisch gelöst werden sollte; sie war die Rettung des Dichters als solchen. Daß der episch-psychologische Roman durch seine Natur zu einer versinnbildlichenden Schreibart hinführt, beweist auch Gottfried Keller, der diesen zweiten der von Goethe eröffneten Wege beschritten hat, im „Grünen Heinrich" und im „Martin Salander". Der erstgenannte Roman erbaut sich auf dem Wilhelm Meistermotiv; die Handlung des Letzteren wird behaglich in die Breite geführt und vermag so sprechende Bilder der Schweizer Kulturzustände in sich aufzunehmen; aber der künstlerische Gedanke entscheidet, von ihm ist die Ausführung abhängig. Der Stil Kellers ist wie der des Altmeisters ganz aus seiner besonderen Auffassungsweise hervorgegangen, er erscheint anfänglich schroff und unfreundlich, aber bei eingehender Vertiefung in seine Schöpfungen gewährt uns Kellers Art, die Dinge zu betrachten, wie die Form dieser Betrachtung hohen ästhetischen Genuß. Er erhebt eben Alles aus der Alltagsluft in den feineren Aether einer freieren Auffassung, eine bis in's Einzelne gehende Geistigkeit läßt uns nie versinken, und dabei zeugen die Gestalten des Dichters von einer vollendeten Ruhe und Klarheit der Beobachtung. In der besonderen Richtung, die Keller eingeschlagen hat, muß er als der berufenste Vertreter des künstlerischen Realismus in unserer neueren

Digitized by Google

Romanlitteratur gelten. Es ist hier noch der Berührung der zum Symbolischen hinstrebenden Anschauungsweise, die in den drei zuletzt genannten Romanen hervortritt, mit einer gewichtigen Erscheinung in der Geschichtschreibung unserer Tage zu gedenken. Als Geistesverwandter Goethe's und Kellers muß Leopold von Ranke genannt werden. Der Stil, welchen er in seiner „Weltgeschichte" pflegt, und mit diesem seine Art, die Dinge zu betrachten, kurz des großen Geschichtschreibers geistige Persönlichkeit, wie sie sich in dem Werke seiner letzten Lebensjahre zu erkennen giebt, trägt genau die Züge, die wir am „Wilhelm Meister" und den Romanen Kellers als charakteristisch erkennen. Auch bei Ranke zeigt sich das Verlangen, ein Allgemeinstes aus dem Besonderen herauszufinden, auch seine Darstellung hat jenen aufwärtsstrebenden Zug vom Vorübergehenden zum Bleibenden, vom Körperlichen zum Geistigen, so daß sein Werk, auch rein ästhetisch betrachtet, eine durchaus hervorragende Stellung einnehmen würde.

Innerhalb des Kulturromanes nun, welcher einer Beschränkung des Untergrundes zu Gunsten künstlerischer Absichten widerstrebt, überwiegt die epische Behandlungsweise. Sie muß hier als Regel gelten, weil es die Aufgabe dieser ältesten und beliebtesten Art des Romanes ist, durch eine reiche Gliederung und Verzweigung der Handlung den vollen Inhalt eines Zeitalters zu umspannen; hier bedarf es also für gewöhnlich einer bedächtig auf breiter Straße fortschreitenden Erzählungskunst, die nach allen Seiten hin Verbindungen herstellt. Nicht als Muster, wohl aber als eine die Gattung kennzeichnende Erscheinung muß der „Simplizius Simplizissimus" genannt werden. Mit diesem hat der Roman in kräftigem Wachsthum das Ziel seiner äußeren Entwicklung erreicht, er vermag eine Welt zu umspannen und zeigt sich in der vollen Blüthe seiner Jugendstärke. Aber die Anmuth ist vernachlässigt worden, der Wildling hat etwas zu Derbes, Ungeschlachtes in seinem Bau, und der Pflege der kommenden Jahrhunderte blieb es vorbehalten, seiner trotzigen Kraft die Schönheit vollendeten Ebenmaßes zu einen. Zu dem Reichthum von Gestalten, dem kecken Wurf mußte eine gleichmäßige künstlerische Durchbildung kommen. Es ist oben gesagt worden, daß es dem Kulturroman schwer wird, sich in tadelloſem Guß von allen fremdartigen Bestandtheilen frei zu halten, doch keineswegs ist dies unmöglich. Vielmehr ist das Bestreben auch auf dem Felde des Kulturromanes unverkennbar, reine, unverletzte Krystallformen auszuprägen. Die neue Zeit in ihrem Gestaltenreichthum hat ihm insofern eine Beschränkung auferlegt, als sie ihn zwang, sich bestimmte Lebenskreise zu wählen und so gewissermaßen eine Theilung der Arbeit herbeiführte. Die Frage, ob der Romandichter mit größerm Recht naheliegende oder entferntere Zeiträume wählt, um ein Vollbild des menschlichen Lebens zu geben, sollte gar nicht aufgeworfen werden. Für die Unterscheidung der Lebensformen des Romanes ist es ganz gleichgültig, ob eine Dichtung in ferne Vergangenheit führt oder nicht. Der Poet, der uns ein Gemälde verflossener Zeiten liefert, mag uns auf farbigem Untergrunde frisches, blühendes Leben zeichnen, das die Züge echter Menschennatur aufweist, so werden wir ihm dankbar sein, und er hat seine Aufgabe erfüllt; ist er gewaltig, so mag es ihm obenein gelingen, im Spiegelbilde der Vergangenheit ewige Menschheitsfragen wachzurufen, die noch unsere Tage durchzittern; dann werden die Eindrücke, die er hervorbringt, um so tiefer sein. Der Dichter hingegen, der seine Vorwürfe aus näher liegenden Zeiten, etwa gar aus der jüngsten Vergangenheit nimmt, muß, wie der Maler, der das Bild einer Landschaft wiedergeben will, darnach trachten, einen freien Standpunkt zu gewinnen, er muß sich vor den störenden Einwirkungen des noch Gährenden, nicht zur Abklärung Gelangten sichern. Wie der Maler sucht, bis er einen Punkt gefunden, der ihm die darzustellende Landschaft als ein Ganzes, womöglich in scharf bezeichneter Abgrenzung, erscheinen läßt, so muß der Dichter von seinem Gegenstand eine einheitliche Anschauung gewinnen, er muß sich in das Naheliegende so klar hinein empfunden haben, daß er es sich fern rücken kann. Fragen der Zeit, die er poetisch verkörpert, müssen ihm in der Höhe und Allgemeinheit des Weltgeschichtlichen erscheinen. Der Kulturroman hat also, wenn er in fernen Zeiten spielt, eine naherückende, wenn er sich auf dem Boden unserer Zeit erbaut, eine verklärende, in die Beleuchtung des Ewigen stellende Tendenz. Eine Erzählung, die in den geschichtlichen Begebenheiten stecken bleibt, ohne zum allgemein Menschlichen durchzudringen, gehört ebensowenig dem Reiche der Dichtung an als eine solche, die uns unter den Bann ungesichteter Tageseindrücke und Strebungen zwingen möchte. In unserm Jahrhundert hat sich der deutsche Kulturroman unter vielfachen Anregungen des Auslandes fortentwickelt. Namentlich die Engländer wurden seine Vorbilder. In den Fernen vaterländischer Vergangenheit wurzelnd, erhob ihn Willibald Alexis in seinen gelungensten Schöpfungen zur Höhe echter Kunst. In dieser Richtung erreichte Scheffel mit dem „Ekkehard" das Höchste, was die deutsche Dichtung bisher zu leisten vermochte. Mittelalterliches Leben zaubert er in bunter Fülle hervor, wir athmen den frischen Duft der Unmittelbarkeit, die Geschichte wird zum Gedicht. Das ist eben der Triumph des Dichters, daß die Gestalten uns wie ausgemeiselt vor Augen stehen, daß wir ihren warmen Hauch zu fühlen glauben. Die Figuren der Herzogin und ihrer Zofe gehören in die Reihe jener dichterischen Gebilde, welche ihr Dasein im Bewußtsein von vielen Tausenden fortpflanzen und fortpflanzen werden. Der große weltgeschichtliche Hintergrund, auf welchem die Dichtung sich abhebt, verleiht ihr das Gepräge des Ewigen; der Widerstreit zwischen natürlichen

Digitized by Google

Forderungen des Herzens und kirchlichen Geboten, auf dem der Konflikt beruht, ist zu allen Zeiten möglich und verständlich. Die vollendete Durchführung bis in's Einzelne und Kleinste, die völlige Uebereinstimmung zwischen Stil und Gehalt, welche das Muster eines Romanes aufweisen soll, geht dem „Ekkehard" bisweilen ab, auch die Einfügung des Waltharliedes ist unkünstlerisch. So reich und üppig auch der kulturschildernde deutsche Roman sich entwickelt hat, so sparsam sind doch die Werke verstreut, die dem Mustergiltigen nahekommen und deshalb hier als Vorbilder der Art anzuführen wären. Aus dem Leben unserer Zeit herausgewachsen sind zwei Dichtungen zu nennen, die, wenn auch nicht Beispiele des Vollendeten, doch als Zeugnisse urgesunder, von echtem Wirklichkeitssinn getragener dichterischer Triebkraft gelten können. Beide geben von dem Geiste des deutschen Bürgerthumes Kunde; die eine stellt das Leben des norddeutschen Ackerbürgers, die andere die Verhältnisse der deutschen Handelswelt in ihrer gesundesten Ausprägung dar: ich meine Reuters „Ut mine Stromtid" und Freytags „Soll und Haben". Das erstere Werk gießt bei einer Fülle realistisch gezeichneter Gestalten einen herzerfrischenden Humor über das Ganze aus, der die Tiefen norddeutschen Gemüthslebens enthüllt; das zweite, im Aufbau von höherer Vollendung, packt nicht mit gleich unmittelbarer Gewalt, gehört aber durch reiche, lebensfreudige Gestaltung, durch menschliche wahre Erfassung eines bestimmten Ausschnittes aus unserer Kulturwelt gleichfalls zu den Erscheinungen zu denen sich das deutsche Schriftthum mit gerechtem Stolz bekennt. „Ekkehard", „Ut mine Stromtid", „Soll und Haben", das ist ein Dreigestirn bedeutungsvoller, tiefergreifender Kulturromane.

Eine vierte Gattung des deutschen Romanes stellt der Kulturroman mit dramatischem Aufbau dar. Es scheint ein Widerspruch in dieser Bezeichnung zu liegen, denn wer einen Kulturabschnitt darstellt, muß die Entwicklung zum Leben und nicht zum Tode vorführen. In der That sind es Ausnahmeerscheinungen, Anomalien der Geschichte, Rückwärtsbildungen, Vernichtungsvorgänge, welche den Stoff für eine derartige Dichtung bieten können. So wenig dieses Feld bebaut ist, so anziehend muß es erscheinen, hier den Möglichkeiten einer weiteren Entfaltung nachzugehen. Die Richtung deutet Kleists „Michael Kohlhaas" an. In dieser Dichtung ist zwar der Fall ein zu besonderer, vereinzelter, als daß die Handlung sich mit der Breite des Romanes fortspinnen könnte, aber an dem Besonderen wird mit unübertrefflicher Meisterschaft entwickelt, wie die Trübung des Bildes der Gerechtigkeit, wie eine Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen folgerecht zur Ursache eines unaufhaltsam vorwärtseilenden Verderbens wird. Es muß als eine äußerst fruchtreiche litterarische That bezeichnet werden, daß es in unsern Tagen ein Poet mit Erfolg unternommen hat, die Tragik besonderer Kulturzustände mit den Mitteln des Romanes dichterisch zu verkörpern; der dies vermochte, ist P. K. Rosegger. Wenn er im „Gottsucher" die Tragik in die geistigen Zustände einer Gemeinde verlegt und das allmälige Verkommen eines blühenden Ortes darstellt, welcher des sittlichenden Einflusses der Gottesverehrung durch Verschuldung seiner Insassen verlustig geht, greift er in „Jacob dem Letzten" in die socialen Verhältnisse der Zeit hinein und schildert, wie eine wohlhabende bäuerliche Gemeinde allmälig von dem lauernden Kapitalismus aufgesogen wird. Die anschauliche, naturwahre Verkörperung der dargestellten Vorgänge und die folgenrechte Durchführung, welche die Unerbittlichkeit des waltenden Schicksals zu sprechendem Ausdruck bringt, erhebt diese Werke zum Meisterhaften.

Hiermit ist die Grundlage gewonnen, auf welcher es möglich, die künstlerische Bestimmung des Romanes zu kennzeichnen. Ihm fällt die Aufgabe zu, menschliches Dasein in seiner zusammenhängenden Entfaltung darzustellen, die gesetzmäßige Entwicklung und Wechselwirkung seelischer Kräfte zu veranschaulichen. Wie alle Kunst etwas Bedeutungsvolles verlangt, das innerste Gesetz des Seins offenbart, so muß auch der Roman ewige Wahrheiten ausprägen, er muß sich von dem Besonderen vorübergehender Zustände zu Menschheitsgedanken erheben und diese aus starkem Wirklichkeitsgefühl heraus verkörpern. Mit dem Epos ist er durch mannigfache Beziehungen verknügft, doch ist sein Stil ein anderer als der des Heldengedichtes. Was ihn von andern Arten der Dichtkunst abhebt, ist, daß er sozusagen die vollständige Oberfläche eines Stückes Welt giebt, daß er einen ununterbrochenen Zusammenhang darstellt und es sich nicht in dem Maße wie Epos und Drama gestatten darf, minder Belangreiches bei Seite zu lassen. Seinem Zweck, höchste Lebenswahrheiten darzustellen, kann er, wie ausgeführt, in den verschiedensten Richtungen entsprechen. So eröffnet er ein weites Feld der Gestaltung, das auch dem Dichter, der hohe Ansprüche an sich stellt, einen reichen Spielraum des Wirkens zu gewähren vermag.

Digitized by Google

Winterwald.

Ein scharfer Frosthauch fegt das Schneegefild,
Vom Himmel gießt der Mond sein bleiches Licht.
Den dürren Hain durchrauscht ein Klaglied wild.
O Seele, kennst du diese Töne nicht?

„Dahin, dahin die holde Wonnezeit!
Verwelkt, verweht des Lenzes Blüthenpracht!
Der Schmuck der Höhn und Thäler weit und breit
Verwüstet durch des Winters rauhe Macht!

Nur stumme, starre Oede rings umher!
Kein Wiesengrund mit Blümlein blau und roth!
Kein Saatgefild, kein wogend' Aehrenmeer!
Was einst in Lebensfülle strotzte, todt!

Kein murmelnd' Bächlein, dessen Fluth im Strahl
Der Abendsonne blitzt wie Demantschein!
Verscheucht die muntren Bienlein allzumal,
Verhallt der Sänger frohe Melodein!

Auch du, o trauteste, mir längst entflohn,
Die lind und kosend ich so gern umrauscht,
O Nachtigall, bei deren süßem Ton
Ich mit verhaltnem Odem oft gelauscht!

Hier steh ich einsam, aller Zier beraubt;
Mein dürr' Geäst durchschauert's kalt und bang.
Der Schnee des Winters preßt mein müdes Haupt.
Nun blieb mir nichts als dieser Trauersang." —

So rauscht der Hain und ruft ein Echo wach,
Ein Klagelied in meiner eignen Brust,
Und thränend schau' ich dem Entschwundnen nach,
Der Lenzesfreude, süßer Jugendlust.

Doch still! o stille nur, du öder Wald!
Erwachen wirst du aus dem Zauberbann.
Ein neuer Frühling grüßt die Erde bald;
Aufjauchzen werden Berg' und Gründe dann.

Umfächeln wird dich milde Maienluft,
Umkleiden wirst du dich mit frischem Grün.
Umspielen wird dich holder Blüthenduft,
Und tausend neue Blumen werden blühn.

Auch deine Nachtigall, sie kehrt zurück,
Von Liedern fröhlich hallen wird dein Raum.
Dann wirst im neuerstandnen Lenzesglück
Du wonneschauernd stehn im Frühlingstraum.

Ernst von Schönberg.

Digitized by Google

Der Wildschütz und sein Lieb.

Volksballade.

Es hatt' ein Bursch ein Mägdelein,
Und als die Hochzeit sollte sein,
Wollt' er ein Wild erjagen;
Wohl oft schon ging er auf die Birsch,
Doch heut galt's einen Hochzeitshirsch,
Heut war's ein hoch Behagen.

Er fand ihn bald; er traf ihn gut,
Gleich lag der Hirsch in seinem Blut;
Nachts ward er heim getragen.
Das sah der falsche Kamerad,
Der auch die Maid umworben hat,
Der thät's dem Grafen sagen.

Der Graf entbrannt' in hellem Zorn,
Mit Macht wohl stieß er in sein Horn,
Zu rufen seine Leute:
„Ein frecher Bub' ging auf die Birsch,
Der schoß mir weg meinen besten Hirsch,
Auf, fangt ihn mir noch heute!"

Und alsobald zog her vom Schloß
Und hin zum Dorf ein wüster Troß
Mit Juchzen und mit Johlen.
Der Bursch bei seinem Liebchen war,
Der dacht' an Andres als Gefahr,
Da ihn der Graf ließ holen.

Doch wehrt' er sich ein' ganze Stund',
Es rann sein Blut aus mancher Wund',
Ihm half kein Widerstreben.
Mit seiner Macht war's bald zu End',
Sie banden ihm die Füß' und Händ',
Da mußt er wohl sich geben.

Zum Grafen aber eilt' die Maid:
„Herr Graf, Herr Graf, Barmherzigkeit!"
Und warf sich ihm zu Füßen.
„Herr Graf, Herr Graf, seid gut und mild,
Er schoß auf meine Bitt' das Wild,
O laßt es ihn nicht büßen!" —

„Hoh! Büßen soll er tief im Thurm,
Da soll ihn fressen der Hungerwurm
Und Nacht ihn stets umgeben.
Da mag er jagen Kröt' und Ratt',
Wenn er Gelüst nach Wildbret hat,
Und fristen will sein Leben."

„Herr Graf, er ist so gut und lieb,
Für mich allein ward er zum Dieb,
Es bluten seine Wunden.
Laßt mich zu ihm, ach schnell, ach schnell,
Er kann verbluten auf der Stell',
Bevor ich ihn verbunden."

„Das sollst du nie und nimmermehr,
Und ob du jammerst noch so sehr,
Es hilft dir nichts dein Flehen.
Wo dein Herzallerliebster wohnt,
Da scheint nicht Sonne hin noch Mond,
Du würdst ihn doch nicht sehen.

Doch kannst du leichthin ihn befrein,
Wenn du mir willst zu Willen sein,
Sonst muß er elend sterben.
Komm mit, du jungfrisch Röselein,
Komm mit, komm in die Arme mein,
Dann soll er nicht verderben."

„Herr Graf, Herr Graf, das geht nicht an,
Ich bräch' ihm ja die Treue dann,
Die ich ihm hab' versprochen.
Er hielt die seine stets so brav,
Nein, nein, das geht nicht an, Herr Graf,
Er hat sie nie gebrochen."

„Will geben dir drei Tage Frist,
Wenn du bis dann nicht hold mir bist,
Muß er den Tod erleiden;
Doch bist du willig mir und hold,
So ist er frei; ihr Beide sollt
Beschenkt gar von mir scheiden.

Nun laß dich nimmer vor mir sehn
Mit deinem Flennen, deinem Flehn,
Vom Schloß laß ich dich jagen.
Den Liebsten kannst du nur befrein,
Stellst du um Mitternacht dich ein;
Dem Pförtner magst du's sagen." —

Und als der dritte Tag war um,
Stand sie vor'm Schlosse bleich und stumm,
Ließ sich hinein geleiten.
Und als der Morgen kam herbei,
War auch ihr Liebster frank und frei,
Thät sie nach Haus begleiten.

Digitized by Google

Und als sie nun zu Hause waren,
Da hat er alles dort erfahren;
Sie sprach in großem Schmerze:
„Nun suche dir ein ander Lieb,
Das rein und das in Ehren blieb,
Mir bricht die Schmach das Herze."

„Um Gott", fuhr da der Bursch empor,
„Um Gott, Treulieb, was bringst du vor,
Ich sollte von dir lassen?
Du gabst für mich mit reinem Sinn
Ja mehr als selbst dein Leben hin,
Und mehr als ich kann fassen.

Nein, jammre nicht, du süße Maid,
Denn eines Schurken Schändlichkeit
Soll uns nicht trennen und spalten;
Doch Eins ist für uns Beide noth:
Erst muß ich schlagen den Grafen todt,
Dann können wir Hochzeit halten."

„Ach nein, das sollst du nimmermehr,
Ob seine Sünde noch so schwer,
Du sollst kein Mörder werden.
Gott wird schon rächen meine Schand',
Doch wär' sein Blut an deiner Hand,
Wo fänd' ich Ruh' auf Erden?" —

Und eh' verging der dritte Tag,
Der Graf im Wald erschlagen lag,
Im Wald nicht weit vom Wege. —
Der Bursch kam noch in später Nacht
Zu sehn, was sein Feinsliebchen macht,
Ob es im Bettlein läge.

Das Bettlein, das war leer und kalt,
Und ob er rief und ob er schalt,
Feinsliebchen war verschwunden.
Das lag so still, das lag so bleich
Im tiefen stillen Mühlenteich,
Da haben sie's gefunden.

Und bald das schwarze Kreuzlein stand.
„Wie Du war Keine wohl im Land" —
Das hatt' er drauf geschrieben.
Dann zog er in die Welt hinaus
Und niemals kam er je nach Haus;
Wer weiß, wo der geblieben? —

Hermann Allmers.

Gleiches Geschick.

Armes Röslein, warst ein Schmuck dem Thal,
Nicht bist du gewelkt am Sonnenstrahl,
Nicht der rauhe Sturm hat dich geknickt,
Heimlich hat ein Wurm an dir gepickt.

Tag und Nacht ließ er dir keine Ruh',
Unter stillen Schmerzen welktest du.
Armes Mägdlein, wie bist du so bleich!
Dein Geschick ist dem der Rose gleich.

Dir am Herzen nagt ein stummer Gram,
Den du vor der Welt verbirgst aus Scham,
Weil du ihn noch liebst, der sich zur Schmach
Frevelnd dir den Schwur der Treue brach.

Julius Sturm.

Digitized by Google

Ostern auf dem Drachenfels.

Weit ragst du in das Land hinein
Mit der Ruine kühnem Bau,
Du rebumkränzter Drachenfels,
Du Markstein meiner Heimatsau'!
Wie schritt ich oft an deinem Fuß
Den Rhein entlang auf sonn'gem Pfad,
Wie sandte ich so manchen Gruß
Zu deines Gipfels Felsengrat!

Ich sah dich in der Sommernacht
Von hellem Mondenlicht bestrahlt,
Wie's im zerklüfteten Gestein
Gespensterhafte Schatten malt,
Ich sah dich auch im Herbste schon,
Wenn sich zum Fest der Winzer schmückt
Und seiner Mühen süßen Lohn,
Die vollen rothen Trauben, pflückt!

Im Winter selbst besucht' ich dich
Und scheute nicht des Windes Wehn,
Um auf den eisbeladnen Strom
Und das beschneite Land zu sehn.
Bestieg ich dich auch hundertmal,
Ich sah mich dennoch nimmer satt,
Froh schweifte stets mein Blick im Thal
Ob Wald und Feldern, Dorf und Stadt!

Heut grüß' ich dich am Ostertag,
Da Amsel schon und Drossel schlägt,
Und Knospe schon auf Knospe bricht,
Wo sich der laue Hauch nur regt!
Tief unten im Trachyt-Gestein,
Da blühen Blümlein, wohl versteckt,
Sie hat mit ihrem warmen Schein
Die liebe Sonne aufgeweckt.

Sie schliefen, mein geliebter Berg,
An deiner treuen Felsenbrust
Und träumten süß von Märzenhauch,
Von Frühlingsglück und Maienlust.
Da klang die Ostermär durch's Land,
Als Herold kam der warme Süd,
Da sind sie dir zum Festgewand
In wenig Stunden aufgeblüht!

Ich aber schau' beglückt hinab
In's weite schimmernde Revier,
Tief unter mir ein Paradies,
Azurnen Himmel über mir!
Dort drunten reiht sich Feld an Feld
Mit braunen Schollen, Saat und Klee,
Ein Garten scheint die ganze Welt
Im Festtagsschmuck von Blüthenschnee!

Da lugen Thürmlein draus hervor,
Da liegen Hüttlein, bunt zerstreut,
Und fröhlich schallt von Dorf zu Dorf
Der Osterglocken Festgeläut'.
Und mitten durch die grüne Au'
Zieht sich der silberhelle Strom,
Und aus des Nebels fernem Grau
Ragt stolz der alte hohe Dom.

Sei mir gegrüßt, mein Drachenfels,
Was du mir zeigst, ist himmlisch schön,
Ich schau' ein reich gesegnet' Thal
Und heitrer Berge Rebenhöh'n!
Wärst du auch, Flecklein Erde, nur
Ein Meisterstück der Schöpferhand,
Ich lieb' dich doppelt, holde Flur,
Als Paradies und Heimatland!

Julius M. Haarhaus.

Der Tempel des Glücks.

Glückselig'ger Mann, der im Gewühl des Lebens,
Im Staub und Lärm der großen, klugen Welt
In seinem Busen noch ein Heiligthum
Verschwiegen hütet, das kein Rost zerfrißt,
Kein gift'ger Hauch verdirbt. So still und heimlich
Liegt's in des Herzens Schrein, daß Keiner draußen
Von seinem Dasein weiß; ja, selbst das Herz,
Das unsichtbar es mit sich trägt, vergißt es
Durch Wochen, Monde — weiß und fühlt nichts mehr
Von dem versunknen Tempel seines Glücks.

Digitized by Google

Im Lärm des Marktes, im Gezänk der Menschen
Bleibt seine Thür verschlossen. Vor dem Eingang
Stehn drohend zwei Gestalten: Bleich und hager
Die eine, unruhvollen Blicks, und rastlos
Mit Hand und Füßen tappend hierhin, dorthin,
Als suchte sie und wüßte selbst nicht, was;
Am ganzen Körper zitternd, doch warum,
Wovor, das weiß sie selten. Kennst du sie,
Die düstre Alte? Sorge nennt sie sich.
Die andre, einer Schildwacht gleich, steht fest
Und unbeweglich, unerbittlich stets
Hält sie das klare, kalte, strenge Auge
Auf dich gerichtet, der um Einlaß fleht.
„Hinweg, die Arbeit ruft!“ herrscht sie dich an,
„Thu', was du mußt, thu's freudig!“ — „Ja, ich will“ —
So stammelst du, indeß die Thränen dir
Aus beiden Augen rollen, und erbebend
Weichst du zurück vor dem Gebot der Pflicht. —
Doch harre nur, du harrest nicht vergebens,
So lang du hoffen magst! Es kommt ein Sonntag,
So sonnig heiter, so voll Blüthenduft,
So himmlisch schön, daß Alles, was nicht himmlisch,
Was erdgeboren, allgemach entweicht,
Verfliegt, verschwindet: so auch Pflicht und Sorge.
Dann wandelst du im Frühlingsglanz dahin
Durch blum'ge Wiesen, weiche, junge Matten;
Des ersten Vogels Lied tönt in dein Herz,
Es rauscht der Quell, und sanft von Süden weht
Ein leiser, milder Hauch, so lieblich frisch,
Wie er durch Edens Pforten einst geströmt.
Du läßt dich nieder auf der kleinen Bank
Am Rand des Baches unter'm Lindenbaum,
Dein Auge leuchtet, deine Wange färbt
Ein edles Feuer — wunderbar ist's dir
Zu Muthe. In dir klingt und singt es laut
Wie Glockenton, doch forschest du vergebens
Dem Klange, deines Denkens Inhalt nach.
Du fühlst nur, reicher war noch nie dein Herz,
Noch nie so voll von Friedensseligkeit,
So rein, so gut noch nie. O wie so schön
Scheint dir das Leben jetzt, der Tod wie leicht!
So hinzufließen in den Himmelsduft,
So mit den Wolken hoch dahinzuziehn
Durch's blaue All — wär's auch nur, eine Welle
Zu gleiten den umblümten Fluß hinab
Und weiter, weiter bis in's ew'ge Meer —
Welch göttlich schöner, göttlich leichter Tod,
Wenn dieses Sterben heißt! .... Wo ist die Grenze,
Die Tod und Leben scheidet? Ist nicht beides
Ein Traum nur? Ehe du in's Leben tratst,
Warst du nicht todt? War deine Kindheit nicht
Ein Traum, kein Leben? Nun, seit wann denn lebst du?
Bist du noch, der du warst? Kennst du das Kind noch,
Das deinen Namen führte? Andre haben

Digitized by Google

Es dir beschrieben und dazu gesagt:
Das warst du einst! Du selbst, du weißt nicht mehr
Von deinem einst'gen Selbst, als diese Blume,
Die Wolke dort, die Welle hier von sich.
Verschwunden Alles — todt! Nur eines weißt du!
Du warst sehr glücklich! Damals wußtest du's
Noch nicht, doch sterbend hat die Kindheit dir
Dies Wissen übermacht. Ja, du warst glücklich!
So zittert, wenn die Sonne unterging,
Das Abendroth noch über'm Horizont,
Wo sie begraben, kündend: Sie war schön!
Wie lang ist's her! Und doch, in dieser Stunde
Empfindest du es neu. Weit hinter dir
Liegt Alles, was du sonst dein Leben nanntest:
Das Mühn und Sorgen auf den nächsten Tag,
Die Fragen all, die dein Gehirn beschwert,
Der alte Widerstreit in deiner Brust.
Verstummt ist aller Kampf, kein Zweifel drückt
Und keine Schuld dich mehr. Die Gnadenstunde
Hat aufgethan das stille Heiligthum
In deiner Brust, und wunderlieblich siehst
Du deiner todten Kindheit Märchenwelt
Um dich erstehn. Nun bist du's, bist du's wieder,
Was einst du warst! Das traumhaft dunkle Wesen,
Die Knospe, die der reinen Schönheit Fülle
In keuscher Hülle birgt, unwissentlich
Und willenlos, sich selber unbekannt,
Und darum eben überschwänglich glücklich,
Wie Blumen glücklich sind und Wind und Wellen.
So glücklich warst du einst, so bist du's jetzt,
Und — also hofft dein ahnungsvolles Herz —
So wirst du's wieder einst im Tode sein.

Richard Peye.

Begegnung.

Die Straße herauf zieht ein Trauerzug;
Schwarz wallt vom Sarg das Leichentuch;
Die ernsten Beter schweigen.
Die Straße herab mit Geigenklang,
Mit schallendem Jubel- und Lustgesang
Naht sich ein Hochzeitsreigen.

Jetzt weichen die Reihen stumm sich aus:
Den Einen führt man zur Ruh' hinaus,
Die Andern zum Schaffen und Streben.
Welch seltsame Fügung des Geschicks!
Ein kurzes Staunen, und flüchtigen Blicks
Grüßen sich Tod und Leben.

Christian Schmitt.

Digitized by Google

Sonnige Tage am Rhein.

I.

Ausfahrt.

Sonnenſchein auf Wald und Feld,
Lockende Sommerhelle!
Fröhlich fahren wir in die Welt,
Schließen die heimiſche Zelle.

Horch, es zwitſchert im Hollerſproß
Wanderlieder die Meiſe,
Und der Fink im Buchenſchoß
Wünſcht uns glückliche Reiſe.

Freudig wiehern vom Brunnenſtein
Uns die Roſſe entgegen,
Und der Spitz bellt hinterdrein,
Giebt uns den Wanderſegen. —

Flinke Welle im ſchäumenden Fluß,
Kommſt du zum Rhein hinunter,
Bring' ihm für heute unſern Gruß,
Aber behende und munter!

Sag' ihm, er ſolle das Feſttagskleid
Morgen anlegen, das beſte;
Sag' ihm, es kämen zu guter Zeit
Fröhliche fahrende Gäſte!

II.

Frage und Antwort.

Kaum der erſte Kirſchbaum blüht,
Jubeln Finken und Meiſen —
Werdet ihr denn nimmer müd',
Vögel, den Mai zu preiſen?

Thörichter, zieht der Lenz herauf
Wieder mit ſonnigen Tagen,
Dann, dann mach' die Augen auf, —
Und du wirſt nimmer fragen!

Trank ein Wanderer ſeinen Wein
Kaum an des Rheines Geländen, [Rhein—
Schwingt er den Becher und ſingt vom
Will denn das nimmer enden?

Thörichter, laſſ' rheinab, rheinauf
Dich von den Fluthen tragen,
Mache dabei die Augen auf, —
Und du wirſt nimmer fragen!

III.

Mondnacht in Bingen.

Im Mondenlichte ruht das Land,
Gehüllt in weißen Schimmer,
Darüber hin der Himmel ſpannt
Sein helles Sterngeflimmer,
Und unten fließt der alte Rhein,
Der alte, ſchöne, deutſche Rhein,
Mit märchenhaftem Rauſchen.

Wachtlichter glänzen auf der Fluth
Vom Maſt und Bug der Schiffe,
Das Dampfroß brauſt in düſtrer Gluth
Um ſteile Felſenriffe,
Zum letzten Male rollt der Krahn,
Der letzte Ruderſchlag im Kahn,
Dann tiefes, tiefes Schweigen.

Digitized by Google

Da geht ein Flüstern durch das Laub,
Da neigen sich die Aeste;
Ein Windstoß wirbelt durch den Staub
Auf Bingens alter Feste
Und schreckt den alten grauen Thurm
Aus schwerem Traum von Krieg und Sturm
In längstvergangnen Tagen.

Und horch, in seinen Mauern klingt
Ein Seufzen und ein Stöhnen,
Und horch, aus seinen Fugen dringt
Ein wundersames Tönen.
Das weite Rheinthal träumt und schweigt,
Der Geistergruß, er steigt und steigt
Zur Rüdesheimer Höhe:

Germania, du stolzes Weib,
Aus hartem Erz gegossen!
Wie ragt so hehr dein Heldenleib
Vom Mondlicht übergossen!
Germania, ich rufe dich,
Germania, ich grüße dich,
Du stolze Königsfraue!

Es zieht seit dem verruchten Tag
Durch mich ein dumpfes Trauern,
Da Kaiser Heinrich schmachtend lag
In meinen düstern Mauern —
Wahrzeichen bin ich frevler That:
Des eignen Sohnes Hochverrath
An seinem greisen Vater.

Drum grüß' ich dich, Germania,
In jeder Nacht auf's Neue,
Drum grüß' ich dich, Germania,
Wahrzeichen deutscher Treue,
Wahrzeichen deutscher Einigkeit,
Wahrzeichen einer neuen Zeit,
Germania, du stolze!

IV.

Vorbei, vorbei!

Ich lehne an des Schiffes Rand,
Die Leute drängen und schieben —
Warum, du blonde Maid am Land,
Bist du zurückgeblieben?
Der Glocke Schläge klingen hell,
Des Dampfers Schlote rauchen —
Zwei junge Augenpaare schnell
Tief ineinander tauchen.
Das Fahrzeug schwebt, die Bahn ist frei,
Das Wasser rauscht. — Vorbei, vorbei!

Die Räder greifen in die Fluth,
Wir wenden uns vom Lande.
Ich schwenke grüßend meinen Hut
Zurück zum Uferrande.
Ein weißes Tüchlein weht von dort,
Das flattert lang im Winde —
O, daß ich statt an Schiffes Bord
Am Ufer drüben stünde!
Das Fahrzeug fliegt, die Bahn ist frei,
Das Wasser rauscht. — Vorbei, vorbei!

V.

Rheinzauber.

Es flüstern die Wasser im alten Rhein,
Der Mond tanzt über den Wellen,
Und durch den flüssigen Silberschein
Süßlockende Töne quellen.

Des Grafenschlosses Thürme stolz
Und Mauern sich ringsum breiten;
Zu seinen Füßen im grünen Holz,
Da schlägt ein Sänger die Saiten.

Und oben lehnt eine hohe Gestalt
Auf des Söllers grauem Gemäuer,
Das Haar umfluthet sie ohne Halt,
Und ihr Auge leuchtet wie Feuer.

Digitized by Google

Sie schaut herunter und lächelt und winkt
Und lauscht auf die süßen Lieder,
Und vor des Sängers Füßen sinkt
Ein purpurnes Röslein nieder.

* * *

Am andern Morgen leuchtet hell
Die Sonne vom Himmelsbogen,
Und weiße Segel gleiten schnell
Hinunter auf blitzenden Wogen.

An einer Hütte reift der Wein
In lustig schwellender Traube,
Dort sitzen Zwei auf der Bank von Stein
Verborgen in dichtem Laube.

Der Spielmann ist's, der in den Wind
Ein frisches Liedel gesungen.
Jetzt hält ein blondes, blauäugiges Kind
Den Losen fest umschlungen.

Sie bietet die Lippen dem seligen Mann,
Da lacht er und küßt sie wieder
Und schmückt ihr mit dem Röslein dann
Vom Grafenschlosse das Mieder.

* * *

Wer mögen die beiden Frauen sein? —
„Romantik" — so heißt die Dame,
Und „Sonnenfrohe Natur am Rhein" —
So lautet des Mägdleins Name.

VI.

Stromaß.

Felsen rings und Hügel
Glänzen im Purpurschein,
Und des Abendwinds Flügel
Streichen über den Rhein.

Ueber der grünen Welle
Schimmernder Duft sich wiegt,
Durch die Fluthen der schnelle,
Brausende Dampfer fliegt.

Burgen und ragende Zinnen,
Dorf und Klosterabtei,
Städte und Thürme darinnen
Winken und ziehen vorbei;

Ziehn vorüber — wie schade! —
Bliebe so gern noch hier,
Aber ohne Gnade
Flieht der Dampfer mit mir.

Hermann Domsch.

Frühlingseinzug.

Ein Säuseln und ein Flüstern
Geht durch den duft'gen Hag —
Nach bangen Winternächten
Der erste Frühlingstag!

Siehst du den blauen Himmel,
Siehst du das frische Grün?
Ach und in deinem Gärtchen
Siehst du die Veilchen blühn?

Hell funkelt auf den Gräsern
Der Thau im Sonnenlicht
Und eine Blüthenflocke
Streift kosend dein Gesicht,

Mit deinen blonden Locken
Spielt keck der Morgenwind —
Bald sollst du wieder lächeln,
Mein armes, blasses Kind . . . . .

Leon Vandersee.

Digitized by Google

Der Morgenwind.

Ein Röschen bring ich dir, mein Kind,
So roth, wie deine Wangen,
Das küßte keck der Morgenwind
Mit stürmischem Verlangen.

Und senkt es auch voll Purpurgluth
Das Köpfchen schamhaft nieder,
Der übermüth'ge Thunichtgut
Küßt's jauchzend immer wieder!

Drum, Röschen, weil ihr's dulden müßt,
Küss' ich der Schönsten Wangen,
Wie Morgenwind die Rosen küßt,
Mit stürmischem Verlangen!

H. Herlach.

Die Bauernregeln.

Der Bauer steht am Scheunenthor,
Kratzt sich bedenklich hinter'm Ohr,
Da ihn der Pfarrer freundlich frägt,
Was er denn auf dem Herzen trägt.
„Herr Pfarrer!" klagt er „'s ist ein Graus,
Man kennt sich wahrlich nimmer aus
Vor lauter Regen — Tag für Tag,
Gott weiß, wie das noch enden mag:

Es lassen uns ganz jämmerlich
Die Bauernregeln all' im Stich!"
„Ja, Balthes", sagt der Pfarrer drauf,
„Ihr Bauern merkt halt nimmer auf
Auf unsern Herrgott lieb und gut,
Der allezeit das Beste thut;
Drum, lieber Balthes, merkt auch Er
Auf keine Bauernregeln mehr!"

Franz Fleischmann.

Unter'm Erlenbusch.

An der schwarzen Erle hingen
Sommerfäden, zarte, weiße;
Meinen Hut sie überspannen,
Und das Lied umgarnt' die Seele.

Wundersames Lied! das Finklein
Sang es, als ich wandermüde
Unter'm Erlenbusch gelegen,
Wachend halb und halb im Traume.

„Seit der Lenz in's Land gekommen",
Also sang das liebe Vöglein,
„Trafen sich zwei Menschenkinder
Jeden Tag an dieser Stelle.

Doch es ist kein Liebespärchen;
Denn verliebte Leute pflegen
In die Augen sich zu blicken,
Und sie — sahn erröthend nieder.

Zwar um Pfingsten bracht' der Bursche
Einen Strauß von Wiesenblumen,
Steckt' ihn ihr an's rothe Mieder,
Und sie sahn sich in die Augen —

Dennoch ist's kein Liebespärchen;
Denn verliebte Leute pflegen
Gern ein Stündchen zu verplaudern,
Und sie — gingen stumm vorüber.

Erst als rings das Kornfeld blühte,
Hat der Bursch ein Wort geflüstert
Leise, ihr allein vernehmbar,
Daß die Wang' ihr höher glühte.

Dennoch ist's kein Liebespärchen;
Denn verliebte Leute pflegen
In die Arme sich zu schließen,
Und sie — thaten nie dergleichen.

Gestern — auf den Stoppeln stehen
Schon die Garben — hat der Bursche
(Ja, ich sah's im Laub verborgen!)
Seinen Arm um sie geschlungen.

Dennoch ist's kein Liebespärchen;
Denn verliebte Leute pflegen
Gern sich auf den Mund zu küssen,
Und sie — tauschten keine Küsse." —

Flüsterworte, leises Kichern
Mir zur Seite. Ich erwachte.
Statt den Hut mir zu umspinnen,
Hielt's den Nacken mir umschlossen.

Und nicht weiße Sommerfäden
Waren's — o, ihr dürft mir's neiden! —
's waren weiche Mädchenarme,
Die mich zärtlich sanft umschlangen.

Rothe Mädchenlippen waren's,
Die ich küssend dort gefunden. —
Finklein, sing es laut in's Weite:
„O, es ist ein Liebespärchen "

Ewald von Teltenborn.

Digitized by Google

Briefschalter.

K. B. in L—g. Die Kanzonenform schmiegt sich in der That gern solchen Stoffen an in denen das gedankliche Element überwiegt. Da Sie nun aber beabsichtigen, eine Kanzone nach dem Muster der in Nr. 11 dieses Jahrgangs von unserm Herausgeber veröffentlichten zu verfassen, so halten wir es doch für geboten, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß jenes Gedicht von der strengen Bauart der Kanzone einigermaßen abweicht. Wir lassen deshalb die erste Strophe einer correct gebauten, „Genesis" betitelten Kanzone desselben Verfassers folgen:

So singt mein Lied: Im Anfang war das Grauen. —
Hin wälzten träge sich die fahlen Fluthen
Der seelenlosen Unermeßlichkeit.
Im Bann der Oede starr gefesselt ruhten
Noch Kraft und Stoff, umwallt vom Nebelbrauen,
Und ungetrennt noch waren Raum und Zeit.
Noch schlief der Widerstreit
Der Daseinsmächte in beklomm'ner Stille,
Stumm lag des Chaos trübe Fluth ergossen,
Als ob darein beschlossen
Des ehrnen Schicksals, der Vernichtung Wille;
Nur hin und dann wie scheu erwachend Leben
Schlich durch die Nacht ein schauerndes Erbeben.

F. E. H. in D—n „Die Landesfarben"; G. B. in M—au „Herbstglockenspiel" (unter Streichung der letzten Strophe); K. O. W. in B—s „Ein frommer Christ" (anstatt des früher acceptirten „Kaiser Claudius"); R. H. in B—n eine Auswahl der „Sprüche"; A. P. in M—n „Mondscheinblume"; V. T. in R—g „Strandidyll"; A. B. in P—n „Zukunftsträumen"; F. F. in R—l „Der Zecher" (unter Weglassung der fünften Strophe); R. F. in G—a „Offenbarung"; H. K. in D—cz „Schlagworte". Angenommen!

F. S. in K—e (unklar in der Disposition, bez. an störenden Wortumstellungen leidend); G. B. in S—g i. E.; R. G. in F—t a. M.; T. R. in W—tz; O. P. K. in L—g (undurchsichtiger Stil und schwülstige Wendungen); L. L. in Z—au (bietet zu viel Selbstverständliches und ist zu breit in der Form); E. S. in F—t a. M. (das Sonett fordert unbedingte Reinheit des Reimes); O. H. in H—g (bewegt sich in zu alltäglichen Gedanken); G. K. in H—g (erkünstelt); H. D. in B—n (ohne erforderlichen Fluß der Sprache und bisweilen — welche gesuchten Wortbildungen!); E. W. in A—a (zu wenig eigenartig); E. C.-M. in A—n (nicht knapp und bündig genug); K. B. K. in R—tz b. L. (theilweise recht anmuthig, aber zu oft behandelter Gegenstand); E. S. in St. P—g; F. K. in T—tz; E. Z. in F—th; E. S. in A—a; J. A. in F—t b. K. (allzu verbrauchter Stoff); J. C. J. in L—n (ganz unmögliche Reime); M. E. in W—n (Sie rechnen zu sehr mit Wenn und Aber, so daß die Empfindung nicht voll zum Durchbruch gelangt).

Dankend abgelehnt!

Hierdurch ersuchen wir unsere geschätzten Mitarbeiter, die Uebersendung von Frühlings- und Liebesgedichten thunlichst einschränken zu wollen, da wir bei der Ueberproduction auf diesem Gebiete hier besonders kritisch verfahren müssen. — Ferner haben wir seit einiger Zeit wieder zu unserm Leidwesen wahrnehmen müssen, daß es viele unserer Einsender recht leicht mit schlechten Reimen nehmen. Reime, wie sie uns beispielsweise heute wieder begegneten (schlägt — weckt, blinken — singen, Schloß — Schooß, heute — Weide ꝛc.) werden wir nie und nimmermehr als Reime gelten lassen, haben sie zum Theil doch kaum Anspruch darauf, als Assonanzen betrachtet zu werden.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 14. März 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Karl Woermann, Ernst von Schönberg, Hermann Almers, Julius Sturm, Julius K. Haarhaus, Richard Dehe, Christian Schmitt, Hermann Domsch, Leon Vanderfee, H. Gerlach, Franz Fleischmann und Ewald von Kettenborn. — Der deutsche Roman und seine Bedeutung für unser Schriftthum. Von Rudolf Goette. (Fortsetzung und Schluß.) — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Frühlingswiederkehr.

Höher steigst von Tage zu Tag du wieder,
Holdnes Licht! Je länger den Schein du spendest,
Gleich der Liebe, wächst du an Kraft und Wärme,
Göttliche Sonne!

Reckt sich schon unmerkbar am dunkeln Boden
Gras und Saalhalm zwischen verstreuten Flocken?
Prüfend mißt mein Blick an dem Strauch der Knospen
Schwellende Fülle.

Weiter stets entfernt von dem Lenz des eignen
Lebens sich mein Schritt: doch es steigt von Jahr zu
Jahr der Sehnsuchtsdrang nach den ersten, holden
Zeichen des Frühlings.

Bald erglänzt am Bache der Anemone
Weißer Stern, nicht mehr ein Gespiel der eignen,
Rasch entflohnen, — aber dafür ein Pfand der
Ewigen Jugend.

Alexis Aar.

Digitized by Google

Schriftsteller-Honorare sonst und jetzt.

Von Dr. **Adolph Kohut.**

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir auch heutzutage noch in vielfacher Beziehung dem Geiste des römischen Rechts huldigen, so haben doch unsere Anschauungen hinsichtlich der Belohnung der geistigen Arbeit außerordentlich gewechselt. Während die römische Rechtsanschauung dahin ging, daß Denken, Sprechen, Worte und Componiren kein Geld kosten und daher die klingende Bezahlung geistiger Arbeiten als unehrenhaft verpönt war, ist heutzutage die Honorirung litterarischer und musikalischer Schöpfungen etwas Selbstverständliches, selbst der reichste Mann verschmäht es nicht, die Honorare des Verlegers oder Herausgebers einzustreichen. Die Römer huldigten der Ansicht, daß die geistige Kraft, das Talent, das Wissen ein Gut sei, das Jeder, der auf Ehre halte, seinen Mitbürgern und dem Staate unentgeltlich zur Verfügung stellen müsse. Bekamen ja auch die Staatsbeamten keine Besoldungen und die Magistraturen waren reine Ehrenposten. Der Ausdruck „Honorar" deutet auf diesen seinen Ursprung hin.

Doch war der Römer bekanntlich keineswegs selbstlos und ideal angelegt. Wenn er auch für geistige und staatliche Dienstleistungen keine baare Münze annahm, so hatte doch der Mann der höheren Stände einen hohen Preis im Auge: Ehre, Ansehen, Volksthümlichkeit, Einfluß und Macht — ein Honorar, wohl einträglicher als dasjenige in klingender Münze.

Das Recht auf Honorar — das sogenannte Urheber-Recht, wurde aber nicht allein in der römischen Zeit, sondern auch im Mittelalter als nicht vorhanden betrachtet. Selbst nach Erfindung der Buchdruckerkunst war bekanntlich die Entwickelung des Rechtsbegriffs in Deutschland wie im Auslande eine nur sehr spärliche und bis auf die neuere Zeit unvollkommene. Blieb es doch erst der Rechtsgesetzgebung unserer Tage und dem sich gewerbsmäßig entwickelten Schriftsteller- und Componistenthum unserer Tage vorbehalten, die Honorarfrage zu regeln und vor Allem den Rechtsgrundsatz als unerschütterliche Wahrheit, daß jede litterarische und künstlerische Arbeit honorirt werden müsse, zur allgemeinen Anerkennung zu bringen.

Ein Rückblick auf die früheren Honorarverhältnisse mit Berücksichtigung der jetzigen Zustände dürfte in vielfacher Hinsicht sehr interessant sein.

Beginnen wir mit Frankreich, wo das Honorarrecht sich zuerst entfaltete, so begegnen wir dort kläglichen Anschauungen. Der große Tragödiendichter Corneille starb, trotz seines Ruhmes, in Armuth, denn er verkaufte seine Meisterwerke an Komödianten und Theaterdirectoren für einige hundert Livres, nach deren Zahlung ihm keinerlei Rechte mehr zustanden. Ebenso erging es Racine. Einer ihrer Zeitgenossen, Philipp Guinault, kam zwar auf die Idee, als sein erstes Stück: „Die Rivalin" aufgeführt wurde, sich einen gewissen Antheil an der Einnahme der Schauspieler auszubedingen, aber sein Vorgehen war durchaus privater Natur und fand keine Nachfolger. Erst dreißig Jahre später wurde die Bewilligung einer Tantième von den Theaterstücken seitens der Bühnenleiter im Princip anerkannt. Am 3. Juli 1777 wurde der Grund zu der jetzt so blühenden „Gesellschaft dramatischer Autoren" gelegt. Heute erhalten die Mitglieder dieser Association von den meisten Theatern 10—12 Procent der Brutto-Einnahme.

Die Honorarverhältnisse der französischen Nichtbühnen-Schriftsteller waren im vorigen Jahrhundert gleichfalls recht traurige. François Buloz, der Begründer der „Revue des deux Mondes", zahlte grundsätzlich für die ersten Beiträge eines Mitarbeiters keinen Pfennig, selbst wenn dieselben noch so vorzüglich waren. Nun haben sich die Autoren wahrlich nicht mehr zu beklagen. Eugen Sue bekam z. B. für seinen Roman „Der ewige Jude" 100 000 Francs und vom „Journal des Débats" für die „Geheimnisse von Paris" 160 000 Francs, wobei ihm noch das Recht der Buchausgabe gesichert blieb. Victor Hugo erhielt für seinen Roman „Die Elenden" 400 000 Francs. Alexander Dumas der Aeltere erzielte von Zeitungen und Verlegern geradezu fabelhafte Honorare und hatte viele Jahre hindurch ein Einkommen von 2 000 000 Francs. Das meiste Einkommen unter den gegenwärtigen französischen Romanciers hat zweifellos der Chef der Naturalistenschule, Emil Zola. Er hat bisher von seinen Schriften gegen 2 Millionen Francs eingenommen. Um eine Vorstellung von der Verbreitung der Schriften dieses Mannes zu haben, seien hier nur folgende statistische Daten mitgetheilt: Von „Nana" wurden 150 000, von „Assommoir" 120 000, von „Pot-bouille" 80 000, von „Un Page d'amour" 50 000 Exemplare abgesetzt! In Frankreich herrscht übrigens die Gepflogenheit, daß der Verfasser bei Buch-Ausgaben für jedes verkaufte Exemplar einen bestimmten Betrag erhält, und somit das Risico des Verlegers dafür aber auch seinen Gewinn trägt. Bei unseren Nachbarn jenseits der Vogesen ist die Kauflust des Publikums eine so große, daß die Chancen eines Verlustes für den Schriftsteller fast illusorisch sind!

In England haben sich die schriftstellerischen Verhältnisse, besonders in diesem Jahrhundert, ebenso günstig, noch günstiger als in Frankreich gestaltet. In früheren Zeiten sah es in dieser Beziehung freilich kläglich genug aus! Selbst William Shakespeare hat in seiner

Digitized by Google

Blüthezeit für jedes neue Stück nur 10—20 Pfund Sterling oder die Einnahme einer Woche erhalten! Wie ganz anders heutzutage! Walter Scott hatte sich allein in den vier Jahren, welche auf den Bankerott seines Verlegers folgten, einem Bankerott, wobei der Richter mit der Kleinigkeit von 117 000 Pfund Sterling = 2 340 000 Mark betheiligt war — 70 000 Pfund Sterling = 400 000 Mark erschrieben. Bulwer (Lord Lytton) erhielt für die letzte Gesammtausgabe seiner Werke die gleiche Summe. Thomas Moore bekam für seine „Lalla Rookh" nicht weniger als 60 000 Mark. Alfred Tennyson — der berühmte englische Hofdichter — für „Enoch Arden" 200 000 Mark und sehr oft erzielte er für eine einzige Verszeile 10 Pfund = 200 Mark. Antony Trollope erzählt in seiner Selbstbiographie, daß er das geringste Honorar, nämlich 20 Pfund, für den historischen Roman: „La Vendée" und das höchste, 3200 Pfund = 64 000 Mark, für den Roman: „Phineas Phien" (1869) erhalten habe. Innerhalb 35 Jahren hat dieser Romanschriftsteller sich etwa anderthalb Millionen Mark erschrieben. Außerordentlich hohe Honorare erhielt auch Lord Byron, welcher sich übrigens auf die Kunst, von den Verlegern recht viel Geld herauszuschlagen, bestens verstand. Schrieb er doch einst aus Venedig — 4. September 1817 — an seinen Verleger Murray die folgenden hochmüthigen Zeilen: „Sie bieten mir 1500 Guineen für den letzten Gesang — die nehme ich nicht. Ich verlange 2500 Guineen dafür, die Sie mir geben werden oder nicht, ganz wie Ihnen beliebt. Der Gesang schließt das Werk ab und besteht aus 140 Strophen. Die Anmerkungen sind sehr zahlreich und größtentheils von Herrn Hobhouse's Hand, der sich große Mühe damit gegeben hat und von Rom und seinen Umgebungen mehr weiß, als je ein Engländer seit Gibbon. Um Uebrigens jedes Mißverständniß zu vermeiden, bemerke ich, daß Herr Hobhouse an dem Honorar in keiner Weise interessirt ist, so daß Sie nicht glauben dürfen, ich verlange seinetwegen mehr als für den vorigen Gesang. Nein — wenn Sie aber Herrn Custace 2000 Guineen für ein Gedicht: „Ueber die Erziehung" bezahlen, wenn Moore 3000 Guineen für „Lalla Rookh" und Campbell 3000 Guineen für seine Prosa: „Ueber Poesie" bekommen — ich will damit keineswegs die Arbeiten dieser Herren unterschätzen —, so kann ich wohl obigen Preis für mein Werk fordern. Sie können mir erwidern, deren Arbeiten seien länger. Sehr wahr, und wenn jene ihre Werke verkürzen, will ich meine länger machen und weniger verlangen. Zeigen Sie das Manuscript Herrn Gifford und noch zwei Sachverständigen, und wenn diese den vierten Gesang geringer schätzen als die vorgehenden, so will ich weiter nicht gegen deren Urtheil appelliren, sondern das Manuscript verbrennen — und Alles bleibt, wie es gewesen." Murray ging auf die Forderung ein.

Uebrigens hatte Byron in Murray einen außerordentlich nobel denkenden Verleger; als dieser von dem Dichter eines Tages ein Geschenk mit den beiden Gedichten: „Belagerung von Korinth" und „Parisina" erhielt, lehnte er dasselbe ab und übersandte Byron eine Tratte von 1000 Guineen gleich 20 000 Mk. Die Tratte wurde zurückgeschickt, doch Murray bestand so energisch auf der Annahme des Geldes, daß er endlich Byrons Widerstand besiegte. Im Ganzen hat das Haus Murray dem edlen Lord an Honorar ungefähr eine halbe Million Mark bezahlt.

Doch nicht nur Dichter ersten Ranges, sondern auch Geister zweiten Grades erfreuen sich in England glänzender Honorare. Theodor Hook oder William Harrison Ainsworth z. B. erschrieben sich mit größter Leichtigkeit ein jährliches Einkommen von 3000 Pfund. Wilkie Collins erhebt für seine Romane durchschnittlich 3000—5000 Pfund, ebenso haben Macaulay und Charles Dickens außerordentliche Honorare bekommen. Was ein Gladstone für seine politischen oder wissenschaftlichen Abhandlungen einheimst, ist weniger bekannt geworden, Thatsache ist, daß der britische Staatsmann vor einiger Zeit für einen einzigen Review-Artikel im „Nineteenth Century" über „Locksley Hall" 250 Pfund erhalten hat.

Wie haben sich die Zeiten in England seit Milton und Sterne geändert! Der unsterbliche Dichter des „Verlorenen Paradieses" bekam für die erste Auflage dieses Meisterwerkes nur 5 Pfund und selbst hundert Jahre darauf wurden Sterne für die Gesammtausgabe seiner Werke nur 24 000 Pfund gezahlt.

Was nun die übrigen Schriftstellerverhältnisse im Auslande betrifft, werden folgende Daten von Interesse sein: Lope de Vega, der so fruchtbare spanische Lustspieldichter, hat für seine Komödien insgesammt 80 000 Dukaten eingenommen, Camoëns dagegen für seine „Lusiaden" nichts als die Ehre und Unsterblichkeit eingeheimst.

Am beklagenswertheften waren die Honorare in Deutschland in der „alten guten Zeit". Bekannt ist, daß die Naturdichterin Anna Luise Karsch (1722—91) poetische Anstrengungen zu Gunsten des Ruhmes Friedrichs II. von Preußen machte, welche dieser mit zwei Thalern als belohnt genug erachtete. Als die beleidigte Frau die zwei Thaler dem Monarchen in Begleitung der Verse:

Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum gebe ich es zurück —

zurücksandte, wurden ihr drei Thaler zugeschickt.

Nur nach langem Nachdenken entschloß sich der Buchhändler Mylius in Berlin, Goethe's „Stella" mit 20 Thalern zu honoriren. „Am Ende", schreibt er ängstlich an Merck, „wird Goethe für seinen „Faust" gar 100 Louisd'or

Digitized by Google

fordern!“ Zu der Zeit, als ganz Deutschland den „Götz von Berlichingen“ von Goethe bewunderte, befand sich der größte Dichter gar in arger Verlegenheit, wie er das Papier zu dem Drama bezahlen sollte, welches er mit Merck gemeinschaftlich hatte drucken lassen. Dieser besorgte den Druck und Jener das Papier. Selbst später, als sein Name bereits ein gefeierter war, flossen die Honorare nur spärlich. Vor seiner italienischen Reise schloß Goethe einen Verlagsvertrag mit J. G. Göschen, der seine Werke in 8 Bänden herausgeben wollte. Die ersten vier sollten die bereits gedruckten, die anderen vier die ungedruckten Fragmente und lyrischen Gedichte enthalten. Für die ersten vier Bände zahlte Göschen ein Honorar von nur 1000 Thalern. Erst die Verbindung mit Cotta wurde für Goethe eine lohnendere. Von 1795 bis zu seinem Tode erhielt er im Ganzen 401 090 Mk. und 30 Pf. Goethe's Erben bezogen dagegen 865 555 Mk. 25 Pf.

Schiller bekam von Göschen für die erste Ausgabe seines 30jährigen Krieges 400 Thaler, worüber der Dichter, der als außerordentlicher Universitätsprofessor in Jena blos 200 Thaler jährlich Gehalt bezog, sehr glücklich war, denn er schrieb an den Verleger in heller Begeisterung: „Sie haben mich nicht bezahlt, sondern belohnt.“

Wie in Bezug auf Goethe, so war auch hinsichtlich Schillers Cotta von größerer Coulanz als die übrigen Verleger; er bezahlte dem Dichter während einer Arbeitszeit von 11 Jahren 30 000 Gulden. Es ist dies allerdings für die weitverbreiteten herrlichen Werke unseres nationalsten Dichters eine verhältnißmäßig geringe Summe, aber man darf nicht vergessen, daß der Gewinn, den der Buchhandel aus dem Verlag der Schiller'schen Werke gezogen hat, gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts kaufmännisch nicht zu taxiren war, zumal da der Buchhändler jener Zeit seine besten Unternehmungen durch die Freibeuterei des Nachdrucks gelähmt sah. Ungleich größer ist die Summe, welche Cotta an die Wittwe und Erben zahlte und zwar an Charlotte von Schiller 1812 für den Verlag sämmtlicher Schriften auf 7 Jahre 10 000 Thaler, 1817 auf 6 Jahre 10 000, 1825 weiter Honorar auf 6 Jahre wieder 10 000 Thaler. Nach Charlottens Ende forderte Ernst v. Schiller für Abtretung des neuen Verlagsrechts auf 25 Jahre 70 000 Thaler, so viel seien von einem der ausgezeichnetsten Buchhändler Deutschlands „ihm“ geboten worden; wenn Cotta binnen 11—12 Tagen eine Annahme des Vorschlages nicht ausspreche, werde er mit dem gemeldeten Bieter abschließen. Cotta acceptirte. Demnach bezahlte er Alles in Allem für den Verlag der Schiller'schen Werke annähernd etwa 390 000 Mk., einschließlich der Hälfte des Honorars von 8000 Thalern für die erste Auflage des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels.

Nicht so gut hatten es freilich die anderen Berühmtheiten jener Zeit. Wieland empfing für seine gesammelten Werke — in Quartbänden zu dem Preise von 250 Thaler herausgegeben — nur 7000 Thaler. Wie kläglich Kant, Mendelssohn und Lessing honorirt wurden, ist männiglich bekannt.

Am besten beleuchtet die Misère jener Zeit ein Briefwechsel, welcher vor einem Jahrhundert zwischen den beiden Directoren des Berliner Hof- und Nationaltheaters stattfand. Professor Engel schrieb an Professor Ramler: „Theuerster Herr Kollege! Das Theaterjahr geht mit dem Freitag zu Ende und wir haben noch nicht an das douceur für Herrn von Kotzebue gedacht. Der Genuß, den wir von seinem neueinstudirten Stücke haben werden, ist gegen denjenigen gar nicht zu rechnen, den Döbbelin in der Neuheit desselben gehabt hat. Es ist in Berlin neunmal, in Potsdam, wo der König nach dem Etat nur 85 Thaler bezahlte, einmal gegeben worden. Ungeachtet dieses dazwischen fallenden Tages der mittelmäßigen Einnahmen hat es der Kasse, mitten in der Sommerhitze, wo sonst die Einnahmen so schlecht zu sein pflegen, 220 Thaler 2 Gr. getragen. Ist nicht das Allerwenigste, was wir dem Verfasser, der nun einmal nicht in den Umständen ist, sein Stück zu verschenken, nur immer bieten können, die Summe von 20 Friedrichsd'or? Er schreibt mir gestern, daß er wahrscheinlich den 7. August wieder in Berlin sei und sich dann 3 Tage bei uns aufhalten wird. Er bringt ein neues Stück mit sich: „Die Indianer in England“ und ich hoffe, wenn wir den Mann recht ermuntern, so soll er uns noch manches Gute, auch wohl Vortreffliche für das Theater liefern. Ihre Meinung erbittet sich in wenigen Worten Ihr treu ergebenster Diener Engel. Berlin, den 25. Juli 1789.“ — Ramler antwortete darauf: „Wenn Sie gewiß wissen, daß dieser Mann von Stand Geld nimmt, und, obgleich er es gleich nicht fordert, doch auch nicht zurückweiset, so halte ich die Friedrichsd'or für ein schickliches Douceur. Ramler.“

Welch' ein Fortschritt seit 100 Jahren! Wie würden unsere Lustspieldichter: Lindau, Blumenthal, Moser, Schönthan, Rosen e tutti quanti lachen, wenn man ihnen für ihre zugkräftigen Theaterstücke „ein schickliches Douceur“ von 20 Friedrichsd'or anzubieten wagen würde! Welche glänzende Einnahmen haben einzelne Theaterstücke ihrem Verfasser gebracht! „Dr. Klaus“ z. B. hat L'Arronge 100 000 Thaler und „Krieg im Frieden“ den Herren Moser-Schönthan etwa 200 000 in den Schooß geworfen! Tempora mutantur!

Die Honorarfrage in gerechter Weise zu regeln, war erst unserem Jahrhundert vorbehalten. Unsere großen Zeitungen und Zeitschriften zahlen sehr angemessene Honorare und tüchtige Schriftsteller brauchen wahrlich nicht mehr zu hungern, wenn sie Gutes leisten. Die großen Journale und Revuen zahlen — mit wenigen Ausnahmen — glänzende Honorare, und Schriftsteller wie Gustav Freytag, Friedrich Spielhagen, Georg Ebers u. A. haben ein geradezu fürstliches Einkommen. Es kann natürlich nicht verschwiegen werden,

Digitized by Google

daß die englischen und französischen Tages- und Bücherschriftsteller immerhin viel mehr verdienen, als ihre deutschen Kollegen; aber das liegt in erster Linie an der Kauflust des englischen und französischen Publikums. Jeder Gebildete an der Themse und Seine hält es für eine Ehrenpflicht, sich eine gediegene Bibliothek anzuschaffen und neben den älteren klassischen Werken das Neueste in der modernen Litteratur zu erwerben — in Deutschland sind wir leider noch lange nicht so weit. Wir begnügen uns vielfach mit den Leihbibliotheken, und die zarten Feenhände der gnädigen Frau halten es nicht unter ihrer Würde, einen unsauberen Roman zu durchblättern, den soeben erst ihre Köchin nach der Leihbibliothek zurückgebracht hat.

Wenn unsere Honorarverhältnisse ja einige Lücken aufweisen, so sind dieselben mehr moralischer Natur. Wir sehen, daß gar manche Zeitungen und Zeitschriften, sowie Buchhändler nicht die ausgezeichnete Arbeit, sondern den bekannten Namen splendid honoriren. Ein Schriftsteller, welcher noch nicht zu den Unsterblichen zählt, mag noch so Ausgezeichnetes bieten, — „er zieht" nicht und er muß deshalb froh sein, wenn er in unserem tintenkleckfenden Säculum — wie schon Schiller vor 100 Jahren geklagt hat — überhaupt Lohn für seine geistige Arbeit erhält. Es ist auch auf dem Gebiete der Kunst nicht anders bestellt! Eine Patti und eine Lucca kann die höchsten Gagen fordern, — Sängerinnen mit ebenso frischen, aber weniger coursfähigen Stimmen würden ausgelacht werden, wenn sie ihre Kehlen ebenso fructificiren wollten, als die genannten Divas. Die Zeitungs- bez. Buchverleger schwimmen mit dem Strom. Das Publikum sonnt sich gern im Lichte der Berühmtheiten; wer eben zur Mode gehört, hat das Recht, Preise zu stellen, — das unerkannte und unbeachtete Genie kann auch heut noch zu Grunde gehen, wie vor 200 Jahren, wenn es nicht versteht, sich geltend zu machen und die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf sich zu ziehen.

Noch ein anderer sittlicher Krebsschaden tritt hier zu Tage. Das außerordentliche Honorar, welches manche Journaleigenthümer den Berühmtheiten zahlen, veranlaßt diese zuweilen zur „Ramscharbeit", d. h. zu einer schnellen Production, die nicht immer den Stempel des Reifen und Künstlerischen aufweist. Wir kennen Verleger, welche Romanschriftstellern für 1 Zeile 50 Pfennige, ja sogar 1 Mark zahlen.

Es klingt beinahe paradox und doch ist es wahr, — daß das Honorar den Charakter verdirbt, ich meine jenes Honorar, welches den dii majorum gentium von den concurrirenden Journalverlegern gar oft nur aus dem Grunde überreichlich in deren Schooß geworfen wird, um sie diesem oder jenem Blatte abspenstig zu machen. „Am Gelde hängt, nach Gelde drängt doch Alles", — und so lassen sich zuweilen manche „Ritter vom Geiste" dazu verlocken, Schleuderarbeiten zu liefern, die, trotz aller Reklame, wenig zum Ruhme der betreffenden Dichter beitragen.

So erklärt es sich vielleicht auch, daß so wenig angehende Werke auf belletristischem Gebiete erscheinen, während zu jenen Zeiten, als man nicht nur des Geldes wegen schrieb, großartige Werke, welche Jahre, ja Jahrzehnte lang die Welt beschäftigten, producirt wurden! Wie kärglich wurde z. B. Lessing für seine „Minna von Barnhelm", seine „Emilia Galotti" und seine „Hamburgische Dramaturgie" bezahlt — ach, was nützen die herrlichsten Zwanzig-Markstücke, es ist heutzutage Niemand, der in die Fußtapfen Lessings treten möchte — und könnte!

Möchten diese Zeilen den schöpferischen und schaffenden Geistern, besonders denjenigen, welche gegenwärtig zu den gesuchtesten zählen, zur Mahnung dienen, vom gleißenden Schimmer des Goldes sich nicht verblenden zu lassen und den Tanz um das goldene Kalb im modernsten litterarischen Sinne nicht mitzumachen! Die schönen Tage von Aranjuez, als noch der altväterliche Grundsatz galt: „nonum prematur in annum", sind zwar längst vorüber — wer wollte heutzutage an einem Werke länger als einige Monate arbeiten! — Dennoch bestätigt sich die Wahrheit, daß nur dasjenige Dauer und Bestand hat, welches alle Bedingungen zu einem gesunden organischen Leben in sich trägt, und ein solches Leben muß ausreifen im Gehirn und Geist des Menschen. Eine Schnellfabrikation kann nur für einige Augenblicke blenden, — mit der Zeit wird ihr hohles und seichtes Wesen immer mehr erkannt!

Gleiche Loose.

Wie könntest zürnen du dem Baume,
Der keine goldnen Früchte trägt,
Wenn ihm die holden Frühlingsblüthen
Herab ein wilder Sturmwind schlägt?

So zürn' auch nicht dem armen Herzen,
Das Hohes nicht und Edles beut,
Wenn rauhen Schicksals blindes Wüthen
Ihm all sein Jugendglück verstreut . . .

Theodor Renneberg.

Digitized by Google

Gott, Quell des Lebens.

(Alcäisch.)

Im Anfang, als kein Leben und keine Kraft
Noch war als du, Allmächtiger, Ewiger,
Erscholl dein Schöpferwort: Es werde!
Und es erstand aus dem Nichts das Weltall.

Und tausendfältig regte das Leben sich,
Erfüllt' in buntem Schwarme den weiten Raum,
Vom tiefsten Grund des dunklen Meeres
Bis in des duftigen Aethers Bläue.

Da scholl empor zu Deinem erhabnen Thron
Im Chor aus allen Kehlen ein Dankeslied,
Und dich, vom großen Werke ruhend,
Freute der Gruß der erwachten Schöpfung.

Aus allen aber tönte hervor der Ruf
Des Einzigen, der wissend und willensfrei,
Dich liebend seinen Vater nannte,
Den du erschufst als der Schöpfung Krone.

Doch dir allein, o Ewiger, sprudelt stets
Der Quell des Lebens, deiner Geschöpfe Zeit
Ist kurz und bald umfängt der Schatten
Eisigen Todes ihr brechend Antlitz.

Unzähl'ge sind seitdem in der Erde Schooß
Hinabgesunken, gleichend dem Laub des Baums,
Das bei des Herbstes kühlem Hauche
Bald sich entfärbt und der Erde zufällt.

Doch nicht erstorben, wie der entblößte Baum,
Ist deine Schöpfung, Herr! Aus der todten Saat
Erhebt sich an das Licht des Tages
Neues, erblühendes, frohes Leben.

Von deiner Sonne saugen wir warmen Strahl,
Dein Himmel träufelt perlenden Thau herab,
Und deine Kraft allein erhält uns,
Denn du allein hast des Lebens Fülle.

Dein sanfter Hauch spielt säuselnd um unser Haupt,
Dein Regen kühlt der lechzenden Erde Glühn;
Wenn deine Huld uns gnädig lächelt,
Sind wir geborgen und reich und glücklich.

Doch furchtbar bist du, wenn du mit Donnerschlag
Und Wolkenbruch und zuckendem Blitzesstrahl
Hierniederfährst, das Haupt des Frevlers
Jäh zu zerschmettern, gerecht im Zorne.

Digitized by Google

Wenn du den Arm leihſt, ſtehen wir feſt und ſtark;
Entziehſt du ihn, wo bleibet dann unſre Kraft?
Dann beugen wir uns, Staubgeborne,
Zitternd vor dir, um Erbarmung flehend.

Drum Dank und Preis dir, da mit des Lebens Hauch
Du mild uns angeweht und des Daſeins Luſt
Geſchenkt und ſtets mit offnem Auge
Wacheſt bei uns wie ein guter Hirte.

So tönet dir, o Herr! von der Welt Beginn
Bis an das Thor der ſeligen Ewigkeit
Ein Loblied der gewordnen Weſen,
Gütiger, mächtiger, beſter Vater!

Doch wie viel ſchöner wird es und herrlicher
Ertönen, wenn die Gräber ſich aufthun einſt,
Auf der Poſaune mächtig' Schallen,
Wenn ſich das Leben der Welt erneuert!

Dann trinken wir vom Blute des edlen Weins,*)
Erfüllt von ſelig flammender Liebesgluth,
Und ſchaun dich, wie du uns verhießeſt,
Als du den Jüngern dich ſelber hingabſt.

O ſchöner Tag, dem nimmer ein End' erſcheint,
Wenn du zum Jubel deiner erneuten Welt
Des langerſehnten Paradieſes
Garten eröffneſt, o Herr und Heiland!

*) Matth. 26, 29.

Arnold Fiſchinger.

Winterdämmerung.

Ich lieb' die Winterdämmerung,
Wenn aſchgrau ſich die Wolken färben,
Und in der Ferne ſilbernfahl
Die letzten Tageslichter ſterben.

Die Seele wiegt ſich in den Schlaf,
Dieweil das Aug' verträumt betrachtet
Den Himmel, der geheimnißvoll
Der Erde weißen Glanz umnachtet. —

In's graue Meer der Dämmerung
Hinaus gleich ſchwarzen Schiffen fahren,
Aufkreiſchend, ſchweren Flügelſchlags
Die Kräh'n in dicht gedrängten Schaaren.

Und ſchweigend ſtehn die Tannen da,
Breitäſtig, ſchlummernd, ſchneebeladen,
Darunter ſtill ein Wandrer zieht
Auf öden, ſchneeverwehten Pfaden.

Nur manchmal fällt, ein Silberſtern,
Vom Himmel eine feuchte Flocke,
Verloren, ferne, manchesmal
Klingt ſacht erſterbend eine Glocke.

Und weiße Blüthen trägt der Wind
Hinab in's Thal von Tannenzweigen,
Das daliegt einer Leiche gleich
In kühlem Schnee, in tiefem Schweigen.

Hanns Weber.

Digitized by Google

Nebelflecken.

Was zagst du, Herz, und senkst erlahmt die Flügel
Im nebelgrauen Thal des Leids, der Pein?
O schaue nicht so todestraurig drein,
Als ständ'st du an des Glückes Todtenhügel!

Erheb' den Blick zum wunderbaren Dome,
In dem die hehre Priestrin thront, die Nacht!
Dort schweben mitten in der goldnen Pracht
Die bleichen Nebelflecken wie Phantome.

Doch welch ein Bild dem Forscherblick sie weisen!
Was Nebel scheint, es ist ein Strahlenmeer,
Das Licht von weltenfernem Sternenheer,
Von Sonnen, die den Hocherhabnen preisen.

So lösen sich die Nebel auch, die grauen,
Die so gespenstig über dir sich reihn
In Licht, in goldighellen Sternenschein;
Einst wirst du's staunend und anbetend schauen.

E. Ehrenberg.

Abschied.

Schon schwingt auf sanftem Fittich sich
Die dunkle Nacht hernieder.
Noch einmal, Mädchen, schau' ich dich;
Wer weiß, ob jemals wieder?

Seit ich dich sah: du warst so kühl,
Und kühl bist du geblieben;
Und kaum der Augen stummes Spiel
Verrieth, du könntest lieben.

Und doch ich weiß, nicht Stein, noch Erz
Kann diese Brust umgeben;
Weich fühlt und zart dein reiches Herz
In sehnsuchtvollem Beben.

Drum sprich mir heut ein freundlich' Wort:
Du wolleſt mein gedenken
Und an des Herzens tiefstem Ort
Ein Plätzchen nur mir schenken! —

Nur wenn das Dunkel niederschwebt
Und leis' die Wipfel rauschen,
Ein Drang sich still im Herzen hebt,
Vergangnes auszutauschen;

Nur wenn's dich sehnsuchtsvoll durchweht,
Ein unerklärlich' Bangen,
Die ganze Seele, ein Gebet,
Im Himmel aufgegangen:

Nur dann laß die Gedanken mild
Zu mir herüberfliehen!
Nur dann laß einmal doch mein Bild
An dir vorüberziehen!

Laß einmal meines Liedes Klang
Durch deine Seele tönen;
Dann will ich mich mein Leben lang
Mit dem Geschick versöhnen!

Schick' einen Wunsch, ach, einen nur
Für mich zu jenen Höhen!
So wird um meines Daseins Spur
Ein Hauch des Friedens wehen!

Rud. Helm.

Digitized by Google

Probatum est!

Was, ihr wolltet mir ſuggeriren,
Wolltet einmal es an mir probiren?
Kamen zuerſt zwei liebe Tanten,
In Begleitung andrer Verwandten.
Führten mich zu Klopſtocks Grab,
Sahen mit mir auf den Raſen hinab,
Und zeigten mit dem Sonnenſchirm:
Sieh, das war ein Meiſter, brav und firm,
Der heilig hielt die göttlichen Gaben,
Und was er ſchrieb, war erhoben, erhaben.
Mit bittrem Ernſte, mit ſtrengem Geſicht
Schuf er fleißig Gedicht auf Gedicht.
Und ich beugte mich vor dem großen Geiſt,
Der als Seraph nun über uns kreiſt.
Vom Meſſias leſ' ich mein Leben lang
Stets gern den zweiten und vierten Geſang.
Aber die Weiheſchrift, dies Geſchwöge,
Wie langathmig, pathetiſch und dröge;
Nur eine Stelle, die mich umſonnte:
„Den Knaben, den nicht dir gebähren ich konnte,
Er liegt der guten Meta im Arm",
Das rührte mich tief und liebewarm.
Seine zweite Frau, das kommt ſo vor,
Ruht etwas abſeits am Gitterthor.
Und die Tanten gingen mit mir davon,
Verſprachen ſich einen guten Lohn.
Ich aber empfahl mich dankend ihnen,
Und bin alsbald bei Pumpbach erſchienen,
Wo wir, eine luſtige Compagnei,
Champagner tranken, dideldumdei.
Machten zuletzt ein kleines feu,
Warf ich jubelnd mein Herz in die Höh'.

Kam mir ein guter Freund daher,
So ein feiner, gewichſter Mynheer,
So ein frumber, mit ſich zufriedner Held,
Stets Alles in Ordnung, Gewiſſen und Geld.
Der ſah mich ſehr von oben an:
Ich habe mit dir zu ſprechen, Mann.
Deine Wüſtheit gefällt wir nicht, denk' an's Ende,
Ich wünſche deinem Leben die Wende.
Geh in die Kirche: Mein Herr Paſtor
Soll die Leviten dir leſen, du Thor.
Das iſt ja ein Skandal mit dir,
Verhunzt vollkommen in Weibern und Bier.
Halt, rief ich, nicht weiter, ich bin nicht dein Knecht,
Du haſt, mich zu ſchulmeiſtern, nicht das Recht.
Und ich ließ den Pedanten allein,
Ah, da ſchlage der Teufel drein.

Und ſo ging's mir in dieſer Zeit
Mit Vielen, die ſchnell ſchlagbereit

Digitized by Google

Mir ihre weisen Lehren gaben,
Als hätten sie vor sich einen Knaben.
Zuletzt ward ich ganz irr und wirr,
Wäre fast klein geworden und kirr.
Bis ich schließlich bin aus der Traufen
Zu einem alten Oheim gelaufen.
Dem legt' ich meine Klagen vor:
Bin ich denn wirklich schwarz wie der Mohr?
Komm mit, mein Junge, wir gehn nach Hiller,
Dort aber nichts von Goethen und Schiller.
Du weißt, mit deinem poetischen Kram
Machst du mir nur die Seele lahm.
Aber erzähle mir dein Leid,
Und kann ich helfen, bin ich bereit.
Da öffnet' ich ihm meines Herzens Schrank,
Ob in der That ich verkraust sei und krank;
Ich müsse, schlüg' ich die Freudenklappern,
Aller Welt mein Glück ausplappern.
Und ich schwieg, und der Alte auch,
Und er trank langsam, wie's sein Brauch,
Ein volles Glas Sect, wischt sich den Bart,
Wie er das hat nach seiner Art,
Und sprach, ein wenig feierlich,
Höre mich an, und das sag' ich:
Zuerst: Selbstzucht vor allen Dingen,
Soll dir im Leben dein Leben gelingen.
Das hast du mit dir allein auszumachen,
Und Keinen kümmern deine Sachen.
Was deine Fröhlichkeiten betrifft,
Die sind für alle übrigen Gift.
Wir können's nun einmal nicht ertragen,
Wir Menschen, schaun wir der Andren Behagen.
Du ahnst es nicht, wie groß der Neid,
Die Scheelsucht sind, die Erbärmlichkeit.
Drum heimlich, mach's heimlich, um Gotteswillen,
Willst du dir eine Sehnsucht stillen.
Nur frank, was sich bietet, mitgenommen,
Vielleicht ruft morgen der Tod dir: Willkommen!
Dir gähnt deine Grube, es hilft kein sich Sperren,
Kein Bitten, Pactiren, kein Jammern und Plerren.
Ich wiederhole: Selbstzucht üben,
Laß dich des Weitren durch nichts betrüben.
Und kommt dann Einer, bist du vergnügt,
Der Moral dir paukt, deine Grundsätze rügt,
Nimm ihn ganz sanft beim Kragen, mein Lieber,
Sei Dränger und Drücker, Schupser und Schieber,
Und gieb ihm, hast du ihn vor der Thür,
Noch einen gesegneten Tritt dafür.

Detlev Freiherr von Liliencron.

Digitized by Google

Steh' ich in finſtrer Mitternacht . . .

Lateiniſche Uebertragung.

Sto solus in custodiis:
Nox tacet nigris tenebris;
Sed cor lontanam agitat,
An fida mî permaneat.

Heu! Cum vexilla sequerer,
Basiavit me tam dulciter!
Amplexu flevit timido,
Floresque fixit pileo.

Quid ergo? Mei meminit!
Nil me tristitiae percutit.
Cor calet nocte frigida,
Te cogitans, fidissima!

Albente nunc lucernula
Tu petis jam cubilia,
Oransque numen fervide
Precaris, pia, et pro me.

Sed quando spersa lacrimis
Me putas in periculis:
Nil pave: nam protectus sum;
Est Deus Deus militum.

Ernſt Eckſtein.

Ein Blick in's All.

Wenn dein Auge in's Weltall ſchaut,
Ergriffen vom ſeligen Bangen,
Wo der Himmel unendlich blaut
Und blitzende Sterne prangen;
Oder wenn dein Auge erfreut
Ein Käfer im grünenden Mooſe,
Oder die Blüthe, die Duft zerſtreut,
Die in Purpur flammende Roſe —

Wenn dich entzückt das Fiſchlein der Fluth,
Regend die ſilbernen Floſſen,
Oder Blumen, die in der Gluth
Der Sonne ſich lieblich erſchloſſen;
Wenn dich das rollende Meer erhebt,
Blitzend wie ein Geſchmeide,
Oder die Lerche, die ſingend ſchwebt
Ueber der einſamen Haide —

Wenn dich ein gaukelnder Falter entzückt,
Prunkend im leuchtenden Schimmer,
Oder wenn deine Seele beglückt
Des funkelnden Thaus Geflimmer;
Wenn dich mit feſſelndem Zauber umgiebt
Des Waſſerfalles Geſchäume,
Oder wenn ſeinen Goldglanz ſtiebt
Der Mond durch die flüſternden Bäume —

Wenn das Meer, vom Sturme erregt,
Schleudert an's Ufer die Welle,
Oder wenn, von Blumen umhegt,
Durch's Wieſenthal flüſtert die Quelle;
Wenn der Falke in Kreiſen zieht,
Hoch in den Lüften, den blauen,
Oder wenn jubelnd des Sproſſers Lied
Ertönt auf den blühenden Auen:

Ueberall fühlſt du der Allmacht Hand,
Siehſt du ihr Wirken und Weben,
Auf der See und im Wüſtenſand
Offenbart ſich ihr Leben.
Und bei all' der Fülle des Lichts,
Bei dem verlockenden Glanze,
Ahnt deiner Seele, du feiſt ein Nichts
Im unendlichen Weltenkranze.

Heinrich Zeiſe.

Digitized by Google

Pessimistischer Optimismus.

Blüht dir die Rose am grünenden Hag,
Die duftgeweihte,
Purpurprangend wie junger Tag:
Brich sie noch heute!
Morgen schon welkt all die Wunderpracht,
Lischt all ihr Glühen;
Ein eis'ger Frosthauch über Nacht
Läßt sie verblühen!

Perlet dir goldiger Wein im Krug —
Was willst du säumen?!
Frisch nur hinunter auf einen Zug
Beim Ueberschäumen,
Daß dir's durchfluthe das Herz zumal
Wie Feuerwogen — —
Morgen ist fade der Saft und schal,
Sein Geist verflogen!

Lächeln entgegen dir holden Gruß
Schwellende Lippen:
Küsse sie aus bis zum letzten Kuß!
Was soll das Nippen?!
Die sich heut pressen mit wilder Gewalt
Heiß auf die deinen,
Morgen vielleicht schon bleich und kalt
Werden sie scheinen!

Wie du auch spärlich den Faden webst,
Kurz ist er eben — —
Daß du das Leben zur Neige lebst,
Ward dir's gegeben!
Gott rief zum Mahl dich, genieß' es frisch
Bis auf die Reste .....
Nimmer freuen den Wirth nach Tisch
Hungrige Gäste!

Richard Schmidt-Cabanis.

Frühlingslied.

Wie lind deine Lüfte gehen,
Sonniger Frühlingstag!
Wie mild sie an's Herz mir wehen
Mit leisem Flügelschlag!

Wie jubelt's rings im Gezweige
Von heiligem Frühlingsglück —
O seufzende Brust, hier schweige,
Aug', halte die Thränen zurück!

Carl Eugen Schmidt.

Digitized by Google

Die Boten des Frühlings.

Schon schmilzt der Schnee, schon tönt der starren Welt
Der Lerchen Sang, die durch die Lüfte streichen,
Ankündigend den Lenz, den wonnereichen:
Da sich zu neuem Kampf der Winter stellt.

Der Frühling aber streitet als ein Held,
Ihm muß zuletzt des Eises Decke weichen —
Doch seine Boten liegen nun als Leichen,
Der Sendung Opfer, im befreiten Feld.

Tod, den von jeher die Propheten litten! —
Der Tag flog auf, als sie den Wahn bestritten —
Dann Scheiterhaufen — Kreuz — und wieder Nacht. —

Und unterliegt auch einst die finstre Macht:
Der Sieg, den sich die Wahrheit spät erworben,
Weckt Die nicht wieder, die für sie gestorben!

Otto Breitenhof.

Weltflucht.

O Mensch, was bist du für ein seltsam' Wesen!
Du suchst, die deinesgleichen, suchst die Menschen,
Und wenn du sie gefunden, wenn du prüfend
So recht in's Menschendasein eingedrungen,
Und wenn du dann in ihren großen Städten,
Dicht neben Größe, Edelmuth und Würde,
Den eklen Sumpf des Lasters hast gefunden,
Wenn du sie siehst, mit tausenden Gebrechen,
Die Menschheit, schwächlich, hilflos und verdrossen,
— So fliehst du sie mit einem bangen Schauder.
Du kehrst zurück in deine Einsamkeit,
Du schweifst durch stille Wälder mit Entzücken,
Durch grüne Auen, und der Strahl der Sonne,
Er dünkt dich reiner, lieblicher und wärmer.
Du schaust mit bange angehaltnem Athem
Des ew'gen Meeres wunderbares Wogen.
Doch wie erhaben auch der Schöpfung Zauber,
Du kommst dir einsam vor, du bist verlassen,
Du bist das einz'ge Ich in deinen Welten.
Du fühlst die Täuschung, die den Geist befangen,
Und, angesichts der hehren Gottesschönheit,
Sinkst du erschüttert auf die Kniee, betend:
„O gieb, mein Gott, gieb mich den Menschen wieder!"

Georg Knauer.

Digitized by Google

Troſt.

Nach langen, trüben Wintertagen
Der erſte warme Sonnenſtrahl!
Nun laß, o Herz, das bange Zagen
Und brich die Feſſeln deiner Qual.

Schon geht ein heimlich ſtilles Wehen
Verheißungsvoll durch Wald und Flur,
Es kündet Frühlingsauferſtehen,
Drum, arme Seele, hoffe nur!

Der Lenz mit ſeinem holden Walten,
Mit ſeinem wunderſamen Blühn,
Er wird auf's Neue ſacht entfalten
In deinem Herzen Hoffnungsgrün.

Math. Fiſcher.

Der Tag.

Ich bin der Tag und ich bin das Licht
Und hebe mein glänzendes Angeſicht
Hoch oben auf ewigem Throne,
Ich zünde den Funken, ich halte den Strahl
Und werfe ihn über Berg und Thal
Aus ſiebenfarbiger Krone.

Ich bin der Tag und ich bin das All,
Beherrſche der Welt gewaltigen Schwall
Bis zu den entlegenſten Fernen,
Ich dringe hinab in den finſterſten Schacht
Und ſcheuche die ſchwarze, lebloſe Nacht
Und webe von Sternen zu Sternen.

Vom ſteilen Fels, vom ewigen Schnee
Bis zum dunkelblauen, murmelnden See
Bin ich die erleuchtende Quelle,
Ich zeichne das Blatt und webe die Flur
Und grüße herab aus blauem Azur
Die Schläfer mit ſchimmernder Helle.

Ich bin die Kraft, der Alles entquillt,
Ob hoch als Sonne, als funkelnder Schild,
Ob dämmerungsweich und verſtohlen,
Sei ſtill nur und glaube, auch deiner Nacht
Nah ich mit leuchtender, flammender Pracht
Auf leiſen, auf ſammtenen Sohlen!

Rudolf Heck.

Digitized by Google

Wanderlied.

Hurrah! ihr Wolken, luſt'ge Geſellen,
Auf zu der freien und fröhlichen Fahrt;
Hurrah! ihr Schwalben, ihr blitzesſchnellen,
Die ihr zu luftiger Reiſe euch ſchaart.
Zieht nur hinein in die herrliche Welt,
Schwingt euch hinauf zu dem himmliſchen Zelt,
Waget den Flug nach dem hohen Zenith! —
— Ich ziehe mit!

Koſe und küſſe, munteres Bächlein,
Brauſe und rauſche, du herrlicher Fluß,
Traget zum rebumſponnenen Bächlein
Heimlicher Liebe berauſchenden Gruß;
Doch wenn ihr weilet am blühenden Steg,
Und wenn ihr küſſet und koſet am Weg,
Bleib' ich mit euch doch in richtigem Schritt —
— Und küſſe mit!

Zwitſchert und jubelt, ihr kleinen Sänger,
Wiege und ſchmiege dich, duftender Wald,
Tragt die irdiſchen Sorgen nicht länger —
Frühling und Liebe vergehen ſo bald. —
Und wenn dann Jauchzen vom Berge erklingt,
Wenn's in den Lüften hell trillert und ſingt,
Eil' ich dahin mit beflügeltem Schritt —
— Und ſinge mit!

Martha Thurm.

Der erſte Reif.

Junges Herz, du zagſt und klagſt,
Daß die Blüthen dir erſtarrten,
Weil ein früher Morgenreif
Fiel auf deinen Hoffnungsgarten.

Sei getroſt! Das neue Jahr
Wird den holden Frühling bringen,
An dem alten Roſenſtrauch
Werden neue Knospen ſpringen.

So vergiß den erſten Reif,
Laß die Hoffnung höher fliegen,
Junges Herz, verzweifle nicht,
Denn das Glück muß endlich ſiegen!

Ludwig Wolkmann.

Digitized by Google

Die Landesfarben.

Es reitet jung' Husarenblut
Gar lustig durch die Welt,
Und rastet immer frohgemuth
Im grünen Hoffnungszelt;

Und kommt der Winter streng und schwer
Und häuft den weißen Schnee:
Sie reiten dennoch froh einher,
Als ging's durch grünen Klee;

Der Sachsen Farben, grün und weiß,
Gestalten sich allhie;
Und wer der Treue zollt den Preis,
Der lebt und stirbt für sie.

Wo rothes Blut im Schnee erglüht,
Das Lieb voll Herzeleid
Um seinen Reiter still verblüht
Im schwarzen Trauerkleid,

Gestalten sich die Farben hehr
In schwarz und weiß und roth;
Sie mahnen ernstlich: „nimmermehr
Vergeßt der frühern Noth."

Die deutschen Farben sind im Weh
Des Krieges einst erkauft;
Mit Blut und Trauer ward im Schnee
Das deutsche Reich getauft. —

Du aber, jung' Husarenblut,
Du ritteſt frisch zum Strauß
Und holteſt aus der Feindesfluth
Den Ruhmeskranz heraus.

F. E. Hartmann.

Bücherschau.

Seltsame Geschichten. Ein Liedercyklus von **Richard Zoozmann.** Richard Zoozmann ist von der „Neuen freien Presse" ein eminentes Dichtertalent zugesprochen worden, „so, daß ihm diese seltene und strenge Richterin auch nicht den kleinsten Fehler in seinen geistreichen Arbeiten verzeihen könnte". In seinen Märchen, dem ersten Theil des vorliegenden Buches, das bei J. Schabelitz in Zürich herausgekommen, rechtfertigt Zoozmann dieses Urtheil vollkommen. Er hat von Heine, Rückert, Bodenstedt und Anderen gelernt und ist dabei ein neues Kind seiner neuen, realistischen Zeit. Die Einkleidung ganz unvergessener Vorgänge an deutschen Herrscherhöfen in 1001-Nachtmärchen, in amüsante Verse, erinnert an die Lettres persanes von Montesquieu, in denen französische Zu- und Mißstände im fremden Kleide vorgeführt werden. Hier ist mir aufgefallen (S. 16) die Fülle seiner Finanz (wegen Glanz) statt Finanzen. Der Hiatus, wie „Ließe" — er (S. 33) ist selten. Prächtige Rhythmen, lustige, sinnige Gedanken und Bilder zeichnen diese vorzüglich gelungene, nur oft zu behäbig ausgesponnene Partie aus. Es folgt dann „Ahasver", eine moderne auch gelungene Neudichtung, wie „Atta Troll" oder das Wintermärchen „Deutschland" des ungezogenen jüdischen Lieblings der Grazien. Es folgt „Ahasver", da doch Jeder seinen Ahasver geschrieben haben will! Die Verse:

Werden sie niemals erreichen,
und
Aber nah war die Auflösung
statt
Werden niemals sie erreichen,
und
Doch die Auflösung war nahe

sind die einzigen holprigen. — Der flammengluthige Liedercyklus „Josepha", ein hohes Lied vom Scheiden und Meiden, hätte in den siebziger Jahren, als der alte Gottfried Kinkel noch die unvergessene „Savilia" vertheidigen mußte, die Kritik vom Ofen hervorgelockt. Was haben wir in 20 Jahren nicht gelernt! Und wie staunen die Aelteren, wenn sie die Jüngeren nochmals dasselbe machen sehen, die Jüngeren, die sich in die Brust werfen

Digitized by Google

und rufen: „Ganz was Neues, nur hereinspaziert". Der Schluß: „Betrogene Betrüger", ein Venetianer Carnevalspoem, hat mir am wenigsten gefallen. Die Reden zwischen Don Juan und seinem Leporello, (sie heißen hier Memmo und Beppo) sind zu lang. Motive aus „Bandello", die schon Eckstein in seinem „Stummen von Sevilla" (vergleiche auch „Feuerprobe der Liebe") behandelt, werden all zu breit ausgesponnen und endlich wie durch ein Epigramm gelöst. Man sagt nicht: Principē, sondern Principē (Fürst), nicht Procurātien, sondern Procurātien, nicht Malāgā, sondern Malaga (S.114), nicht „Manch Held" (117.) — „Ein erleuchtend Deingedenken" (S. 102) ist eine schöne Reminiscenz und:

„Größtes Unglück ist's, im Unglück
Wissen, daß man nicht im Glück war",

eine vorzüglich übersetzte! (S. 103.) Wenn ich nun noch sage, daß die Oden in die Rhythmen von Heine's Nordseebildern, und in die Formen von Goethe's „Harzreise" und „Prometheus" gegossen, daß z. B.

„Einer Minute Vergessen,
Einer Minute Glück,
Wiegt eine Ewigkeit Schmerzes (!) auf!"

direct aus dem „Fiesco" kommt — so muß ich doch bekennen, daß Zoozmann ein Meister der Töne, des Wohllauts ist und daß seine Formbeherrschung bei so jungen Jahren die höchste Anerkennung verdient, so wie seine oft überraschenden Ideen uns mit Spannung seinen reifsten Werken entgegensehen lassen.

Alfred Friedmann.

Juliane. Roman von **Richard Voss.** (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1890.) In diesen Blättern habe ich mich schon einmal für „Michael Cibula" des eben der Gesundheit, dem Leben wieder geschenkten Dichters begeistert. Das war ein großes Culturbild, Völker, Religionen, Leidenschaften platzten auf einander, die Landschaft konnte sich mit den historischen Prellers messen. Auch der „Convertit" war eine ungewöhnliche Leistung. „Juliane" ist eine einfache bürgerliche Geschichte, obwohl ein Adliger darin erschossen wird. Bei einem „Krieg im Frieden"-Spiel verliebt sich die bereits mit einem Brackenburg versehene Juliane in eines jener glänzenden Nichtse, wie wir sie in Jaffé's „Bild des Signorelli", in Wolzogens „Kinder der Excellenz" Schulden machen und Frau, Kind und Kindeskinder in's Elend stürzen sehen. Juliane, eine hochedle Figur, weiß sich aus allen Pflichtcollisionen zu retten und mit dem Dumas-Ohnet'schen „Tue-le", dem Glück der Kinder, der Entsagung Clärchens und Brackenburgs schließt das Stück. — Die Diction ist edel, das Ganze echte Familienlectüre.

Alfred Friedmann.

Deutsche Kaiserlieder. Von **Albert Möser.** Der Reinertrag ist bestimmt für das nordwest-deutsche Kaiser-Wilhelms-Denkmal auf der Porta Westfalica. (Dresden und Leipzig, H. Klemm.) Daß Albert Möser die Kaiserlieder, welche seine Gedichtsammlung „Schauen und Schaffen" enthält, um ein Drittel vermehrt, besonders herausgegeben hat, wird jedem Verehrer dieses ausgezeichneten Lyrikers hocherfreulich sein. Die Widmungsepistel, die der liederreiche Sohn der alten Musenstadt Göttingen an den Fürsten Bismarck, den ehemaligen Göttinger Studenten und späteren Neuschöpfer des Reiches richtet, führt die Kaiserlieder würdig ein. Diesen selbst gemeinsam ist die reine und edle Sprache, die mannigfachen, prächtig dahinströmenden Rhythmen, der ganze Zauber der Form, in welchem keiner von den Lebenden den seinem Vorbild an Reichthum und Anmuth überlegenen Nacheiferer Platens übertrifft. — Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß Platens „Klagelied Kaiser Otto's III." den ersten Anstoß zu der Entstehung dieser Kaiserlieder gegeben hat. Dies Gedicht ist ein lyrischer Monolog, in welchem alles Vergangene auf die gegenwärtige Situation bezogen ist. Nur so ist es möglich, eine Fülle historischen Stoffes in einem monologartigen Gedichte in natürlicher und wirksamer Weise anzubringen. Möser hat dies in mehr als einem Gedichte verfehlt. Im „Lied des Thürmers", im „Jagdlied Kaiser Otto's I.", auch in „Otto II. vor Paris" lastet der gehäufte historische Stoff in seiner ganzen Schwere, indem er der subjectiven Form fremd bleibt. Ganz verunglückt ist, trotz aller Wort- und Verskunst, „Interregnum", als „Lied der Bürger von Coblenz" bezeichnet. Die Bürger von Coblenz haben nur zwei Strophen und eine Zeile. Sie wiederholen ein Lied des durch die Wolken ziehenden Dietrich von Bern, welches in bündiger Weise den Untergang Konradins und die recht prosaische Geschichte des Zwischenreichs Königs Alfons von Castilien und Königs Richard von Cornwall berichtet. Man versuche einmal dies ziemlich fahle Lied „mit hohlem Geisterton" zu lesen, wie es gesungen sein soll, und es entsteht unvermeidlich eine komische Wirkung. Es ist unbegreiflich, wie ein so feinsinniger Dichter einen solchen Mißgriff begehen konnte. Die übrigen Gedichte sind ansprechend, meistens schön, einige, wie „Todtenwacht an der Leiche Lothars des Sachsen", „Friedrich II.", „Konradins Abschied vom Bodensee", „Margarethe von Hohenstaufen", „König Enzio", wunderschön.

Adolf Brieger.

Episches und Lyrisches. Von **Ludw. Aug. Frankl.** Neue Sammlung. (Stuttgart, Ad. Bonz & Comp.) Der Dichter dieses Liederbuches ist ein achtzigjähriger Greis, doch stammen die Gedichte voraussichtlich zum größten Theil aus weit jüngeren Jahren. Manche freilich bekunden deutlich durch ihren Inhalt, daß sie den letzten Jahren ihre Entstehung verdanken, und man muß es diesen nachrühmen, daß sie in nichts an das Alter

Digitized by Google

des Verfassers erinnern, sondern so frisch und ungezwungen dahinfließen, wie die übrigen. Denn dies Letztere scheint mir ein Hauptvorzug dieses Gedichtbuchs, das im Uebrigen nicht gerade die Signatur des Großen, Eigenartigen und Hinreißenden trägt: Alles giebt sich hier ungekünstelt, schlicht und natürlich, es ist nichts Gemachtes, nichts von Originalitätssucht, Manier und Effekthascherei darin, die uns viel bedeutendere Liederbücher in unseren Tagen fast immer entstellen. Ein großer Poet ist Frankl gewiß nicht, aber ein liebenswürdiger. Er giebt sich so, wie er ist: gemüthsinnig und warm empfindend. Und bringt er auch nichts Neues, so bringt er doch Erfreuliches, das anspricht und das man gern an sich vorüberziehen läßt. Selten nur stören triviale Wendungen. Das Einfach-Sinnige und Beschauliche waltet vor. Von den Gelegenheitsgedichten hätte Manches fortbleiben können. Am wenigsten Eigenart ist in den „Romanzen und Legenden", die „Liebeslieder" enthalten das Werthvollste; ganz besonders aber haben mich die Schlußsonette „An einen erblindeten Dichter" angesprochen. Das hübsch ausgestattete Buch ist eine freundliche Gabe des Sangesveteranen aus Oesterreich, die man gern zur Hand nehmen wird.

Konrad Telmann.

Prinzess Ilse. Märchen von **C. Förstner.** (Halberstadt, J. Schimmelburg, 1890.) Die Sage von der Harzprinzessin Ilse hat schon mannigfache Behandlung erfahren, im Volksmunde selbst und durch die Dichter. In der angezeigten Förstner'schen Bearbeitung tritt uns Ilse als ein übermüthiges, genußsüchtiges und sehr egoistisches Mädchen entgegen, das aus einem ebenso ahnenstolzen als selbstsüchtigen Sagen-Königsgeschlechte entspringt. Die Selbstsucht ist das Erbtheil dieses Stammes und bringt ihm für und für Schaden. Das Märchen ist nach Form und Inhalt recht ansprechend, duftig und farbig. Der Verfasser hat auch in anderen verwandten Dichtungen sein Talent bewiesen. Er sollte sich diesem Genre ganz widmen.

Hugo Rheinländer.

Schneeflocken. Gedichte von **August Kunert.** (Berlin 1890, Verlag von Waldeck Manasse.) Es ist dies ein anspruchsloses Büchlein, das vor mir liegt; ich habe aber längst verlernt, aus der Schale auf den Kern zu schließen. Das Talent des jungen Dichters ist unbestreitbar und zwar besonders das lyrische. Es liegt etwas wie eine stille Resignation über allen Liedern ausgebreitet; vielleicht ist es wahr, daß der Dichter seine Verlobte durch den Tod verloren hat. Man merkt, daß die Töne aus dem Herzen quellen, und deshalb gehen sie auch zu Herzen. Manche der kleinen Sachen sind sogar sehr schön und formvollendet; außerordentlich ansprechend waren für mich u. A. „Die Gefallene", „Drei Locken" und die Ballade „Des Wilddiebs Rache". Dagegen würde ich das Gedicht „Das Grab des Heimatlosen" nicht eine Ballade nennen, weil es rein lyrisch ist und weil die Ballade doch die Verbindung des Lyrischen und Epischen als Kennzeichen trägt und zwar so, daß das letztere Element stärker hervortritt. Wenn Kunert sich daran gewöhnt, mehr zu feilen und eine bessere Interpunktion walten zu lassen, so darf er getrost glauben, daß etwas aus ihm werde. Einer vermehrten und verbesserten Auflage der „Schneeflocken" möchte ich aber auch ein etwas besseres Gewand wünschen; denn — es giebt doch Leute genug, die aus der Schale auf den Kern schließen.

Hugo Rheinländer.

Litteratur und Kunst.

August Becker (geb. am 27. April 1828 zu Klingemünster in der Rheinpfalz) ist am 23. März in Eisenach nach kurzem Krankenlager verschieden.

*

Felix Dahn ist zum Ehrendoctor der juristischen Facultät der Universität Edinburgh ernannt worden.

*

Die Tiedge-Stiftung in Dresden ist nach ihren Satzungen berechtigt, von Zeit zu Zeit einem Verfasser deutscher dichterischer Werke, die als vorzüglich und „von allgemein anzuerkennendem Werthe für die Beförderung der höheren geistigen Interessen der Menschheit" befunden werden, einen Preis in Gestalt einer Geldsumme zu ertheilen. Der Verwaltungsausschuß hat von diesem Rechte bisher nur in einigen wenigen Fällen — zuletzt zu Gunsten Fritz Reuters — Gebrauch gemacht; im Vorjahre hat er dieser Auszeichnung Hermann von Lingg in München für werth erachtet und ihm eine solche zur Feier seines 70. Geburtstages durch ein Ehrengeschenk von 1000 Mark zuerkannt. — Das Vermögen

Digitized by Google

der Stiftung betrug am Schlusse des Jahres 1890: 663 200 Mark.

* * *

Die Deutsche Schillerstiftung versendet soeben ihren einunddreißigsten Jahresbericht. Nach demselben betrug die Gesammtsumme der im Jahre 1890 verausgabten Unterstützungen 53 096 Mark; hiervon entfielen auf lebenslängliche Pensionen 12 150 Mark, auf transitirende (auf ein oder mehrere Jahre bewilligte) Pensionen 19 100 Mark und auf einmalige Zuwendungen 8175 Mark. — Den Verwaltungsrath bilden u. A. Julius Grosse, Felix Dahn, L. A. Frankl, Rob. Waldmüller-Duboc und Paul Heyse.

* * *

Die hervorragendsten Vertreter der Schriftsteller-, Zeitungs- und Buchhändler-Vereine beriethen in Paris am 18. März unter dem Vorsitze des Akademikers Doucet über die Lage, in welche die Schriftsteller und Verleger durch die Kündigung der internationalen Verträge über das Eigenthum von Schrift- und Kunstwerken gerathen. Diese Verträge sind von der Schweiz und von Belgien gekündigt worden, als Antwort auf die französische Kündigung der Zollverträge. Die Verleger und Schriftsteller fürchten nun, wenn diese Verträge nicht erneuert werden und auch andere Staaten die ihrigen kündigen, der unerlaubten Vervielfältigung ihrer Werke in der ganzen Welt ausgesetzt zu sein. Die gleiche Besorgniß hegen die Tondichter und bildenden Künstler aller Art. Die Versammlung setzte einen Ausschuß nieder, der eine Denkschrift über die Frage ausarbeiten und sowohl der Regierung als den Kammern überreichen soll. Eine Umfrage ergab, daß die französischen Schriftsteller und Künstler für die Vervielfältigung ihrer Werke vier- bis fünfmal so viel vom Auslande beziehen als aus Frankreich selbst.

* * *

Der Vorstand der „Freien litterarischen Gesellschaft" in Berlin plant einen „Sammel- und Einheitspunkt" aller modern litterarischen Schriftwerke zu schaffen. Zu diesem Zwecke geht er jetzt an die Errichtung der modernen Bibliothek, von der bereits bei Gründnng der Gesellschaft die Rede war. Sodann aber gedenkt er ein modernes Archiv einzurichten, in welchem alle auf die neue Litteraturbewegung sich erstreckenden Schriftstücke, Kritiken, Artikel, Nachrichten, Zeitungsnotizen, Circulare, dann aber auch interessante Handschriften aufbewahrt werden sollen . . . Der Vorstand richtet in einem Rundschreiben an alle Diejenigen, welche die Bestrebungen der „Freien litterarischen Gesellschaft" fördern wollen, speciell an die Autoren, Verleger und Redacteure die Bitte, ihm Schriften (vor Allem eigene Werke), Journale, Zeitungsausschnitte und dergl. zugehen zu lassen.

* * *

Auf der „Deutschen Ausstellung in London" soll die Deutsche Litteratur ebenso würdig wie die nationale Kunst durch Beiträge erster Meister vertreten sein. Es ist unter wesentlicher Mitwirkung des Geschäftsführenden Ausschusses des Deutschen Schriftstellerverbandes beschlossen worden, ein künstlerisch vornehm ausgestattetes Album deutscher Dichter herauszugeben, das, mit Beiträgen unserer namhaftesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen ausgestattet, auf der Londoner Ausstellung verkauft und dessen Erlös zur Hälfte der Unterstützungskasse des Verbandes, zur anderen Hälfte der Kasse des Vereins „Berliner Presse" zufließen soll.

* * *

I. G. Fischer, der im October d. J. seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feiert, läßt eine Sammlung neuer Gedichte unter dem Titel „Auf dem Heimweg" erscheinen. (J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.)

* * *

Von Johann Trojans „Scherzgedichten" erscheint soeben eine neue, umgearbeitete Auflage. (A. G. Liebeskind, Leipzig.)

* * *

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen" von Richard Voss erschienen vor Kurzem in der Engelhorn'schen Romanbibliothek. (J. Engelhorn, Stuttgart.)

* * *

„Sonderbare Geschichten" nennt Heinrich Seidel den IX. Band seiner gesammelten Schriften, der demnächst bei A. G. Liebeskind in Leipzig erscheinen wird.

* * *

Ein neuer dreibändiger Roman „Wahrheit" von Paul Heyse soll in Kürze erscheinen; der Verlag ist bisher unbekannt.

* * *

Im Verlag von H. L. von Trautvetter in Berlin erschien soeben „Der deutsche Roman". Ein Mene Tekel von Friedrich W. Ebeling. Das Buch will „in Hinblick auf die dermaligen Bildungszustände des deutschen Volkes in energischer Vorstellung eine Charakteristik der epischen Prosalitteratur seit den letzten 4—5 Jahrzehnten bringen, um deren fast gänzliche Verwilderung zu erweisen, und zwar theils durch den bei den meisten Geschichtsdichtern vorhandenen Mangel an ästhetischen und technischen Vorbedingungen zu künstlerischen Leistungen, theils durch die absolut verworfene weibliche Schriftstellerei, wie durch das Verderbniß der sogen. jüngstdeutschen realistischen Richtung".

* * *

Friedrich Spielhagens Drama „In eiserner Zeit" erscheint nunmehr auch in Buchausgabe. (L. Staackmann, Leipzig.)

* * *

Das Volksdrama „Schuldig" von Richard Voss hat bei seinen Erstaufführungen in Leipzig, Wien und Berlin tiefen Eindruck gemacht und überall stürmischen Beifall ge-

Digitized by Google

funden. — Voß beabsichtigt auch in der nächsten Zeit ein bereits vor drei Jahren vollendetes historisches Trauerspiel „Jürg Jenatsch“ wieder vorzunehmen, um einige Aenderungen, die schon von der Intendanz des königlichen Schauspielhauses in Berlin seiner Zeit bei der Ueberreichung des Drama's gewünscht wurden, anzubringen. Der Stoff zu diesem Stücke ist mit Zustimmung des Verfassers dem Romane Konrad Ferdinand Meyers entnommen. Weiter beschäftigt den Dichter ein neues Volksstück, welches er während des Sommers in seinem Landhause am Königssee, wohin sich Voß Anfangs Mai begiebt, auszuarbeiten gedenkt.

*

Im Wormser Festspielhause wird ein neues Volksschauspiel „Die heilige Elisabeth“ von Wilhelm Henzen aufgeführt werden.

Briefschalter.

J. G. in St. G—n. Sie senden drei Gedichte, in deren jedem einzelnen das verbrauchte Reimpaar „Lust“ und „Brust“ parodirt; und in der That ist dieser charakteristische Umstand, welcher schon äußerlich eine Verflachung des Inhaltes andeutet, auch hier mit einer gewissen Alltäglichkeit des Gedankenganges verbunden. Sie sehen hieraus, daß wir derartige Reime nicht aus pedantischer Engherzigkeit verpönen, sondern weil in der Benutzung derselben für junge Dichter thatsächlich eine Gefahr liegt.

M. K. in L—g „Sehnen“ (mit Aenderungen); O. F. in G—z „Liederfrühling“; H. S. in B—n „Unsterblichkeit“; L. G. in F—n „Beim blühenden Flieder“; T. K. in B—n „Vorbei“; O. S. in D—n „Friedrich Paludan-Müller“ und „Hermanns Botschaft an Mearbod“; J. S. in W—n „Venetia“. Angenommen!

F. S. in K—e (sprachlich nicht glatt und fließend genug); E. S. in St. P—g (ermangelt inhaltlich und formell des poetischen Schwunges); O. F. in H—g (Sie können ungleich Besseres leisten); F. S. in P—f b. S. („Elend — beseelend“: welche Reime!); E. P. in T—n (hüten Sie sich vor Rückschritten); A. P. in W—n (zu engbegrenzte Stoff- und Gedankenwelt); R. H. in B—n und P. B. in B—n (fällt aus dem Rahmen unseres Blattes); ? H. in W—g (zu schattenhaft und an schiefen Vergleichen leidend; übrigens bitten wir, unsere Bestimmungen zu beachten); I. Z. in B—n (lenken Sie Ihren Pegasus vom „Ritt in's altromant'sche Land“ in die lebendige Gegenwart zurück); B. F. in B—n (diese Halbheit zwischen Humor und Ernst ist ohne Wirkung); H. P. in B—g (Einzelnes recht gut, im Ganzen aber zu viel detaillirtes geschichtliches Beiwerk); G. S. in M—n (es kommt nicht nur auf Klangfarbe, sondern ebensosehr auf Länge und Kürze der Reimvokale an); J. K. in H—t (ohne rechte Ursprünglichkeit); T. L. in B—d (keineswegs ohne lyrische Stimmung, aber inhaltlich nicht vollwichtig genug); A. B. in H—au i. E. (zu alltägliches Motiv); J. L. in G—a (ganz bezeichnend, aber doch ein wenig zu starker Tabak); M. E. in W—n (allzu bescheidene Kleinmalerei); E. v. S. in E—n (ohne genügende Eigenart); Dr. R. in H—f; C. S. in S—g; R. G. in F—t; Dr. G. K. in W—n; E. A. S. in R—n; M. G. in S—n; W. J. in W—n. Dankend abgelehnt.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 28. März 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Alexis Aar, Theodor Kenneberg, Arnold Pischinger, Hanns Weber, E. Ehrenberg, Rud. Heim, Detlev Freih. von Liliencron, Ernst Eckstein, Heinrich Zeise, Richard Schmidt-Cabanis, Carl Eugen Schmidt, Otto Breitenhof, Georg Knauer, Math. Fischer, Rudolf Heck, Martha Thurm, Ludwig Wolfmann und F. E. Hartmann. — Schriftsteller-Honorare sonst und jetzt. Von Dr. Adolph Kohut. — Bücherschau. — Litteratur und Kunst. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim“ in Dresden-Striesen.**

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Unterscheidung.

Wenn sie dich einzig ihren Sänger nannte
Und nicht auch ohne Lied für dich entbrannte,
Sei sicher, daß du dich umsonst bemüht,
Auch für den „Sänger" hat sie nicht geglüht.

Sie will verherrlicht sein von deinen Liedern,
Doch dir, dem Manne, will sie nichts erwiedern,
Und hätte dich der Ruhm emporgehoben,
Sie hört in Allem nur sich selber loben.

Einst, wenn ihr die Beglückten ferne bleiben,
Darfst du ein Denkmal deiner Liebe schreiben,
Vielleicht wird man es hören, wird es lesen,
Jedoch ein Wind-Ei blos ist es gewesen.

J. G. Fischer.

Digitized by Google

Schlagworte.

Von **Heinrich Kußmerker.**

Si duo docent idem, non est idem.

In sprachlich logischer Beziehung auch war zuerst das Wort; freilich nicht das Wort, das dem Gegenstande als Name und Bezeichnung zukommt, sondern das Wort als Träger einer Idee oder Anschauung, das Wort im uneigentlichen Sinne, das Wort der hehren Bedeutung. Ein Autor, ein Zufall, ein Ereigniß leiht einem Gedanken, einem Systeme einen bezeichnenden Ausdruck. Wie die Spinne um sich das Gewebe zieht, wie der Staub sich langsam auf einen Gegenstand häuft, wie sich um des Baumes Stamm mit der Zeit Rinde um Rinde legt, — also reiht sich auch an so ein Wort nach und nach Bedeutung an Bedeutung, Meinung an Meinung, Begriffe setzen sich an Begriffe fest, und jenes Wort findet über kurz oder lang eine Auslegung, in welcher der erfindende Autor seine ursprüngliche Idee nicht mehr wiedererkennt. Wir Mitdenkenden und Mitsprechenden aber, wir geben uns nicht die Mühe, den Gegenstand in seiner Ursprünglichkeit, in seinem reinen Kern zu suchen, sondern wir beurtheilen — den Baum nach seiner vielfachen Umrindung, wir beachten und sehen nicht mehr die einfach und nützlich wirkende Raupe, unsere Blicke haften vielmehr an dem Seidengespinnst, und wir kommen in unserer Vergeßlichkeit oft so weit, daß wir die Folge für die Ursache, die Schale für den Kern nehmen. Auf dieses äußere, später entstandene Gespinnst aber bauen wir neue Ideen, bilden neue Systeme, winden neue Schlußfolgerungen, die in den häufigsten Fällen nicht allein nicht im Zusammenhange stehen mit der ersten allein richtigen Grundidee, sondern sich mit ihr geradezu in direktem Widerspruche befinden. Es sind das die namentlich in der Gegenwart stark beliebten Schlagworte, die nicht selten im Reiche der Gedanken zu den größten Irrthümern geführt haben und noch führen.

Die Schlagworte aber üben ihre Verderblichkeit, ihren Fluch so arg in den niedern Kreisen, wie in dem vornehmen Salon, auf dem Gebiete der Litteratur nicht minder wie auf dem wissenschaftlichen Felde, in der Politik nicht seltener, als in socialer, religiöser Beziehung. Ueberall säen sie Mißverstand und Zerwürfniß, Mißbehagen und Unfrieden, sie wecken und verbreiten stets Zwietracht, böse Gesinnung und niedere Triebe und schließen mit häßlichen Wirkungen und Folgen überall, wo Menschen mit Menschen verkehren.

Ich glaube nicht vermessen zu sein, wenn ich behaupte, von Tausenden, denen z. B. die Schlagworte: Naturalismus, Realismus, Idealismus, Denkfreiheit, Gemüthstiefe, Neuzeit, Naturwissenschaft, Socialismus, Antisemitismus u. s. w. u. s. w. wie das pater noster geläufig, sind sich nur die Wenigsten über deren tiefen Sinn und wahre Bedeutung, über Ziel und Zweck klar geworden, nehmen sich die Allerwenigsten die Mühe, sich ein deutliches Bild zu schaffen über die diesen Worten innewohnende Wahrhaftigkeit und Berechtigung. In seinem trägen Nachahmungstriebe findet der Durchschnittsmensch es leicht und angenehm, in den ausgetretenen Bahnen zu wandeln, er plappert gerne nach, was er gehört und gelesen und er sieht es nur als etwas Ueberflüssiges an, darüber nachzudenken, was täglich und stündlich an seine Ohren klingt.

Wie geringem Verständnisse begegnen wir z. B. nicht in der Auffassung von Liebe (in allen Gattungen), Humanität, Ehre, welcher Gefühlsseichtheit für Freundschaft, Freiheit, Stolz, Gerechtigkeit, Wahrheit, Eigenschaften, die Jedermann mit vollem Rechte für sich in Anspruch nehmen zu dürfen glaubt, weil er diese immerfort im Munde führt, weil er sie ungezwungen, uneingeschränkt anwendet, wie etwa das billige Zündholz, wie die Cigarette, deren schöne Rauchwolken ihm eine angenehme Spielerei?!

Nicht zum wenigsten ist diese Oberflächlichkeit in der Behandlung der höchsten idealen Güter dem Umstande zuzuschreiben, daß der Mensch jene Gefühle und Begriffe, die in den Schlagworten sich bergen, mit einem Male fertig in der Sprache vorfindet, daß er sie ohne Controle, ohne Prüfung, Lehre und Verständniß benützen darf. Wer von unserer Gesellschaft wird sich nicht beleidigt fühlen, wenn er gefragt werden sollte, was ist Liebe, was ist Seele, was ist Empfindung, was sind alle die hehren Worte, die das Heiligste und Höchste, das der Mensch nach kampfreichem, seelischem Streben kaum je erreichen kann, darstellen? Wer darf und wird es wagen, der Menge in's Gesicht zu sagen, daß jene zu Schlagworten gewordenen Schönheiten, Empfindungen, Lehrsätze, Freuden und Seelengenüsse Kenntnisse, viele Kenntnisse erheischen, Bildung, um sich ihres Lichtes freuen, Gemüth, um ihre Feinheiten aufnehmen, Adel und Hoheit, um sie genießen zu können, wie es ihr Werth, ihre rechte Bedeutung verdient, wie es ihre Würde von uns unnachsichtlich fordert? —

Als wären es Formeln, die man blos zu nennen braucht, um den Zauber hervorzurufen, Waffen, deren bloße Ergreifung Einen zum Helden machen würde, — sehen wir heute die Meisten mit jenen Schlagworten Kampf und Streit führen, sich unter ihrem Schutze für Sachen und Ideen ereifern und begeistern, von deren wahrhaftem Wesen sie keine rechte Vorstellung haben. Ein wilder Taumel ergreift diese, ein falsches Feuer, blinder Haß und wüthender Fanatismus, mit denen sie

Digitized by Google

Alles niederwerfen, in den Koth zerren, was sich ihrem Willen, ihrer Leidenschaft entgegenstellt. Einmal in den berauschenden Bannkreis eines solchen Schlagwortes hineingerathen, prüfen die Durchschnittsmenschen nicht mehr, ob ihre Ansichten, ob ihre Wünsche und Ansprüche berechtigt oder nicht, sondern speien, durch das gewählte schreckliche Losungswort sich gefeit, sich gerecht, sich berechtigt glaubend, Galle und Unmuth, Schwefel und Feuer auf das sich Wehrende, auf das Gegensätzliche. Ist es doch so leicht, aus einem Schlagworte sich Rechte und Genüsse herzuschreiben! Kostet es doch blutwenig, sich damit über den eigenen Unwerth, über das, was das Schicksal uns versagt, zu täuschen und Andere für das eigene, vielleicht berechtigte, vielleicht vom Lose beschiedene Ungemach, für die Unzufriedenheit in Stellung und Verhältnissen verantwortlich zu machen.

Leute, die nach Schlagworten haschen und leben, haben gewöhnlich keine Gründe für ihre Handlungen. Sie besitzen keine Freiheit des Willens, keine Selbstständigkeit im Denken, keine Ehrlichkeit und keinen Muth für ihre Lebensziele, sie empfinden keine Freude am Gethanen, am Vollbrachten keine Befriedigung. Sie tanzen nach dem Schlagworte und folgen blind Demjenigen, der sich mit falschem Muth oder aus niedern Absichten herausnimmt, das schlagende Zauberwort auf seine Fahne zu setzen. Ihr Ehrgeiz fühlt sich gekitzelt, ihr Thatendrang sich befriedigt in der leichtgeschürzten verlockenden Bewegung, die die Menge wahnsinnig ergreift und fortzieht, und die dem Einzelnen, sonst Geringen, auf eine leichte Art eine gewisse Geltung und Bedeutung verschafft. Freilich stellt sich die bittre Enttäuschung gar bald ein für die Menge, wenn ihr ehrgeiziger Führer in seinen niedern Absichten den Erfolg für sich erreicht hat; stolz und rücksichtslos schüttelt er von sich die Parasiten, die ihm zur Erreichung seines Zwecks gedient, aber wann handelte die Menge nach Ueberzeugung und Vernunftsschlüssen? Ihr Blick ist kurz, ihr genügt schon der Augenblick mit seinen berauschenden Gaukeleien!

Diese Leute sind in der Litteratur leicht zu erkennen an ihrem Phrasenthum, an ihrer Großsprecherei, an der allzu häufigen Anwendung von Citaten anerkannter Autoren, deren Glanz sie mit dieser Anlehnung auf sich zu übertragen glauben; in der Wissenschaft an ihrer Listigkeit und Giftigkeit, an der Hitze der Polemik, an der Geringachtung und der leichtsinnigen Anschwärzung der Gegner; in der Politik an ihrem Chauvinismus, an der Marktschreierei, an der Verleumdungssucht, an ihrer ewigen Unzufriedenheit mit der bestehenden Regierungsgewalt, an dem steten Mißvergnügen und Wechsel von Meinung und Partei; in Glaubenssachen aber sind diese Leute gekennzeichnet mit dem Brandmal der Unduldsamkeit, des blinden Hasses und des Mangels an Mitleid und Barmherzigkeit, mit dem Kainszeichen der Liebloſigkeit und der gemeinen Sucht, den Andern zu unterdrücken, zu beherrschen und zu vernichten.

Diese Alle kennen keine Menschenachtung, weil sie sich selbst nicht kennen, sich selbst nicht achten. Das Schlagwort, der Gemeinplatz sind ihre Götzen, vor denen sie in dem Staube kriegen, sind ihr Alles, dem sie Alles opfern: Menschenwürde, Selbstständigkeit und die Freiheit der Vernunft.

Wohl besteht kein Strafgericht für diese Sünden, kein Forum verlangt den Befähigungsnachweis für den Gebrauch tiefsinniger, bedeutungsreicher Worte, die oft ganze Systeme, Philosopheme in sich bergen. Und so leicht ist es eben nicht, diesem Uebel zu steuern. Aber doch kann und muß dem entgegengearbeitet werden. Diese Aufgabe fällt vornehmlich den Männern der Feder zu, Denjenigen, die sie mit Ernst und Gewissenhaftigkeit, mit Beruf und Geschick führen. Diese haben die Menge in einemfort aufzuklären über ihre falschen Begriffe und Vorurtheile, über ihre Einseitigkeit, Beschränktheit und über ihre Mißverständnisse; sie müssen ihr zeigen, welche unnütze, schiefe und falsche Bahnen sie wandelt und welche Gefahr und Verderblichkeit die geflügelten Worte in sich bergen, wenn man sie nicht recht und gebührlich versteht. Sie haben endlich die Fanatiker der Schlagworte zu belehren, daß jeder Mensch eine *eigene* Seele hat, was mit andern Worten sagen will, daß er stets seinen *eigenen* Weg wandeln, seine Aufgabe *selbst* erkennen und stets in Liebe und Klarheit die Gemeinsamkeit fühlen muß, in der und für die er lebt und arbeitet. Denn nur das allein kann dem Menschen, in welchem Kreis er auch wirkt und lebt, Liebe und Ruhe, Heil und Befriedigung bringen. Das allein führt zur Selbstachtung und Achtung Anderer, zur Liebe und Werthschätzung seines Nächsten, zur Erkenntniß und Erreichung des Erreichbaren im schweren Kampfe des Daseins.

Digitized by Google

Zukunftsträumen.

O wunderſames Zukunftsträumen!
Wie füllſt du ſchon die junge Bruſt!
Welch' Drängen, Schwellen, Ueberſchäumen
Ziel unbewußter Thatenluſt!
Kein Meer, das ſie nicht überſpränge;
Kein Berg ſo ſteil, kein Thurm ſo hoch,
Den zu erklimmen nicht gelänge ....
Wohl dem, den nie der Traum belog!

O wunderſames Zukunftsträumen!
Der Mann erſchaut das ferne Ziel —
Es zu erſtreben, hemmt kein Zäumen;
Nichts iſt zu ſchwer und nichts zu viel.
Empor! und wär's in Wolkenzonen —
Er fühlt des Adlers Kraft zum Flug ....
Erträumtes Glück, wirſt du ihm lohnen?
Biſt du des Ringens werth genug?

O wunderſames Zukunftsträumen!
Die Sonne ſinkt, die Arbeit ruht;
Die Wolken mit den goldnen Säumen,
Sie tauchen ſchon in Abendgluth ....
Ob du errangſt das Glück im Spiele,
Ob all dein Hoffen iſt zerſchellt —
Du armes Herz träumſt neue Ziele
Und letztes Glück — in andrer Welt!

Aug. Baumann.

Der Mutter Geburtstag.

Es lacht ſo froh der Wonnemond,
Die Knospe ſprengt die enge Hülle,
Und herrlich über Flur und Au
Ergießt ſich reichen Segens Fülle.
Es klingen hell in Buſch und Feld
Dem Lenz zum Lobe tauſend Lieder,
Die Zeit der Schwermuth iſt vorbei,
Die Liebe führt das Scepter wieder!
Die Liebe ſtärkt in jeder Bruſt
Auf's Neue Hoffnung und Vertrauen,
Sie färbt den Buſch mit friſchem Grün,
Sie läßt den klaren Himmel blauen,
Sie malt, wenn kaum die Nacht entflieht,
Der Wolke Saum mit rothem Golde,
Sie weckt Geſang und Freud' und Luſt,
Sie lockt den Duft aus Kelch und Dolde,
Sie drückt auch mir mit ſanftem Zwang
In ungeübte Hand die Leier,
Zu preiſen unſer Frühlingsglück
Und unſers Hauſes Maienfeier.
Die Liebe, die die Welt belebt
Mit frohem Reigen, muntrem Singen,
Die läßt in unſrem trauten Heim
Den vollſten Wiederhall erklingen.
Denn was im Baß und Bariton
Verkünden froh des Waldes Gäſte,
Iſt nur ein frohes Tafellied
Zu unſers Hauſes Freudenfeſte.
Ein Jeder feiert fröhlich mit,
Bringt, was er hat, dich zu beglücken,
Die ganze Welt ſcheint ſich mit uns
Zu deinem Wiegenfeſt zu ſchmücken.
Und Alles bringt mit Sang und Klang
Dir ſeinen Glückwunſch froh entgegen;
Dir, Mutter, gilt der Jubelgruß!
Es lebe unſer Maienſegen!

Arthur Rehbein.

Digitized by Google

Frühlingspredigt.

Nun scheucht die Erde wieder
Von sich des Winters Traum,
Und tausend Jubellieder
Erschall'n im Lindenbaum.

Ein lichtgebornes Leben
Zersprengt des Eises Band,
Und linde Lüfte weben
Der Schöpfung Brautgewand.

Nun gieb dein Leid, dein Mühen
Den Düften und dem Licht:
Jetzt muß der Dorn selbst blühen,
Der dir das Herz zersticht! —

Richard Erfurth.

Venetia.

Gleich einem silbernen Schwane
Schwebt hin des Gondels Zier.
Es singt auf schaukelndem Kahne
Sein Lied der Gondolier.

Und Antwort hallt aus der Ferne
Wie Zephyrs Hauch so leis —
Am Himmel wandern die Sterne
In ewig harmonischem Kreis.

Beim Mondschein, dem silberhellen,
Vergessen wir Zeit und Raum,
Das Lied schwebt über den Wellen,
Gleich einem wonnigen Traum.

Josef Schmid-Braunfels.

Liederfrühling.

Ein Liederfrühling schläft in meiner Brust,
Ob Eis und Schnee auch rings die Fluren decken,
Gestaltlos noch, mir selber kaum bewußt, —
Wird einst die Muse ihn zur Blüthe wecken?

Und wenn sie käme und mit holder Hand
Gestaltete, was ich nur träumend sehe,
Für das ich wachend keine Worte fand,
Was ich mit Zagen nur der Welt gestehe,

Ob ich so froh noch und so glücklich wär',
Als da ich weltvergessen sann und träumte,
Da manchmal mir das volle Herz so schwer
Und plötzlich dann in frischer Jugend schäumte?

Komm', was da mag! Willkommen Leid wie Lust!
Mich soll des Lebens kalter Hauch nicht schrecken:
Ein Liederfrühling schläft in meiner Brust,
Mag Eis und Schnee auch rings die Fluren decken!

Otto Fischbach.

Digitized by Google

Sehnsucht.

O sonnige, wonnige Frühlingszeit!
O blaue, lockende Ferne!
Weit breite der Sehnsucht Schwingen ich aus,
Möcht' fliegen in's leuchtende All hinaus,
Bis an die Bahnen der Sterne.

Wohl nickt mir in's Fenster der Apfelbaum,
Mit Blüthenflocken beladen;
Im Gezweig perlt silbern der Morgenthau,
Doch ich, ich möcht' droben im Aetherblau
Die durstige Seele mir baden.

O trage, du flüchtiger Frühlingswind,
Empor mich zu Wolkensäumen!
Am Erdenstaub haftet das Erdenleid,
An den goldnen Pforten der Ewigkeit
Erst laß mich rasten und träumen. —

Auf schwindelnden Bahnen geht es zum Licht,
Tief drunten dunkeln die Wogen;
Manch stolzes Schifflein auf brandendem Meer
Zog hoffnungsbefrachtet fröhlich einher,
Bis nächtige Klippen es trogen. —

Wohl heben trotzig das schneeige Haupt
Die Berge stolz in die Lüfte,
Doch steil sind die Bahnen zum Felsengrat,
Steil, wie zu irdischem Glücke der Pfad,
Und finster drohen die Klüfte. —

Verwehte Blüthen, zerflattertes Glück
Drunten auf irdischen Wegen;
Ein Lichtmeer droben, ein sonniger Strand, —
O, trüge dem ewigen Heimatland
Mein Frühlingstraum mich entgegen.

O, daß doch nimmer zum Erdengetrieb
Zurück die Menschen mich riefen!
Versinken möcht' ich im leuchtenden All,
Im Aether vergehn, wie der Sonnenball
Verglüht in der Meerfluth Tiefen! —

Anna Voigt.

Sehnen.

Nach den Sternen schweift der Blick,
Sehnend breit' ich aus die Hände
Nach dem ew'gen Himmelslicht,
Nach der Liebe ohne Ende.

Dann, als lohn' er ein Gebet,
Giebt mir Gott, was ich ersehne:
Und im Herzen wunderbar
Wandelt sich zum Lied die Thräne.

Max Kunze.

Digitized by Google

Wenn die Kinder mit Laternen gehn.

Abends, wenn es dunkel wird
Und die Fledermaus schon schwirrt,
Gehn wir mit Laternen aus
In den Garten hinter'm Haus
Und im Aufundniederwallen
Lassen wir das Lied erschallen:
„Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne!"

Wie so lieblich aus dem Grün
Fern und nah die Lichter glühn,
Schimmern auf den hellen Steig,
Spiegeln sich im schwarzen Teich.
Rosig aus dem Dunkel leuchtet
Manche Blume, thaubefeuchtet.
„Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne."

Plötzlich aus dem Wolkenthor
Kommt der gute Mond hervor,
Wandelt seine Himmelsbahn
Als ein Hauptlaternenmann,
Leuchtet bei dem Sterngefunkel
Lieblich aus dem blauen Dunkel.
„Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne!"

Ei, nun gehen wir nach Haus,
Blasen die Laternen aus,
Lassen Mond und Sternelein
Leuchten in der Nacht allein,
Bis die Sonne wird erwachen,
Alle Lampen auszumachen.
„Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne!"

Heinrich Seidel.

Persischer Vierzeiler.

Tröstung hast du mir gespendet, als ich siech und todeswund,
Aber kalt dich abgewendet, nun ich vor dir steh gesund;
Von des Leibes bittern Schmerzen hast du Heilung mir gebracht,
Aber mir den Tod gesendet in der Seele tiefsten Grund.

Alfred Schöne.

Offenbarung Johannes 3, 14—15.

„Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde."

Ein Sünder heißt euch, wer den Feind erschlug,
Verführt von heißen Blutes jähem Schwall;
Verachtung trifft den Schuft, der schlangenklug
Des Nachbars Ehre schleichend bringt zu Fall;
Das Zuchthaus lohnt des Räubers frecher That,
Verbannung, Tod dem Vaterlandsverrath,
Doch eine Sünde wandelt hier auf Erden
Mit offnem Antlitz, friedlichen Geberden
Und schandenfrei, die schlimmer hundert Mal
Als all die andren; die zu Noth und Qual
Verdammt Millionen heitren Angesichts,
Bis selbst sie reif zum Tage des Gerichts.

Digitized by Google

Harmlos erscheint sie in der Schwestern Schaar,
Der wilden Furien mit dem Natternhaar;
Ihr Alle könnt sie täglich, stündlich sehn
Rothwangig, lächelnd euch vorübergehn,
Die Aeuglein wasserblau, ein wenig matt,
Mit Welt und Gott zufrieden, glatt und satt.
Doch wie sie auch mit frommen Mienen gleißt,
Ein Mittel giebt's, das ihr vom Antlitz reißt
Die Larve, so die Arge vorgebunden:
Zeig' ihr des Menschendaseins tiefste Wunden,
Das Elend, das in Vorstadtkellern haust,
Das Laster, das auf Kinderstirnen schon
Den Stempel drückte mit der Eisenfaust,
Sibiriens Greuel, wo mit lautem Hohn
Betrunkne Schergen die Gefangnen knuten,
Bis auf dem faulen Stroh sie sich verbluten,
Und Irlands Pächter, die der Britenlord
Im Winter jagt aus ihrer Hütte fort;
Zeig' Alles, was dich packt mit kalten Schauern; —
Ihr weckt es kaum ein flüchtiges Bedauern,
Und achselzuckend, stillen Groll im Innern,
Daß du's gewagt, sie taktlos zu erinnern
An all das unermessne, bittre Leid,
Mit kühler Ruhe giebt sie dir Bescheid:
„Jawohl, 's ist schlimm; ich hab' es auch gelesen,
Doch freilich ist es immer so gewesen,
Seit Menschen sich umher auf Erden treiben,
Und wird, — wer ändert's? — wohl auch stets so bleiben!" —
Dann geht sie, heiterlächelnd, zum Souper,
Zum Ball, Theater, zu der Soirée . . .
Und wollt ihr wissen, wie sie sich benennt,
Die schwerste Sünde, die das Leben kennt:
Die Laßheit heißt sie, die Mattherzigkeit,
Der herbste Fluch, die Geißel jeder Zeit,
Vor der das große Rom zusammenbrach,
Verfault in schnöder Lust und feiler Schmach;
Vor der vielleicht zum zweiten Mal vergeht,
Was Großes, Schönes auf der Welt besteht. —
Zu träg zum „Ja!", zu feig zum festen: „Nein!"
Mischt sie mit Wasser der Begeistrung Wein;
Ein trübes Zwielicht ist ihr Element,
Drin keine Farbe klar der Blick erkennt;
Im Schlamm ersticken will sie jede That,
Die aufwärts weist vom breiten Heerdenpfad.
Wer einmal sich in ihrem Sumpf verlor,
Steigt nimmermehr daraus an's Licht empor;
Verachtung soll ihn wie ein Netz umgeben,
Bis ihn der Tod vom Futtertroge reißt,
Denn jeder Fehl hienieden wird vergeben,
Doch nicht die Sündenschuld am Menschengeist!

Reinhold Fuchs.

Digitized by Google

An den Stern von Bethlehem.*)

O Stern von Bethlehem, vor grauen Jahren
Stand'st leuchtend du ob jenes Kindes Krippe,
Von dem einst großes Heil uns widerfahren.

Du leitetest zu seinem dürft'gen Stalle
Die Könige des fernen Morgenlandes,
Daß sie ihm huldigten mit Jubelschalle,

Ihm, dessen Mund der Welt, der selbstsuchtkranken,
Als lehrend er darnach durchzog die Lande,
Gepredigt einst den größten der Gedanken:

Es soll'n die Menschen sich als Brüder achten;
Und Liebe allen, Liebe stets zu weihen,
Sei unsrer Seele nimmermüdes Trachten!

Doch schlecht ward ihm gelohnt, was fromm er lehrte,
Es hat die Welt ihn kalt an's Kreuz geschlagen,
Nur Wen'ge waren's, die sein Mund bekehrte.

Du aber schwandest aus dem Sternenreigen,
Und heut, erst heut nach unermessnen Tagen
Beliebt dir's neu, dich unserm Aug' zu zeigen.

Ein andres Antlitz zeigt die Welt dir heute,
Wie viel des Neuen ist dem Nichts entstiegen!
Und Altes ward des Zeitenlaufes Beute.

Doch wenn, o Stern, aus Himmelshöhn, den hehren,
Du niederblickst, sag' an: Siehst du in Geltung
Und treu befolgt den Kern der Christuslehren?

Siehst du gebändigt rings der Selbstsucht Triebe?
Und brach schon an, das mahnend er gepriesen,
Das hehre Reich all-ein'ger Menschenliebe?

Kleinmuth bei solcher Frage will mich fassen,
Denn mächtiger noch immer als die Liebe
Erfand ich in der Menschenwelt das Hassen.

Jedweder steht des Andern Gier im Wege,
Und wilder Streit um schnöde Lebensgüter
Führt nach dem Gegner stets noch grimme Schläge.

Dem eignen gleich der Andern Wohl erachten,
Dem eignen gleich der Andern Leid empfinden,
Wie Viele sind, die selbstlos es vollbrachten?

---

*) Im Jahre 1883 erscheint auf's Neue im Bilde der Cassiopea der veränderliche Stern, welcher nach astronomischen Berechnungen bei Christi Geburt über dem Haupte der Hirten geleuchtet hat und dessen Wiederkunft Wallenstein umsonst erwartete. (Zeitungsnotiz.)

Digitized by Google

Ja, Selbstsucht rast noch stets mit Geierkrallen
Und übt noch stets so grauenvolle Thaten,
Daß oft mich Scham, ein Mensch zu sein, befallen.

Und Streit, der tobt im Einzelnen und Kleinen,
Die Völker auch hetzt er zu grausen Schlachten
Und deckt das Feld mit bleichenden Gebeinen.

Viel schlimmer starrt als je die Welt in Waffen,
Und feinster Kunst vielweiser Staatenlenker
Bedarf's, der Welt des Friedens Gut zu schaffen.

So, edler S ern, ist's heut bestellt auf Erden,
Und oft schon wollte trauernd mich bedünken,
Als könnte Christus neu geboren werden.

Entschwinden wirst auf's Neu' du unserm Blicke,
Und wenn du kehrst, dann werden neue Völker
Vollenden ihre wechselnden Geschicke.

Doch dann, o dann, wird ruhn der Streit, der herbe?
Ich sage „nein"; denn riesig, unbezwingbar
Bleibt Selbstsucht stets der Menschheit schlimmes Erbe.

Albert Möser.

Hochzeitlied.

An Friedrich Hebbels Tochter.

Es soll des Dichters blondes Kind
Nicht von der Mutter gehen,
Eh' nicht gefüllt die Gläser sind:
Auf fröhlich' Wohlergehen!

Du bist von Jugend auf beglückt,
So früher, wie auch heute,
Mit Anmuth und mit Geist geschmückt,
Nun auch dem Kranz der Bräute.

Dir ward des Lebens schönste Gunst
Durch deiner Eltern Walten:
Der Vater schuf mit seiner Kunst
Die mächtigen Gestalten.

Der Mutter sahst du zu, wenn sie,
Was herrlich er erdachte,
Mit plastisch edler Phantasie
In die Erscheinung brachte.

So ward dein Geist geweckt, gestärkt
Mit schönster Himmelsspeise;
Nimm, was du Jenen abgemerkt,
Mit auf des Lebens Reise.

Das Leben ist ein Kunstwerk auch,
Du wirst dir's schön gestalten;
Wohlthut von Poesie ein Hauch
Auch in des Hauses Walten.

Selbst zu des Herdes Funken soll
Sich der des Geists gesellen;
Dem Gatten wirst du anmuthvoll
Dann auch das Haus bestellen.

Und der hineintritt nur als Gast,
Dem auch wird wohl zu Muthe;
Das ist, was du zum Erbe hast,
Das stammt vom Dichterblute.

Ludw. Aug. Frankl.

Digitized by Google

Chor und Reigen ſeliger Geiſter.

In des Aethers reinem Glanze
Welch ein wunderſelig Leben!
Leichtes Auf- und Niederſchweben
In gemeſſ'nem Reigentanze!
Von den Sternen zu den Sternen
Schweifen die verklärten Blicke,
Unter uns in Weltenfernen
Walten dunkle Mißgeſchicke.

Nebelſchatten, Mondgeſichte
Sanken in das Reich des Traumes,
Als zur Herrſchaft wir des Raumes
Kamen, auferweckt vom Lichte.
Durch befreite Lüfte ſchoſſen
Tauſendfach die Strahlenblitze,
Und verjagt, auf Wolkenroſſen
Floh die Nacht vom alten Sitze.

Rings begann ein großes Jagen,
Und wir jauchzten im Vereine,
Als der Himmel alle ſeine
Sonnenaugen aufgeſchlagen.
Da verging vor unſern Blicken
Bangen Dunkels letztes Grauen,
Uns zum ewigen Entzücken
War das Meer des Lichts zu ſchauen.

Mitleid und Erbarmen Allen,
Die, verwirrt und gluthgeblendet,
Sich zur Nacht zurückgewendet,
Von den Unſern abgefallen!
In der Dämmrung Zwiſchenreichen
Feſtgebannt an ſchwarze Schollen,
Müſſen ſie durch's Leben ſchleichen
Blöden Auges unter Grollen.

Was in Schwachheit ſie verſchuldet,
Soll noch Kind und Enkel tragen,
Und das ſchwere Loos mit Klagen
Wird von Neuem ſtets erduldet.
Immer werden Tag' und Nächte
Kämpfend dort auf's Neue ringen,
Und kein Glanz von Oben brächte,
Was die Dämmrung könnte zwingen.

In gefärbten, matten Strahlen
Fällt das Licht gebrochen nieder,
Und zurück zum Aether wieder
Kehrt es nie von jenen Thalen;
Nicht zum Fluge mehr erhoben,
Irrt es hin im Schattendunkel,
Und vergebens winkt ihm droben
Seiner Heimat Sterngefunkel.

Was in Ewigkeit unendlich
Von der Ewigkeit geboren,
Iſt dem Erdenrund verloren,
Bleibt ihm ewig unverſtändlich.
Zu den engbegrenzten Kreiſen
Geht hinunter keine Kunde,
Bleigewicht und Zeiger weiſen
Ihren kurzen Lauf der Stunde.

Doch an der Gefallnen Herzen
Zehrt ein mächtiges Verlangen
Nach dem Reiche, das vergangen,
Eine Sehnſucht dunkler Schmerzen.
Den Verlornen zum Verderben
Iſt ein Heimweh noch geblieben,
Und es quält ſie, bis ſie ſterben,
Daß ſie hoffen, glauben, lieben.

Max Kalbeck.

Der Zecher.

Ein ernſter, ſinnender Zecher
Saß auf der ſteinernen Bank;
Er faßte den ſchäumenden Becher
Und trank und träumte und trank.

Wohl ſah er die frohen Genoſſen
Und hörte den jubelnden Sang;
Doch feſt blieb der Mund ihm geſchloſſen
Beim dröhnenden Becherklang.

Als Alle ſangen ſo munter
Von der Liebe ſeligem Bann,
Da — über die Wange herunter
Ihm eine Thräne rann.

Er blickte ſtumm gar lange
In den vollen Becher hinein,
Die Thräne von ſeiner Wange
Fiel in den perlenden Wein.

Franz Robert.

Digitized by Google

Spielmannslied.

„Sag' an, du luſtiger Fiedelmann,
Wer lehrte dich Lieder ſingen?" —
Das waren die Vögel im grünen Tann,
Der Herbſtwind auf brauſenden Schwingen.
Im Walde lernt' ich an dem Bach
Auf jungen Weiden pfeifen,
Lernt' unter dem rauſchenden Blätterdach
Die tönenden Saiten greifen.

Das ſchönſte Lied, das beſte Lied,
Das will ich noch erproben.
's klingt nicht im Wald, 's klingt nicht im Ried,
Nicht in des Nordſturms Toben.
's klingt, wenn die Welt in tiefem Traum
Ausruht in ſeligem Schweigen,
's klingt an des ewigen Himmels Raum
Zu der Sterne goldenem Reigen.

Und darf ich in glücklicher Sommernacht
Dies hohe Lied erlauſchen,
Nicht will ich's um aller Lande Pracht,
Um alles Gold vertauſchen.
Ich zäume mein Rößlein mit ſilbernem Zaum
Und ſcheue nicht Leid, nicht Beſchwerden,
Und ſpäh' durch der fernſten Reiche Saum
Nach dem herrlichſten Weibe auf Erden.

Dann will ich die Laute am Purpurband
Mit goldenen Saiten beziehen,
Und will der ſchönſten Frau im Land
Beſeligt zu Füßen knieen,
Und will in dem Liede vom Sternenſchein
Um ihre Minne werben,
Und kann ſie nimmer mein eigen ſein,
Dann will ich ſingen und ſterben.

Max Heißler.

Vergieb.

Ich that dir wehe, vergieb, vergieb!
Ich habe dich ja unendlich lieb!
Das Herz iſt mir von Leid ſo voll,
Ich weiß nicht, wie ich's ertragen ſoll,
Vergieb mir, o vergieb!

Nicht endet, ſo lange die Welt ſich dreht,
Nicht endet, wenn ſie in Trümmer geht,
Mein tiefes, unendliches Herzeleid;
Ich finde nicht Ruh' in der Ewigkeit,
Wenn du mir nicht vergiebſt.

O wende dich zu mir, erbarm' dich mein!
Noch lebt deine Liebe, o ſarg' ſie nicht ein!
Es glimmt noch ein Funke der alten Luſt,
Entfach' ihn zur Flamme an meiner Bruſt,
Vergieb mir, o vergieb!

Anna Wendel-Marburg.

Digitized by Google

Hermanns Botschaft an Marbod.

Tacit. Ann. II.

Auf dem Hochsitz thront der Herrscher Marbod, Herr der Markomannen,
Reicht das methgefüllte Urhorn mit dem Goldfuß in die Rund'.

Mächt'ger Recken Glieder reihen rings sich um die Eichentafel,
Breitgegurtet, Arm und Nacken reich mit goldner Zier geschmückt.

Saiten klingen, Lieder schallen durch die hohe Fürstenhalle,
Daß im Echo widertönen Schild und Schwerter an der Wand . . .

Plötzlich schweigt der Klang der Harfen und herein zur Halle schreiten
Hohe, gerbewehrte Männer, Boten vom Cheruskerstamm.

Willkommgruß und deutscher Handschlag! „Erst das Methhorn, dann berichtet,
Wer euch sendet, welche Botschaft ihr uns bringt vom fernen Gau!"

König Marbod hat's geboten, und die Fremden nicken schweigend,
Lassen schweigend an der langen Methbank nieder sich zum Trunk.

Einen mächt'gen Schädelbecher füllt die schlanke Fritigilda
Und der Sprecher der Cherusker leert ihn aus in einem Zug.

Auf sein breites Schwert sich stützend, heischt das Wort er für die Botschaft.
Still wird's in der weiten Runde, voll und klar ertönt sein Wort:

„Heil dir, König Marbod! Heil dem tapfern Markomannenvolke!
Ruft euch Aimo Guntrams Sproß zu, Herr des Hermunburengau's!

Hermann sendet uns, der Sieger, bietet Brudergruß und Bündniß
Euch, der Südmark treuer Grenzhut, ruft euch auf zu Männerthat.

Seht, des ländergier'gen Römers Kurzschwert blitzt auf beiden Seiten,
Schanzen, Warten thürmen hier sich an der Donau, wie am Rhein.

An Germaniens beiden Thoren, an der Marach, an der Lippe
Rüsten Schaaren sich zum Einbruch, reiht Legion sich an Legion!

Nimmer rasteten die röm'schen Wölfe vor Germania's Pforten,
Bald von allen Höhen schauten wir den Feind in unserm Land.

Sechzigtausend Wälsche streckte Hermanns Rächerhand zur Erde,
Weithin deckt die grause Walstatt ringsum bleichendes Gebein.

Fiel uns auch der Wolf vom Nacken, ist das Werk d'rum nicht vollendet,
Eh' nicht alle Stammgenossen stark und stolz zusammenstehn!

D'rum die Gaue an der Waldach, alle Mannen um die Marach, —
Alle, die noch fernhin wohnen gen der Osterberge Saum —

Sammt den Siedlern in der Tiefe bis zum Markstein eurer Grenzen —
Starke Helden! Alle bietet Hermann auf zum Freiheitsstreit!"

Digitized by Google

Sprach's und aus der Ledertasche an dem Sattel seines Hengstes
Holt der Bote seine Beute aus der Teutoburgerschlacht.

An den blutgetränkten Haaren hält er einen schwarzen Schädel —
„Varus trug ihn, jener Räuber, bis die Rache ihn gefällt!"

Sieh! da heben von den Bänken rings sich mächt'ge Schlachtkeilführer —
In den Schilden längs der Wände spiegelt sich das bunte Bild.

Gierig lauschen sie der Botschaft von der großen Hermanns-Waldschlacht,
So sie siegreich drüben schlugen an der heil'gen Teutoburg.

Einer nur hebt finster-sinnend sich vom Hochsitz — König Marbod —
„Morgen!" spricht er zu den Boten, „den Bescheid nach Väterbrauch!"

Aber laut erhebt die Stimme Katwald, Rodegari's Sprosse,
Und der junge Gothenherzog hält das traute Trinkhorn hin:

„Füllt mit neuem Trunk das Methhorn! bringt's den Brüdern fern am Rhein!
Tod den Feinden deutscher Erde! stimmet in den Schwur mit ein!

Wie ihr dort die Grenze hütet — stehn allhier wir eichenstark!
Schirmet ihr die Rheinstromgrenze — schirmen wir die Donaumark!

Mag der Feinde Macht sich stürzen über uns, ein brausend' Meer,
Rücken gegen Rücken deckend sind' er uns, ein einzig' Heer!"

Und das Gunt-Horn tönet mächtig, Schild- und Schwerterschall erklingen,
Liederfrohe Kriegerkehlen stimmen an den Siegessang ...

Lang noch zecht die Schaar der Recken in der festgeschmückten Halle,
Nur der Sänger träumt den süßen Traum der deutschen Einigkeit ....

Ottokar Stauf von der March.

Vorbei.

Einst klopft' das Glück an meine Thür,
Ich kannt' es nicht, hatt's nie gesehn,
Drum schob ich bang den Riegel für
Und ließ es harrend draußen stehn.

Da ging es fort. — Im Nachbarhaus
Ließ man's mit hellem Jubel ein,
Sie ließen's gar nicht mehr heraus —
Mocht' ihnen wohl bekannt schon sein!

Nun blick' ich mir die Augen feucht,
Umsonst! Ich sah's vorübergehn —
War's meine Schuld, daß ich's verscheucht?
Ich hatt's ja nie zuvor gesehn!

Theo Kirsch.

Digitized by Google

Frühroth.

Frühlicht schimmert auf den Hügeln
Wie ein rother Rosenschleier,
Auf des Lichtes Zauberflügeln
Naht die stille Morgenfeier;
Leise klingt aus meinem Herzen
Ahnend ein Gebet hervor,
Wie des Weihrauchs Opferdüfte
Steigt zum Himmel es empor.

Wie die ersten Strahlen beben
Und sich durch das All ergießen,
Scheint ein neues, frisches Leben
Ueber alle Welt zu fließen,
Und in meine düstre Seele
Dringt ein heller Hoffnungsstrahl
Wie ein Trosteswort vom Himmel
In des Lebens bange Qual.

Ludwig Wolkmann.

Strandidyll.

Die junge Fischerin rastet am Strand,
Im Schooße den lockigen Jungen, —
Das Meer hat in Schlaf ihn gesungen, —
Noch hält ein Steinchen die rosige Hand.

Ihr Blick streift über die leuchtende Fluth,
Wo Segel sich dehnen im Winde,
Zurück dann zum träumenden Kinde
Und lächelnd wehrt sie der Sonnengluth.

Sie ruhen, bis sich die Sonne dort neigt
Und die Nachen zum Strande lenken,
Bis rauschend die Segel sich senken,
Und der Barke winkend der Vater entsteigt . . .

Valentin Trandt.

Unsterblichkeit.

Träumerisch rauschet um Salamis' Eiland
Friedlich gewiegt die bläuliche See. —
Ueber die Höhen der Sunionberge,
Die sich umsäumen mit rosiger Gluth,
Steigt des erwachenden Tages Leuchte,
Feierlich hehr der Sonnenball. —
Weithin erstrahlt die schwellende Fluth,
Und im azurenen Grunde des Himmels
Ragen die Säulen des Parthenon. —
Duftige Kühle fächelt der Westwind,
Und es mahnt sein trauliches Flüstern

Digitized by Google

Mich an längst versunkene Zeit:
Friedlich wogte das Meer um das Eiland. —
Mannheit und Rechtsinn und eines Einz'gen
Göttliche Klugheit hatte die Herrschsucht
Purpurtragender Meder gestraft,
Und über Hellas' gesegnete Fluren
Ging die Sonne der Freiheit auf! — —
Hörst du es wohl im Lande der Geister,
Griechenlands Retter aus tiefster Noth?
Hörst du das Lied voll unsterblichen Ruhmes,
Hörst du den Wind und das ewige Meer,
Hörst du es, großer Themistokles? —

Hermann Schilling.

De Kirchenbuß.

(Mecklenburger Platt).

Von Friedrich Franz den Jersten let[1])
Sick mennig Stück vertellen,
Kann ok nich All, wat schrewen steht[2])
Von em as Wohrheit gellen.
Un wenn dit Stück nich von em is,
't wier doch man schad, dat is gewiß,
Wull ick dat anners mellen.

Sick mal de Seestadt antosehn,
Wier he[2]) nah Hamborg kamen.
He güng man enfach[2]) un alleen[2])
Un Nüms[3]) wüßt sienen Namen;
He güng de Krüz, he güng de Quer,
Ken Deuwel frög „wuhen? wuher?"
Ken Deckel würd afnahmen.

De „Jungfernstieg" geföll em sihr,
Un säker[4]) will ick menen,
De smucken Jungfern noch vel mihr,
So fixing up de Benen,
So rank un slank, so prall un drall,
Mit Schelmenmund un Ogen grall[5])
Tom Schaden Mennig-Enen.

Ok in 'ne Kirch bi-weg-lang[6]) kem
He jüst an'n Sünndagmorgen;
Bi Den he dor sien'n Platz innehm,
Den blew't nich lang verborgen,
Dat he en „Butenminsch"[7]) man blot,
Sien Achtung wier dorüm nich grot,
Doch hellschen grot[8]) sien Sorgen.

So'n Lump, denkt he, de set't sick dal
Ganz preißlich[9]) in uns' Midden!
De Snurrer hett, der Deuwel hal,
In'n Bübel kum dre Witten[10]);
Un De will kieken noch mit mi
In mien Gesangbok? Ick will Di! —
Un bass! let he em sitten,

Un rückte von den Herzog furt,
As künn em de besmutzen.
Herr Friedrich Franz, de säd ken Wurt,
Würd blot de Näs' sick putzen;
Klingling! de Klingelbübel geht,
En Markstück is em gor nich leid,
Mag ok sien Nahwer[11]) stutzen.

He legt dat Markstück vör sick hen,
Klingling! — Nu kiek den Pracher!
Uns' Kopmann denkt: wat is he denn?
Driwt woll so'n Beten Schacher? —
Sien'n Schilling schüwt he dorüm rasch
Trüg, grotbrittahnsch langt ut de Tasch
He nu dat Duwweltfacher.

Klingling! Klingling! — Un webber mal
Würd Friedrich Franz sick rögen,
Legt enen Dahler vör sick dal.
Wat würd de Nachwer ögen! —
Na, denn up't Frisch man bi dat Geld,
Nu man Dukaten hergetellt —
O, wat sien Süfzer flögen!

Un legt de Herzog e n e n dal,
De Anner kann't nich laten,
Grippt in de Tasch, üm jedes Mal
Dat D u w w e l t e to faten.
Klingling! de Klingelbübel geht,
Klingling! de Köster vör em steht,
Un nu „Abschüs!"[12]) Dukaten.

So'n Stücker twintig wieren dat;
't wier schändlich, so vergewens!
Nu kümmt de „Butenminsch", — doch wat?
De makt nich vel Uphewens,
He rakt[13]) sien Geld tosamen rasch,
Schüwt't ruhig — — webber in de Tasch,
Ei, Herr du meines Lewens!

---

[1]) ließe. [2]) auch „steiht", „hei", „einfach", „allein", je nachdem mehr oder minder breit ausgesprochen. [3]) Niemand. [4]) sicher. [5]) grell. [6]) im Vorbeigehen. [7]) Mensch von draußen. [8]) entsetzlich groß. [9]) vornehm, hoheitsvoll. [10]) alte Scheidemünze. [11]) Nachbar. [12]) Adieu. [13]) rafft.

Digitized by Google

Man blot sien ierstes Markstück blank
Dat lett he lustig klingen.
De Anner argert sick halw krank,
Mücht ut de Hut[14]) rutspringen.

To Petri wier't in'n Gotteshus,
Wu disse harde Kirchenbuß
Den Hochmod müßt bedwingen.

Ernst Hacker.

14) Haut.

Tragische Liebesgeschichte.

Seht, der Kater Hidigeigei
Wandelt einsam auf dem Dache
Melancholisch ernst und traurig.
Hidigeigei's Zustand ist ein
Durch und durch erbarmungswürd'ger:
Selbst das allerbeste Futter
Will nicht schmecken, Hidigeigei
Wankt einher fast wie ein Schemen.
Ja, als jüngst ihm unversehens
Eine schlanke Rattenjungfrau
In die Tatzen lief, da zupft er
Zärtlich nur ihr holdes Bärtchen,
Sah sie schmachtend an und seufzte,
Seufzte tief und ließ sie laufen. —

Sind die Mäuse ausgestorben?
Drohet Krieg uns von den Hunden?
Oder leidet unser weiser
Hidigeigei an der Schwindsucht?
Also fragten Katz' und Kater.
Doch es lebten noch die Mäuse,
Krieg auch drohte nicht den Katzen,
Auch die Schwindsucht war nicht Ursach',
Daß der arme Hidigeigei
Täglich bleich und bleicher wurde:
Doch ich merke wohl, langweilig
Sind euch meine Redensarten,
Und so sag' ich's kurz und bündig:
Hidigeigei ist verliebt,
Ist verliebt in Nachbars Miezchen.
Und sein altes Katerherze,
Das so manche Liebesstürme
Leichten Muthes hat ertragen,
Diesmal muß es sicher büßen
Für so viele Liebessünden,
Die es ehmals hat verbrochen;
Denn kokett ist Nachbars Miezchen,
Schwenzelt gern mit jungen Katern,
Für den armen Hidigeigei
Hat sie nur ein spöttisch Blinzeln.
Und der arme Hidigeigei
Wankt einher fast wie ein Schemen,
Seufzet über seine Liebe,
Ueber Miezchens hartes Herze:
Ein moderner Kater-Werther. —

Hidigeigei weiß, die Liebe
Ist ein holder, dummer Wahnsinn;
Aber immer treibt's ihn wieder,
Wie er auch dagegen kämpfet,
Hin zu Nachbars schönem Miezchen.
Und so steht er jetzt und lauschet,
Wagt es dann, in sehnsuchtsvollem
Herzerweichendem Gestöhne
Seine Liebe zu gestehen.

Könnte Hidigeigei seinen
Klagen Menschenworte leihen,
Sein Gesang, er würde lauten:

„Einsam klag ich meine Leiden
Dem vertrauten Schoß der Nacht,
Frohe Kater muß ich meiden,
Fliehen scheu, wo Freude lacht.

Einsam fließen meine Thränen,
Fließen immer, fließen still;
Doch des Herzens brennend Sehnen
Keine Thräne löschen will.

Einst, ein lachend muntrer Kater,
Spielt' ich manches frohe Spiel,
War so selig wie ein Pater,
Wußte nichts von Schmerzgefühl.

Denn die Welt war nur 'ne Tenne,
Tausend Mäuse in dem Stroh!
Und kein Köter fletscht' die Zähne.
O, wie war ich da so froh!

Bin ein stiller Kater worden,
Seit mein Auge sie gesehn,
Heimlich weh ist mir geworden,
Wundersam ist mir geschehn.

Bittre Schmerzen, bittre Leiden
Steigen auf mit wilder Wuth,
Und in meinen Eingeweiden
Zehret eine wilde Gluth.

Aber daß in meinem Herzen
Flammen wühlen sonder Ruh',
Daß ich sterbe hin vor Schmerzen:
Minne, sieh, das thatest du!"

Hidigeigei schweigt mit Singen,
Flehet nun in tiefgefühlten
Worten um Schön-Miezchens Liebe,
Flehet um ein Rendez-vous.
Weil ich selbst mit manchem Kater
Hab Bekanntschaft schon geschlossen,
Darum kann ich auch berichten,
Was der Arme hat gesprochen:

„O du Schönste aller Schönen!
Engelweich sind deine Haare,
Himmlisch grau sind deine Augen,
Und in dunklen Nächten glühn sie
Wie zwei brennend feur'ge Kohlen.
Doch das Schönste ist dein Bärtchen,

Digitized by Google

Das in langen weichen Strähnen
Deine holde Lippe zieret.
Sieh, hier steh ich, Hidigeigei,
Der manch' Katzenfräulein schaute,
Dem jedoch kein einz'ges wußte
So wie du das Herz zu rühren.
Komm, o komm in meine Tatzen!
Laß an's Katerherz dich drücken!
Laß mich dir am Bärtchen zupfen!
Laß!" — mit einem Wehlaut suchet
Hidigeigei schnell das Weite.
Ach, die unbarmherz'ge Köchin,
Seinen Liebesschmerz nicht achtend,
Hat mit kochend heißem Wasser
Ihm den schwarzen, wunderweichen
Pelz fast gänzlich kahl gebrüht.

Fr. Weber.

Bücherschau.

Deutsche Poetik. Umriß der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst. Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre. Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.** (Paul Heinze's Verlag, Tresden-Striesen.) Ich kenne die Kleinpaul'sche (Langewiesche'sche) Poetik, die mir lieb und werth geworden ist und bleiben wird trotz ihres oft kindlichen Standpunktes; ich kenne die vortreffliche Poetik Beyers (das herrliche Werk eines Menschenlebens), die leider so dickleibig ist. Und nun habe ich mich auch in die „Deutsche Poetik" der Herren Paul Heinze und Rudolf Goette vertieft. Vor Allem genießt sie vor den beiden obengenannten den großen Vorzug, daß sie kürzer, concentrirter ist, daß sie vielen lästigen Ballast, den wir bisher mitschleppten in Poetiken und ähnlichen Büchern, über Bord geworfen hat, modern geworden ist, wenn das hier gewagte Wort gebraucht werden darf.

Es ist eine vollkommen irrige und thörichte Ansicht, die namentlich von jungen, frischen, glühenden Brauseköpfen immer wieder vertreten wird, daß sich das „Dichten" von selbst machen muß. Natürlich muß sich das „Dichten" von selbst machen, sonst wird es eben „gemachtes" Dichten, also Unnatur. Aber damit ist nicht gesagt, daß wir nun mit Halli und Hallo, ohne Regel und Raumkenntniß drauf los harfen, strophen und versen sollen. Wir müssen doch erst die technischen Mittel kennen, ehe wir uns in einer Kunst als Ausübende versuchen. Das gilt nicht nur dem Maler, Musiker, dem Bildhauer und Baumeister, das gilt im Besonderen auch dem Dichter. Und dazu werden die Poetiken geschrieben; und es ist nicht genug dem „angehenden Dichter" (ein köstliches Wort) zu empfehlen, daß er, und bis an seinen Tod, strenge Studien in einer solchen mache! Bis an seinen Tod: ich meine, daß er stets wieder das Buch vornehmen soll. Immer noch Neues, für ihn Brauchbares wird er finden.

Hauptsächlich erfreute mich in der Heinze'schen und Goette'schen Poetik der zweite Theil: Die Mittel poetischer Veranschaulichung. Ich lese immer wieder in dieser, was die beiden Herren Ausgezeichnetes sagen über die sinnliche Anschaulichkeit, Reinheit des Ausdrucks, Einfachheit des Satzbaues, Wohlklang der Sprache, Lautmalerei (vorzüglich!), Lautsymbolik, Hiatus (hier stimme ich nicht ganz den Herren bei), Elision. Mit großem Interesse studire ich die Capitel: „Bilder und Figuren" und „Die dichterische Form". Namentlich, was hier über den Reim, über Alliteration, Assonanz u. s. w. geschrieben ist, empfehle ich jedem Dichter auf das Gründlichste.

Ueber den Reim werden wir in Deutschland nie ganz einig werden, einig werden können. Hier heißt es norddeutsch und süddeutsch. Für mich, der ich im Reim Platenide bin, ist es fürchterlich, nicht nur zu hören, sondern auch zu lesen z. B. hinten und binden. Der Süddeutsche merkt diese Unreinheit nicht. Grade unsre großen, unsre paar wirklichen Dichter, die paar Dichter-Künstler, reimten schändlich: Goethe z. B.; noch grausenhafter Schiller. Zwei meiner Dichterlieblinge (der wenigen!): Mörike und Theodor Storm, Dichter-Künstler, reimten unerträglich. Als ich einmal an Mörike's Grab einige Blumen hinlegte, wollte ich eine wieder fortnehmen: „für deine schlechten Reime". Aber pfui, pfui! Ich kaufte und raffte an Rosen, was ich nur in der Stunde bekommen konnte, und streute sie dem Herrlichen. Mörike fand den unreinen Reim sogar ästhetisch schön. Unbegreiflich. Freilich, die Herren Dichter, die unrein reimen, machen es sich bequem; sie haben einen großen Wortschatz Denen voraus, die nur rein reimen. Das Volkslied nehme ich aus. Sonst ist mir eine Assonanz lieber, viel lieber als ein unreiner Reim. In Heine's Gedicht stört mich „Haus" und „schaust" gar nicht, aber „grüßen" und „sprießen" macht mir Leibweh. Doch das ist Alles Ansichtssache. Ich brauche mich nicht

Digitized by Google

zu verwahren, daß erst der reine Reim und dann der Inhalt kommen soll. Es wird mir Keiner solchen kindlichen und kindischen Gedanken zumuthen. Ich habe das oben schon bei Mörike gezeigt.

Nehmt die Poetik zur Hand, ihr Dichter und Dichterinnen, also Ganzdeutschland!

Detlev Freiherr von Liliencron.

Blüthe der Leidenschaft. Novellen von **Mathilde Serao.** Autorisirte Uebertragung von **Alfred Friedmann.** (Breslau-Leipzig, S. Schottländer, 1890). Die Geschichten dieses Buches verdienen nur zum Theil den Namen Novellen. Friedmann sagt in seinem Vorworte von der Verfasserin, ihre Kunst sei das Detail. Das ist wahr: sie weiß das Kleine und Einzelne fein zu beobachten und discret darzustellen, in löblichem Gegensatze zu der Plumpheit mancher Zolanachahmer. An Zola erinnert sie überhaupt sehr wenig, eher an gewisse Dichtungen von Alfred de Musset, hier und da auch an Paul Bourget, nur daß in ihren kurzathmigen Geschichten die Sache meist zu wenig zur Entfaltung kommt, um einen tieferen Eindruck zu machen. Wenn es, nach Lessing, den Virtuosen vom Künstler unterscheidet, daß der erstere uns eine, oft widerstrebende Bewunderung für sein Können abnöthigt, während wir den letzteren über seinem Werke vergessen, so ist Mathilde Serao hier meistens mehr Virtuosin als Künstlerin. Als Kunstwerk mag „Eine Liebesgeschichte" gelten, ferner „Auf dem Grabe" und eine oder zwei andere Geschichten. Die treffliche Psychologie offenbart sich vielfach, am meisten in der Novelle von Paolo Spada, einem Dichter, welcher in seine Gestalten so verliebt ist, daß er sie leben läßt, auch wenn sie nach dem Gesetze der Kunst untergehen müssen. Als Sittenbilder mögen Skizzen wie „Salongeplauder", „Auf dem Maskenball" u. a. Werth haben, wenn sie auch den unbefangenen, bürgerlich gewöhnten und gesinnten deutschen Leser wenig anziehen dürften. „Ein Ideal" würde tragisch wirken, wenn die Geschichte der Dame, welche von dem blasirten Courmacher verschmäht wird, weil sie liebt, tiefer angelegt und breiter ausgeführt wäre. Die Uebersetzung ist fließend und, wo das Original es ist, poetisch: um so mehr fallen Sprachwidrigkeiten auf wie „sie hatte kalt", „in ihrer Loge angelangt, war es Eins" ꝛc.

Adolf Brieger.

Adelaide von Gottberg. Almenrausch und Edelweiss. (Verlag zum Greiffen, Leipzig.) Adelaide von Gottberg hat unter dem obigen Titel die besten Gedichte gesammelt, zu welchen die prächtige Alpenflora namhafte Dichter der Vergangenheit und Gegenwart begeistert hat. Die Sammlung ist eine fleißige und wohlgelungene Arbeit. Jeder Alpenfreund wird sich gern in die vor seinem Blick entrollten Alpenbilder rückerinnernd versenken und Jedermann, der die Zauberwelt der Alpen noch nicht aus eigener Anschauung kennt, wird die Sehnsucht nach ihr in sich erwachen fühlen. Von längst dahingegangenen, aber unvergessenen Dichtern finden wir manch werthvolles Gedicht, doch auch die Gegenwart ist durch farbenreiche, sinnige und innige Originalbeiträge vertreten. Auch die Herausgeberin, die als Dichterin nicht unbekannt ist, hat klangvolle Verse eingefügt. Das Buch ist sehr elegant ausgestattet, mit reichem Bilderschmuck versehen und daher ein schöner Beitrag zur Geschenklitteratur.

Elly Gregor.

Briefschalter.

I. S. in W—n „Donaufahrt"; O. S in W—n „Mondnacht"; R. K. in B—au „In Rübezahls Revier", „Der Sklave", „Sonnwendnacht"; B. R. in G—g „Am Teich"; Th. R. in W—tz b. H. „Glockenklang" (mit Aenderungen); J. S. in B—r „Neues Leben" (mit Aenderungen); A. L. in R—dt „Mein deutscher Wald", „Gentiane" und „Engelgruß"; C. D. in A—g „Santa Lucia"; A. W. in A—ch „An mir allein"; H. M. in D—n „Nymphaea alba"; M. F. in H—g „Sinnspruch"; H. A. L. in B—n „Teichlied" (mit Aenderungen). Angenommen!

E. W. in C—s (warum neuerdings so gekünstelte Formen auf Kosten des Inhalts?); W. S. in G—d (im Ausdruck nicht maßvoll genug); R. H. in B—n („Die Taufe" ist recht gut, aber inhaltlich zu ähnlich einem kürzlich von uns gebrachten Gedichte von Reinhold Fuchs); P. E. in P—n (zu schwierig im Ausdruck); A. M. in P—m (inhaltlich leider ungeeignet); Th. L. in H—r (es ist schade, daß das an und für sich hübsche Gedicht durch so unmögliche Reime, wie „nicht — versiegt" entstellt ist); H. G. in B—n; M. K. in L—g (innerlich in zu geringem

Digitized by Google

Maße verarbeitet). Dankend abgelehnt!

L. V. in S—d. „Du und ich" acceptirt; wenden Sie sich an W. Friedrich in Leipzig. Ihre Uebersetzung darf füglicherweise nur unter gleichzeitiger Angabe des ursprünglichen Verfassers anderweit zum Abdruck gelangen, für uns traf dieselbe zu spät ein. Für Ihr gefälliges Anerbieten freundlichen Dank!

I. L. in G—a (Italien). Wir sehen Ihrem Manuscripte mit Vergnügen entgegen.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 11. April 1891.)

Mittheilung der Expedition.

Denjenigen unserer geschätzten Abonnenten, welche die Einzahlung des Abonnementbetrages für das laufende, am 1. März begonnene Semester bis jetzt noch nicht bewirkten, theilen wir hierdurch ergebenst mit, daß wir uns erlauben werden, die rückständigen Beträge nach üblicher Weise demnächst per Postauftrag einzuziehen.

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von J. G. Fischer, Aug. Baumann, Arthur Rehbein, Richard Erfurth, Josef Schmid-Braunfels, Otto Fischbach, Anna Voigt, Max Kunze, Heinrich Seidel, Alfred Schöne, Reinhold Fuchs, Albert Möser, Ludw. Aug. Frankl, Max Kalbeck, Franz Robert, Max Geißler, Anna Wendel-Marburg, Ottokar Stauf von der March, Theo Kirsch, Ludwig Waltmann, Valentin Crandt, Hermann Schilling, Ernst Hacker und Fr Weber. — Schlagworte. Von Heinrich Kuhmerker. — Bücherschau. — Briefschalter. — Mittheilung der Expedition.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Geschichte der deutschen Litteratur

von Goethe's Tode bis zur Gegenwart.

(Mit einer Einleitung: Die deutsche Litteratur von 1800 bis 1832.)

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Circa 30 Bogen, Median 8°, mit den Bildern und Namenszügen von H. von Kleist, A. von Chamisso, L. Uhland, N. Lenau, E. Geibel, G. Freytag, Th. Storm, R. Hamerling, Fr. Spielhagen, E. von Wildenbruch.

Preis: brosch. 6 Mk., eleg. gebd. 7 Mk., in Liebhaberband (Halbfranz) 7 Mk. 50 Pf.

Weitere Stimmen der Presse:

Bayerische Lehrer-Zeitung: Die gestellte, nicht leichte Aufgabe ist glänzend gelöst. Das Buch sei deshalb zum Studium und zum Nachschlagen auf's Wärmste empfohlen; es wird das Interesse für die Schätze unserer neuen Litteratur erwecken oder steigern.

Preussische Lehrer-Zeitung: Es ist eine sehr verdienstvolle Arbeit, welche die beiden Verfasser hier geboten haben. Wenn man einen Ueberblick über das Schriftthum der Gegenwart gewinnen will, so kann man dies Ziel in dem grossen Wirrwarr der Erscheinungen nur an der Hand eines sicheren Führers erreichen. Ein solcher liegt hier vor. Die Urtheile sind klar, scharf und durchaus selbstständig. Sie werden hier und da Widerspruch hervorrufen, aber dadurch viel Anregung geben. Wir haben das Buch mit dem grössten Interesse gelesen und können nur das eine Urtheil abgeben: „Ein rechtes Buch für Lehrerbibliotheken!"

Gartenlaube: Neben den Werken von Julian Schmidt und Rudolf von Gottschall behauptet dies neue Werk dadurch einen eigenartigen Standpunkt, dass es sich vortrefflich zu einer Orientirung über die einzelnen Dichter und ihre Werke eignet, indem es dieselben unparteiisch prüft und sich bestrebt, aus den Urtheilen der Zeitgenossen die rechte Mitte zu ziehen. Die Verfasser sehen die meisten litterarischen Richtungen nicht unter einem von vornherein gegebenen Gesichtswinkel an; sie verfolgen keinerlei Tendenz und haben ebensowenig Liebhaberei und Lieblinge.

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: **Paul Heinze.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Einem jungen Dichter.

Flügel hast du! Willst sie brauchen
Als ein Meister ew'ger Lieder:
Vor dem Fluge mußt du tauchen
In geheime Tiefen nieder.

Schönheitswunder, nie geschaute,
Schöpfe tastend aus dem Grunde —
Neue Bilder, fremde Laute —
Dann im Flug zeig' deine Funde!

Wirf's hinaus — in Himmelsfernen
Schwebt's, wenn du den Flug gesenkt hast,
Und dein Name strahlt in Sternen,
Die du neu der Welt geschenkt hast.

Victor Blüthgen.

Digitized by Google

Ueber die Nichtigkeit des Erreichbaren.

(Keine optimistische Studie.)

Von **Dr. Alfred Friedmann.**

Der Mensch, der keinen Wunsch mehr hegt, hat aufgehört zu leben. Wie sich an die Befriedigung des heftigsten aller Triebe und Wünsche der Ursprung eines neuen Daseins knüpft, wie nur durch die Bejahung des Willens zum Leben die nächste Generation ermöglicht wird, so schließt das Verlangen nach Erreichung eines Begehrten das Entstehen neuer Menschengüter in sich. Im Kopfe des Erfinders taucht eine Idee auf, er macht sie zur Wirklichkeit mit Anstrengung aller seiner geistigen Fähigkeiten, mit Hintansetzung aller Dinge, die Anderen das Leben lieb und werth erscheinen lassen, und wir haben schließlich den Phonographen, das elektrische Licht, oder sonst ein Wunder. Ein armer Bursche zieht mit wenigen Kreuzern aus dem Heimatsdorf. In seinem Gehirn steht das Abbild einer großen Fabrik mit Schloten, Essen, Maschinen und Tausenden von Arbeitern. Er wird Lehrling, Geselle, Meister, und wenn das Glück ihm günstig, sieht er das Phantom in greifbarer Gestalt, auf eigenem Grund und Boden, realisirt. Der Künstler geht durch das Leben, die Natur, die Sphäre der Gedanken, in schwindelnder Form zeigt sich ihm gewissermaßen das Urbild dessen, von dem er ein unfertiges unvollkommenes Abbild zu sehen vermeint. Aber die Willenskraft überwindet das Hemmniß, unterstützt von dem Trugbilde der Fata Morgana einer unablässig wechselnden Belohnung: Gold, Ruhm, Ehre, Unsterblichkeit. Und so entstehen die düsteren Wasserfälle im webenden Eichenwalde eines Ruysdael, die Romane eines Walter Scott und eines Cervantes, die Poesien aus Stein eines Thorwaldsen und Canova, die Systeme Spinoza's und Kants. Außergewöhnlich vom Glücke begünstigte Geister bilden erst in Zeichen, was sie ihrem verborgensten Wunsche zufolge selbst werden wollen. Der noch im Dunkel lebende Schriftsteller führt in seine Romane große, machtausübende Staatsmänner ein und wird endlich selbst einer der ihren — Disraeli. Mancher gelangt an ein Ziel, das ihm niemals in solcher Glorie vorgeschwebt, an der eisernen Hand des Gesetzes von Ursache und Wirkung; er wird trotz seines anscheinend so unbeugsamen und consequenten Charakters an das Ziel getrieben, — Bismarck schaut das deutsche Reich.

Nun wäre es zu glauben, daß all' die Angekommenen den Gipfel des Glückes erreicht, ja, daß jede Etappe, jede Sprosse auf der Leiter des menschlichen Lebens von einem unsäglichen Gefühl der Lust wisse. Fragt aber alle die Fertigen, und sie werden Euch von einer endlosen Unbefriedigtheit, von einem Gefühle des Ekels zu melden haben, sie werden zurückdenken und ihr Dasein als einen ewigen Kampf gegen die Menschen und Dinge, als einen unerträglichen Frohndienst bezeichnen, den sie unter gar keiner Bedingung nochmals wagen und ertragen möchten. Der am meisten Gegenstand bewundernden Neides ist, weiß von keinem innern Glück zu erzählen und tauschte gern mit einem Unscheinbaren im Staube, mit einem Unberühmten in scheinbar abgeschlossener Zufriedenheit. Denn das Erreichte gleicht nicht dem Ideale, das sie sich vom Erreichbaren heraufgezaubert, heraufbeschworen, und die Altersstufe, auf der sie nun stehen, hat nicht mehr den frischen Boden der Genußfähigkeit unter sich. Oft soll es selbst mit den Herrlichkeiten der Liebe, auch eines solchen Zauberspornes zum Thatenritt, nicht anders sein, als mit den materiellen Gütern und den Lebensstellungen. Wer sich jemals am Ziele in der Liebe gesehen, wer den einzigen, nie so dagewesenen Gegenstand aller seiner Hoffnungen und Wünsche im Arme gehalten, zum Altar geführt, zur Mutter seiner Kinder gemacht, zur Lebensgefährtin herangezogen, und doch erfahren hat, daß er nur ein schwaches Weib besitzt, der begreift die Nichtigkeit des Erreichbaren.

Und wie hat das langsam sich entrollende Leben das Erreichte gegeben? Nicht wie das große Loos warf es dem noch genußsüchtigen und genußfähigen Jüngling das Glück in den Schooß und sprach: „Hier nimm und freue Dich!" nein, wie ein Kind einem Hunde einen Bissen hinhält, ihn damit lockt und neckt, dem schon danach Schnappenden wieder entzieht und sich ihn endlich fast gewaltsam entreißen läßt, so wechselte Hoffnung, Enttäuschung, und der Besitz war schließlich des Ringens nicht werth. Wie viel Wünsche wurden vereitelt, die nur in diesem und keinem spätern Momente lustbringend erschienen! Wie manches Reiseziel stellte sich schon auf dem Wege als Illusion heraus! Versprochenes wurde nicht eingehalten und das Eingehaltene däucht uns nicht des einstigen Sehnens würdig. Mit jedem Geben nimmt das Schicksal wieder ein Anderes: mit der Ehe die Freiheit; mit dem Kinde die Sorglosigkeit; mit dem Ruhme die Unbewußtheit, die Unbekümmertheit des selbstlosen Schaffens. Jedes Geschenk bringt zugleich eine Last. Darum vergleicht Schopenhauer das stets vor uns oder hinter uns, nie in uns liegende Glück sehr schön mit einer kleinen dunklen Wolke, welche vom Sturmwinde über die sonnige Ebene getrieben wird. Vor ihr und hinter ihr ist Alles hell, nur sie selbst wirft stets einen Schatten. Und so kommt es denn, daß der Mensch an sein nun wirklich erreichtes Ziel lebensmüde, illusions-

Digitized by Google

beraubt mit ödem Herzen und gelähmten und ermüdeten Schwingen tritt. Er macht die Rechnung und findet die Kosten des langwierigen Geschäftes, „Leben", nicht gedeckt. Nun wird aber ein jugendbegeisterter, mit Idealen schwerer deutscher Dichterjüngling vor den Pessimisten treten und ihm sein Gebäude umstoßen wollen mit den Worten: „Alles Erreichte mag vergänglich sein, die mühsam aufgebaute Staatsform bricht zusammen, nach Disraeli kann ein Gladstone, nach Bismarck eine Republik kommen, das Fabrikgebäude deines Parvenus geht in Flammen auf, dein „angelangter" Bankier macht Bankerott, aber wer tödtet die Befriedigung im Herzen Dessen, der ein unsterbliches Meisterwerk geschaffen?" Dahin habe ich dich gewollt, optimistischer Jünger der Kunst! Lassen wir das Meisterwerk einstweilen beiseite, sprechen wir von dem innern Glücke seines Schöpfers. Auch das höchste (Bild) Werk bleibt hinter den Intentionen seines Bildners zurück. Was in den Augen Anderer als Vollendung gepriesen wird, trägt immer und immer den Stempel der Halbheit in denen des wahren Meisters. Und der wahre Meister ist dem Irrthum unterworfen, wie sein letzter Schüler.

Als einst vor dem alten Goethe Einige den „Faust", Andere den „Tasso" in den Himmel hoben, sagte er: „Auf meine poetischen Erzeugnisse lege ich keinen großen Werth, sie sind vergänglich. Vor mir sind Dichter gewesen, und nach mir werden Dichter kommen. Dasjenige aber, was ich in meiner „Farbenlehre" geleistet habe, das, ich weiß es, bleibt für alle Zeiten!" Was also für Goethe die Quelle des Glücks, der Befriedigung sein sollte, war ihm gleichgiltig, auf einen Irrthum baute er einen anderen. „Bleibt es sich denn nicht gleich", wird Einer sagen, „woher die Befriedigung fließt, wenn sie nur da ist?" Ein wissenschaftlicher Wahn kann am selben Tage durch ein unwiderlegliches Factum umgestoßen werden. Hätte Goethe das erlebt, und wirklich, wie wohl kaum glaublich scheint, auf „Faust" und „Tasso" keinen Werth gelegt, wäre sein Gefühl des Glückes nicht in das unsagbarste Unlustgefühl verwandelt worden? An welch dünnem Faden hängt also das Glück auch des Höchsten. Petrarca bereute in späterem Alter seine Gedichte, an die er ein ganzes Leben gewendet, und bat sie seinen Freunden und Mitmenschen unter Thränen ab. Der große unsterbliche Calderón verleugnete spät seine Schauspiele und wollte nichts mehr von ihnen wissen. Es ist bekannt, daß Heine seine ganze Lyrik, das Piedestal, auf dem er heute steht, für nichts werth erklärte, aber prophezeite, daß ihn sein „Ratcliffe" unsterblich machen würde. In der That ist der „Ratcliffe" unlängst mit Erfolg in Italien, in Frankfurt am Main und in italienischer Uebersetzung gegeben worden. In Deutschland aber schätzt man noch heute: „Klinge, kleines Frühlingslied" höher.

Mit welcher Befriedigung konnte der am Oster-Freitag 1879 geschiedene Karl Beck auf sein Dichterleben zurücksehen? Er fühlte sich vereinsamt, vergessen, wand sich Jahre lang auf dem Schmerzenslager. Als er bei einer Gelegenheit seinen Namen unterschreiben sollte, brachte er es mühsam zu Kar. Beim l angelangt, rief er nach seiner Frau und frug sie: „Hast Du schon einmal etwas von einem l gehört? Denke Dir nur! Ein l!" Der Dichter der Lieder eines armen Mannes war ein sehr armer Mann, als ihn sein müdes Gehirn, mit dem er so viel des Schönen geschaffen, auf so unbarmherzige Weise im Stich ließ. Die Vergessenheit, der er sich schon im Leben anheimgegeben sah, konnte ihm keinen Trost gewährenden Schluß auf die Zukunft erlauben. Wer einmal an der Quelle des Ruhmes genippt, bleibt durstig. Und Beck war zwanzig Jahre lang ein Tantalus! Brentano, dem ein Freund seine Bewunderung über dessen frühere Gedichte ausdrücken wollte, rief: „O, schweigen Sie davon! Das habe ich, Gott sei Dank, schon lange gebeichtet und gebüßt!" Haller erklärt im späteren Alter seine Poesien für Jugendsünden; die Gräfin Hahn-Hahn erkannte ihre früheren Producte nicht mehr als die ihrigen an; Wieland äußerte sich:

„Alles von mir Producirte ist nur Eingebildetes, Erträumtes, Phantasterei." Zu dem Bewußtwerden der Vergänglichkeit des Geschaffenen gesellt sich in dem merkwürdigen Räthsel „Menschenhirn" manchmal die Furcht vor der Abnahme der Productionskraft, — also gleichsam der Schauder, nichts Vergängliches mehr schaffen zu können. So klagte frühzeitig der Dichter der Messiade: „Ich bin besorgt, daß meine poetischen Jahre viel eher vorüber sein werden, als bei Anderen!" Und Herder schreibt an den Magus des Nordens, Hamann: „Wunderbar verändern sich mit den Jahren auch der Menschen Sinne. Die Blüthen der Phantasie fallen mir von Tag zu Tag mehr herunter. Was ich jetzt wünsche, ist: Nützlichkeit und Wahrheit!" Was sagt der Optimist zu diesen trüben Schattenbildern, die über die Sonnenfläche wallen, darauf er seine beste aller Welten gemalt wissen will! Er muß zugestehen, daß hier hehre Geister, mit die Edelsten der Nation, von der Nichtigkeit des Erreichbaren durchdrungen sind.

„Ueberzähle die Lust, die dein Leben gesehn,
Ueberzähle die Tage, die von Angst du warst frei,
Und was du auch warst, du wirst schaudernd gestehn,
Daß der Ungeborne der Glücklichste sei!"

(Byron.)

Daß die Dichter, die noch mit dem Erreichten am meisten Anlaß hätten, zufrieden zu sein, häufig in Wahnsinn und Selbstmord enden, ist ein gewichtiges Argument für die Nichtigkeit des Erreichlichen, was dessen Werth für das Subjekt selbst betrifft. Von dem objektiven Gewinn haben wir am Schlusse

Digitized by Google

zu sprechen. Der französische Poet Gernod de Narval erhängte sich 1855 an dem Gitter einer Kellerthür. Gottfried Uhlich, ein Lyriker vom Jahre 1746, Riedl, Zimmermann und dessen Sohn endeten im Wahnsinn. Ebenso erging es Ephraim Moses Kuh, der nach Bauers Ausspruch seine besten Gedichte in einem Mittelzustand zwischen Wahnsinn und Vernunft schrieb. Hölderlin, der Grieche dieses Jahrhunderts, zeigte schon in seinem 37. Lebensjahre Spuren jener fürchterlichen Geistesstörung, die ihn bis 1843 umnachtete. „Der göttliche Wahnsinn Hölderlins ist in seiner Art das Höchste, was die Poesie kennt", sagte Wenzel in seiner Litteraturgeschichte. Wer denkt nicht an Lenau, der an Poesie starb. Er wurde nach seinem eigenen Ausspruche, wie Phaeton von seinen durchgehenden Rossen, von seinen phantastischen Gedanken geschleift. Reinhold Lenz starb 1792 in völliger Geistesnacht.

Weniger bekannte Namen sind Friedrich Schulz († 1798), dessen „Leopoldine" in einem Jahre drei Auflagen erlebte, der Freiherr von Sonnenberg, der mit 12 Jahren den Plan zu einem Epos, „Das Weltende", entwarf und 1805 aus dem Fenster sprang, Johann Karl Wezel, der die Gunst Josef II. genoß, als Theaterdichter in Wien einige Zeit Wellen auf dem großen Kunststrom der Kaiserstadt aufwarf, sich im Größenwahn „Gott Wezel" nannte und 1817 das Schicksal Tasso's, Chatterton's, Robert Southey's, Henry Clarey's, William Collins, Mert's, des Mephisto-Urbildes, Kleist's und vieler Anderer theilte. Wenn der unsterbliche Name Heinrich von Kleist's, des Meisters der ewigen Novelle „Michael Kohlhaas", genannt wird, ziehen in unheimlicher Folge die ruhelosen Seelen der Selbstmörder-Dichter vor unserem zuckenden Auge vorüber. Kleist tödtete sich und seine Geliebte 1811. Alexander Fischer, der Dichter des Trauerspieles „Masaniello", schritt schon in der Blüthe seines Lebens zum Selbstmord. Daniel Leßmann, der Verfasser des Romans „Das Wanderbuch eines Schwermüthigen", erhängte sich in einem Walde zwischen Leipzig und Wittenberg 1839. Der Volksdichter Ferdinand Raimund, ein trefflicher Komiker, erschoß sich 5 Jahre später. Mailath, der seiner Tochter seine Gedichte, Sagen und Märchen gewidmet, suchte mit derselben den Tod in den Wellen des Starnberger Sees. Enk von der Burg, der Autor der Briefe über Goethe's „Faust", des „Bildes der Nemesis", erlöste sich 1843 von innerer Bedrängniß und Zerwürfniß in den Wellen des Donaustromes. Auch Frauen finden den Muth und die Kraft, die Welt des Erreichlichen hinter sich zu legen und mit einer Welt des Fragezeichens zu vertauschen. Von Sappho bis auf den heutigen Tag ließe sich das traurige Register zu einer so trüben Statistik verfolgen. Karoline Günderode, deren rührendes Loos Bettina so schön erzählt, stieß sich einen Dolch in die Brust, oder starb in den Wellen, Louise Brachmann sprang in die Saale, Charlotte Stieglitz endete mit den Worten: „Nur die Todten sind gesund" freiwillig ein ihr verhaßtes Leben. Frl. von Laßberg, eine Anbeterin Goethe's, starb in der Ilm. Lätitia Landon, die englische Romanzendichterin, ward eines Morgens, eine Phiole mit Blausäure in der Hand, todt in ihrem Zimmer gefunden. Auch die Muse der Musik fordert ihre Opfer. Haydn verfiel nach Vollendung der „Jahreszeiten" in Stumpfsinn. Mozart endete, kaum 36 Jahre alt, an der Gehirnentzündung. Salieri verfiel in Blödsinn. Donizetti starb, wahnsinnig, 1848. Clarke, der Compositeur, nahm sich im Wahnsinn das Leben. Jean Paul sagte: „Nichts erschöpft mich mehr, als das Phantasiren am Clavier. Ich glaube, ich könnte mich todtphantasiren!"

Die Völker sind alt geworden, sie haben ihre Ideale, ihre Träume, ihre Religionen begraben. Es weht kein freiheitlicher Hauch durch unsere ergreisten Nationen, wie er durch Hellas einstmals geweht. Da muß nun der Einzelne das große Erlösungswerk vollführen. Der theoretischen Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Erreichbaren stellt sich der praktische Gewinn des Erreichten gegenüber. Der Genius der menschlichen Gattung kümmert sich nicht um das Glück, die Befriedigung des einzelnen Werkzeuges. Er benützt dieses für der Menschheit höhere Zwecke. Wie die scharfe Sense in die Ecke gestellt wird, wenn sie gemäht hat, der stumpfe Hobel ersetzt wird, wenn er des Tischlers Zweck erfüllt, so geht der einzelne Schöpfer unter den Sterblichen in das Nichts zurück, nachdem er sein Werk, seine That dem All' überlassen, vermacht. Homer mag als blinder Bettler sterben; die Odyssee macht noch heute viele Tausende sehend. Beethoven mag taub, menschenscheu werden; seine Sinfonien durchrauschen Ohr, Herz und Gemüth von Tausenden zur Gemeinde vereinten Menschen. Das Unlustgefühl des Gebers wird aufgewogen durch unzählige Lustgefühle der Empfangenden. Der Einzelne mag, wie der Frankfurter Philosoph will, den Wunsch fühlen, wie wir Hunger und Durst fühlen, und sobald er erfüllt worden, mag es damit sein, wie mit dem genossenen Bissen, der in dem Augenblick, da er verschluckt wird, für unser Gefühl da zu sein aufhört. Aber dieser Bissen ernährt für einen Tag den ganzen Organismus, und der Zweck des Bissens ist auch nicht, Lust oder Unlust zu erregen, sondern den Körper zu erhalten, ihn zur Hegung von all den Wünschen, Hoffnungen, Idealen zu veranlassen, zu kräftigen, ohne welche das Streben des Einzelnen aufhören und so die Nirvana des Ganzen herbeigeführt würde.

Die Welt, in der wir athmen, ist aber die Sansara, die Welt der steten Wiedergeburten, des Gelüstes und Verlangens, der Sinnentäuschung und wandelbaren Formen, des Geborenwerdens, Alterns, Erkrankens und Sterbens. Wie am Pfirsichbaum im Frühjahr hunderttausend Blüthen entzücken, tausende anscheinend zwecklos abfallen und vielleicht hundert zu Früchten gedeihen, von denen

Digitized by Google

zwanzig genießbar sind, so überproducirt der Weltgenius seine Menschenexistenzen. Die meisten fallen, unbetrauert von ihm, denn er kann sie wieder hervorbringen, — einige reifen, aber der Wurm der Krankheit nagt an ihnen, sie sinken sehr frühzeitig, wie durch Wahnsinn oder Selbstmord, vom Baume des Lebens. Die Wenigsten reifen und sind süßes Labsal. Sie nähren und bergen wieder einen Keim, unendlichen Blühens fähig: Homer, Shakespeare, Goethe.

In Rübezahls Revier.

(Lyrischer Cyclus.)

I.

Kammwanderung.

Waltender Berggeist, gegrüßt sei mir!
Mächtig zog es mich hin zu dir;
Willig folgt' ich dem stürmischen Mahnen,
Klomm hinan die bergigen Bahnen,
Stieg hinauf in's luft'ge Revier
Zum Bergesgreise.
Lind und leise
Singen die Winde gar eigene Weise,
Wie Harfengetön.
Und zauberschön
Strahlen die Thäler, die ragenden Höhn. —
Aber wer darf dem Berggeist trauen?
Wallende Nebel weben und brauen,
Höhnende Winde flüstern und raunen,
Plaudernd von des Gebieters Launen;
Aus dicht geballten
Nebelgestalten
Hör' ich kichern den Bergesalten.
Frevelnder Kobold, das ist zu viel,
Gar zu weit treibst du dein schelmisches Spiel.
Willst mich in tobenden Wettern vernichten?
Will es sich nimmermehr klären und lichten? —
Gastliche Baude, ich bin am Ziel.

II.

In der Baude.

Dank dir, mein alter, günstiger Stern,
Führst mich zu lustiger Runde;
Fröhliche Zecher von nah und fern
Gönnen dem neuen Gaste gern
Platz in dem durstigen Bunde.

Digitized by Google

Heil dir, die uns so fröhlich macht,
Herrliche Lust am Wandern! —
Oft schon hat es das Wandern vollbracht,
Daß ich mit Einem geweint und gelacht;
Keiner doch kannte den Andern.

Aber vom Nebenraume her
Böhmische Weisen klingen,
Freudigjauchzend und wehmuthsschwer;
Wechselnder Töne ein fluthendes Meer
Breitet die luftigen Schwingen.

Und behaglich im traulichen Raum
Laß ich die Augen schweifen; —
Himmel! Verwirrt mich des Weines Schaum?
Ist es ein Wesen, ist es ein Traum,
Das meine Blicke streifen?

Sinnend sah ich gar lange Zeit
Hin zu dem bleichen Kinde; —
Kennst du mich noch, goldlockige Maid?
Denkst du der Liebe Lust und Leid
Unter der blühenden Linde? . . . . .

Ade, du falsche Maid, die mich betrogen,
Der jetzt vor Scham die stolze Stirn erglüht! —
Tokayer her! Und eilends kommt geflogen
Ein schlankes Kind, wie Hebe voll erblüht.
Welch' Herzeleid hält Stand den gold'gen Wogen
Des Samarodners, der so duftig sprüht? —
Und draußen glühn im Morgensonnenstrahle
Die Bergeszinnen und die tiefen Thale.

Doch will dem Schau'n sich die Erinnrung gatten,
Der Geist des edlen Weins beschwört sie mild:
Bergwandumrahmt, aus kühlem Waldesschatten
Taucht lockend süß ein liebes, trautes Bild,
Im Sonnenschein erschimmern helle Matten,
Ein Silberbach durchrieselt das Gefild.
Drum fort aus diesem freundlichen Gewühle!
Das Glas geleert! Und auf nach Spindelmühle!

III.

Auf dem „Ziegenrücken".

Erloschen, verloht
Das Morgenroth,
Vereinzelte Strahlen den Nebel durchblitzen.
Dort, wo mit starrenden Gipfelspitzen
Gespenstisch der Ziegenrücken droht,
Dort wähl' ich den Pfad

Digitized by Google

Ueber den schroffen, felsigen Grat.
Traumverloren schreit' ich einher,
Gähnende Gründe zu beiden Seiten,
Kaum erkennbare Spuren leiten
Durch's Nebelmeer.
Kein Laut, kein Ton, kein Vogelsang
Schwebt diese schweigende Oede lang,
Still wie das Grab;
Nur Steine rollen unter dem Stab.
Spärlich nur bricht
Das Sonnenlicht
Durch die schwere, bleierne Nebelschicht.
Weltverwaist,
Frei im Unendlichen fühlt sich der Geist. —
Doch sieh! Durch das Nichts
Bricht eine Woge krystallenen Lichts.
Rosig und golden
Fluthen die holden
Leuchtenden, sonnigen Strahlen herein.
Im Zauberschein,
Im gluthvollen Schimmer, im farbensatten,
Strahlt des Gebirges entzückendes Bild,
Unten aus kühlem Waldesschatten
Heben sich leuchtend smaragdene Matten,
Hebt sich ein wunderlieblich Gefild,
Und freundlich lächelt des Himmels Blau
Herab auf die wellendurchzogene Au.

IV.

St. Peter.

Du liebliches Thal
Im sonnigen Strahl,
Sei mir gegrüßt, Sanct Peter!
Dein Name dringt
Zum Ohr und klingt
Wie Sang, vom Wind verwehter.

Im rosigen Schein
Erglänzt das Gestein
Der steilen, starren Wände.
Mit frohem Sinn
Zieh' ich dahin
Durch's lachende Gelände.

V.

Rast im Walde.

Goldiger Glast
Webt durch des Tannwalds ragende Wipfel,
Umsäumt die röthlichen Bergesgipfel. —
Hier halt' ich Rast.
Das Weißwasser schäumt,
Still verträumt
Liegt die blühende Halde.

Digitized by Google

Bunte Falter regen die Schwingen,
Flötende Vogelstimmen klingen
Vom Walde.
Zwischen den Kieseln
Spielen Forellen,
Und die hellen
Hüpfenden Wellen
Fließen mit silbern melodischem Rieseln. —
Mittag vorüber; es wachsen die Schatten,
Laden zur Ruh' auf den moosigen Matten;
Und zur Ruh'
Fallen die müden Augen zu.
Murmelnde Wellen, lullt mich in Schlummer
Mit euerm ewigen Wiegenlied,
Bis der lebenzerstörende Kummer
Mein Lager flieht.
Für kurze Zeit
Will ich bei euerem Sange vergessen,
Was ich erfahren und was ich durchmessen
Von irdischem Glück, von irdischem Leid.

VI.

Vor dem Scheiden.

Tage der Freude, nun sind sie geschwunden,
Sturmschnell nahte der Tag des Leids;
Scheiden muß ich in wenigen Stunden,
Scheiden von all dem berückenden Reiz.
Goldene Freiheit — und muß ich dich meiden,
Weiter zu pilgern im Erdenleiden?

Aber noch einmal will ich sie kosten,
Einmal noch steig' ich zum Kamm empor,
Dort wo die Koppe im goldigen Osten
Zauberisch winkt aus dem Nebelflor, —
Und auf des Berges ragender Zinne
Trink' ich noch einmal Rübezahls Minne.

VII.

Auf der Koppe.

Rauh verwittert'
Koppengestein —
Sturmumzittert,
Doch nimmer zersplittert
Schaust du die dämmernden Lande hinein.

Menschensöhne
Erstehn und vergehn,
Selbst das Schöne,
Im Zeitensöhne
Muß es verwelken und verwehn.

Digitized by Google

Ragend in Wettern
Höhnſt du der Zeit; —
Mag ſie entblättern,
Mag ſie zerſchmettern, [weiht.
Was dem Vergehn, der Vernichtung ge-

Wintergedanken
Durchziehn mir die Bruſt;
Sah ſie ſchwanken,
Bis ſie verſanken,
Irdiſche Träume von Größe und Luſt.

Und mit Wolkenhorden
Naht Aeolus' Sohn,
Aus den Nebeln im Norden
In vollen Accorden
Brauſt es wie donnernder Orgelton.

Stehe nun wieder
An Berges Fuß,
Sturmeslieder
Tönen hernieder —
Rübezahls donnernder Scheidegruß.

Richard Koehlich.

Graf Leo Tolſtoy.

Ich bin bei lebendigem Leibe
Schon ein ſeltſames Fabelweſen:
Je tolleres Zeug ich ſchreibe,
Deſto eifriger werd' ich geleſen!

In Rußland bin ich verboten
Als der guten Sitte Verletzer;
Als Heiligen rühmt mich — in Noten
Zum Text — mein Ueberſetzer.

Die Cenſur ging lange zu Rathe
Bis ihr Verbot erklungen
Des Drucks meiner „Creutzerſonate";
In Deutſchland wird ſie verſchlungen.

Wenn ich ſelbſt meine Stiefeln flicke,
Weil die Schuſter im Dorf nichts taugen,
So werfen bewundernde Blicke
Auf mich vieltauſend Augen.

So mag mir's auch fürder geziemen
Zu ſchaffen mit Tinte und Leder:
In der einen Hand den Pfriemen,
In der andern Hand die Feder.

Friedrich von Bodenſtedt.

An Tolſtoy.

Die wunderbarſten Freuden ſchmücken
Dein Leben, aber ſie beglücken
Nicht dein Gemüth.
Denn deine Seele ſucht die Roſe,
Die Allen ſprießt, die dornenloſe,
Die nirgends blüht.

Als Sehnſucht nur iſt ſie uns eigen,
Und könnt' ſich erſt verwirklicht zeigen
Als Sinn des Seins,
Wenn einſt nach Zwietracht, Kampf und Drängen
Die Menſchenlooſe ſich verſchlängen
Zu ſel'gem Eins.

Hieronymus Lorm.

Digitized by Google

Zwiespalt.

Das ist der ew'ge Zwiespalt meines Lebens . . .
Zieh' nicht hinab an's sonn'ge Felsenufer,
Das blauer Woge Schmeichelkuß umspielt
Und dran die Palme weltverloren schattet!
Zu süß klingt das Sirenenlied der Fluth,
Nie seinem Bann entrinnt mehr, wer's belauschte.
Im Silberdämmer der Olivenwälder
Verlierst du dich, seitab vom Leben lockt
Und von den Menschen hehre Trümmerwelt
Dich fort und spinnt in einst'ger Größe Träumen
Das Herz dir ein; der neue Tag gebiert
Dir immer neue Wunder, Blumenketten
Umfesseln dich, bis mälig dir Erinn'rung
Entschläft. . . Dann plötzlich jagt ein wildes Sehnen
Dich auf, — von wo dir's kam, begreifst du nicht;
Der Nordwind trug's herüber, einer Eiche
Verwelkter Blattschmuck raschelte dir's zu,
Im klirr'nden Regen flog dich's an, im Staub
Der sonnenheißen Straße, die des Himmels
Sciroccogluth umspann, ist's aufgeflirrt, —
Und zwingt den Fuß zurück. Nun bist daheim
Du wieder, wandelst neu im Schatten jetzt
Der Buchenforsten, die der jungen Stirn,
Der heißen, Kühlung einst gerauscht, und doch:
Ein Fremdling in der Heimat dünkst du dich;
Denn anders rollt, wie einst, dir heut das Blut,
Und anders blickt die alt-vertraute Welt
Dich an, gleichwie mit traurig-müden Augen,
Wie unter Schatten wandelst du dahin.
Und tief-geheimes Sehnen wacht im Innern
Dir, rieselt, einer Quelle gleich verborgen
Im Schooß der Erde, unabläßig fort;
Ein zehrend Weh ist's, nach der Sonne ist's
Ein heiß Verlangen, das nicht ruhen will, —
Bis dich's im Nebelgrau des Spätherbsttages
Hinaustreibt mit Sirenlockung neu
Und tausend Zauber winkt die goldne Ferne . . .
Zieh' nicht hinab an's sonn'ge Felsenufer! . .
Ich that's vor manchem Jahr. Ein Fremdling ward ich
Daheim und heimisch nicht ward mir die Fremde.
Nun bin ich nirgends mehr zu Haus, entwurzelt
Steh' ich und heimatlos. Im Süden raubt mir
Ein nagend Heimweh meiner Seele Frieden —
Denn Heimat dünkt mich nur der Jugend Stätte,
Und unter Nordlandsföhren wieder lastet's
Mit schwülem Druck auf mir und Sehnsucht regt,
Die nimmermüde, südwärts ihre Schwingen;
So wall' ich als ein Fremdling auf der Erde . . .
Zieh' nicht hinab! Gereuen würd's dich einst . . .
Es ist der ew'ge Zwiespalt meines Lebens.

Konrad Telmann.

Digitized by Google

Bei Goethe's Tode.

Ein Märztag war's. Die ersten Veilchen blühten
Im Park zu Weimar, muntre Amseln sangen
Ihr Frühlingslied, und doppelt trostreich klangen
Die Strophen heut' nach langem Winterwüthen.
Der Mittagsonne erster warmer Schein
Rief alle Welt hinaus aus engem Hause,
Und Jeder trat aus seiner Arbeitsklause,
Um mit den Frohen einmal froh zu sein.

Doch manche Wange sah man sich entfärben,
Denn auf den Straßen stockte bald die Menge
Und laut erscholl die Frage im Gedränge:
Habt ihr's vernommen? Goethe liegt im Sterben!
Da wallte eilend die erschreckte Schaar
Zum Hause hin, allwo der Große, Gute,
Der Herrliche in Todesarmen ruhte,
Er, der die Zier, der Stolz von Weimar war.

Ein Jeder schwieg. Das Aug', das thränenfeuchte,
Sah nach des Fensters schlichten Tüllgardinen,
Wo sonst so oft um solche Zeit erschienen
Der Fürst der Dichter, des Jahrhunderts Leuchte.
Da riß von innen eine schnelle Hand
Den Laden auf, der fest bisher geschlossen,
Daß voll des Tages helle Strahlen flossen
In das Gemach, wo Goethe's Sessel stand.

Ein Jeder schwieg. — Da — wundersam zu sagen! —
Erschollen ferne süße Harmonieen,*)
Und nah und näher schien's heranzuziehen,
Bald heitrer Klang, bald Aeolsharfenklagen!
Aus keinem Hause drang der Wunderton,
Vom Blau des Himmels schien's herabzusteigen,
So musicirt der holden Engel Reigen
Um des Allmächt'gen goldnem Herrscherthron!

Nicht Menschenkunst war's, nein, der Klang der Sphären,
Der immer voller jetzt hernieder rauschte,
Ein Jeder stand verklärten Blicks und lauschte
Und wagte nicht das Wunder zu erklären.
— Manch' Räthsel bleibet ungelöst hienieden —
Doch aus dem Hause drang die Trauerkunde,
Daß heitren Auges um die selbe Stunde
Der größte Mensch aus dieser Welt geschieden!

---

*) Dieser seltsamen Musik bei des Altmeisters Tode thuen mehrere seiner Biographen Erwähnung.

Julius R. Haarhaus.

Digitized by Google

Mein deutscher Wald.

Mein deutscher Wald, wie bist du schön!
Du wohnst im Thal, steigst auf die Höhn,
Du zauberst grüne Dämmernacht
Durch dichten Laubes frische Pracht.

Wie herrlich träumt es sich bei dir,
Wie sinnig hallt dein Flüstern mir!
Erzählst mir Märchen wunderfein!
So traulich rauscht kein Palmenhain.

Der raschelt nur wie dürres Gras,
Sein Plaudern tönet rauh und laß.
Nicht blüht's um ihn im frohen Rund,
Er steht auf sonnverbranntem Grund.

Zu Füßen ihm die Schlange wohnt;
Kein Nest in starren Zweigen thront,
Klein Vöglein singt nur zart uud süß
Im deutschen Waldesparadies,

Dort wo die alten Eichen stehn,
Die manch' Jahrhundert schon gesehn,
Wo Edeltannen, schlank und stolz,
Die Fürsten sind im Bergesholz.

Ja, wo im Wind die Birke bebt,
Die Buche grün sich Schleier webt,
Wo kinderfröhlich rauscht der Quell,
Wird's auch in Menschenseelen hell.

Doch will man Alles recht verstehn,
Muß man's mit deutschem Auge sehn,
Denn es gehört ja allerwärts
Zum deutschen Wald ein deutsches Herz.

Anna Liebhold.

An mir allein.

Es ist kein Thal so weltentlegen,
Es ist kein Berg so schroff und hoch,
Es bringt dahin auf stillen Wegen
Des Frühlings warmer Odem doch.

Die alte Burg, umbraust vom Sturme,
Schmückt er mit wilder Rosen Gluth
Und steckt dem halbgeborstnen Thurme
Ein Birkenbäumchen auf den Hut.

Er kleidet selbst die schwarzen Schollen
Des frischen Grabes noch in Grün:
Und magst du schmollen oder grollen,
In Liebe mußt du neu erglühn.

Es jauchzt, berührt von seinem Hauche,
Ein jedes Herz nun froh und frei,
An mir allein, mit nassem Auge,
An mir nur ging der Lenz vorbei.

Armin Herherr.

Im Maien.

Der Garten prangt in Blüthenpracht,
Es kosen die Blumen und Bienen,
Der junge Mai ist heut' erwacht
Mit seligläch elnden Mienen.

Der junge Mai ward über Nacht
Wie unsere Liebe geboren,
Zur Wiege haben Geschenke gebracht
Die Grazien und die Horen.

Doch unsere Liebe kümmert sich
Um Grazien nicht und Horen,
Denn als Geschenk hat Jedes sich
Des Andern Herz erkoren.

Constantin Miller.

Digitized by Google

Du und ich.

Dein Leben iſt ein einz'ger Freudentag,
Dir ward vom Schickſal jeder Wunſch erfüllt,
Ich habe nichts, was mich erfreuen mag,
Mein Daſein iſt in ew'ge Nacht gehüllt.

Ich hab' kein einz'ges Herz mehr, das mich hält,
Und keine Seele denkt in Liebe mein —
Du warſt mein Sonnenſchein in dieſer Welt,
Die Sonne ſank — nun bin ich ganz allein . . .

Leon Vanderſee.

Die Dichterſchule.

Zum Meiſter, der die Sterne kannte,
In mancher Kunſt erfahren war,
Kam einſt mit Reiſeſtab und Mantel
Ein Jüngling aus der Schüler Schaar.

„Um einen Rath möcht' ich euch bitten,
Euch, dem ſo viele Dinge kund!
Sagt, Herr, wie kann ich Dichter werden?
Was ſchafft mir liederreichen Mund?"

„Mein Sohn, zieh' hin nach Islands Strande,
Dort ſpringt ein Quell im Fichtenhain,
Dran netze dreimal deine Lippen —
Dann ſind Apollo's Künſte dein.

Doch auch nach Süden kannſt du wandern!
Der Poeſie geweihter Stein
Liegt zu Mineo auf Sicilien —
Ein Kuß wird dich zum Dichter weihn."

Der Jüngling dankt und ſchließt beſcheiden
Des Hauſes Thüre hinter ſich;
Wohin willſt du die Schritte lenken,
Nord oder Süd? Bedenke dich!

Und er bedachte ſich ſo lange,
Bis daß des Meiſters ſchönes Kind
Mit ſchlankem Leib und Roſenlippen
Zur grünen Laube kam geſchwind.

Vergeſſen war die Island-Quelle,
Nicht nach Mineo ging die Fahrt,
Im kühlen, dunklen Rebenſchatten
Ward ihm die Dichtkunſt offenbart.

Da kühlt' er ſeine heißen Lippen
An ihrer Liebe Zauberquell,
Da küßt' er ihre klaren Augen,
Die wie Mineo's Stein ſo hell.

Will wieder einer Dichter werden,
So giebt der Meiſter ihm die Lehr':
„Macht dich die Liebe nicht zum Dichter,
Mein Sohn, dann lehrt dich's Keiner mehr!"

Marie Lankau.

Wanderluſt.

Nun nehm' ich meinen Wanderſtab
Und mach' mich auf die Reiſe;
Nun will ich ziehn bergauf, bergab,
Und ſingen meine Weiſe:
Und kommt die ſchöne Maienzeit,
Wie wird mir da das Herz ſo weit!
Da hält mich nichts im engen Haus,
Da treibt's mich in die Welt hinaus.

Feinsliebchen weint die Aeuglein roth,
Drob will ich mich nicht grämen;
Den Kuß, den mir ihr Mündlein bot,
Mag nun ein Andrer nehmen.
Das wäre in der ſchönen Welt
Doch wahrlich gar zu ſchlimm beſtellt,
Wenn jedes Mädchen, das mich küßt,
Ich gleich zum Weibe nehmen müßt'.

Feinsliebchen mein, drum tröſte dich;
Ich geh', ein froher Wandrer,
Und zieh' hinaus zum Thore ich,
Zieht wohl hinein ein Andrer.
Nichts nehm' ich mit, ein Sträußlein nur
Pflück' ich noch auf der Wieſenflur;
Hab' ich nichts in der Taſche mehr,
Iſt doch noch nicht die Flaſche leer.

Leicht iſt mein Herz und leicht mein Sinn,
Und leicht ſind meine Lieder;
So zieh' ich meine Straße hin
Und kehr' wohl nimmer wieder.
Drum lebe wohl, du Städtlein klein,
Lebt wohl, lebt wohl, ihr Brüder mein!
Wie iſt die Welt ſo weit, ſo weit!
Wie ſchön biſt du, o Maienzeit!

Fr. Winkel.

Digitized by Google

Litteratur und Kunst.

Der Schillerpreis, der bereits am 18. November v. J. fällig gewesen wäre und den in letzter Instanz der Kaiser zu ertheilen hat, ist erst dieses Jahr zuerkannt worden; da sich kein Drama vorfand, für das innerhalb des Preisgerichts eine Mehrheit zu erzielen war, so wurde von einer Nebenbestimmung der Stiftungsurkunde Gebrauch gemacht, wonach durch den Preis die zeitgenössische deutsche Dichtkunst in anderer Weise gefördert werden könne. Die Preisrichter unterbreiteten daher schon im November dem Kaiser den Vorschlag, die für den Preis ausgesetzte Summe diesmal einem vorwiegend erzählenden und einem vorwiegend lyrischen Dichter zu verleihen. Danach gewählt und nunmehr auch vom Kaiser bestätigt wurden Theodor Fontane und Klaus Groth. Der Grund der langen Verzögerung wird darin gesucht, daß der Kaiser bis zuletzt noch die Absicht hatte, dem eigentlichsten Stiftungszwecke gemäß ein einzelnes Bühnenwerk mit dem Preise zu krönen. Und nachdem der frühere Antrag, Sudermann's Drama „Die Ehre" auszuzeichnen, schon damals im Preisgerichte selbst keine Mehrheit gefunden hatte, soll nachträglich Wildenbruch's Schauspiel „Der neue Herr" stark in Frage gekommen sein. Mag man nun auch der Ansicht sein, daß vielleicht doch einige Dramen vorhanden sind, deren Dichter den Preis verdient hätten, so wird es doch allenthalben in der litterarischen Welt freudig begrüßt werden, daß zwei Meister ihrer Kunst, wie Fontane und Groth, noch nach Vollendung ihres 70. Lebensjahres sich in ihrem dichterischen Schaffen also geehrt sehen. Mitglieder des Preisgerichtes sind Gustav Freytag, Paul Heyse, die Professoren Dilthey, Erich Schmidt, v. Treitschke, Weinhold, Dr. Otto Devrient, Generalintendant Graf Hochberg und Geheimrath Max Jordan, welch letzterer erst kürzlich an Hermann Grimm's Stelle getreten ist. — Die „Frankfurter Zeitung" schreibt anläßlich dieser Preisvertheilung u. A.: Aus der Art der Zuerkennung müßte nothwendigerweise der Schluß gezogen werden, daß das Gebiet des deutschen Theaterstückes vollkommen brach liege, oder daß wenigstens im Verlaufe der letzten drei Jahre nirgends ein dramatisches Talent zur Geltung gelangt sei. Dieser Schluß wäre voreilig. Gerade die letzten drei Jahre waren an starken Bühnenerfolgen reicher, als jedes frühere, und es hätte gewiß nicht schwer gehalten, einen Dramatiker ausfindig zu machen, der des in erster Reihe zur Belohnung dramatischer Dichtungen bestimmten Preises würdig gewesen wäre, — wenn nicht, wie alle Welt weiß, Bedenken, Zweifel, Subtilitäten, die weder mit der Poesie, noch mit der richterlichen Aesthetik das Geringste zu thun haben, die Entschließungen des Preisgerichtes verzögert und beeinflußt hätten. Mitglieder dieser Commission sind ein Generalintendant, zwei Dichter (Freytag und Heyse), vier Professoren, ein ehemaliger Theaterdirector und der Director der Nationalgalerie. Die öffentliche Meinung hat in der Commission weder Sitz noch Stimme. Wäre der Schillerpreis dazu bestimmt gewesen, wirkliche Verdienste um die dramatische Litteratur zu belohnen, so hätte vor Allem ein Name in Betracht kommen müssen: Hermann Sudermann. Und hätte man aus Rücksicht auf die Empfindlichkeit gewisser Kreise Anstand genommen, seinem Schauspiel „Die Ehre" den Preis zu ertheilen, so hätte noch immer „Sodom's Ende" diese Auszeichnung verdient. Der äußere Erfolg eines Stückes hat in dem Urtheile der Preisrichter nicht mitzusprechen. Der Schillerpreis ist wiederholt schon Dichtern zugefallen, deren Dramen nach wenigen Aufführungen für immer von der Bühne verschwunden waren. Es ist sehr zu beklagen, daß nun auch diese einzige Einrichtung, in der der Staat sich herabläßt, von der deutschen Litteratur Notiz zu nehmen, ihre Wirksamkeit zu einer Parteisache macht und ihres Amtes mit höfischer Dienstwilligkeit waltet. An dem Urtheile der öffentlichen Meinung über die Bedeutung und die Verdienste des Dramatikers Hermann Sudermann wird die neueste Entscheidung der Schillerpreis-Commission schwerlich etwas ändern. — Die „Münchener Neuesten Nachrichten" äußern sich folgendermaßen: Die Zuerkennung des Schillerpreises an den Epiker Theodor Fontane und den Lyriker Klaus Groth hat in den unabhängigen litterarischen Kreisen die höchste Ueberraschung hervorgerufen und sicher nicht zum wenigsten Theodor Fontane selbst in Erstaunen gesetzt. Man beurtheilt den Vorgang und die damit verknüpften Umstände sehr ungünstig. Gewiß gönnt ein Jeder den preisgekrönten Dichtern eine Auszeichnung von ganzem Herzen. Der Preis aber knüpft sich an das Andenken des Dramatikers Schiller und soll zur Förderung und zur Auszeichnung von Dramatikern und Poeten der Gegenwart dienen. Erst wenn der deutsche Musenberg ganz entvölkert ist von Schauspieldichtern, erst dann soll unter den Vertretern anderer Gattungen Umschau nach einem Würdigen gehalten werden. Die

Digitized by Google

Entscheidung des Preisgerichtes ist der Ausdruck einer reactionären Gesinnung. Weil sich kein Nachtreter der Classicität hat finden lassen, dem man sein Epigonenloos durch den Preis hätte erheitern können, darum — so lautete der Trugschluß, giebt es heute überhaupt keinen Dramatiker, der die Ehrung verdiente. Man vergaß, daß ein Geschlecht von Geistern aufsteigt, das etwas Aehnliches durchsetzen will in deutscher Kunst, wie der junge Neuerer und litterarische Umstürzler Friedrich Schiller. Es steht jetzt fest, daß Paul Heyse voll Wärme für Sudermann's Drama „Die Ehre" eingetreten ist. Damit ist der Ton angeschlagen, der im Schooße der Commission hätte widerklingen sollen. Es war ein Dichter vorgeschlagen, der nicht das Ueberlieferte nachahmen, sondern etwas Eigenes schaffen will. Etwas Neues und Eigenartiges will auch Adolf Wilbrandt mit dem „Meister von Palmyra", den aus der Dunkelheit hervorgeholt zu haben ein dauerndes Verdienst der Münchener Hofbühne ist; selbst Richard Voß und Ludwig Fulda haben im Laufe der letzten Jahre durch Stücke, die viele Anerkennung gefunden, ein besonderes Streben an den Tag gelegt. Noch mehr aber Gerhard Hauptmann. Wenn die Meinung des Stifters recht verstanden wird, so soll doch der Preis dazu dienen, junge verheißungsvolle Keime im Garten unseres Drama's zu befruchten. Das geschieht aber wahrlich nicht, wenn man der Welt weis machen will, es gäbe keine Edelpflanzen, sondern höchstens Unkraut darin. — Theodor Fontane und Klaus Groth haben übrigens jeder „in Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Dichtkunst" 3000 Mk. erhalten. Aus der Bekanntmachung des preußischen Cultusministers im Reichsanzeiger ist noch hervorzuheben, daß bei der Beurtheilung der dramatischen Werke nur diejenigen in Betracht kamen, die in den Jahren 1887 bis 1889 veröffentlicht, oder der Commission handschriftlich vorgelegt worden sind. E. v. Wildenbruch's Drama „Der neue Herr", das erst 1890 vollendet worden ist, kann demnach nicht in Frage gekommen sein, ebensowenig Martin Greif's „Conradin".

* * *

Der Allgemeine deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande setzt einen Preis von 1000 Mk. für eine dramatische Dichtung aus, die geeignet ist, die Zwecke und Ziele des Vereins volksthümlich zu machen. Die Dichtung muß sich jeder Anspielung auf Politik und Bekenntniß enthalten und nur die nationale Zusammengehörigkeit aller Deutschen betonen. Sie muß (mit oder ohne Musik) für größere Bühnen wirkungsvoll, aber gekürzt selbst für die kleinsten Ortsgruppen aufführbar sein. Näheres findet sich in den Mittheilungen des Vereins Nr. 4, die auf Wunsch übersandt werden. Die Handschriften sind bis zum 1. October 1891 ohne des Verfassers Namen (der in versiegeltem Briefe beizufügen ist) an den Vorstand der Ortsgruppe des Allgemeinen Schulvereins in Königsberg i. Pr., Dr. von Seiblitz, einzusenden.

* * *

Aus dem litterarischen Nachlaß Robert Hamerling's erscheint in einigen Wochen eine Neue Folge seiner „Prosa"; Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Das Werk wird zwei Bände umfassen und folgenden Inhalt haben: Grazer Gedenkblätter. — Meine Lieblinge. — Kleines litterarisches Beschwerdebuch. — Gedanken über den Selbstmord. — Eine neue Duft- und Seelentheorie. — Ueber Gedankenlosigkeit. — Ueber die Furcht. — Vom Träumen. — Bemerkungen über Stelzhamer. — Aus dem Tagebuch eines Kinderfreundes. — Herr Zumbini und die deutschen Leopardi-Uebersetzer. — Ein italienisches Künstlerleben. — Ein verwildertes Genie. — Triester Sprichwörter. — Das deutsche Nationalgefühl im Lauf der Geschichte. — Haben wir Deutsche noch eine Metrik? — Gedanken über Lebensglück. — Aus der Notizenmappe. — Glossen. — Kleine Probleme. — Streiflichter. — An Herrn J. Singer (Verfasser der Broschüre: „Sollen die Juden Christen werden?"). — Aus der Gedankenmappe. — Aphorismen über die Frauen. — Aphorismen über die Kunst. — Aphorismen. — Kleine Bilder und Scenen. (Verlags-Anstalt und Druckerei, Hamburg).

* * *

Julius Grosse hat einen neuen Roman aus der Künstlerwelt „Irrwege" beendet.

* * *

Balduin Groller veröffentlicht vier neue Novellen unter dem Titel „Wenn man jung ist". (E. Pierson, Dresden.)

* * *

Von Konrad Telmann erscheint demnächst im Verlage von Otto Janke in Berlin eine neue, größere Erzählung unter dem Titel „Aus vergilbten Blättern". Dieselbe enthält die Familiengeschichte eines pommer'schen Kaufmannsgeschlechtes.

* * *

Von Alfred Friedmann erscheint demnächst im Verlage von Rosenbaum & Hart, Berlin, ein moderner socialer Roman unter dem Titel „Schnell Reich".

* * *

Einen Essay „Ueber Hans Herrig" ließ soeben Arnold Fokke bei W. Haynel in Emden erscheinen.

* * *

Richard Voss hat ein neues, den Abend füllendes Schauspiel geschrieben, das „Der Väter Erbe" betitelt ist und von der Direction des Berliner Theaters zur Aufführung angenommen wurde.

Digitized by Google

Briefschalter.

R. R. in O—o. In Ihrer ja gewiß unerquicklichen Lage tröste Sie die Erkenntniß, daß jederzeit Derjenige, welcher in Ausübung einer öffentlichen Thätigkeit für das Gute und Rechte eintritt, die Freunde des Schlechten zu Gegnern hat. Wir selbst haben uns längst zur Weisheit des lachenden Philosophen bekehrt und es hat uns erst vor Kurzem einen heiteren Augenblick bereitet, als wir erfuhren, daß ein obscures Schreiberlein in einem ebenso obscuren litterarischen Blättchen in einer offenbar von verletzter Eigenliebe dictirten Kritik über eines unserer Bücher herfiel. Am meisten amusirt uns dabei erstens die Plumpheit, mit der besagtes Schreiberlein durch eine gegen unseren Herausgeber persönlich gerichtete Spitze seine gefährlichen Absichten urbi et orbi verrathen und zweitens die eines Nadelhelden würdige Genialität, mit welcher es bei Beurtheilung unseres Buches das Metermaß zu Hilfe nahm. Früher hätten uns derartige kleine Bosheiten vielleicht verdrießen können, jetzt gewinnen sie uns nur noch ein mitleidiges Achselzucken ab.

H. v. P. in N—i. Wir bitten wiederholt, Gedichte, welche für bestimmte Fristen bestimmt sind, mindestens 6 Wochen vorher einzusenden. Ihr früher angenommenes Gedicht wird, seinem Inhalte gemäß, im Sommer erscheinen.

F. L. in G—n. Auf Ihre letzte Einsendung müssen Sie, wenn dieselbe überhaupt hier eintraf, Antwort erhalten haben; bei Ihrem noch so ungemein jugendlichen Alter macht es aber einen geradezu befremdlichen Eindruck, daß Sie, nachdem wir bereits eines Ihrer Gedichte zum Abdruck brachten, infolge einiger späterer Ablehnungen so völlig verzagen wollen. Hierzu haben Sie keine Ursache: wenn wir auch nicht gerade auf eine besonders hervorragende Begabung bei Ihnen glauben schließen zu dürfen, so spricht doch immerhin aus Ihren Versen poetisches Empfinden.

M. K. in N—r b. D. „Heidestimmen" (Dank für Ihre gefällige Mittheilung); E. P. in T—n „Im Heidekraut"; I. D. in H—g „Nur Muth" unter dem Titel „Aufwärts!" und mit kleiner Aenderung; C. W. in W—n „Zuviel" (die mitgetheilte Probe zeigt ziemlich correct gebaute Hexameter; der Werth des Ganzen kann nach einem Bruchstücke nicht beurtheilt werden); M. v. S. in A—l b. Z. „Mittagsruhe" (mit einer kleinen Aenderung); B. R. in D—n „Bad Mulda"; R. G. in F—g „Waldwunder"; C. S. in W—n „Die Wäringer von Miklagard"; P. B. in B—n „An Gisela"; A. P. in M—n „Vision" und G. M. in G—e „Zweifel" (mit Aenderungen).

Angenommen!

J. K. in B—e (ermangelt der inneren Anschauung); Dr. E. W. in A—a (in formeller Beziehung vielfach uneben); F. G. in D—n (im Ausdruck oft schwierig); B. F. in B—n (läßt mit der Zeit Reiferes erwarten); Th. K. in B—n (zu schattenhaft); R. H. in B—n; H. P. in T—r; J. B. in Z—n (der Stoff der Fabel scheint uns der — übrigens an sich recht wohl gelungenen — Behandlung unwerth); E. Z. in F—k (ohne den erforderlichen Schwung im Ausdruck); F. Z. in D—n (läßt die kraftvolle Hervorkehrung individuellen Empfindens vermissen); P. S. in A.-D—n (inhaltlich zu mager); C. S. in B—n („Völkerkönig" zu unklar, das Uebrige inhaltlich allzu unbedeutend); E. S. in A—a; R. K. in B—au; O. P. K. in L—g (inhaltlich und sprachlich unfertig); W. S. in M—n (allzu flüchtig); O. S. in D—n (Ihrem Essay sehen wir gern entgegen; auf Ihr anderes freundliches Angebot müssen wir leider verzichten); C. T. in R—g (zu dürftig in der Anlage); E. S. in St. P—g; A. V. in L—n (entschieden Talent verrathend, aber in den einzelnen Theilen sehr ungleichwerthig; wir erwarten deshalb gern Anderes); Grf. C. Z.-L. in L—n; E. K. in B—z (stellenweis zu rührsam).

Dankend abgelehnt!

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 25. April 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Victor Blüthgen, Richard Koehlich, Friedrich von Sodenstedt, Hieronymus Lorm, Konrad Telmann, Julius K. Haarhaus, Anna Liebhold, Armin Werherr, Constantin Miller, Leon Vandersee, Marie Lauken und Friedrich Winkel. — Ueber die Nichtigkeit des Erreichbaren. Von Dr. Alfred Friedmann. — Litteratur und Kunst. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Verzage nicht.

Verzage nicht und ringst du auch vergebens
Noch immer nach dem Ziele deines Strebens,
Behalte nur den Muth! Verzage nicht!
Das echte Streben schon trägt eine Krone
Und winkt zuletzt dir mit verdientem Lohne,
Verzage nicht!

Verzage nicht! Die Meng' ist blind geboren,
Doch zwei, drei Edle, die zu dir geschworen,
Verbürgen dir den Sieg. Verzage nicht!
„Auf! Hoch die Herzen!" mußt du freudig sprechen
Und wenn im Tod dir schon die Augen brechen,
Verzage nicht!

Heinrich Kruse.

Digitized by Google

Friedrich Paludan-Müller.

Von **Ottokar Stauf von der March.**

Neben Adam Oehlenschläger, der zu Anfang unseres Jahrhunderts in der dänischen Litteratur eine neue Periode einleitete, gebührt Friedrich Paludan-Müller der vornehmste Platz unter allen dänischen Dichtern, ja in Hinsicht auf seine großartige Epopöe „Adam Homo" ein hervorragender Rang in der Weltlitteratur.

In seinen ersten Schöpfungen zeigt der Dichter — wie fast jeder Anfänger — das Profil eines Romantikers, aber nicht das eines Oehlenschläger, durch dessen Dichtungen der Geist des rauh-treuherzigen nordischen Heldenthums weht, sondern das eines weichen, von modernen Sentiments angekränkelten Ingemann.

Die Romantik war durch Oehlenschläger nach der Heimat des „fetten Prinzen" verpflanzt worden und hatte daselbst guten Boden vorgefunden, auf dem sie rasch ihre geheimnißvolle „blaue Blume" hervorsprießen ließ. Um den Dichter von „Axel und Walborg" gruppirten sich binnen Kurzem bedeutende und — wie es stets zu geschehen pflegt: unbedeutende — Talente, die der Litterarhistoriker unter dem Namen „nationale nordische Schule" zusammenfaßt, damit zugleich die Richtung ihres Schaffens bezeichnend. Paludan-Müller gehört im Grunde genommen nicht ganz zu dieser Gruppe; der Einfluß Ludwig Heiberg's, der, ein Pflegesohn Hegel'scher Philosophie, den „romantischen Quark" — wie ihn Platen nennt — mit schärferen und darum sichereren Waffen denn Baggesen bekämpfte, bewirkte einen derartigen Umschwung in unserem Dichter, daß er bald genug die an sich verrannte, schädliche Richtung verließ und — „Romantiker dem Herzen nach", — ein realistisches Werk, wie „Adam Homo" schuf.

Heiberg sah in der Poesie nichts als Kunst und legte darum besonderes Gewicht auf die Formvollendung, was Paludan-Müller adoptirt und durch alle seine Dichtungen bewiesen hat. Wie wenig ihm darum Oehlenschläger's „Heldenpoesie" sympathisch war, erhellt aus seiner Unterredung mit dem trefflichen Litterarhistoriker Georg Brandes; „als wir einmal über Oehlenschläger sprachen", erzählt letzterer in seinem ‚Danske Digtere', „meinte er (Paludan) plötzlich mit schelmischem Augenblinzeln: ‚Kurz und gut — Oehlenschläger war ein Dummkopf!' Erstaunt fragte ich: Also gilt Ihnen Axel und Valborg nichts? worauf er lächelnd erwiederte: O freilich! es mag darin genug Schönes geben, aber nur Empfindungen, Gefühle und keine Gedanken". Für ihn gab's demnach ohne Reflexion überhaupt keine Poesie.

Unter dem Einflusse des Romanticismus entstand das im Geiste Shakespeare's und Gozzi's mit Wortspielen und Hofwitzen durchflochtene, wegen seiner leichten und anmuthigen Sprache sehr anziehende Lustspiel (der Dichter selbst nennt es Schauspiel) Kjaerlighed ved Hoffet (die Liebe am Hofe), das darum beachtenswerth ist, weil sich der Dichter darin als Meister der Form zeigt, durch deren Nimbus eben er später das Publikum blendete, als er verhältnißmäßig schwache Werke ähnlichen Genres, wie „Das Abenteuer im Walde" (1836) und „Der Elf und die Rose" (1838) veröffentlichte. Die beiden Erstgenannten wurden im „Maanedsskrift for Literatur" sehr abfällig beurtheilt, wogegen er sich in dem polemischen „Trochaeer og Jamber" nachdrücklich vertheidigte.

Schon in der 1835 erschienenen poetischen Erzählung „Zuleima's Flucht" macht sich ein vorderhand allerdings nur formeller fremder Einfluß geltend, der in „Beatrice", „Die Vestalin" und „Der Sklave" stetig zunimmt und endlich durch „Die Tänzerin" den Uebergang zur realistischen Verkörperung, zum „Adam Homo" anbahnt. Der Einfluß ist Lord Byron zuzuschreiben; wie sich der geniale Puschkin in seinem reizenden „Eugen Onégin" die gewaltige Poesie des großen Briten zum Vorbilde genommen, so auch Paludan-Müller im „Adam Homo"; den Dänen aber bewahrte ein gütiges Schicksal vor frühem Tod und leitete ihn zu innerer Reife.

Ehe aber der Dichter an die schwere Aufgabe ging, Menschen zu schildern, wie sie wirklich sind, ohne dem Flitterstaate, den ihnen im Laufe der Zeit Dichter, Philosophen und Psychologen im guten Glauben an die Einfalt eines goldenen Zeitalters umgehängt haben, ehe er anfing diese alltäglichen, gemüths- und geistlosen Affenmenschen zu zeichnen — kehrte er in den Olymp ein, seinen Künstlergeist an der ewigen Schönheit und unerreichbaren Hoheit griechischer Götter und Halbgötter zu letzen. Hierher gehört sein lyrisch-mythologisches Drama „Amor und Psyche" (1838), die bekannte, auch von unserem verewigten Hamerling bearbeitete liebliche Episode aus Gn. Apulejus' „Buch vom goldenen Esel". Wieder ist es das herrliche Ebenmaß der Form, das uns hier bezaubert, so daß wir dem Litteraturhistoriker beipflichten müssen, der da sagt: „Diese Dichtung ist ein Labyrinth von Gesängen jubelnder Genien, trauernder Zephyre und lächelnder Nymphen."

Von den in den folgenden Jahren erscheinenden Dichtungen, als „Die Hochzeit der Dryade" (1841), „Venus" (1842 — schildert den Sieg der reinen Liebe über die sinnliche) und „Tithon" (1844) ist letztere die bedeutendste und merkwürdigste, weil darin der Dichter sich und seine Kunst naturgetreu porträtirt hat. Die „Fabel" des Tithon ist folgende: Tithon, durch die Liebe Aurora's

Digitized by Google

auf deren Insel entführt, verlebt an ihrer Seite ein herrliches Leben voll Liebeswonnen — aber plötzlich überkommt ihn das Heimweh, das Heimweh nach seinem Vaterlande, das Heimweh des Irdischen nach Irdischem. Trotz alles Zuredens und aller Tröstungen seiner verzweifelten Geliebten kann er die Sehnsucht, die ihn verzehrt, nicht bannen — er giebt selbst seine ewige Jugend hin, damit er nur einmal die Erde betreten könnte. Er erfleht die Gewährung seiner Bitte und läßt sich zur heimischen Welt hinab. Die Worte nun, die er beim Betreten des Erdbodens spricht, kennzeichnen den mittlerweile in der Seele des Dichters vorgegangenen Umschwung, und wie der Held seines Gedichtes den Himmel Aurora's verläßt, so verläßt auch der Dichter den Himmel der Mythen — die mythische Periode für ihn ist vorüber, er betritt festen Fußes den Boden des Realismus.

Das satyrisch-lehrhafte Epos „Adam Homo" entstand, wie bereits vielfach angedeutet, unter dem Einflusse von Byron's „Don Juan", denn sowohl die Form, die Stanze, der stete Wechsel, das Schwanken zwischen Ernst und Scherz, Pathos und Ironie, als auch viele Einzelnheiten erinnern an jenes „Hohelied der Sinnlichkeit" — aber obgleich „Adam Homo" vielleicht gar nicht hätte entstehen können, wenn ihm der „Don Juan" nicht vorangegangen wäre — besitzt die Dichtung unbestreitbare Originalität, den charakteristischen Erdgeruch des Bodens, dem sie entsprossen; so daß sie „unter den Epen, die Europa im 19. Jahrhunderte hervorgebracht hat, den ersten Platz verdient durch ihre Individualität und Lebenswahrheit". (Georg Brandes.)

Gleichwie die „venetianische Geschichte" Beppo das Vorspiel und gewissermaßen die Vorrede zum „Don Juan" bildete, so auch hier die aus drei (ebenfalls in Ottaverimen verfaßten) Gesängen bestehende Dichtung: „Die Tänzerin" (1839), in welcher der Dichter seine Kraft, sein Können gleichsam versuchte, zur herrlichen Hymne „Adam Homo" intonirte. Byron's Worte: „Ihr verlangt ein modernes Epos? seht her, da habt ihr den ‚Don Juan'! das ist für unser Zeitalter dasselbe, was die ‚Ilias' für das Zeitalter des Homer gewesen" — gilt in noch erhöhterem Maße von der Schöpfung des dänischen Meisters. Der „Don Juan" faßt in sich den unberechenbaren Ocean des menschlichen Lebens in seiner Individualität, „Adam Homo" hingegen ist ein Stück Allgemeinheit; „Don Juan" präsentirt immer nur eine, höchstens zwei Richtungen der menschlichen Kraft — „Adam Homo" fast alle, soweit sie in einer Person vereinigt vorkommen können. Und eben darum ist die Dichtung des Dänen bedeutender, die Perspective, welche sie entrollt, hat ein festes Gefüge, während jene des Briten vielfach verschwommene, unklare Linien aufweist, die nur durch die anmuthige Form ihre Wirkung erzielen. Ich möchte „Adam Homo" mit einer Säulenhalle aus rothem Sandstein vergleichen, um die sich ein tiefdunkles, nicht allzu üppiges Epheurank zieht; das riesige Gebäu ist nicht gerade einnehmend, dafür aber aus gutem, lange Dauer verheißenden Materiale, während „Don Juan" eine Stoa voll Marmorsäulen mit korinthischen Kapitälen darstellt, die über und über mit Rosen und Lorbeerzweigen bedeckt ist; aber wenn du näher zusiehst, wirst du zahlreiche Risse und Sprünge in diesen herrlichen Gebilden von Menschenhand bemerken.

„Adam Homo" schildert das Leben eines Bourgeois in den dreißiger und vierziger Jahren. Der Held der Dichtung stellt den Typus eines „modernen Strebers" dar, der von der Natur gut genug ausgestattet, nach und nach die schwächlichen Ideale seiner Jugend wie alte Lappen von sich wirft, aller edlen Grundsätze sich entäußert — allerdings bei jedem Verlust seiner Psyche auf der gesellschaftlichen Rangleiter um eine Sprosse hinansteigt, bis er zuletzt als gemüth- und seelenloser, aber desto verstandeskräftigerer, mit dem Titel Excellenz ausgestatteter Philister im Hospital zur Einsicht seines verfehlten Lebens gelangt.

Im Gegensatz dazu hat der Dichter die Jugendgeliebte Adam's — Alma Stjerne, eine der „rührendsten Frauengestalten der modernen Dichtung" mit wunderbaren Farben dargestellt. In dem wilden Jagen nach äußeren Erfolgen hat Homo sie von sich gestoßen, aber trotz dieser Enttäuschung und schwerer Kämpfe geht sie nicht verloren im wüsten Hexensabbath der modernen Gesellschaft —, sie entfaltet sich zum edlen, reinen Frauenideal, das seine Aufgabe in der Verzeihung und selbstloser Entsagung findet. Im Hospital kommt sie mit dem elenden Charakter zusammen, dem sie noch immer ihre Liebe widmet. Im letzten (XII.) Gesang führt uns der Dichter in's „bessere Jenseits". Adam Homo steht vor dem Richterstuhle der Gottheit und der advocatus hominis tritt als Vertheidiger des Angeklagten auf. Er führt — um seinen Clienten zu entlasten — meist Affekte, bessere Regungen und Gedanken in's Gefecht, während der advocatus diaboli, als Kläger, nur auf die Handlungen, als die überzeugendsten Facten, hinweist; folgegemäß sinkt die „Schale der Schuld" an der ungeheuren Waage immer tiefer „zur Hölle hinab" — als plötzlich die treue Alma, ein zweiter Seraph, sich an Adam's Seite stellt und *ihre* Liebe und Aufopferung in die „Schaale der Verdienste" wirft. Hoch flattert die „Schaale der Schuld" auf und der advocatus diaboli versinkt. . .

So findet Adam durch die Liebe die Erlösung.

Der Standpunkt, von welchem der Dichter bei Abfassung seines Werkes ausging, ist der der ethischen Ironie: er kennt kein Mitleid mit seinem Helden, er ist gleichsam der Mephistopheles, der ihn auf allen Fahrten begleitet und ihm den Spiegel der Erkenntniß — leider ohne Erfolg — vorhält. Allerdings

Digitized by Google

liegt die Frage nahe: ob ein solcher Standpunkt, nämlich alle edleren Regungen im Helden zu unterdrücken und nur seine Nichtswürdigkeit und Gesunkenheit mit beträchtlichen Schlagschatten zu zeichnen, damit eben die Ethik und die Moral ihre Triumphe feiern könnten — der richtige, sachgemäße ist; künstlerisch wenigstens ist dieser Standpunkt. Der Dichter ging freilich mit seinem Realismus zu weit, was auch seine Zeitgenossen bekräftigen: „Es sieht gerade so aus, als ob der Dichter gesagt hätte: Ihr habt mir vorgeworfen, ich empfände kein Interesse für das ‚Leben', weil ich mich bislang mit der Schilderung fremder Welten und überirdischer Dinge befaßt habe; nun gut! ich will euch zu Willen sein und nehme darum einen aus eurer Mitte und mache ihn zu meinem Helden! — Der Dichter ging mit Indignation an's Werk und darum ist seine Satyre so kalt, so unmenschlich." (Georg Brandes).

Ganz übersetzt ist das Werk bisher nicht worden, den Prolog desselben hat der rührige Ed. Lobedanz im VIII. Bande der „Dichtungen des „Auslandes (Leipzig, W. Friedrich) in vortrefflicher Verdeutschung geboten. Eine vollständige Uebertragung dürfen wir noch erhoffen, schon im Interesse des poesieliebenden Publikums und Jener, die ihre Aufmerksamkeit gern fremden Litteraturen widmen; hier, im „Adam Homo" werden sie die Fülle des Gesunden und Innerlich-Reinen einmal vollauf bewundern können.

Die realistische Periode dauerte nicht lang an; nach dem Epos wandte sich der Dichter wieder seinen Mythen zu. In dieser Hinsicht ist sein Ausspruch mehr als charakteristisch: „Fleisch und Blut verlangen sie von der Poesie, aber Fleisch und Blut giebt's genug in den Schlachthäusern — für die Poesie muß einzig und allein Gefühl und Geist verlangt werden" — ein goldner Satz, den sich manche unserer jungen Bilderstürmer, die über sich selbst noch lange nicht im Klaren sind, zu Gemüthe führen sollten!

Neben „Adam Homo" ist das Drama „Kalanus" wohl das bedeutendste Werk des dänischen Dichters. Es ist ein positiver Ausdruck seines Ideals, wie jenes ein negativer ist. Der indische Klausner und Philosoph Kalanus erblickt in Alexander dem Großen, der bis in seine Nähe vorgedrungen ist, die Incarnation des Gottes Brahma und schließt sich deshalb dem Heldenjünglinge auf dem Rückwege nach Pasargadä an. Der Macedonier, dem die Demuth und Begeisterung des ehrlichen Naturphilosophen außerordentlich schmeichelt, befiehlt zur Feier seiner Siege in Pasargadä ein großes Fest, das die beiden geistvollen und schönen Hetären Thaïs und Leda durch ihre Gegenwart verherrlichen. Aus dem nach Beendigung des Mahles folgenden, wüsten Bacchanal und den schamlosen Ausschweifungen desselben ersieht Kalanus, daß er sich in Alexander getäuscht hat, denn nur ein Sterblicher könne sich vom Weine und im Schooße der Weiber bis zur Unzurechnungsfähigkeit berauschen. Vor Zorn und Entsetzen halb toll, schleudert er ein Messer nach Thaïs, wodurch er jedoch nur seine Entwaffnung und Fesselung erreicht. Er beschließt nun, sich als Versöhnungsopfer dem erzürnten Gotte anzubieten, den er in einer Geistesblindheit mit einem erbärmlichen Menschen verwechselt hat und bereitet sich zum Tode durch's läuternde Feuer vor. Den nächsten Tag sucht ihn jedoch der König auf, um ihn von seinem thörichten Vorhaben abzubringen; aber weder seine Bitte, noch seine Drohungen vermögen den festen Entschluß des Weltweisen zu erschüttern, und als dieser sogar die Theilnahme an der Herrschaft, ja diese selbst ausschlägt . . . sinkt der Macedonier zu seinen Füßen nieder, er, der Stolze, dem Bescheidenen, ihn um dessen Leben zu bitten. (Diese Scene faßt alle Gedanken des Dramas zusammen: der stolze Eroberer, der die Welt mit seinem Ruhme und seiner Macht füllt, neigt sich in Demuth vor der sittlichen Größe! Welchem Dichter gelang es, den Sieg der Ethik wirkungsvoller darzustellen?) Aber Kalanus weist Alles von sich und stirbt, und sein Geist, durch die Flammen des Scheiterhaufens geläutert, fliegt in den Schooß des allerbarmenden Brahma.

Wie „Tithon" den Umschwung der Poesie des Dichters kennzeichnet, so auch „Kalanus". Sein Entschluß, aus der Welt zu gehn, deckt sich mit der Rückkehr seines Verfassers zur abstrakten Poesie seiner Jugendperiode, zur — Romantik. Aber diese Romantik hält keinen Vergleich mit der ersten aus, jene rein, harmlos, diese mit dem bitteren Beigeschmack spekulativ-theologischer Themen. Die Flagge deckt nicht ganz die Waare oder ist nur zum Deckmantel da, um die Contrebande anstandslos in den Hafen zu schiffen.

Diesem Zeitraume gehören an: „Der Luftschiffer und der Atheist" (Luft skipkeren vo Atheisten, 1853), das nichts Anderes, denn eine ziemlich frostige Polemik gegen den Atheismus enthält; „Benedikt von Nursia und seine Amme" (1854), durch seine Charakteristik bedeutend; „Das Paradies" (im Ganzen werthlos); „Abels Tod" (das Erscheinen des Todes in der organischen Welt sehr schön darstellend); „Kain oder die Kinder der Welt", hervorragend durch seine edle Sprache und glühende Farbengebung, und „Ahasverus, der ewige Jude", dessen Handlung am Ende der Zeiten spielt.

Werthvoll sind nur die drei letztgenannten Schöpfungen, in denen das oben angedeutete spekulativ-theologische Element vor der allgemeinen poetischen Idee zurücktritt. Auch hier müssen wir die Originalität und Formschönheit bewundern — aber es ist nicht die Poesie des Lebens, die uns in erhabener Kraftfülle entgegenstrahlt, sondern die Poesie großartiger Resignation, die Poesie des Pessimismus und der Askese — mit einem Worte: die Poesie des Todes; sagt doch der Dichter selbst:

Digitized by Google

„Mit dem Tode trat die Kunst in's Leben!"

Als Greis schrieb Fr. Paludan-Müller den Roman „Ivar Lykkes Historie", der jedoch bei allen schönen Einzelheiten an seine übrigen Dichtungen nicht hinanreicht.

Die letzte Gabe des Dichters ist „Adonis", ein kleines Gedicht, dessen Held, ermüdet von den ewigen Wonnen, die ihm Venus bietet, das Reich Proserpina's aufsucht, die ihn freundlich empfängt:

Nun bei mir, Adonis, finde Trost:
Nicht der Liebe wilde Gluth,
Nicht der Hoffnung kalter Frost —
Nur Betrachtung ist mein Gut! . .

Adonis versinkt in ewige Contemplation, in ewige Vergessenheit, aber sein Dichter lebt und wird leben, solange die Poesie, die „Thräne in des Lebens Noth" noch in den irdischen Hainen weilt.

Teichlied.

Es stiegen verworrene Träume
Empor aus dem dunkelnden See,
Der Mond sah durch die Bäume
Bleich wie von herbem Weh.

Er küßte die zitternden Wogen, —
Die sangen ein klagendes Lied,
Da sind erschrocken entflogen
Die Vögel dem schützenden Ried.

Da sind, die sonst der Ferne
Entstiegen in lieblichem Traum,
Erloschen die goldenen Sterne
Im unermeßlichen Raum.

Der Wind, der so zart und leise
Die Lilie liebend bewegt,
Hat bei der düsteren Weise
Laut seufzend sich gelegt.

Da ist die Lilie, die prächtig
Noch glänzte im Abendroth,
Mit Wind und Sternen nächtig
Gesunken in den Tod.

Hanns Andreas Linck.

Nymphaea alba.

Teichrose, die im bleichen Silberkelche
Der reichen Früchte goldnen Boden trägt,
Die schwimmend auf des Weihers grüner Fläche
Ihr schönes Haupt auf breite Blätter legt! —

Schnellt sich ein Fisch auf aus verdeckter Tiefe,
Daß weit im Kreis der stille Spiegel bebt,
Dann schaukelst du im Spiele leiser Wellen,
Von denen keine dich von hinnen hebt.

Umgaukelt von der Lüfte Fluggedanken,
Libellen, denen nach dein Sehnen zieht,
Kannst du nur träumend auf der Welle schwanken,
Die ohne dich verrauschend weiter flieht.

Den Kelch gewiegt in ros'ger Lüfte Schimmer,
Dem Thau geöffnet und dem Sonnenschein,
Mußt du gefesselt, sehnsuchtsvoller Schwimmer,
An deines Lebens Wurzelschlingen sein.

H. Marshall.

Digitized by Google

Neues Leben.

Armes Herz, was ringst du schmerzdurchloht,
Und was sehnst du dich so bang nach frühem Tod,
Hältst von Frohsinn dich und Freude fern?
Traure nicht, ein neuer Morgen naht,
Und die Sonne scheint auch deinem Pfad,
Durch die Nacht bringt mild der Hoffnung Stern.

Sieh zurück nicht, schau dem Licht entgegen,
Dann erblühen auch auf deinen Wegen
Blumen wieder und dir winkt die Ruh'.
Frieden wird auch deine Seele finden,
Wird die Macht dem heißen Schmerz entwinden,
Führt dich selig der Erlösung zu.

Ob das Leben Alles dir genommen,
Ob dein Sinnen trüb, dein Herz beklommen:
Auch die schwersten Stunden sind gezählt.
Hoffe nur, dann blüht dir frisches Leben
Und ein neues Ziel winkt deinem Streben!
Du erwachst zum Dasein neu gestählt.

Julius Schirmer.

Santa Lucia.

(Neapolitanisches Volkslied.)

Wie dämmert so milde die Herbstesnacht,
Still ruht der Ostseehafen,
Der Mond erglänzt in silberner Pracht,
Die Menschen träumen und schlafen.

Ich wandle am einsamen Ufer allein
Längs unter den blätternden Bäumen,
Und eingeschläfert vom Mondenschein
Beginnt die Seele zu träumen.

Sie träumt von goldener Jugendzeit,
Da in Italias Landen
Sich einst in Liebesseligkeit
Zwei trunkene Herzen fanden;

Da auf dem Golfe von Napoli
Sie ewige Liebe sich schworen,
Indeß der Vesuvio Flammen spie; —
Vergangen! verklungen! verloren!

Doch horch! In diese Träume hinein
Tönt's nicht, wie italische Klänge?
Das „Santa Lucia", so süß und rein,
Bekannte, traute Gesänge . . .

Digitized by Google

Kein Traum ist's, — von der italischen Yacht,
Da hallen die Töne wieder,
Es singt in die nordische Herbstesnacht
Der Schiffer der Heimat Lieder.

O „Santa Lucia", sei mir gegrüßt
Am deutschen Ostseestrande,
Du hast mir manche Stunde versüßt
Dereinst in italischem Lande.

Auch auf dem Golfe von Napoli
Erklangst du aus ihrem Munde;
Wie sang so sanft, so berauschend sie
Zur mitternächtigen Stunde! . . .

Der Schiffer schweigt, es ist sein Sang
Im Meeresrauschen verklungen, —
Doch mir im Herzen klangen noch lang
Die lieben Erinnerungen.

Clemens Brache.

Der Schönheit Strahlen.

So sprach zu mir ein Mönch, der viel gelitten
Und einen schweren Lebenskampf gestritten:

Der Schönheit Strahlen herrschen sonnengleich,
Wohin sie immer dringen, prangt ihr Reich;

Unmöglich ist's, sich ihnen zu verschließen,
Trotz Schloß und Schalter wird es in dir sprießen;

Ob längst der Jugend Baum erstorben schien,
Der Schönheit Strahl, in's Keimen bringt er ihn.

Verrätherische Macht, die Knospen locket,
Derweil schon rings der Winter traurig flocket!

Die mit des Liebesrausches süßem Gift,
Wohin ihr Pfeil nur schwirrt, die Herzen trifft!

Ihr Pfeil? Sie braucht nicht Köcher, braucht nicht Bogen,
Unabgesendet kommt's daher geflogen.

Bewußtlos ihres Zaubers steht sie da,
Das Wunder kaum bemerkend, das geschah.

Die Wunden weder lindernd, noch verbindend
Und lächelnd, wie sie kam, dem Aug' entschwindend.

Und doch —: was hätte denn für Reiz die Welt,
Wär' jenes Zaubers Macht ihr nicht gesellt?

Digitized by Google

Und ſind's denn Wunden? — War's nicht einſt Entzückung,
Was jetzt zum Labſal wird und zur Erquickung?

Nun weckt ſie Wehmuth, doch die Wehmuth ſpeiſt
Mit holdem Himmelsmanna Herz und Geiſt.

Vorüber ſind die ſtürmiſchen Begehren,
Genuß vermählt ſich ſinnend dem Entbehren,

Und, ſichrer vor der Leidenſchaften Hauch,
Zeigt ſich erſt jetzt die Flamme ohne Rauch.

Robert Waldmüller-Duboc.

Eine Sängerfahrt.

Es fuhr auf rauſchender Saale
Einſt eine fröhliche Schaar
Im reichgeſchmückten Dampfer;
Die Luft war weich und klar.

Vom Berg die elektriſche Sonne
Machte zum Tage die Nacht,
Rothfeuer ließen erglänzen
Die Ufer in Märchenpracht.

Da hieß es: Laßt uns ſingen!
Und Alle ſtimmten bei
Und ſangen, unſterblicher Heine,
Dein Lied von der Loreley.

Aus fröhlicher Kehle klang es
Weit über die Fluthen hin:
Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin.

Julius Sturm.

Die kleine Welt.

Sei mir willkommen, du grünendes Dach,
Du Flöten der Droſſel, du Finkenſchlag
In des Waldes flüſternden Hallen,
Wo der Lockruf der wilden Taube klingt,
Wo der Häher von Tanne zu Tanne ſich ſchwingt,
Und die Bäche, die murmelnden, wallen.

Jetzt ſind nach des Winters erdrückender Nacht
Die Emſen am Fuße der Fichte erwacht,
Sie wirken und ſchaffen behende,
Sie tragen das Reiſig zum Baue heran,
Mit ſchneidigen Kiefern errichten ſie dann
Der Wohnung einfache Wände.

Die ſummende Biene wiegt ſich leis
Um nickende Veilchen und Ehrenpreis,
Daß mit der zierlichen Lippe,
Sie aus der duftigen Blumen Grund
Den köſtlichen Nektar zur Frühlingsſtund'
Im ſchwebenden Fluge nippe.

Digitized by Google

Es gaukelt der Falter in milder Luft,
Berauſcht von der Blumen und Blüthen Duft,
Sich wiegend im Sonnenglanze,
Und in den Lüften, ſo lau und warm,
Kreiſt unaufhaltſam der Mücken Schwarm
Im frohen, bacchantiſchen Tanze.

Es ſteigt der Fiſch aus des Waſſers Grund,
Und leiſe öffnend den ſtummen Mund,
Entathmet er ſilberne Perlen,
Dann wählt er ſich einen ruhigen Stand
Und flüchtet behend an des Ufers Rand,
Beſchattet vom Laubdach der Erlen.

Der Käfer bringt aus der Erde Schooß,
Er klettert empor an Halm und Moos,
Hell glitzernd im Sonnenſcheine,
Und die Grille, welche um Liebe wirbt,
Mit ſchnarrenden Tönen im Graſe zirpt
Am flüſternden Wieſenraine.

Heinrich Zeiſe.

Winters Abendröthe.

Nach dem Schwediſchen des C. W. Böttiger (geb. 1807 in Upſala).

„Nar jorden ligger blak pä vinterbåren.“
Wenn auf der Bahre, winterlich umkleidet,
Die Erde liegt, was iſt's, das oft empor
Aus Weſten feurig flammt und purpurn ſcheidet?
Der Frühling iſt's mit ſeinem Roſenflor,
Der das Gewölk der Winterflur erklommen
Und leiſe niederfragt: Darf ich nun kommen?

Richard von Meerheimb.

Beim blühenden Flieder.

Beim blühenden Flieder im Abendſtrahl,
Da ſtanden wir ſelig beiſammen.
Von Düften durchweht lag vor uns das Thal,
Um purpurner Wölkchen endloſe Zahl
Entfachten ſich roſige Flammen.

Beim blühenden Flieder im Abendſtrahl,
Da haben wir Abſchied genommen.
Du küßteſt mich weinend zum letzten Mal,
Und traurig zog ich durch's grünende Thal,
Als ſinkend die Sonne verglommen.

Digitized by Google

Beim blühenden Flieder im Abendstrahl,
Da will ich dich jubelnd umfassen,
Bald treibt er die Knospen zum dritten Mal,
Und singend zieh ich zum heimischen Thal,
Um nie mehr von dir zu lassen.

Ludwig Grimm.

Haidestimmen.

Noch weilt der Sonne letzter Schimmer
Auf dieser lenzesduft'gen Welt,
Stickt auch sein goldnes Sterngeflimmer
Der Abend schon in's Himmelszelt.

Es blitzt der Thau rings auf der Haide,
Die Möwen ziehn dem Strande zu;
Im Blättergrün der knorr'gen Weide
Legt sanft der Seewind sich zur Ruh'.

Noch einmal schreit in dumpfen Tönen
Die Dommel auf im dichten Rohr,
Das klingt wie qualenvolles Stöhnen
Und mälig stirbt es hin im Moor.

Vom Herd der Kathe dringt der Grille
Gezirp zur offnen Thür hinaus,
Und manchmal ist's, als überschrille
Ein Möwenschrei den Meeresbraus.

Und manchmal seufzt es auf im Schilfe,
Es wispert, flüstert drin und lacht
Und schaurig irrt ein Ruf nach Hilfe
Weit durch die dämmerhelle Nacht.

Dann übertönt der Sang der Unken
Die andern Stimmen der Natur —
Und silbern ruht und traumversunken
Im Mondenlicht die Haideflur.

Und aus der weiten Weltall-Ferne,
So daß ich bang erschauern muß,
Schickt jeder jener Funkelsterne
Mir seinen lichten Strahlengruß . . .

Nun schweigt das Leben auf der Haide; —
Es wandelt durch die Einsamkeit
Fühllos ob allem Menschenleide
Das ew'ge Räthsel nur — die Zeit!

Max Kiesewetter.

Waldwunder.

Nun werfet ab die Alltagsbande
Und eurer Tage kleines Leid!
Es steht der Wald im Prachtgewande
Und hält sein Haus willkommbereit,
Er hat gerüstet seine Schwelle
Für Jeden, der den Sinn versteht,
Der im Gespräch von Wind und Quelle
Durch seine grünen Räume weht!

Er ließ euch einen Teppich weben,
Er wölbte grün den Baldachin
Und drunter wogt ein frisches Leben,
Ein Knospen, Treiben, Sprossen, Blühn.
Starkduftend schwebt's in vollen Wogen
Und mischt und quillt und würzt und braut,
Durch blaue Lüfte kommt gezogen
Ein süß geheimnißvoller Laut!

Ihr habt umsonst hier das Verzehren
Für Herz und Sinne, Ohr und Blick,
Die Vögel machen euch zu Ehren
Dort droben heut die Frühmusik,
An einer tiefverborgnen Stelle
Hat stets das muntre Singen statt,
Tönt laut das Lied der Waldkapelle
Vom nie erschöpften Notenblatt.

Es klingt so süß wie ein Beschwichten,
Die Welt hält rings den Athem an,
Kaum rühren sich die dunklen Fichten,
Nur Gräser schwanken dann und wann.
Ihr seht's und hört's und schließt die Lider,
Wie einst in längstvergangner Zeit
Kommt euch das Kinderträumen wieder
Und macht das Herz so licht, so weit!

Rudolf Heck.

Digitized by Google

Großmütterleins Mahnung.

Was locket vor deinen Fensterlein
Wie Lautenklänge, Kind? —
„Seid stille, liebes Großmütterlein,
In den Rosen rauscht der Wind.“ —

Warum steht wieder dein Rädel still?
Sag' an, Goldtöchterlein! —
„Dieweil's euren Schlummer nicht stören will.
Großmütterchen, schlaft nur ein!“ —

Was leuchten deine Wangen so hell?
Gieb Kunde, mein Töchterlein! —
„Das sind am Herde die Flammen grell,
Die werfen so glühen Schein.“

Was schaust du sinnend hinaus in die Nacht?
Längst ging die Gespielin zur Ruh'. —
„Ich sehe zwei Sternlein in goldener Pracht,
Die lächeln so freundlich mir zu.“ —

Du windest ein Kränzlein von grünem Reis
Und knospenden Röselein? —
„Großmütterlein, weil ich nichts Bessres weiß.
Schlaft ein, Großmutter, schlaft ein!“

„Großmutter, im Garten kost leis der West,
Die Nacht ist so strahlenrein“ . . . .
— Mein Herzchen, halte — dein — Kränzel — fest! —
— Da schlief Großmütterchen ein . . . .

Max Geißler.

Wohin?

Wenn sie mir die Flügel liehen,
Möcht' ich mit den lieben Schwalben
Nach dem schönen Süden ziehen,
Dorthin, wo Banditen hausen,
Bora und Sirocco brausen,
Und die Goldorangen glühen.

Oder auch nach jenen Zonen
Möchte ich vielleicht entfliehen,
Wo die Elephanten wohnen,
Und die großen, grimmen Katzen
Mit den scharfbewehrten Tatzen
Nie ein lebend Wesen schonen.

Auch vor grausen Riesenschlangen
Und vor giftigem Gewürme
Würde mir so sehr nicht bangen,
Nur zu fliehen in das Weite
Vor dem ew'gen Sprachenstreite,
Das allein wär' mein Verlangen.

Freilich gäb's dort auch Beschwerden,
Und fatal wär' wohl das Eine,
Nämlich das Gefressenwerden,
Aber etwas dennoch wäre
Mir fataler noch, auf Ehre,
Nämlich, tschechisirt zu werden.

Graf Clemens Zedtwitz-Liebenstein.

Da liegt der Hund begraben.

Wehr' dich tüchtig deiner Haut,
Wenn du frei willst leben;
Sei nicht blöde, lärme laut!
Nenn' das: edles Streben.

Lügner sei, doch nicht zu schlau,
Allzuscharf macht schartig;
Immer nach dem Winde schau,
Diplomatisch, artig!

Digitized by Google

Sklave sei, doch sag' es nicht,
Schilt die andern Knechte;
Leg' in Falten dein Gesicht,
Sprich vom Menschenrechte.

Memme sei, doch birg es klug,
Klirre wie in Waffen;
Wüthe gegen Lug und Trug,
Junker, Juden, Pfaffen.

Dummkopf sei, doch zügle dich,
Man wird dir gewogen:
Dummkopf fühlt zu Dummkopf sich
Heimlich hingezogen.

Geldsack, du kannst dich, Hurrah!
Wie du willst gehaben;
Denn in deinem Sacke, da —
Liegt der Hund begraben.

Charles Futtgerald.

Ein frommer Christ.

„Hör', Anselmo! Sollst mir schaffen
Den Rivalen aus dem Wege.
Geb' dir einen schweren, straffen
Beutel. Also sei nicht träge!" — —

Dort im stillen Waldeshage
Thut der Mann, wie ihm befohlen. —
Freitag war's. — Noch an dem Tage
Kommt er, sich den Lohn zu holen.

Freudig hört der Herr die Kunde
Und, Anselmo zu erfrischen,
Heißt er dann mit frohem Munde
Duft'gen Braten aufzutischen.

Doch Anselmo: „Wie vermessen!
Wenn ich Gottes Zorn entzünde!
Herr, am Freitag Fleisch zu essen,
Wär' ja eine große Sünde."

Karl Ottokar Winicky.

Bücherschau.

Die spanischen Brüder. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert von **D. Alcock.** Deutsch von **Pauline Spangenberg.** (Otto Brandner, Dresden 1890.) Ein merkwürdiges Buch in unsrer so glaubensarmen Zeit. Wer es bis zu Ende liest, wird es nicht ohne beständiges Erschauern thun über die heute kaum noch auszudenkende Möglichkeit, daß Menschen: Katholiken, Christen, die alle an denselben Jesus glauben, um kleiner Abirrungen von starrem Dogma willen einkerkern, foltern, verbrennen. Ich habe selbst auf dem Franciscusplatz in Sevilla gestanden und die herrliche Sonne des bald nach seinen Glaubensgräueln in Ohnmacht versunkenen Spaniens auf die Stelle fallen sehen, wo die Auto's abgehalten wurden, wo man gute Christen verbrannt hat! Man will die Inquisition retten, indem man sagt, die Munebraga's und Torquemada's waren nur für das Seelenheil ihrer Mitchristen bedacht. Man lese das Werk Alcock's. Man lese z. B. 223. — Und das Buch athmet eine wahrhaft patriarchalische Frömmigkeit — es ist erstaunlich, daß nahe dem fin de siècle noch Menschen leben, die so evangelistisch schreiben können. Man preist auch heutzutage noch die Toleranz! Aber das Wort bezeichnet ein Unding. Toleriren heißt: eines Anderen Meinung dulden, gutheißen: verzeihen. Und wer hat ein Recht, eines Anderen Meinung zu richten, zu dulden? Niemand. — Das Buch ist im Walter Scott'schen Style geschrieben, mit Capitelmotto's, wie er es liebte. Die Brüder heißen Don Juan und Don Carlos. Ein gleichnamiges spanisches Brüderpaar lebte dereinst und der Eine erstach den Andern, aus heißer, unduldsamer Liebe, weil er fürchtete, der Bruder, ein wenig andersgläubig, würde nicht in den Himmel kommen! Cosas de España! Die Uebersetzung liest sich höchst glaubwürdig.

Alfred Friedmann.

Die Oelmühle im Spreewald. Zwei Erzählungen von **Gerhard von Amyntor.** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Dies Buch dürfte nicht zu den gelungenen des Autors zu zählen sein. Der Titel desselben ist unverständlich, da die erste Geschichte des Bandes nur „Im Spreewald" heißt, die zweite

Digitized by Google

aber überhaupt weder mit einer Oelmühle, noch mit dem Spreewald irgend etwas zu schaffen hat. Die Spreewald-Erzählung darf kaum Anspruch auf eingehende Würdigung erheben. Sie bewegt sich in sehr ausgefahrenen Gleisen und erhebt sich auch nicht durch den gut getroffenen Localton zu einer Leistung höheren Ranges, weil sie überall sonst in der Welt genau ebenso sich abspielen könnte. Die alte Geschichte von dem Liebespaar, das zu arm ist, um sich zu heirathen, und dem gewissenlosen Dritten, der mit Hilfe des Vaters und des Geldes das Mädchen heimführte, bis schließlich die Vereinigung der Liebenden doch noch den Schluß der Erzählung macht zur innigen Befriedigung aller zartfühlenden Leserinnen. Dieser Schluß wird hier durch einen völlig ungenügend motivirten Selbstmord des lästigen Gatten, den dieser seinem ganzen Charakter nach unmöglich ausüben konnte, herbeigeführt. Auch im Uebrigen stehen die Ereignisse der Geschichte, wie z. B. die Erbschaftsberaubung und das Erlauschen derselben durch den Krüppel, auf recht schwachen Füßen. Die zweite Erzählung, „Die Folgen einer Flucht", erhebt sich auf ein höheres Niveau und ist in der ersten Hälfte sogar entschieden interessant und fesselnd. Leider steht die letzte nicht auf gleicher Höhe. Das unnöthige Hereinziehen der Revolution in den Gang der Handlung sprengt die Straffheit der Composition, der Träger der Hauptrolle wird in seinen Motiven unverständlich und der Schluß ist nicht mehr das naturnothwendige Ergebniß des Vorausgegangenen, sondern eine willkürliche Lösung durch den Verfasser. Allem Anschein nach sind beide Erzählungen unter dem unheilvollen Zwange der Familienblatt-Forderungen entstanden. Nur so lassen sich die mancherlei Zaghaftigkeiten in den Motiven — warum ist z. B. Luchsfeld nicht klipp und klar als Verführer Renate's vorgestellt? Wieviel natürlicher und folgerichtiger wäre dann Alles! — nur so läßt sich die Verflachung der Charaktere erklären, und unschwer darf man dann die mancherlei Schwächen aus dem Bestreben herleiten, nur ja Alles hübsch unanstößig und glatt, für die „höhere Tochter" mundgerecht zu machen. Es ist nicht genug zu bedauern, daß dieser unnatürliche Zwang, dem sich selbst hervorragende Erzähler allmälig zu unterwerfen beginnen, deren schönes Talent bis zum Trivialen herabzieht.

Konrad Telmann.

Adolf Stern, Auf der Reise. Drei Novellen. (L. Ehlermann, Dresden 1891.) Lediglich dem Umstande, daß Adolf Stern bereits früher eine Anzahl stimmungsvoller, auf italienischem Boden spielender Novellen veröffentlichte, ist es zuzuschreiben, daß eine gedankenlose Kritik ihn auf Grund dieses rein äußerlichen Moments als einen Nachahmer Paul Heyse's hinstellte; in Wahrheit aber kann nichts Verschiedenartigeres gedacht werden, als es diese Erzeugnisse der beiden Dichter sind; denn während Heyse's südländische Novellen trotz ihres lebenswahren Incarnats häufig von dem romantischen Anhauch eines höfischen Conventionalismus überflogen sind und oft eine unter der Asche glühende heiße Sinnlichkeit verrathen, finden wir bei Stern statt dieses leidenschaftlichen Feuers ein ruhiges Versenken in die Tiefen des Gemüthslebens. Stern's Gestalten sind in ihrem innersten Kerne stets echt deutsche Naturen, während Heyse vorzugsweise der berufene Schilderer des romanischen Volkscharakters genannt werden darf; beiden Dichtern ist nur das Eine gemeinsam, daß ein Jeder von ihnen in seiner Art vollendete Kunstgebilde auf novellistischem Gebiete geschaffen hat. — Die vorliegenden Novellen Stern's bestätigen die obigen Darlegungen auf's Neue. Der Hauptreiz derselben liegt, wie das ja auch sein soll, nicht in den dichterischen Stoffen selbst, sondern in deren lebensvoller Gestaltung und der scharf gezeichneten Situation; das Empfindungsleben der vorgeführten Personen ist bis in seine innersten Verzweigungen hinein vor uns aufgerollt und die Darstellungskunst des Dichters nimmt uns in vollem Maße gefangen. Alle drei Novellen beruhen — wie der Titel vermeldet — auf Reiseerlebnissen, die in gefühlsmächtigen Herzenskrisen gipfeln. In „Des Vaters Tagebuch" erscheint allerdings der Beweggrund, welcher Konrad Werner anfänglich zum Verzicht auf den Besitz Susannens bestimmen will, nicht überzeugungsvoll genug, um diesen Entschluß zu rechtfertigen. — Die zweite Novelle, „Verschlossenes Herz", behandelt als Vorwurf die Sympathien zweier Herzen, die jedoch durch Bildung und Lebensgang unüberbrückbar getrennt sind; gerade darin aber, daß hier ein Ausgleich vom Dichter nicht herbeigeführt werden konnte, liegt das Ergreifende der an wirkungsvollen Episoden reichen Entwicklung. — Als die hervorragendste der drei Novellen ist die letzte derselben, „Der Pate des Todes", zu bezeichnen; sie überträgt das bekannte gleichnamige Märchen mit wunderbarem Feinsinn in die Welt der Wirklichkeit, und der sonnige Schimmer eines in schweren Kämpfen errungenen Glückes schließt die Dichtung harmonisch ab.

Paul Heinze.

Dramaturgie des Schauspiels. (Dramaturgie der Classiker.) Von **Heinrich Bulthaupt.** Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. (Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.) Es ist ein seltener Genuß, ein Buch zu besprechen, welchem man ein uneingeschränktes Lob spenden kann. Bulthaupts „Dramaturgie der Classiker", deren dritter Theil aus einem schon bei Lesung des Titelblattes verständlich werdenden Grunde „Dramaturgie des Schauspiels" betitelt ist, gewährt dem Beurtheiler einen solchen Genuß, wie auch die beiden ersten Bände ihn gewährten. Bulthaupt hat vor Lessing den Vortheil voraus, daß er mehr als dieser — Dichter ist, und auch den, daß er eine ungleich größere Anzahl von moder-

Digitized by Google

nen Dramen überschaut. Mit einer vielseitigen und reichen Bildung verbindet er ein geschultes Talent der psychologischen und ästhetischen Analyse und eine diesem entsprechende Gabe einer lebensvollen und plastischen Darstellung. Vor Allem aber besitzt er eine sittliche Eigenschaft, ohne welche der Kritiker nur ein Wicht ist: er ist gerecht, unbedingt gerecht, eine Tugend, welche nicht hoch genug geschätzt werden kann in einer Zeit, wo so manche sich durch gewissenloses und schamloses Aburtheilen als Kritiker zu beurkunden glauben. Er unterscheidet den Menschen vom Künstler und beleuchtet dann diesen durch jenen. „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln", sagt Wallenstein. In des Menschen Kern dringt Bulthaupt ein und weiß nun auch sein Wollen und Thun als Künstler. So viel in neuerer Zeit über Grillparzer geschrieben ist: wer hat sein Wesen als Mensch und Dichter verständlicher gemacht, als Bulthaupt es in engbemessenem Raume thut? Und wie frappirend wahr ist der Kernmensch, schlechte Dichter und Meister der theatralischen Mache, Laube dargestellt! Wie scharf beurtheilt Bulthaupt Gutzkow und wie wird er doch dem Menschen und Dichter mit zartsinniger Gewissenhaftigkeit gerecht! Man vergleiche einmal Julian Schmidts Beurtheilung Gutzkows, mit der Bulthaupt doch im Negativen so vielfach übereinstimmt. Ich wundere mich hier nur über Eins, nämlich, daß Bulthaupt „Ein weißes Blatt" nicht erwähnt, ein psychologisch fein angelegtes Stück, welchem der erfahrene Bühnenleiter Schwemer entschiedene Bühnenwirkung zuschrieb. Sonst berücksichtigt Bulthaupt alle Stücke der von ihm behandelten Dramatiker und würdigt sie nicht weniger sicher aus dem Wesen der dramatischen Kunst heraus wie nach ihrem Ursprung in der Art, dem Streben und dem Ideal ihres Dichters. Und wie ferne hält er sich dabei von aller Principienreiterei, wie hat er immer Wesen und Zweck des Drama's in seiner ganzen Lebendigkeit vor Augen, und deshalb auch in seinem ganzen Umfange, welchen man von Aristoteles an willkürlich hat einengen wollen! Wie weiß er vielfach helles und, wo es der Wahrheit entspricht, auch günstiges Licht über die Dramen der Späteren zu gießen durch den Vergleich mit Shakespeare, Lessing und Schiller, deren Namen so oft ungerechter Weise nur herbeigezogen werden, um den modernen Dramatiker in Schatten zu stellen. Alle echte Kritik ist zuletzt doch positiv und die Bulthaupt'sche ist es im höchsten Grade. Wie baut sich ein Werk, wie Hebbels Nibelungen, in seiner ganzen schlichten und reinen Größe auf in seiner Beurtheilung. Im höchsten Grade belehrend ist Bulthaupts Untersuchung da, wo sie sich episodenhaft ausweitet zur Erörterung allgemeiner Fragen, wie die über die Schicksalstragödie oder über die Wirkung der Trochäen im Deutschen und ihren Gegensatz zu dem iambischen Fünffüßler. Hier dürfte freilich das Urtheil ein klein wenig auf Grund der meist verkannten Thatsache zu modificiren sein, daß es auch im Deutschen Enklitiken und Proklitiken giebt. Ich kann mir nicht versagen, eine Probe von der Bulthaupt'schen Sprache zu geben. Daß diese Sprache rein ist, wird man ja ohne Weiteres voraussetzen. Wer würde auf den Gedanken kommen, einem Bulthaupt könne ein Wort wie „veranlagt" für „angelegt" oder „begabt" in die Feder kommen, das Erzeugniß einer sinnlosen Verwechselung? Aber die Sprache ist auch von hoher Schönheit. Das Kapitel über Grillparzer endigt folgendermaßen: „So ist er eigengeartet und hat in der Besonderheit seiner Dichternatur nicht seinesgleichen, so wenig wie Goethe sie hat, oder Schiller, oder Heinrich von Kleist! Und tritt er in der Ganzheit seines Wesens und Schaffens nicht *neben* diese — unmittelbar *nach* ihnen kommt er ganz gewiß, und wie ein jüngerer Bruder darf er Heinrich von Kleists Hand ergreifen. Sein Land, sein Volk, sein Leben erklären seine Schwächen — über diesen Erdenschranken aber schwebt die Flamme des Genius, die ihn beseelte, und wärmestrahlend, freudespendend wird sie immer höher steigen und immer weiteres Land erhellen."

Adolf Brieger.

Skirnir. Erzählung von **Felix Dahn.** (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) „Skirnisför, Skirnis-Fahrt", heißt ein Gesang der älteren Edda. Skirnir, welcher mit dem lichten Gotte Freir die Tage der Jugend getheilt hat, wirbt für den Liebeskranken um die strahlendschöne Gerda, die Tochter des Riesen Gymir, und gewinnt sie nicht sowohl durch Gaben und freundliche Worte, als durch Drohung mit seiner Zauberrache für den Gott, dem freilich die neun Nächte, welche er auf sie warten soll, überlang dünken. Dahn kam nun der Gedanke, die Fabel tragisch zu gestalten, indem er den Werber selbst in heißer und nicht aussichtsloser Liebe zu Gerda entbrannt sein und diese Liebe der Freundes- und Blutbrudertreue opfern ließe: in der That ein Problem von echt germanischem Geist. Vor Allem hat der moderne Dichter gefühlt, daß er nun die Beziehung Skirnirs zu dem Gotte tiefer begründen mußte. Der blinde Jüngling Skirnir, ein Sterblicher, wird durch Freir sehend und dankbar gelobt er sich ihm zu ewiger Treue. Ferner muß bei Dahn der liebeswunde Freir sterben, wenn seine Liebe unerwidert bleibt. So ist Skirnir's Werbung für den Freund einmal die That einer fast übermenschlichen Entsagung, und doch wieder begreiflich. Bei der Entführung der Jungfrau wird Skirnir, der den Tod sucht, unheilbar verwundet. Odhin will ihn nach Walhall geleiten, aber der Sterbende fürchtet Asgardh's goldne Hallen, weil er dort der Geliebten begegnen würde, und Odhin sendet ihn auf seinen Wunsch zur Hel. Die Dichtung ist schön, wenn sie auch nicht voll befriedigt. In der Prosagestalt hat die Liebe des Skirnir etwas scheinbar Modern-Sentimentales, welches mit der echt heidnischen Götter-

Digitized by Google

ohnmacht und Schicksalsobmacht nicht zusammenstimmen will. In rhythmischer Gestaltung hätte die innere Wahrheit des Geschehenden voll und rein zum Ausdrucke kommen können.

Adolf Brieger.

Die Heide. Stimmungs- und Lebensbilder in Dichtungen, gesammelt von **August Freudenthal.** (Bremen 1890. Verlag von Karl Schünemann.) Ich fühle mich, gewiß in Uebereinstimmung mit vielen, dem Sammler zu großem Danke verpflichtet. Es war jedenfalls eine mühevolle Arbeit, das Suchen, Sichten, Gruppiren; aber es ist eine geschickte, verständnißvolle Hand gewesen, die hier waltete. Eine wirkliche Blüthenlese von Haide-Dichtungen! Wir finden neben den klassischen Autoritäten Storm, Groth, Greif, Geibel, Fuchs — den ich auch halb dazurechne — der Droste, Lenau u. A. viele andere Dichter vertreten, die weniger bekannt sind, aber nicht minder schätzenswerthe Beiträge geliefert haben, darunter den Verfasser selbst und seinen Bruder. Daß unsere norddeutsche Haide zumeist verherrlicht wird, läßt sich denken. Wer sich unter ihr eine fortwährende öde, unfruchtbare, menschenverlassene, poesielose Ebene vorstellt, der möge dies Buch zur Hand nehmen, dann sieht er das Schimmern des Erikateppichs, die Lenzesbläue des Himmels, die Schneedecke des Winters, er hört das Rauschen der Riedgräser, das Singen der Haidelerche, das Gezirp der Kerbthiere, das Rauschen des Windes und den Anschlag der brandenden Meeresfluth. O es liegt viel, viel Poesie im Haideleben, Naturpoesie! Die schön ausgestattete Sammlung ist der beste Dolmetscher derselben.

Hugo Rheinländer.

Briefschalter.

F. F. in R—l. Ihre jüngste Einsendung lehnt sich in zu erkennbarer Weise an bekannte Muster an. Auf Ihren Wunsch nennen wir Ihnen folgende Werke: Beza, „Histoire des églises réformées en France" (3 Bde., Antw. 1580); Thuanus, „Historia sui temporis" (7 Bde., Par. 1620 und öfter); Polenz, „Geschichte des franz. Calvinismus bis zur Nationalversammlung im J. 1789" (4 Bde., Gotha 1857—69).

O. S. in D—n. Von Ihrer letzten Einsendung ist leider nichts verwendbar; von den in unserem Verlage erschienenen Büchern bedauern wir jetzt keine Recensionsexemplare mehr abgeben zu können.

M. S. in B—n. Wir danken Ihnen für Ihr freundliches Interesse und die uns gemachte Mittheilung, allein die nur entfernte Aehnlichkeit der beiden Gedichte konnte für uns kein triftiger Grund zur Ablehnung sein. — „Historie von Lot" wird, unter Streichung einer Strophe, erscheinen.

T. L. in H—r „O frage nicht"; O. F. in G—z „Erinnerung"; M. R. in G—g „Das Glück" (wir bitten, künftig jedes einzelne Gedicht zu unterschreiben); O. F. in H—g „Die Macht der Liebe"; B. P. F. in D—n „Mein junger Weggenosse"; B. R. in G—g „Rosenerwachen"; R. G. in F—g „Abseits"; Prof. A. H. in St—p „Die Vergißmeinnicht-Insel"; A. K. in E—n „Zum Abschied" (bezüglich Ihres freundlichen Anerbietens behalten wir uns spätere Mittheilung vor); Frhr. v. W. in D—n „Am Abend" (mit Aenderungen); R. H. in B—n „Thales"; M. S. in I—g „Sonnenblick" (zu gelegener Zeit); E. v. R. in B—n „Einst und Jetzt" (mit kleinen Aenderungen); B. R. in ? „Feierabend".

Angenommen!

H. S. in B—n (Einzelnes recht gut, aber doch hier und da nicht fließend genug übersetzt); G. B. in P—s (rhythmische Härten!); P. S. in A—n (diese Proben berechtigen zur Hoffnung auf Besseres); R. K. in B—au; I. F. T. in G—tz (Dialect zum Theil unverständlich); I. S. in B—s; M. T. in C—d; L. B. in R—a (zu breit); O. P. K. in L—g (obgleich Sie die Sprache noch nicht voll beherrschen, gehen Sie doch in Schwulst auf; es ist daher fraglich, ob Sie jemals Verwendbares schaffen werden); R. H. in H—dt (formell noch sehr unfertig); H. W. in L—g (verbrauchtes Motiv, wenn auch in ansprechender Form verarbeitet); A. v Z. in E—t (desgleichen); H. M. in D—n (der günstige Gesammteindruck wird durch häufigen Gebrauch geschmackloser Wendungen aufgehoben); A. F. in D—n und P. M. in I—g (Ihnen fehlt noch alle Formkenntniß); T. R. in W—tz; A. D. in H—g (zu unbedeutend); W. I. in H—r (Uebersetzungen können wir nur in zweiter Linie berücksichtigen); W. S. in G—d (ermangelt des poetischen Motivs); H. D. in A—d (nüchterne Wendungen); R. R. in B—t; C. F. in R—g (leidet an schiefen Figuren und Bildern); L. W. in B—n; F. E. H. in

Digitized by Google

D—n (über bei uns bereits zum Abdruck gelangte Gedichte kann der Verfasser nach Belieben verfügen; die letzte Einsendung leidet mehrfach an prosaischen Wendungen); F. K. in T—tz (desgleichen); E. H. in M—f und E. P. in T—n (Pointe unverständlich); L. L. in Ch—tz (unreine Reime); M. S. in A—a; Gräfin H. R. in S—g (wenden Sie sich an die Redaction der „Deutschen Romanbibliothek" in Stuttgart); E. Z. in P—n (läßt vielfach die Durchdringung des Stoffes mit poetischem Gehalte vermissen).

Dankend abgelehnt!

Dr. H. P. in A—g. Von Ihrer letzten Einsendung ist leider nichts verwendbar. — Der Wunsch, „ausnahmsweise" briefliche Beurtheilung eingesandter Manuscripte von uns zu erhalten, ist letzter Zeit so oft an uns ergangen, daß — wenn wir allen diesen Forderungen gerecht werden wollten — der briefliche Verkehr nicht mehr „Ausnahme", sondern Regel werden würde; es fehlt uns hierzu nicht am guten Willen, sondern an der nöthigen Zeit. Wir sehen uns daher zu nachstehender Erklärung veranlaßt: Als wir zu unserem eigenen Bedauern in Folge der wachsenden Redactionsarbeiten davon Abstand nehmen mußten, noch fernerhin briefliche Kritik zu ertheilen, stieg der Gedanke in uns auf, unsere Ansichten über das Wesen der Dichtkunst in einem selbstständigen Werke niederzulegen und damit zugleich unseren Einsendern Gelegenheit zu bieten, mit allen unseren Ansichten und Forderungen in Bezug auf das dichterische Schaffen sich vertraut zu machen; so entstand unsere „Deutsche Poetik". Uebrigens ohne Bezug auf Sie: Mangelndes Talent freilich vermag auch kein Studium einer Poetik zu ersetzen! Das besagt schon das Motto unseres Buches:

„Wenn ihr's nicht fühlt,
Ihr werdet's nicht erjagen!"

Hierdurch bringen wir unseren geschätzten Abonnenten zur gefl. Kenntnißnahme, daß die nächstfolgende Nummer 19 des laufenden Jahrganges erst in vier Wochen zur Ausgabe gelangt, da bekanntlich in den 26 Wochen eines Halbjahres nicht 13, sondern nur 12 Nummern erscheinen.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 10. Mai 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Heinrich Kruse, Hanns Andreas Linck, H. Marshall, Julius Schirmer, Clemens Drache, Robert Waldmüller-Duboc, Julius Sturm, Heinrich Zeise, Richard von Meerheimb, Ludwig Grimm, Max Kiesewetter, Rudolf Geck, Max Geißler, Graf Clemens Zedtwitz-Liebenstein, Charles Buttgerald und Karl Ottokar Winicky. — Friedrich Paludan-Müller. Von Ottokar Stauf von der March. — Bücherschau. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Paul Heinze's Verlag in Dresden-Striesen.

Deutsche Poetik.

Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst.

Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre.

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Umfang 23 Bogen. Preis: brosch. 5 *M*, Lwdbd. 6 *M*.

Weitere Stimmen der Presse:

Bayerische Lehrer-Zeitung: Von schablonenhafter Mache ist im vorliegenden Buche keine Spur zu finden. Hier haben die berufensten Verfasser hinsichtlich der Dichtungsgattungen die bisher übliche Eintheilung einer gründlichen Prüfung unterzogen und namentlich in der Lyrik und bei der epischen Dichtung eine neue Anordnung des Stoffes getroffen. Ueberhaupt zeigt sich das Bestreben, den Gegenstand in möglichst übersichtliche und klare Fassung zu bringen. Die Darstellung ist gemeinfasslich und fesselnd. — Möge dies vortrefflich gelungene Werk, welches das Verständniss zur Würdigung echter Dichtung erschliessen will, die weiteste Verbreitung finden!

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**
Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Verblühter Frühling.

Es ist ein trüber Junitag,
Der Regen rinnt durch feuchtes Grün,
Der Pirol singt mit süßem Schlag,
Und thaubeschwert die Rosen blühn.

Tief in des Parkes Blätternacht
Ein Rauschen schläft, ein trüber Schall,
Als würd' ein Glück zu Grab gebracht
Bei leisem Frühlingsregenfall.

Noch träumt verschollen in der Luft
Ein Lachen, das im Park verstob,
Noch schwimmt im jungen Grün der Duft,
Der einst ihr blondes Haupt umwob.

Sie selbst doch zog die Silberspur
Dorthin, wo Keiner bangt noch irrt —
Jetzt schläft der Park, ein Windstoß nur
Die tropfenschweren Bäume wirrt.

O Lieb, das du mein Herz beweinst,
O Lenz, verblüht und regensatt,
Werd' ich euch wiedersehn dereinst
Dort, wo das Glück kein Ende hat?

Prinz Emil Schönaich-Carolath.

Digitized by Google

Der Schillerpreis.*)

Von **H. Ahrberg.**

Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig cultivirt, allein es können noch Jahrhunderte hingehen, ehe bei unsern Landsleuten soviel Geist und höhere Cultur eindringe und allgemein werde, daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen." Dieses grausame Wort des alten Goethe kommt uns unwillkürlich in den Sinn und fällt uns schwer auf die Seele, wenn wir das deutsche Volk von heutzutage in seinem Verhalten zur Kunst im Allgemeinen und zur vornehmsten aller Künste, zur dramatischen Poesie insbesondere, betrachten. Die große Mehrzahl der jetzigen Deutschen betrachtet, wie überhaupt die Kunst, auch das Drama und das Theater im Großen und Ganzen als etwas Nebensächliches, wenn's hoch kommt, als angenehmen Zierrat, als Mittel zum Amüsement. Man hat sich schon fast daran gewöhnt, in ganz andern Dingen, in Dingen, die eigentlich nur als Grundlage, als Sicherungs- und Beförderungsmittel der Cultur, fast hätte ich gesagt „als nothwendiges Uebel" eine Existenzberechtigung haben, wie Politik, Parlamentarismus, Militarismus u. s. w. die hauptsächlichen Bestandtheile der Cultur zu erblicken. Nur sehr wenige, eigentlich nur die Künstler selbst und die künstlerisch veranlagten Naturen nehmen die Kunst, nehmen vor Allem die dramatische Poesie noch ernst. Sie wissen, daß ohne Kunst wahre Cultur undenkbar, daß erst in ihr sich die Blüthe und Krone alles individuellen, wie alles gesellschaftlichen Lebens darstellt. Um so bedauerlicher aber ist es, wenn auch unter diesen künstlerisch gearteten Menschen das reine Streben nach den höchsten, glänzenden Gipfeln der Kunst, die wirksame, thatkräftige Begeisterung für das Echte und Schöne durch fremde, unkünstlerische Einflüsse und Strömungen gehemmt, zurückgedrängt oder abgelenkt wird, wenn diese Einflüsse und Strömungen speciell auf dem dramatischen und theatralischen Gebiete in ihren Wirkungen auch nach außen so drastisch hervortreten, daß selbst derjenige, welcher außerhalb des litterarischen Getriebes steht, aber die betreffenden Vorgänge mit offenen Augen verfolgt hat, stutzig werden und fragen muß: „Wie, sollte es denn möglich sein, daß auch in diesen Kreisen, wo Kunst und Kunstinteresse zu Hause ist, in künstlerischen Dingen unkünstlerische Faktoren mitspielen, künstlerische Fragen aus unkünstlerischen Gesichtspunkten beurtheilt und entschieden werden? Sollte es möglich sein?" Daß eine solche staunende Frage unter Umständen nicht ganz unberechtigt sein kann, dafür hat die Geschichte des Schillerpreises während der letzten 10 Jahre den schlagendsten Beweis geliefert. Auf Grund einer hochherzigen Stiftung soll alle drei Jahre eine Aufmunterung und Auszeichnung an einen Dichter, und zwar in erster Linie an einen dramatischen Dichter, für ein in den letzten drei Jahren erschienenes, als vortrefflich erkanntes und als bühnenwirksam erprobtes Drama, in Ermangelung eines solchen aber für das dramatische Gesammtwirken des Dichters, ertheilt werden, und zwar in Gestalt einer finanziellen Unterstützung. Eine solche erscheint in unserer Zeit gewiß wohl angebracht, nachdem in obengeschilderter Weise das Interesse und die Dankbarkeit unseres Publikums für seine Dichter, besonders für seine Dramatiker, auf ein Minimum herabgesunken ist und diese in Folge dessen leider nur zu oft um ihre materielle Existenz förmlich zu ringen haben. Wichtiger aber ist jedenfalls, daß dem Dichter als solchem auf diese Art eine öffentliche Ehrung zu Theil werde und die Echtheit seiner Erfolge, die Gediegenheit und Größe seiner Leistungen auch einmal eine öffentliche, feierliche Bestätigung erfahre. Für die Vertheilung des Preises ist nun, wie männiglich bekannt, eine aus Dichtern, Schriftstellern, Kritikern, kurz aus lauter künstlerischen Menschen zusammengesetzte Commission aufgestellt, welche alle drei Jahre in Berlin tagt, und deren endlicher Beschluß der Bestätigung durch den deutschen Kaiser bedarf. Nun erscheint es doch wohl nach der muthmaßlichen Meinung des Stifters als die selbstverständliche Aufgabe dieser Commission, mit aller Sorgfalt und Unbefangenheit auf dem dramatischen Gebiete Umschau zu halten und nachzuforschen, ob denn, soweit die deutsche Zunge klingt, kein in den letzten drei Jahren entstandenes dramatisches Produkt vorliegt, das den Schillerpreis verdient, oder, wenn ein solches nicht zu entdecken, ob denn nicht irgendwo in deutschen Landen ein dramatischer Dichter lebt, der mit seinen früheren Schöpfungen vielleicht schon wohlverdiente Erfolge errungen, ohne daß ihm für eine derselben oder für sein Gesammtwirken bisher jene Auszeichnung zu Theil geworden. Dem gegenüber aber liegt jetzt die Thatsache vor, daß jene Commission, nachdem der von Paul Heyse vorgeschlagene Candidat Sudermann als Verfasser des realistischen Berliner Lokalsittenbildes „Die Ehre", welchem nur die starke Tendenzwürze eine gewisse allgemeine Bedeutung verlieh, mit Recht auf höhere Ver-

*) Wir bringen den vorstehenden Aufsatz um der in demselben entwickelten allgemeinen Anschauungen willen gern zum Abdruck, können denselben jedoch nur als einen interessanten Beitrag zu der hier behandelten Frage bezeichnen, insofern der Verfasser die Werke nur eines Dichters berücksichtigt, während die Leistungen noch anderer talentvoller Dramatiker wohl gleichfalls hätten in Betracht gezogen werden können. D. Red.

Digitized by Google

anlassung zurückgewiesen war, indirekt den Bankrott der dramatischen Litteratur in Deutschland erklärt hat, indem sie, von der eventuellen Ermächtigung des Stifters Gebrauch machend, den diesmaligen Schillerpreis in einen Preis für Epiker und Lyriker umwandelte und zur Hälfte Theodor Fontane, zur andern Hälfte Klaus Groth zusprach. Darnach ist also nur folgende Alternative möglich: entweder die Commission hat Umschau gehalten und ist der ehrlichen Meinung, daß außer den bereits mit dem Preise bedachten Dramatikern wirklich keiner desselben würdiger zur Zeit in Deutschland lebt, oder aber sie hat in Folge ungenügender Information oder aus nicht rein künstlerischen Gründen den oder die etwa vorhandenen bedeutenden Dramatiker übergangen. Da wir nun die zweite Eventualität zunächst nicht annehmen können und wollen, so haben wir die erste näher in's Auge zu fassen. Lassen wir einmal die dramatischen Erzeugnisse der letzten Zeit, insofern sie hier in Betracht kommen, kurz Revue passiren. Da fallen uns zuerst die leidenschaftdurchglühten, nervenzerrüttenden Theaterstücke von Richard Voß in's Auge. Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß sich in denselben eine ganz ungewöhnliche Erfindungs- und Gestaltungskraft äußert, und wenn Voß mit einigen seiner Schauspiele mächtige Bühnenerfolge erzielt hat, so kann das bei unserm ermatteten, nach immer stärkeren Nervenreizen lüsternen Publikum nicht Wunder nehmen. Aber es ist doch der ganzen Vossischen Produktion so viel Krankhaftes, Unreifes und, was entscheidender in's Gewicht fällt, soviel Effekthascherei und gesuchte Sensationsmacherei beigemischt, daß man der mehrerwähnten Commission nicht Unrecht geben kann, wenn sie diesen Dichter des Schillerpreises nicht für würdig erachtet hat. Adolf Wilbrandt hat, wenn ich mich recht entsinne, bereits vor Jahren den Schillerpreis erhalten. Uebrigens kann sein letztes, größeres Werk „Der Meister von Palmyra" wohl nur als dramatisirtes Philosophem gelten, keinesfalls aber als ein Drama im vollen und eigentlichen Sinne des Wortes. Es hat aber auch keinen nennenswerthen Bühnenerfolg zu verzeichnen. Viel eher würde Arthur Fitger, besonders wegen seines Trauerspiels: „Die Rosen von Tyburn", es verdienen, hier in Betracht gezogen zu werden, doch fehlt ihm bei seiner vorwiegenden Neigung zur philosophischen Reflexion und zu raffinirten, mehr novellistischen Problemen der hier unbedingt erforderliche Zug in's Große. Daß aber die mehr dem leichten Unterhaltungszwecke dienenden Produkte eines Ludwig Fulda und die tastenden Versuche der neuesten Richtung (Gerhard Hauptmann, Hermann Bahr u. A.) hier nicht mitzuzählen sind, liegt auf der Hand. In dieser Concurrenz darf selbstverständlich nur eine starke, ursprüngliche dramatische Kraft und ein Werk von klarer Größe und reifer Kunst, das den errungenen Beifall nicht der Tendenzverpfefferung oder anderen accessorischen Umständen, sondern lediglich der reinen künstlerischen Schönheit und Vollendung verdankt, zum Siege gelangen. Besitzen wir in Deutschland wirklich zur Zeit keine solche Kraft, wurde uns in den letzten drei Jahren wirklich kein solches Werk beschceert? Haben wir außer den bereits mit dem Schillerpreis beliehenen in Deutschland thatsächlich nur die obenerwähnten Schauspieldichter mit ihren mehr oder weniger fragwürdigen Leistungen aufzuweisen? Wenn man die Entscheidung der Berliner Commission liest, sollte man es glauben. Aber trotz dieser Entscheidung muß es gesagt werden und es kann nicht oft und laut genug gesagt werden: Wir haben noch echte, vollwichtige dramatische Kräfte in Deutschland, u. A. auch einen Dramatiker wie Martin Greif. Ist dieser Name den Herren Commissionsmitgliedern noch immer unbekannt oder wollen sie ihn nicht kennen? Zeit wäre es in der That, daß sie anfingen, sich mit den Werken dieses Dichters vertraut zu machen. Seine dramatische Laufbahn begann schon mit dem Anfange der siebziger Jahre und eine ganze Reihe der schwerwiegendsten dramatischen Gebilde sind seit jener Zeit aus seiner gestaltungskräftigen Hand hervorgegangen. Auch große und andauernde Bühnenerfolge sind bei der Mehrzahl seiner Stücke zu verzeichnen. Warum kümmert sich nun die Welt der Kritiker, der Kunstschriftsteller und Dramaturgen so wenig um diesen Mann, warum läßt ihn der hohe Areopag in Berlin so ganz und gar unbeachtet? Doch wohl nicht darum, weil Martin Greif lediglich und ausschließlich ein Dichter, nicht auch noch nebenbei ein ehrgeiziger Streber ist? — Schon im Jahre 1875 ging sein erstes, größeres Drama, das Trauerspiel „Gorfiz Uhlfeldt" in Wien mit erschütternder Wirkung über die Bühne, und schon damals hat Laube den Dichter für den Schillerpreis in Vorschlag gebracht, aber vergebens. Dann folgte der „Nero", ein kühnes Werk von hinreißender Gluth der Leidenschaft und großer realistisch-psychologischer Kunst, mir persönlich das liebste von Greif's Stücken. Auch diesem wurde bei den wiederholten Aufführungen in Wien und Prag der lebhafteste Beifall gespendet. Das Gleiche gilt von dem darauf entstandenen „Marino Falieri" und in noch höherem Maße von dem Schauspiel „Prinz Eugen". Ich bin in der Lage, auf Grund eigener Anschauung den starken und unmittelbaren Eindruck zu bezeugen, den dasselbe auf ein einigermaßen unbefangenes Theaterpublikum machte. Alle diese Dramen, welche auch, nebenbei gesagt, sämmtlich auf umfassenden historischen Studien beruhen, welche eine seltene Frische, Kraft und Originalität in der poetischen Diktion und der Dialogführung zeigen, überhaupt nirgends den Epigonen oder den Anfänger, sondern in jedem Zuge eine selbstständige, in sich gefestigte dichterische Natur bekunden, diese Stücke, sage ich, hat die Berliner Schillerpreiscommission ruhig an sich vorüberziehen lassen, ohne auch nur mit

Digitized by Google

den Wimpern zu zucken. Ist das nicht sonderbar? Aber es kommt noch besser. Vor beinahe vier Jahren wandte sich Greif in seinem dramatischen Schaffen der vom Goldschimmer sagenhafter Herrlichkeit und Größe überflutheten Hohenstaufenzeit, der glorreichsten, aber auch tragischesten Epoche unserer vaterländischen Geschichte zu. Er schuf rasch nach einander seinen „Heinrich den Löwen" und seine „Pfalz im Rhein", Stücke, in denen das specifisch Dramatische seines Talentes noch stärker zu Tage tritt, als in den früheren. Der so ungemein spröde historische Stoff, welcher ihm hier vorlag und mit welchem schon so viele deutsche Dramatiker sich vergeblich abgemüht haben, ist von Greif in geradezu staunenerregender Weise bewältigt worden, ohne daß dabei die historische Wahrheit im Wesentlichen gelitten hätte. Besonders „Heinrich der Löwe" ist in dieser Hinsicht geradezu als ein Meisterstück zu bezeichnen. Man beachte nur, wie die beiden, sich gegenüberstehenden Helden, Barbarossa und der Löwe, als Figuren von gleicher Größe und Bedeutung hingestellt und consequent durchgeführt sind, ohne daß sie sich gegenseitig drücken oder beeinträchtigen; mit welcher genialen Einfachheit und Klarheit die einzelnen, dem Kaiser feindlichen Mächte, wie die päpstliche Politik und die italienischen Städte zusammengefaßt und zur anschaulichen Darstellung gebracht sind; man beachte ferner die mit so wenigen Mitteln erreichte Tiefe und Frische des Lokal- und Zeitkolorits. Auch Paul Heyse hat sich der urwüchsigen Frische und Gewalt dieser Dichtung nicht entziehen können. Als Martin Greif seinerzeit ihm das Drama übersandte, richtete Heyse ein äußerst liebenswürdiges Schreiben an denselben, worin er den großen, dichterisch-dramatischen Werth des Stückes rückhaltlos anerkannte. Muß es da nicht befremden, wenn derselbe Heyse neuerdings bei der letzten Schillerpreisvertheilung an diesen von ihm früher bewunderten Dramatiker gar nicht mehr denkt und einen Sudermann in Vorschlag bringt? — Die „Pfalz im Rhein", das zweite Stück der nunmehr bereits vollendeten Hohenstaufentrilogie Greif's, steht an Festigkeit und Klarheit des dramatischen Aufbaues dem ersten nur wenig nach. Wenn es sich diesem auch hinsichtlich der Wucht und Größe der Handlung nicht vergleichen kann, so hat es dafür den Vorzug der größeren Lieblichkeit und Zartheit. Ich erinnere nur an die köstlichen, von feinem lyrischen Duft erfüllten Scenen auf der Burg Stahleck am Rhein im 2. und 3. Akte. Beide Stücke, Heinrich und die Pfalz, errangen auf der Münchner Hofbühne, wo sie kurz nach einander zur Aufführung gelangten, einen starken Erfolg und behaupten auch jetzt noch ihren festen Platz auf dem dortigen Repertoire. — Vor etwa anderthalb Jahren erschien dann das Schlußglied der Trilogie, die Tragödie: „Conradin, der letzte Hohenstaufe", welche wegen ihrer erschütternden Wirkung und ihres poetischen Zaubers wohl als die Krone des Ganzen bezeichnet werden darf. Wenn der Charakter und das Schicksal des Helden auch nicht ganz in die alte tragische Schablone hineinpaßt, so ist der Dichter durch die zu beobachtende historische Treue vollauf entschuldigt. Auch weiß er gerade hier unser Auge und Herz durch die hohe Kunst, durch die Kraft und Innigkeit seiner Darstellung an die jugendschöne Gestalt des letzten Hohenstaufen vollkommen zu fesseln. Ich war bei der ersten Aufführung des Stückes in München, der bereits mehrere andere in Nürnberg und Gera vorangegangen waren, zugegen, und weiß daher aus eigener Erfahrung, welch' einen tiefgehenden Eindruck es auf das Publikum machte. Selten habe ich das Publikum in so tiefer Ergriffenheit und Andacht, in so echt tragischer Stimmung den Bühnenvorgängen folgen, der herrlichen, schlicht-kräftigen, quellfrischen Sprache des Dichters lauschen sehen wie damals. In Nürnberg und Gera hat sich, wie ich vernommen, die Aufführung mindestens ebenso glänzend gestaltet, als in München. Sie wurde für das dortige, noch weniger abgestumpfte und verdorbene Publikum geradezu ein festliches Ereigniß. Da nun außerdem auch die berufene Kritik so durchaus einstimmig die Vortrefflichkeit des Dramas anerkannt hat, so läge ja, sollte man meinen, in diesem „Conradin" thatsächlich ein dramatisches Werk aus den letzten drei Jahren vor, das für die Ertheilung des Schillerpreises in Betracht zu ziehen gewesen wäre. Die Commission aber hat Angesichts dieses Stückes, angesichts der ganzen, imposanten Hohenstaufentrilogie durch die That erklärt: das deutsche Drama ist im Erlöschen begriffen, es giebt kein Drama und keinen dramatischen Dichter mehr, der des Schillerpreises für würdig zu erachten sei. Und da sollte man sich nicht versucht fühlen, die obige Frage nach den Motiven dieser sonderbaren Entscheidung allen Ernstes aufzuwerfen, da sollten keine Zweifel aufsteigen, ob denn auch bei einem solchen Vorgehen wirklich nur rein künstlerische Gesichtspunkte maßgebend waren? — Doch wir drängen, wie schon gesagt, diese Fragen und Zweifel zurück, wir wollen auch auf die Thatsache nicht näher eingehen, daß dem Dichter des „Conradin" kürzlich auf ein an ein Mitglied der Schillerpreis-Jury gerichtetes Schreiben entgegnet wurde, die Arbeiten der Commission seien schon im November vorigen Jahres, also bereits vor beinahe 6 Monaten, beendet gewesen und das von Greif damals eingesandte Stück hätte, weil verspätet eingelaufen, keine Beachtung mehr beanspruchen können. Wir wollen uns mit diesem räthselhaften Umstand nicht weiter befassen, obgleich die im Reichsanzeiger erst kürzlich angeführte Bestimmung nicht von einzureichenden, sondern nur von innerhalb der Jahre 1887—1889 incl. veröffentlichten oder in Manuscript vorgelegten Stücken spricht, und nicht nur der „Conradin", sondern auch die beiden andern Hohenstaufendramen Greif's sowohl dem Erscheinen als

Digitized by Google

der Aufführung nach in diesen Zeitraum fallen. Aber wir sprechen die zuversichtliche Hoffnung aus, daß Martin Greif für die Zukunft auch bei der Schillerpreis-Jury die ihm gebührende Würdigung finde, und ihm so eine Ehrung und Auszeichnung zu Theil werde, die er durch seine hervorragenden dramatischen Leistungen schon längst verdient hat.

Vision.

In der Nacht aus tiefem Schlafe fuhr ich auf, es flohn die Träume,
Und ein Meer von lichtem Glanze wogt' um mich durch weite Räume.
Hastig rieb ich mir die Augen, kaum ertrugen sie das Licht,
Zagend lag ich auf den Knieen, aber Worte fand ich nicht.

Plötzlich fing es an zu tönen, als ob tausend Orgeln klängen,
Und der ganzen Schöpfung Stimmen sich in einem Lied enträngen;
Und es fuhr mir durch die Seele, wie der Sturm durch Wolken fährt,
Daß die Wetter all zerstieben und des Himmels Grau sich klärt.

Und ich sah mir gegenüber hoheitsvoll die Orgel thronen,
Sängerchor und Tubenbläser rings auf weiten Wolkenzonen,
Angethan mit weißen Kleidern lagen sie auf's Knie gesenkt,
Aufwärts zu dem Quell des Lichtes war ihr frommer Blick gelenkt.

Doch geblendet sah ich nieder — und das Vorspiel ging zu Ende,
Und der ganze Chor erhob sich, auf der Brust gekreuzt die Hände,
Da begannen sie zu singen — ihr Gesang war ein Gebet,
Das vom ersten Schöpfungstage ewig durch die Welten geht.

Sanctus riefen alle Stimmen, von dem Orgelklang getragen,
Und als donnerten die Wolken, hörte ich die Pauken schlagen,
Hell erschollen die Trompeten, jubelnd klang der Geigen Chor,
Aus der Tiefe quoll der Weihrauch säulengleich zu Gott empor.

Wie ein Blitz kam mir Erleuchtung mitten in der Gottheit Schauern:
Was ein großer Mensch geschaffen, wird die Erde überdauern —
Bach erblickt' ich an der Orgel, aus dem Mund der Cherubim
Klang sein Werk zu Gottes Ehre und die Himmel lauschten ihm.

Doch die Rhythmen wurden schneller; wie sie jubelnd sich verschlangen,
Sah ich, daß die Wolkenkreise aufwärts sich zum Lichte schwangen.
„Voll, o Herr! sind Erd' und Himmel Deiner Macht und Herrlichkeit"
Scholl es noch in Jubelchören, als sie schon entschwunden weit.

Höher schwebten sie und höher, immer leiser hört' ich singen,
Und die letzten Harmonien in der Ferne schwach verklingen. —
Und ich fühlte, wie ich langsam abwärts sank in dunkle Nacht
Und im Sturz zusammenschreckend fuhr ich auf — ich war erwacht.

Arnold Fischinger.

Digitized by Google

Erinnerung.

Dem Lied hab' ich mein Glück vertraut,
Treu soll mein Lied es hüten;
Wenn einst mein Haar im Sturm ergraut,
Beut es mir frische Blüthen.

Und wenn die alte, müde Hand
Greift nach den alten Liedern,
Dann werden Klänge wohlbekannt
Des Greises Gruß erwiedern.

Dann spricht mein Lied von Freundschaft mir
Und von dem Glück der Liebe,
Und was ich längst vergessen schier
Sproßt neu in vollem Triebe.

Dann grüß' ich euch, ihr Wünsche, traut,
Die ihr mein Herz durchglühtet,
Das Lied, dem ich euch anvertraut,
Treu hat es euch gehütet!

Otto Fischbach.

Zum Abschied.

(Aus einem größeren Liedercyklus „Anna".)

Flimmernde Strahlen schaukeln
Sich in der Sommerluft,
Schimmernde Falter gaukeln
Um der Rose berauschenden Duft.

Hoch oben singt in süßen
Tönen die Lerche ihr Lied —
Und ich liege zu deinen Füßen
Und weiß nicht, wie mir geschieht.

Wenn wieder des Berges Firne
Die Morgenröthe umkränzt,
Zieh' ich mit müder Stirne
Hin, wo mir kein Auge mehr glänzt.

Wo mir, einem ruhlosen Wandrer,
Glück und Frieden erstirbt,
Während bei dir ein Andrer
Um deine Reize wirbt. —

Am leuchtenden Rebengelände
Hängt golden das Sonnenlicht,
Ich lege seufzend die Hände
Auf's weinende Angesicht.

In deinen Schooß ergießt sich
Strömend der Thränen Lauf;
Du beugst dich über und ziehst mich
Liebend zu dir hinauf.

— — — — — — —

Der Tag ist mälig verklungen,
Rings Duft nur und Sternenschein.
Wir halten uns fest umschlungen,
Vergessen und allein.

Des Lebens Wellen schäumen
Und rauschen vorüber sacht,
Und so ruhen wir still und träumen
Hinein in die blühende Nacht . . .

Albert Kohl.

Digitized by Google

O frage nicht.

Fragst du die Blume, die im Schatten blüht,
Warum sie nicht in bunten Farben glüht,
O frage nicht!
Sieh, Kunde giebt ihr lichtes, bleiches Haupt:
Es hat ein hartes Loos ihr einst geraubt
Das Sonnenlicht!

Fragst du die Quelle, die versiegt im Sand,
Warum ihr Spiel, das sorgenlose, schwand,
O frage nicht!
Sie trat in's Leben einst so wohlgemuth.
Ein kurzer Kampf, — dann deckt sie Sandesgluth
Auf immer zu!

Fragst du das Herz, das stumm ein Leiden trägt,
Warum so heiß, so ruhelos es schlägt,
O frage nicht!
Sieh, Kunde giebt sein ruheloser Schlag,
Daß seinem jungen Leben es gebrach
An Sonnenlicht!

Es trat in's Leben einst so wohlgemuth:
Ein kurzer Kampf, für dessen heiße Gluth
Die Kraft gebricht! —
Drum frage nicht nach seinem stummen Leid;
Gönn' ihm die tiefe, stille Einsamkeit
Und frage nicht!

Thekla Lütkemeyer.

Zu viel.

Zu viel der Grüße sind's, die mir begegnen,
Der Blüthen, die auf mich herniederregnen.

Zu viel der Rufe sind's, die um mich schallen
Auf meinem Lustgang durch die Waldeshallen.

Zu viel des Sanges ist's, den zu erwidern
Ich nicht vermag in meinen schlichten Liedern.

Zu viel der Strahlen sind's, zu viel der Sonnen,
Der Wunderblumen und der Wunderbronnen.

Zu viel des Schönen, das ich nicht kann fassen,
Nein, traurig nur muß wieder schwinden lassen.

Christian Wagner.

Digitized by Google

Einſt und jetzt.

Einſt hegt' ich viel ſelige Träume
Und glücklichen Kinderſinn;
Dann hatt' ich ſtatt ihrer nur Thränen,
Und jetzt — ſind auch dieſe dahin. —

Ein Kirchlein ſteht tief im Walde,
Von rankendem Epheich umlaubt;
Darin möcht' ich Alles begraben,
Was einſt ich gehofft und geglaubt!

Und dann möcht' ich wandern, wandern,
Der Feſſeln hier ledig und los —
Am Beſten wohl wär' mir, zu ſchlummern
Im Grund unter Farren und Moos! —

Der Stern, den ich liebend erkoren,
Gegrüßt, ach! viel tauſend Mal,
Er iſt nun zerſtiebt und erloſchen —
Verſunken mein Ideal.

Und doch kann das Herz mir nicht brechen,
So lang noch ſein Bild darin lebt,
Noch iſt es nicht reif zum Vergehen,
So lang noch ein Lied es durchbebt! —

So ſchreit' ich, in Trauer verſunken,
Des Wegs und erharre das Licht —
Das Licht, das die Nebel zerreißend
Durch Zweifel und Trübſal bricht —

Von purpurner Morgenröthe
Umfluthet, ſchwindet mein Gram!
Oft ſchau' ich hinauf zu den Bergen
Wie David, dem Hilfe kam.

Sappho Liepholdt.

Mittagsruhe.

Goldig wiegen ſich die Halme,
Duft'ger Zauber füllt die Welt;
Gottes ew'ge Friedenspalme
Rauſcht herab vom Himmelszelt.
Bunte Falter taumeln nieder,
Tändelnd in dem blauen Licht;
Trunken über blauen Flieder
Gaukelt goldig mein Gedicht.

Silbergrau ſtäubt von den Aehren
Feiner Kornfruchtblüthenſtaub;
Rauch von heiligen Altären,
Dampft er ſanft durch Buchenlaub.
Rothgeſprenkelt flammt im Grunde
Buntdurchwirkt das heiße Feld;
Warm von Gottes Sonnenmunde
Glüht im Mittagsgold die Welt.

Bald, o bald hör' ich es klingen —
Vesperglocken aus dem Thal.
Schau! Ein Schwarm von Schmetterlingen
Schwebt mir zu im Sonnenſaal.
Friede, Friede! lallt die Glocke;
Friede! weht der Falterſchwarm;
Herz, du heitres Herz, frohlocke,
Gottes Freude hält dich warm!

Maurice von Stern.

Digitized by Google

Der Minenvogt.

Eisgrau floß der Bart des Alten
Auf die breite Bruſt ihm nieder,
Eisgrau wallten ſeine Locken
Und voll Runzeln war das Antlitz
Mit den milden blauen Augen;
Doch erſt fünfzig Jahre zählte Väterchen
Iwanowitſch.

Als ich ſolches einſt vernommen,
Mocht' er unverhohlnes Staunen
Wohl in meinen Mienen leſen,
Denn mit wehmuthvollem Lächeln
Sprach er alſo trüben Blicks:
„Fünfundzwanzig lange Jahre
Dient' ich einſt als Vogt dem Zaren
In Sibiriens fernem Oſten,
In der Minenſtadt von Kara,
Und die Jahre zählen doppelt,
Glaubt mir, die ich dort verlebt!"

Drauf begann er zu berichten
Von dem Schickſal der Verbannten,
Die in ſchweren Ketten ſeufzen,
Die in harter Frohnde ſchaffen
Ohne Hoffnung auf Erlöſung,
Lange Tage, lange Wochen,
Lange Monden, Jahr um Jahr!

Und beredt, faſt leidenſchaftlich
Floß die Rede ihm vom Munde,
Als er fortfuhr zu erzählen
Von den fieberdunſt'gen Kerkern,
Die von Licht und Luft geſchieden,
Drin die unglückſel'gen Opfer
Eingepfercht gleich wilden Beſtien
Hundertweis beiſammen hauſen.

Mit bewegter Stimme ſprach er
Von den ſchrecklichen Einzelzellen,
Die zu niedrig ſind, um drinnen
Stehn zu können, und zu enge,
Um die ſchmerzenſteifen Glieder
Auf dem feuchten Grund zu ſtrecken.
Von den Lazarethen gab er
Kunde mir, von jenen Höhlen,
Die von Ungeziefer wimmeln,
Die von ekelm Unrath ſtarren
Und erfüllt ſind von Miasmen,
Daß der Athem keuchend ſtockt.
Auch vom „nackten Commando" ſprach er,
Jenen Aermſten aller Armen,
Die beraubt jedweder Kleidung,
Denen nur die harte Pritſche
Nachts zur Lagerſtätte dient.
Nicht genug des Jammers wußte
Mir der Alte zu vermelden
Von dem Looſe der Verbannten
In der Minenſtadt von Kara. —
Schweigend mit gefurchten Brauen
Saß er dann, im Geiſt erneuend
All die Bilder düſtern Elends,
Die er einſtmals ſelbſt geſehen.
Nur aus ſeiner Pfeife ſog er
Dichte Wolken blauen Rauchs.

Endlich hob er an auf's Neue:
„Daß mir früh das Haar ergraute,
Darf euch, Herr, nicht Wunder nehmen,
Allzuviel des tiefſten Jammers,
Herzerſchütternd ohne Gleichen,
Hab ich ſehn und ſchweigen müſſen,
Wie's der ſtrenge Dienſt gebot.
Ein Erlebniß nur von vielen,
Das mein Herz zu tiefſt bewegte,
Laßt mich, Herr, euch noch berichten:
Einſtmals, als der junge Frühling
Schon die erſten Knospen ſchwellte,
Kam zu mir ein greiſer Sträfling;
Glanzlos war ſein Blick, die Kniee
Wankten ihm, und alſo ſprach er:
„„Herr, Du ſiehſt, wie meine Glieder
Schlaff geworden, wie das Alter
Meine letzte Kraft verzehrte,
Aber wenn der Ruf des Kuckucks
Mir des Frühlings Nahen kündet,
Dann vermag ich nimmer länger
In der Bruſt den Trieb zu zähmen.
In die Freiheit ſeiner Wälder,
Wo die klaren Quellen rinnen,
Wo die grünen Wipfel rauſchen,
Wo die flinken Rehe ſpringen,
Lockt mich dann unwiderſtehlich
Jenes Vogels munt'rer Ruf.

Schon zu vielen, vielen Malen,
Wenn mein Ohr den Klang vernommen,
Bin ich heimlich Nachts entwichen;
Allzuleicht nur iſt's, zu fliehen,
Wenig kümmert's Euch, ihr Herren,
Wißt Ihr doch: unfehlbar ſicher
Zwingt des arktiſchen Winters Nahen
Uns in dumpfe Haft zurück.
Aber ach, welch freiheitsdurſtig
Herz gedenkt der Zukunftstage,

Digitized by Google

Dem in goldnem Frühlingsprangen
Die Natur mit tausend Zungen
Zuruft: Rette dich zu mir!?
Also auch vernahm ich heute
Wiederum des Kuckucks Stimme
Froh erschauernd, tief ergriffen.
Und ein unbezwinglich Sehnen
Nach den sonnenhellen Weiten,
Die vor meinem Blick sich dehnten,
Griff an's Herz mir wunderbar.

Doch zugleich mit tiefem Trauern
Fühlt' ich, wie die Kraft geschwunden,
Die mir einst geschwellt die Glieder,
Ueber Fels und Grat zu klimmen,
Ueber See und Strom zu setzen,
Jeglicher Gefahr gewachsen,
Jeglicher Beschwerde trotzend,
Sonder Harm und frischgemuth.

Deshalb, wollt' ich heut entfliehen, —
(Und der süßen Lockung könnt' ich
Länger nicht mein Herz verschließen!)
In den dunkeln Waldesschlüften
Würde mein Gebein vermodern,
Eh der Herbstwind fegt die Flur.

Also, Herr, dies Eine bitt' ich:
In dem festesten der Kerker
Laßt mich allsogleich verwahren,
Daß die tollen Truggedanken,
Die mir goldner Freiheit Bilder
Vor die trunkne Seele zaubern,
Fürder nicht mein Herz bethören;
Nicht vergebens laßt mich flehn!"" — —

Und ich that, wie er gebeten",
Sprach Iwanowitsch; dann schwieg er. —

Stumm am Rohre seiner Pfeife
Saugend, schien er's nicht zu merken,
Daß sie längst erloschen war.

Paul Heinze.

Am Abend.

Am Himmel glänzen tausend Sterne
Und leuchten nieder auf die Welt:
Ich schau hinauf in jene Ferne,
Zum glanzumwobnen Himmelszelt.

Kein Blick vermag sie je zu zählen —
Doch Eines weiß ich sicherlich:
Der schönste Stern muß droben fehlen,
Der glänzt in mir und nur für mich!

Henrich Wolf.

Troubadourlieder

von **Gustav Kastropp.**

Henri von Montalban.

Wer ist der Ritter, der mich nicht nennt,
Mich, Henri Montalban, nicht kennt?
Wer kam im Schlachtgewühl mir gleich?
Wer herrscht gleich mir in des Sanges Reich? . . .
Die Lieder quellen und fluthen herein,
Die klingen und sprühen bei perlendem Wein,
Die tönen und jubeln im Land umher! —
Geliebt von Allen! — was will ich noch mehr?

Und stimm' ich die Laute zu Spott und zu Hohn,
Dann zittert der König auf seinem Thron;
Wenn zornige Gluth durch die Töne streicht,
Dann hört der Feind es und erbleicht.
Mein Lied ist scharf wie Dolch und Gift,
Dem dreimal Wehe, den es trifft!
So hart verwunden nicht Schwert noch Speer.
Gefürchtet von Allen! — was will ich noch mehr?

Digitized by Google

Erste Begegnung.

In frohem Sinn durchritt ich deine Fluren,
Provence im Rosenschmuck, mein Heimatland.
Es folgten Lust und Jubel meinen Spuren,
Wenn ich erschien, die Mandolin' zur Hand,
Wenn, gleich dem Frühlingswind, die Lieder fuhren
Durch's Blumenbeet der Frau'n, darin ich stand,
Das leuchtend mich umwand.
Wenn sternenhimmelgleich die Augen glühten,
Wenn Heiterkeit und Anmuth mich umblühten,
Wenn alle Herzen mir entgegenschlugen,
Wenn meine Lieder himmelwärts uns trugen,
Da strahlten Glück und Lust und goldner Wein,
Da konnt' ich selig sein!

Welch wogendes Gedränge dort im Thale,
In das mein guter Stern mich hingebracht?
Es schallt Musik, es glänzen die Pokale
Wie Sonnengold in grüner Waldesnacht.
Da — plötzlich blendet mich's mit hellem Strahle! —
In deine Augen sah ich unbedacht, —
Und war vom Schlaf erwacht.
Ich sah dich an und sonnenhelles Glänzen
Schien deine Lichtgestalt mir zu bekränzen,
Ich sah dich an und wußte nichts zu sprechen.
Wie wenn die Rosen aus den Knospen brechen,
So that mein Herz sich auf und sang dir zu:
Von Allen, Allen — du! —

Gefunden.

Nacht begann sich auszubreiten,
Dunkelheit erschauernd senkte
Sich zum Tag, der dich mir schenkte;
Träumend blickt' ich in die Weiten.

Blickte nach des Schlosses Zinnen,
Die gleich dunklem Rosenkranze
In des Spätroths letztem Glanze
Wollten in der Nacht verrinnen.

Träumend stand ich und verlassen,
Daß ich deine Lieb' gefunden,
Daß ich nun mit dir verbunden,
Immer konnt' ich's noch nicht fassen.

Oben schimmerten die Sterne,
Alle Blumen schliefen lange
Und noch schaut' ich sehnend bange
In die Ferne, in die Ferne.

Erinnerung.

Erklinge, mein Lied, durch die blühende Flur,
Den Himmeln sollst du es singen!
Die Liebe durchlodert den Troubadour,
Als wollte das Herz ihm zerspringen.
Die Sonne leuchtet es flammend zurück,
Ein Lufthauch küßt mich und segnet mein Glück,
Die Blumen nicken und neigen
Die lieblichen Köpfchen und schweigen.

Digitized by Google

Sie gab mir die Hand und sie schaute mich an
Und sagte: „Das sollst du jetzt wissen,
Dein bin ich auf ewig, du stürmischer Mann,
Sonst wäre das Glück mir zerrissen.
Mein Leben hat sich an deines geschmiegt,
Dein süßer Gesang hat das Herz mir besiegt,
Es hat mich dein Lied überwunden,
Mit dir bin ich ewig verbunden."

Die Vöglein fliegen wohl über das Thal,
Die Wolken über die Hügel;
O grüßt mir mein Liebchen viel tausend Mal,
O hätte die Liebe doch Flügel!
Ich breitete sehnend die Schwingen dann aus,
Die trügen mich über die Wolken hinaus.
Wohin wohl würd' es mich tragen?
Dein Schloß, dort seh' ich es ragen.

Abend.

Der Nebel auf dem Weiher
Spinnt langsam sich über das Land,
Die Nacht webt ihren Schleier
Zum flimmernden Sternengewand.

Da steigt am Himmelssaume
Empor mit silbernem Licht,
Nachtwandelnd, halb im Traume,
Des Mondes bleiches Gesicht.

Der blickt verklärt hernieder
Und lauscht verliebtem Klang,
Die Nachtigall im Flieder
Singt leise den Brautgesang.

Einst und jetzt.

Eh' meine Augen dich fanden,
Wie war da die Erde so leer,
Nacht ruhte über den Landen
Und Dunkel über dem Meer.
Mein Lied war von Sehnsucht, von Schmerzen frei,
Wie konnt' ich auch wissen, was Liebe sei,
Eh' meine Augen dich fanden.

Als ich zuerst dich gesehen,
Wie wollten die Sinne mir da
Verschwinden und vergehen,
Mein Ende glaubt' ich nah.
Wie brennend sengender Sonnenschein
Drang Schmerz und Weh in die Seele hinein,
Als ich zuerst dich gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Jämmerlicher Versbrief vom Landaufenthalt.

Du fragst, o Freund, was hier mich oft verstöre,
Mit Mißmuth mich erfülle? Nun, so höre:
Mein Nachbar, den man auf Millionen schätzt,
Hat einen Park sich in den Kopf gesetzt.
Nur Schatten will er haben, nichts als Schatten,
Und weil ihm seine Mittel dies gestatten,
So pflanzt und pflanzt er Pappeln und Kastanien,
So viel er kann, als lebten wir in Spanien,
Als lebten wir im Land der Aethiopen,
In Cuba oder sonst wo in den Tropen.
Vor meine Fenster pflanzt er in den Garten
Platanen, Ahorn, Eschen aller Arten.
Für Dunkelheit, sein Ideal, begeistert,
Bepflanzt er jedes Plätzchen und bemeistert
Sich seines Feindes ganz, des Sonnenscheins.
Ach, nähm' er nur vom Lichte nicht auch meins.
Ja, leider, Jahr um Jahr wird mir verringert
Das bischen Himmelblau, die Luft verzwingert!
Sonst sah ich wohl vom Seestrand einen Saum,
Jetzt steht davor ein düstrer Ulmenbaum.
Von meinen Rosen wird gewehrt der Regen
Und schnöde Traufe mir bescheert dagegen.
Die Zweige hängen über, unten rafft
Aus meinem Grund die fremde Wurzel Saft!
Vor solchem Feind, der keine Schonung kennt,
Verwelkt mir jedes Pflänzchen und verbrennt.
Käm' doch ein Kritiker mit seinem Messer
Und stutzte hier und machte dort es besser!
Auch Bauten hat der Nachbar hergestellt,
Da hämmert's früh und spät, daß Alles gellt,
Und endlich heult und bellt die halbe Nacht
Der Hund, der seinen Mammon ihm bewacht.
O merk' dir's, Freund, von Allem, was verhaßt,
Der Geldsack ist die allerschlimmste Last,
Wenn du nicht selbst ihn, sondern nur als Nachbarn hast.

Hermann Lingg.

Leise zieht durch mein Gemüth . . .

(Lateinische Uebertragung.)

Sonitat blandissime
Vox mî delicata . . .
Exi, carmen, appete
Nemus atque prata!

Appete in hortulis
Ia matutina!
Rosam ubi conspicis,
„Ave", dic, „regina"!

Ernst Eckstein.

Digitized by Google

Thales.

Ihr Geister, die ihr aufwärts schweben wollt,
Vom unermessnen Herzensdrang getragen,
Euch lockt umsonst der Sonne feurig Gold,
Ihr sollt des höhren Fluges euch entschlagen.
Wozu hinauf zum hellen Sternenschein?
Wozu des Geistes immer reges Prüfen?
Wozu die Kunst mit ihren Narrethein,
Die Wissenschaft mit ihren Hieroglyphen?
Was frommt's der Menschheit, wenn ihr aufwärts schweift?
Will euer Geist zum Himmel sich erheben,
Der Pöbel faßt's nicht, der nach Festem greift:
Ihr sollt am Stoff, sollt an der Erde kleben!
Man neidet euch den Lohn selbst eures Strebens
Und wünschte wohl, ihr mühtet euch vergebens.
Laßt's euch nicht kümmern; denn seit alten Tagen
Hat dies Geschick den hohen Geist geschlagen.

Thales war alt, ergreist im treuen Ringen
Auf der Erkenntniß unerforschter Bahn;
Den Grund erforschte er zu allen Dingen,
Durchmaß im Geist den ganzen Weltenplan.
Das schwache Auge war noch nicht verschlossen
Für all die großen Wunder um ihn her,
Und in den Nächten späht' er unverdrossen
Empor zum strahlenhellen Sternenmeer.
Einst ließ er sich von einer Sklavin leiten;
Auf ihren Arm gestützt, schritt er dahin;
Zum Himmel ließ er seine Blicke gleiten
Und dachte an der Welt geheimen Sinn.
Er fühlt' es klar durch seine Seele wehen:
„Das ist das Göttliche, die Lebenskraft,
Die Kraft im Wachsen, Werden und Vergehen,
Die unermüdlich aus sich selber schafft,
Das Weltgesetz, mit dem du eng verbunden,
Das alle Welt durchdringt mit heil'gem Strom,
Das du so oft in deiner Brust empfunden,
Von dem du selbst ein untrennbar Atom, —
Die Sterne strahlen's dir in's Herz hernieder,
Du spürst es aus dem Wehn der Frühlingsnacht,
Im Windessäuseln klingt's vernehmlich wieder:
In ew'ger Ordnung liegt der Gottheit Macht!"

So sprach er bei sich, aufwärts stets den Blick
Zum leuchtend klaren Firmament gerichtet,
Und alle Welt und aller Welt Geschick
Hat ahnungsvoll sein Geist sich nachgedichtet.
Der weil er schritt, sah er den Graben nicht,
Er feucht sich vor ihm durch die Wiesen breitet;
Bis sah empor zum heitern Sternenlicht,
Da jäh sein Fuß hinab zur Tiefe gleitet.
Da liegt er nun; es lacht die Sklavin laut:

Digitized by Google

„Du willst den Blick zu jenen Höhen schicken,
Die unermeßlich droben aufgebaut,
Und kannst nicht auf der Erde um dich blicken?"

A. Helm.

Die Wäringer vor Miklagard.*)

(866.)

„Raff' dich auf, Rhomäerkaiser! Ungezählt von Norden her
Rauschen der Barbaren Segel, Unheil dräu'nd, in unser Meer.

Vom Gestade kündet Schrecken düsterrother Feuerstrahl,
Und du schwelgst in üpp'gen Freuden sorglos hier beim Bacchanal!"

Keuchend rufen's die Eunuchen; schreiend flieht der Schranzen Heer,
Und im Prunksaal der Blachernen wird's im Nu von Gästen leer.

Auf vom Pfühle springt der Herrscher; zitternd greift zum Schwert die Hand;
Finster auf den Feigen blicken Cäsarbilder von der Wand.

Glänzend hell im Abendscheine ruht die Stadt des Constantin;
Purpurn rollt die leichten Wellen sanft der Bosporus dahin.

Schau, wie kühn in blanker Rüstung fern die Nordlandsrecken stehn.
Cäsar, auf, laß deine Stärke jetzt, wie sonst im Circus, sehn!

„Laßt die Glocken stürmen!" — „Stürmen!" — höhnt das Echo hohl ihm nach. —
Wildem Seekampf lauscht der Kaiser hoch von des Palastes Dach.

„Reßt die Segel! Greift zum Schwerte!" — Krach und Stoß und Schlag um Schlag.
Wahre dich, Rhomäerflotte, du versinkst, eh' sinkt der Tag!

Jauchzend hallt der fremde Siegsruf, als der Griechen Schiffe fliehn,
Hinter ihnen Bug an Buge stolz die schwarzen Drachen ziehn.

Sieh, da züngelt's durch die Wellen, sprüht und zischt und leckt daher;
Quirlend flammt's in goldnem Schillern und in Gluthen strahlt das Meer! —

Wacker standen Nordlands Söhne im Gewühl der Männerschlacht;
Griechentücke, Griechenfeuer hat das schlimme Werk vollbracht.

Prasselnd treibt die ganze Flotte durch die Fluth, ein großer Brand;
Weithin strahlt der Scheiterhaufe der Barbaren rings in's Land.

Angstvoll lauschen Sklavenherzen auf der Helden Sterbesang,
Bis in Qualm und Rauch er klagend mit dem letzten Hauch verklang.

Ahnt ihr's, Feige? Künft'ge Zeiten löschen eure Thaten aus,
Und es bricht das Reich zusammen unter wildem Schlachtenbraus.

Hugo Rheinländer.

*) Konstantinopel.

Digitized by Google

Glockenklang.

In's grünumbuschte Dorf sinkt strahlend nieder
Ein Gruß vom Himmel, wonnig-hell Geläut;
Und froh dem zauberschönen Brautzug streut
Sein süß Gedüft der Gärten blühnder Flieder.

Der Braut, des Bräut'gams Antlitz leuchten wider
Vom jungen Glück, das sich den Herzen heut
Verheißungsvoll in Pracht und Fülle beut, —
So jubeln Glocken zukunftsel'ge Lieder.

Doch fern am Dorfesende lauscht erschrocken
Ein blasses Kind dem windverwehten Klang
Und weint und rauft die wildgelösten Locken:

„So stirbt mein Glück! In Jammer heiß und bang
Verzuckt mein Herz ... Des Liebsten Hochzeitsglocken
Sind meines Glücks wehvoller Grabgesang ..."

Theodor Renneberg.

Mein junger Weggenosse.

Es flieht die Zeit; der Morgen schwand,
Es zogen Jugendtraum und Wonne
Dahin, und im Zenith schon stand
Auch meines Lebenstages Sonne.

Und langsam neigen sich hinab
Gen Abend ihre goldnen Strahlen;
Ich greife fester schon zum Stab
Und schnüre sorglich die Sandalen.

Wohl freut mich noch das bunte Spiel
Der Lichter an des Herbstes Bäumen;
Doch mahnt es mich: als letztes Ziel
Winkt nur ein Grab den lichten Träumen.

Und wie ich nun zu Thal gewandt
Hintrage des Bewußtseins Bürde,
Faßt mir ein Weggenoss' die Hand,
Daß Führer ich hinfort ihm würde.

Der weiß noch nicht, was Sorgen sind,
Er kennt ein Glück nur ohne Bangen;
Kommt ihm ein Leid, verweht's der Wind
Und läßt's zum Herzen nicht gelangen.

Wie reich ist er; und ich, wie arm!
Dem soll den Weg zum Glück ich zeigen?!
Von seinem Händchen fühl' ich's warm
Herauf zu meinem Herzen steigen.

Doch wie er singt und wie er lacht,
Klingt's plötzlich mir im Herzen wider:
Frohlockend sind darin erwacht
Die längstvergessnen Jugendlieder.

Ein Wunder, däucht mir, sei geschehn,
Die sorgenheiße Stirn zu kühlen:
Mit seinen Augen muß ich sehn
Und muß mit seinem Herzen fühlen.

An seiner kindlich frohen Lust,
Sich reiner Freude hinzugeben,
Entzündet sich in meiner Brust
Ein neues Glück und neues Leben.

Berthold Paul Förster.

Digitized by Google

An Giſela.

Ich träumte einſtens von des Südens Frauen,
Die anmuthsvoll wie duft'ge Roſen blühn
Mit dunklen Augen, daraus Blitze ſprühn,
Daß mich die Sehnſucht faßte, ſie zu ſchauen.

Da nahteſt du und ſtillteſt mein Verlangen,
Du ſchönes Weib, entwachſen deutſcher Flur,
Doch nicht als Deutſche formte dich Natur,
Schwarz, wie die Nacht, wogt deiner Locken Prangen.

Dein Auge, ſchwarz, von Wimpern dicht behangen,
Darin der Himmel und die Hölle ruht,
Bald fromm und keuſch, bald lodernd wild in Gluth,
Es hält gebannt mich, wie der Blick der Schlangen.

O könnte ich nur einmal dich umfangen,
Zu ſtillen meines Herzens wilde Gluth;
Doch zu erſchaun, was dir im Herzen ruht,
Dahin mag kein Lebendiger gelangen.

J. Baum.

Zweifel.

O ſchwebt mir, gute Geiſter, um das Haupt,
Singt mir von wahrem Glück in müdem Leide!
Ich habe heiß geliebt und heiß geglaubt,
Und Glaub' und Liebe, ach, ſie ſchlafen beide!
Erweckt ſie, Geiſter, ſagt, ob in der Welt
Nichts Beſſres athmet als dies arme Leben,
Ob noch Begeiſtrung einen Buſen ſchwellt,
Und Gluthgedanken zu den Sternen ſchweben.
Ob's Wahn der Seele, wenn ſie geiſtbeſchwingt
Nach oben trachtet, Himmelsluft zu trinken,
Und ob ſie nicht in's Weſenloſe ringt,
Um nur betrübter in den Staub zu ſinken.
Sagt's mir, ob dann Verſtand im Rechte bleibt,
Wenn er verſpottet, was er nicht begriffen!
Auf ſchwanker Sehnſucht doch die Seele treibt
Zum ſichren Ziel wie auf Columbus Schiffen!
Dann werf' ich allen Jammer in das Meer.
Von Glück nur ſollen meine Lieder ſagen
Und Echo wecken um die Felſen her,
Des Herzens Sehnſuchtsflug zur Sonnenhöhe tragen.

G. Man.

Digitized by Google

Das Glück.

Als ich nur dunkle Sehnsucht
In meinem Herzen trug,
Da sang ich tausend Lieder
Und fand doch nie genug.

Doch seit das Glück gekommen
Mit dir in goldner Pracht,
Da schweigen meine Lieder;
Es hat mich stumm gemacht.

Nur dann und wann zieht leise
Durch meine Seele ein Lied,
Gleichwie am blauen Himmel
Ein weißes Wölkchen zieht.

M. Rittner.

Im Haidekraut.

Am Hügel lieg' ich, alleine,
Im blühenden Haidekraut;
Darüber in leuchtender Reine
Der Sommerhimmel blaut.

Es neigen der Halme Spitzen
Im Winde sich hin und her;
Das ist ein Wogen und Blitzen —
Das Auge erträgt's nicht mehr.

Und laß ich die Blicke schweifen
Hin über das weite Thal,
So seh ich die Aehren reifen
Im warmen Sonnenstrahl.

Und ringsum summende Immen,
Ein feines Flügelgeschwirr;
Viel tausend leise Stimmen
Umdrängen mich bunt und wirr.

Ich bin von Wonne trunken,
Die Wimpern fallen mir zu;
In süßes Dämmern versunken
Träum' ich in zaubrischer Ruh'.

E. Planck.

Aufwärts!

Ich stand im tiefen Thale
Und schaute zum Berg empor
Und sah, wie sich der Gipfel
In Nebelwolken verlor.

Wie gleicht ihr meinem Leben,
Du Berg, du tiefes Thal!
Die grauen Wolken umschweben
Mein leuchtend Ideal.

Mein Ringen ist vergebens,
Das Herz klagt leiderfüllt;
Du Sonne meines Lebens,
Du bleibst mir nachtverhüllt!

Doch vorwärts ohne Zagen,
Blick aufwärts, sei kein Thor!
Wohin nicht Flügel tragen,
Trägt fester Wille empor.

J. Bergender.

Digitized by Google

Historie von Lot.

Herr Lot, wie männiglich bekannt,
Hat nicht den Wein verschmäht;
Er ließ den Krug nie aus der Hand,
Trank früh daraus und spät.
's war eine Schwäche, die einen Mann
Auch heut noch überfallen kann.

Wir sind daher ihm auch nicht gram,
Zumal's erklärlich ist,
Woher der Riesendurst ihm kam.
Vernehmt, die ihr's nicht wißt:
Er wurd' erst spät ein Kneipgenie,
Ich will's euch sagen, wann und wie.

In Sodom, wo er war zu Haus,
Da ging recht toll es her,
Da lebte man in Saus und Braus,
Solid war Keiner mehr;
Nur Lot allein dacht': Uebermuth,
So viel ich weiß, thut selten gut.

Das war gewiß recht brav gedacht.
Der Lohn blieb auch nicht aus,
Denn als in einer finstern Nacht
In Sodom Mann und Maus
Vom Schwefelregen ward verzehrt,
Entkam sein Hausstand unversehrt.

Zwei Engel führten aus dem Ort
Ihn, seine Frau und auch
Zwei Töchterlein behutsam fort,
Eh' auf noch stieg der Rauch,
Und warnten leis: Wir bitten drum,
Seh' Niemand unterwegs sich um.

Als man in Zoar machte Halt,
Sah Lot's Weib hinter sich:
Zur Salzsäul' ward sie alsobald —
O Strafe fürchterlich! —
Ach Lot, bedauernswerther Mann,
Was fängst du mit der Salzsäul' an?

Laut schluchzend schlang er seinen Arm
Um ihren starren Leib.
Was half's? Zu seinem bittern Harm
Blieb Salz sein theures Weib.
Er gab trotzdem ihr Kuß auf Kuß, —
Worüber ich mich wundern muß.

Mit Müh' nur riß das Schwesternpaar
Ihn von der Mutter fort.
Tieftraurig zog die kleine Schaar
An einen sichern Ort.
Hier wuchs die Noth bald riesengroß:
Lot wurd' den Salzgeschmack nicht los.

Kein Mittel half. Da endlich rieth
Der Arzt zum Weingebrauch.
Der Wein, wie's häufig ja geschieht,
Schafft' Linderung ihm auch.
Doch ach, der sonst solide Mann
Gewöhnte sich das Trinken an.

Er lebte schließlich nur von Wein,
Der machte ihn bald dumm;
Lot starb — kann dies ein Wunder sein? —
Auch am Delirium.
Küßt nie drum einen salz'gen Mund,
Ihr seht, es ist sehr ungesund.

Max Kindent.

Bücherschau.

Der Schelm aus den Alpen. Allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren von **P. K. Rosegger.** Zwei Bände. (Wien, A. Hartleben.) Es ist sehr merkwürdig, daß sich jene Kritik, die heutzutage so hohnlächelnd über alle diejenigen Autoren von vornherein den Stab bricht, deren Produktivität diesen Herren, die zumeist selber als Poeten nicht viel zu sagen wissen, ein Dorn im Auge ist, sich noch nie an Rosegger gewagt hat, der doch wahrlich bereits auf eine ganz erstaunliche Menge von „Gesammelten Schriften" zurückblickt, obgleich er erst im besten Mannesalter steht. In Wahrheit ist dieser heute so häufig erhobene Vorwurf — „Vielschreiberei" heißt hier das Schlagwort — so unbegründet als möglich und seine schablonenhafte Anwendung von Seiten der Kritik beweist nur die armselige Einseitigkeit des von ihr eingenommenen Standpunkts. Die schrift-

Digitized by Google

stellerischen Individualitäten sind nun eben einmal nicht nach gleichem Maß zu messen, der Eine muß und kann seiner Anlage nach viel schreiben, der Andre nicht, und daß die wenig publicirenden Dichter zugleich die größten sind, ist eine sehr wunderliche, kritische These, die durch nichts zu beweisen ist; höchstens mögen sie die klügsten sein. Rosegger hat in diesen neuesten zwei starken Bänden wieder einmal nicht weniger als 59 Geschichten zusammengestellt. Daraus aber soll ihm wahrlich kein Vorwurf gemacht werden, auch liegt es mir fern, die Minderwerthigkeit vieler derselben aus ihrer Menge folgern zu wollen. Die Gründe scheinen mir vielmehr ganz anderswo zu liegen. Rosegger kommt voraussichtlich häufig in die Lage, zu bestimmten Zeitpunkten an bestimmten Orten etwas veröffentlichen zu sollen, da kann dann nicht Alles gleichwerthig und bedeutend ausfallen; und er schreibt häufig wohl auch für Volksschichten, denen die allereinfachste litterarische Kost geboten werden soll und kann, ohne daß diese gleichzeitig jeden Gebildeten befriedigen könnte. Diese letzteren Erzählungen, die in großer Zahl in den beiden Bänden vorhanden sind und die ich am Bezeichnendsten „Kalendergeschichten" nennen möchte, sind manchmal auch mit einer „Moral" versehen, die gewiß gut und richtig und für den Leserkreis, dem sie bestimmt war, zusagend ist, uns Andre aber doch etwas stark befremden muß. Es ist gewiß etwas sehr Schönes um das Schlichte und Volksthümliche, und alle wahre Dichtung hat ja etwas Naives, aber in erster Linie verlangen wir — das große, tausendköpfige Publikum aus allen Rang- und Berufs-Klassen — doch immer die Erfüllung unserer ästhetischen Anforderungen. Und wie oft, wie herrlich hat Rosegger sie uns durch andere Werke erfüllt, wie schlagend und herzerfrischend uns bewiesen, daß man ein echter Volksschriftsteller und doch dabei ein großer Dichter sein kann, dem alle Welt Gehör schenken darf und muß! Rosegger hat uns zu sehr verwöhnt, als daß wir mit seiner neuesten Gabe ganz zufriedengestellt sein könnten. Es sind ja prächtige Geschichten darin, wahre Perlen, wie er sie niemals glänzender für uns geschliffen hat, aber doch auch gar viel Mattes und Unbedeutendes. Wie schade, daß der Dichter wahllos Alles hier zusammengestellt hat, was er in den letzten Jahren an kleinen Geschichten hier und da für die Blätter, die nach seinen Sachen verlangen, geschrieben hat! Gar Manches davon verdiente nicht wieder aufzuleben und gereicht dem Buche nun, weil es das Schöne und Werthvolle abschwächt und verstimmend wirkt, zum Schaden. Den Titel führt es übrigens auch zu Unrecht, weil ebensoviel Ernstes, ja Dunkles darin steht, als Erheiterndes, und das Erstere ist zumeist das Bessere. Auf Einzelnes einzugehen, fehlt es hier leider am Raum. Wenn eine gedankenlose und oberflächliche Masse, die lieber lachen als nachdenken will, den Dichter des „Gottsucher" und „Jakob der Letzte" dazu verleiten sollte, sich um ihres wohlfeilen Beifalls willen seinen hohen Zielen abzuwenden und zum Schnurrenerzähler für ein verehrliches Publikum zu werden, so wäre das im Interesse der wahren Poesie, die in Rosegger einen ihrer eigenartigsten und besten Vertreter besitzt, nicht genug zu beklagen. Vorläufig glaube ich noch nicht daran. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dem hochverehrten Dichter wärmste Zustimmung zu zollen, ich thäte es wahrlich auch heute gern, aber: amicus Plato, magis amica veritas.

Konrad Telmann.

Durch's Kaleidoscop. Von **Wilhelm Arent**. Mit einem Epilog des Autors. (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1891.) Wenn ich in Nr. 9 dieser Blätter gelegentlich einer Erwähnung der „Lebensphasen" dieses Autors gestand, daß er mich nicht klug machen könne, so will ich ihm nach Erledigung seines „Kaleidoscops" die Genugthuung nicht versagen, daß er confus machen kann. Dasselbe Buch noch einmal, blos mit anderen Worten und Versen. Dasselbe Selbstcitiren, dieselbe Selbstüberschätzung, die schon in dem Motto: „Fremd bin ich Euch — wie Ihr mir immer fremd gewesen" sich ausspricht. So bedeutend ist doch kein Lebender, daß er alle seine Mitmenschen und Mitstrebenden als unfähig erklären darf, ihn zu verstehen, sogar — Nietzsche hat Versteher gefunden! Oder meint Arent bescheiden, er würde Allen ein Fremder bleiben, weil er das Schicksal aller Lyriker theilt, heute weniger beachtet zu werden? Jedenfalls ist die Furcht, es könnte ihn ein „Uebersetzer" des Kaleidoscops bestehlen, eine unbegründete — es ist kaum ein fertiges, abgeschlossenes Lied oder Gedicht in dem Buch, es erscheint Alles skizzenhaft, unabgerundet. Was soll ein Gestammel wie S. 8: „Wie selig", wo uns:

Und tausend Blüthen streift zitternd mein Fuß

als fünffüßiger Jambus geboten wird, der durch Versetzung zweier Worte: zitternd streift, ein solcher geworden wäre. — Was ist das für ein Rhythmus

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –

Der Erde Koth ist ihre Heimat
Ihre Freundin Gedankenlosigkeit.
(⏑ – – ⏑ !!!)

Am Reinhold-Lenztag 24. Mai 1889 schreibt Arent:

Das Meer hat seine Perlen,
Die schimmernden Dämonen (?)
Der Tiefe, die der Nordsturm
An's Düneneiland spült;
Die Liebste, ihre Aeuglein,
Funkelnd wie Diamanten,
Leuchtend wie tausend Sterne:
Der Jud' hat tausend Schätze,
Die goldnen Inderschätze!

Digitized by Google

Wer ist der Glücklichste,
Der Reichste von den Dreien?....

(Alle Gedichte Arent's enden mit ..... Punkten, ein Beweis, daß er sich keinen „Schluß" denken kann! —) Nun sind dem Dichter manche Bilder, Vergleiche, Tropen und Metaphern erlaubt. Aber was hat die Zufriedenheit des Meeres (!) wegen seiner Perlen, die der Liebsten wegen ihrer Augen, die doch auch ein Schuster oder Steinklopfer besitzt, mit der Zufriedenheit eines reichen Juden zu thun? Sind die von Rußland jetzt ausgewiesenen Juden reich? Sind sie zufrieden? Ist Jay Gould, Baring, Villard — die keine Juden, aber sehr reich — zufrieden? Ist solch ein Gedicht ein Gedicht? Es ist nicht des Druckes werth! und es steht an der Spitze!!!

Alfred Friedmann.

Gunhild. Ein Heldengedicht von **Gustav Kastropp.** (Dresden-Striesen, Paul Heinze's Verlag.) „Gunhild" zeigt Kastropp's Begabung in unzweideutiger Weise. Die Fabel des Stückes ist gleichsam eingebaut zwischen die Elemente des Gudrunliedes und steigt dann von ihrem Fundamente doch als ein selbstständiger Bau empor. Ich darf sie als glücklich erfunden bezeichnen. Im Ganzen ist es dem Dichter gelungen, den modernen Geist walten zu lassen, aus welchem allein eine Dichtung Leben und Lebensberechtigung schöpft, und in Ton und Gestaltung und Handlung doch wieder der Poesie des deutschen Mittelalters nahe zu bleiben. Nicht jeder Leser wird erkennen, welche Schwierigkeit hier überwunden ist, aber gerade daß die überwundene Schwierigkeit nicht als solche hervortritt, ist ein Vorzug des Gedichtes. — Ganz vermieden sind freilich die Widersprüche zwischen der Zeit der Fabel und der Darstellung nicht. Gunhild spricht im zweiten Abenteuer hier und da gar zu modern sentimental und daß sie gegen den Schluß hin halb nackt vor allem Volke mit dem Werber ringt, ist auch ein unwahrscheinlicher Zug. Wenn das schöne Weib sich aber vor dem todgeweihten Morung im Boote enthüllt, ehe sie sich zum Wettschwimmen in's Meer stürzt, so wird das Niemand anstößig finden, welcher Wolfram's Titurel kennt. Morung's Tod kann an sich keinen Anstoß erregen; wohl aber erscheint die Beschämung der endlich von dem Dänenkönig Ueberwundenen denn doch als eine unzureichende Sühne der schweren Schuld Gunhildens. Ginge Morung's Untergang nicht voran, so würde der Ausgang, der mit Uhland'schem Humor erzählt ist, voll befriedigen. — Verfehlt ist das Versmaß*), wenigstens im Princip, wenn man oft auch lange Strophenreihen ohne Anstoß liest. Kastropp zerlegt jede Zeile der Gudrunstrophe in ihre zwei Hälften, was eine mehr äußerliche Aenderung ist, springt aber dann mit diesen acht Zeilen mit einer Willkür um, welche peinlich berührt. Zeilen, welche drei (ursprünglich vier) Hebungen haben sollten, haben oft nur zwei und die achte Zeile hat bald vier, bald fünf, zuweilen sogar sechs Hebungen. Ich stimme übrigens Wilhelm Jordan bei, welcher die Verlängerung der zweiten Hälfte der vierten Zeile eine „häßliche Schleppe" nennt, und weise darauf hin, daß Uhland ebenso empfunden hat, welcher die Nibelungenstrophe durchaus vermeidet und statt ihrer den Hildebrandston anwendet.

Adolf Brieger.

Bunte Blüthen. Gedichte von **Rudolph von Gottschall.** (Breslau und Leipzig, S. Schottländer.) Es ist eine wahre Wohlthat, wieder einmal eine sorgfältig ausgewählte Sammlung Gedichte von einem längst bewährten alten Meister zu erhalten, wenn man längere Zeit nur die zweifelhaften und oft sehr bedenklichen Produktionen unserer jüngeren und jüngsten Talente hat lesen müssen. Die vorliegende Sammlung von unserem berühmten Litterarhistoriker des 19. Jahrhunderts hat den seltenen Vorzug, daß auch nicht ein einziges Gedicht aufgenommen worden ist, welches nicht vollendet schön wäre. Das kaum hundert Seiten umfassende Büchlein beginnt mit einem herrlichen patriotischen Festgesange: „Am Rhein." Es hebt an mit der Germania auf dem Niederwald und endet beim Lurley-Felsen — eine geniale Verbindung zwischen That und Lied feiernd, die Jedermann ansprechen wird:

„Ich grüße dich, Germania,
Auf deiner Bergeshalde!
Fest steht das Reich, wie du selber da,
Erzbild vom Niederwalde!" .....

„Die Göttin der That, so stolz und kühn
Blickt sie auf die Lande nieder!
Doch neben deutschen Thaten blühn
Ja ewig die deutschen Lieder!"

Es folgt dann ein Lieder-Cyklus von tiefster Empfindung unter dem Titel: „In der Einsiedelei" — einsame, melancholische Betrachtungen, wie sie ein Dichterherz empfinden mag, das sich nach Ruhe und Frieden sehnt. Daß der alternde Sänger schon sehr Schmerzliches muß erlebt haben, sehen wir aus dem schönen folgenden Gedichte: „Am Grabe meines Alfred". Es ist eine Grabes-Elegie, wie wir sie niemals ergreifender gelesen; namentlich die letzte Strophe birgt in ihren einfachen Worten das edelste Gefühl eines leidenden Vaterherzens:

„So ist ein Freund von mir geschieden,
Der fest an meinen Stern geglaubt!" —

Aber auch über solche Schmerzen des Lebens muß der Genius echter Schönheit uns hinwegheben: in den folgenden Gesängen preist der Dichter die „Aspasia" — den ver-

*) Wir sind hierin anderer Meinung. Gerade der Wechsel des — übrigens nach den Gesetzen der deutschen Metrik keineswegs willkürlich behandelten — Versmaßes scheint sich nach unserem Bedünken der jeweilig vorherrschenden Stimmung auf das Glücklichste anzupassen; vergl. Heinze und Goette, Deutsche Poetik S. 201 (Gudrunstrophe). D. R.

Digitized by Google

bannten „Ovid“ — den Zauber der „Nacht“ — den Zeitgenossen Shakespeare's „Christopher Marlow“ — den ungarischen Dichter „Petöfi“. Welche Themata! Und wie fein und wirksam hat der Autor sie behandelt! Da ist kein Wort, das nicht auf die Goldwage wäre gelegt worden! Tadellose Reime in höchst kunstvollen Strophen und prangende Marmorbilder höchster Schönheit überall! — Aber auch ganz andere Töne noch hat der begabte Dichter auf seiner Lyra: wahrhaft dämonisch ist das Nihilisten-Lied „Wera“ — unheimlich seltsam in Zweifeln ringend das Gedicht: „Bei Langensalza“ — großartig und erhaben der „Kornblumengruß an den deutschen Kaiser“. So sind überhaupt die patriotischen Gedichte sämmtlich von der reinsten und edelsten Empfindung beseelt, besonders auch das „An Kaiser Wilhelm II.“. Auch dem tapferen Briten Gordon und dem unglücklichen Maximilian von Mexico sind zwei Gedichte gewidmet. Und zuletzt folgen noch einige prächtige Gelegenheitsgedichte, besonders zu den großen Festen im Gewandhause, welche schon lange den größten Ruhm des musikliebenden Leipzig repräsentiren. Wenn solche Dichtungen im Auslande gelesen und verstanden werden, so müssen die Fremden eine sehr hohe Vorstellung bekommen von der poetischen Cultur, die in Deutschland herrscht: denn diese feinen Schöpfungen reihen sich dem Besten an, was unsere Klassiker in solchen feierlichen Gelegenheits-Gedichten geleistet haben. Die deutsche Nation sollte daher diese kleine Gedichtsammlung ebenso freudig begrüßen, wie die interessanten neuen Romane des berühmten Autors.

Dr. B. T. Sträter.

Litteratur und Kunst.

P. K. Rosegger läßt soeben bei A. Hartleben in Wien einen Band „Gedichte“ erscheinen; das Buch wird durch 18 Illustrationen geschmückt werden.

*

„Krieg und Frieden“ nennt Detlev Freiherr von Liliencron eine neue Novellensammlung, welche in Kürze bei W. Friedrich in Leipzig zur Ausgabe gelangt.

*

Von Claus Groth's „Quickborn“ erscheint demnächst die 16., vermehrte Auflage. (Freund & Jeckel, Berlin.)

*

Johannes Prölss veröffentlicht 7 „Geschichten für Künstler“ unter dem Titel „Modelle“. Die Anzeige des Verlegers sagt u. A.: Dieses cyklische Novellenbuch bietet ein farbenreiches Spiegelbild des deutschen Künstlerlebens unserer Tage. Während die herkömmliche Künstlernovelle an die Romantik gesellschaftlicher Verwickelungen anknüpft, liegt hier der Angelpunkt des Interesses, wie in Zola's „L'oeuvre“, in der Realität der künstlerischen Arbeit. Jede dieser eigenartigen, theils heiteren, theils tragischen Erzählungen schildert Künstlerschicksale, die auf dem Verhältniß der künstlerischen Persönlichkeit zu ihren Modellen, auf den Kämpfen und Strömungen im heutigen Leben der Kunst beruhen. Sie stellen neben die leidenschaftlichen Erörterungen der Kritik über Naturalismus, Pleinairismus u. s. w. lebendige Beispiele der Wirklichkeit im poetischen Abbild. (Freund & Jeckel, Berlin.)

*

Herausgegeben von Ludwig August Frankl erschien soeben „Tagebuch und Briefe Lenau's“. — Das Buch behandelt das wichtigste Kapitel in Lenau's Leben, die unglückliche Liebe des Dichters zu der Frau eines Freundes (Sophie); seitdem die Geschichte des kurzen Brautstandes mit Marie Behrends bekannt geworden, ist ein genauerer Einblick in jene früheren Beziehungen nur um so wünschenswerther, und um so willkommener wird ein Buch sein, welches die ergreifende Glücks- und Leidensgeschichte von Anfang an vorführt. (J. G. Cotta, Stuttgart.)

*

Adolf Friedrich Graf von Schack giebt einen Band vermischter Schriften, „Mosaik“, heraus; den Inhalt bilden theils Charakteristiken von Dichtern, Malern und Musikern, theils Aufsätze historischer Natur und Anderes. (J. G. Cotta, Stuttgart.)

*

Mit Randbemerkungen von Julius Rodenberg versehen, erschienen vor Kurzem „Blätter aus dem Nachlaß Franz Dingelstedt's“. (Gebr. Paetel, Berlin.)

Digitized by Google

Briefschalter.

R. H. in B—n. Von Ihrer Einsendung ist nur ein Spruch verwendbar. Bezüglich Ihrer Anfrage müssten wir bemerken, daß wir natürlich nur solche Aenderungen an acceptirten Beiträgen vornehmen, die für die Aufnahme unbedingt erforderlich und überhaupt unanfechtbare Verbesserungen sind.

O. F. in G—z. Wir vermissen an Ihren Gedichten eine gedanklich eigenartige Prägung. Eine litterarisch gebildete Persönlichkeit, die berufsmäßig schriftliche Kritik ertheilt, ist uns nicht bekannt. Vielleicht kann uns ein Leser unseres Blattes eine solche nennen?

A. F. in C—a. Wir erwarten gern Proben Ihres dichterischen Schaffens und bemerken, daß wir erzählende Dichtungen bevorzugen; Honorar können wir nicht bewilligen.

E. C.-M. in A—n. „Harfenklänge" haben wir, unter Streichung einer Strophe und mit einigen Aenderungen, zum Abdruck bestimmt. Die Gedichte Ihrer Schutzbefohlenen sind leider nicht ganz druckreif, da das eine an störenden Inversionen leidet, das andere nicht tief genug angelegt ist; doch erwarten wir gern Weiteres.

Prof. W. S. in M—mm. Ihre Bücher werden wir einem unserer Herren Referenten zur Besprechung überweisen.

E. S. in A—a. Wir können Ihrem Wunsche leider nicht entsprechen.

R. K. in B—au. Ist größtentheils durch den Prosaaufsatz in vorliegender Nummer erledigt.

J. L. in G—f „O Heimat in der Ferne"; A. V. in P—n b. Dr. Alles; J. K. in L—f b. R. „Der letzte Mensch"; P. S. in D—d „Wittekind in Enger"; E. W. in W—n „Heimatsklänge I"; E. H. in W—n „Dank"; H. W. in L—g „Das verlorne Paradies"; J. R. H. in L—g „Blüthen von Hafis' Grab"; K. R. in F—e einen der „Sprüche"; Dr. A. F. in B—n „Das Lied von der Thräne"; G. B. in P—s „Heimweh" (für dramatische Dichtungen haben wir bekanntlich niemals Verwendung); M. K. in N—r „Aus der Jugendzeit"; H. P. in T—r „Saul"; P. S. in M—g „Trennung"; B. R. in S—tz „Sehnsuchtsklänge"; E. A. B. in G—ch „Waldesandacht"; E. A. S. in R—n „Die Kaisernacht in Köln"; A. v. Z. in E—t „Der Urwald" (mit Aenderungen); H. F. in B—a „Wie die Rose"; I. S.-B. in W—n „Plato" (unter Streichung der fünften Strophe).

Angenommen!

I. G. O. in B—l (zuweilen etwas unfrei im Ausdruck, erwarten jedoch gern Anderes); L. H. in G—f b. A. (all zu blumige Sprache); E. H. in M—f (oft mühsam herbeigezogene Reime); H. P. in L—g (zu breit angelegt); H. G. in M—z (als Uebersetzung nicht fließend genug); O. T. in Z—au (wir müssen unbedingt größere Sorgfalt hinsichtlich der Reimbehandlung fordern!); L. L. in Z—au und E. Z. in F—th (verbrauchter Stoff); O. S. in H—g (Ihre Gedichte bekunden Talent, doch fehlt ihnen eine gleichmäßige Durcharbeitung); Dr. E. R. in B—n (nicht klar genug gezeichnete Situation); Grf. C. Z.-L. in L—n; A. W.-M. in W—n; O. P. K. in L—g (Ihr Cardinalfehler ist Unfertigkeit des Ausdrucks, der sich nur durch Uebung beseitigen läßt); B. R. in G—g (doch gar zu harmlos!); A. F. in D—n; K. O. W. in B—s (flacher Stil); H. S. in B—n (vermeiden Sie conventionelle, bez. nüchterne Wendungen und behandeln Sie bedeutsamere Stoffe); M. G. in S—n; E. Z. in P—n (inhaltlich verbraucht und sprachlich zu wenig durchgearbeitet); Th. R. in W—tz (zu unbedeutend, bez. zu blumig); M. K. in B—n (in Form und Ausdruck noch nicht glatt und fließend genug); F. W. in N—tz; I. R. in B—n (allzu unbedeutend); W. H. in P—n (läßt mit der Zeit Reiferes erwarten); Dr. I. R. in H—f (leidet an rhythmischen Härten); C. S. in B—n (zu lässig in der Form); B. G. in Z—n (zeigt entschieden Stimmung, doch ist die Gewandung allzu schlicht); Ch. W. in W—n (nicht recht glatt im Ausdruck); I. H. S. in H—r (ermangelt fast durchgängig der letzten Feile, doch erwarten wir gern Weiteres); A. L. in N—n i. E. (Sie wechseln willkürlich mit fünf- und sechsfüßigen Jamben); J. S. in B—n (verspätet); H. A. L. in B—n und W. M. in W—g (nicht ohne Anmuth, aber zu bescheiden in der Stoffwahl); H. M. in D—n (trotz unzweifelhaften Talentes vielfach gespreizt und schwülstig im Ausdruck). Dankend abgelehnt!

A. S. in C—au. Von Ihrer Einsendung würde „Heilig und Schein" aufnahmefähig sein, wenn es nicht seinem Inhalte nach für unser Blatt ungeeignet wäre.

B. R. in S—g. Es ist uns durchaus unerfindlich, wie Sie sich durch eine rein geschäftsmäßige und überdies längst angekündigte Maßnahme, wie die Absendung eines Postauftrages, unangenehm berührt fühlen können. Viele unserer Abonnenten und zwar gerade die den höchsten Gesellschaftskreisen angehörenden — bevorzugen sogar diese Art der Zahlungsweise und haben uns ausdrücklich um Einziehung des Abonnementsbetrages auf diesem Wege ersucht.

I. F. T. in G—tz. Im Grunde haben Sie

Digitized by Google

ja Recht, allein wo Sie auf ein hochdeutsches Publikum rechnen müssen, sollten Sie auch schwerverständliche dialektische Worte und Wendungen vermeiden; wo sich aber solche doch nicht vermeiden lassen, dürfen erläuternde Fußnoten keinesfalls fehlen.

O. S. in D—n. Wir antworten demnächst.

Für die ihm bei jüngster Gelegenheit aus dem Leserkreise abermals zugeflossenen Beweise freundschaftlicher Gesinnung dankt verbindlichst

der Herausgeber.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 7. Juni 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Prinz Emil Schönaich-Carolath, Arnold Pischinger, Otto Fischbach, Albert Kohl, Thekla Lütkemeyer, Christian Wagner, Sappho Liepholdt, Maurice von Stern, Paul Heinze, Henrich Wolf, Gustav Kastropp, Hermann Linga, Ernst Eckstein, R. Helm, Hugo Rheinländer, Theodor Renneberg, Berthold Paul Förster, J. Baum, G. Man, M. Rittner, E. Planck, J. Bergender und Max Student. — Der Schillerpreis. Von H. Uhrberg. — Bücherschau. — Litteratur und Kunst. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Soeben erschien in der meisterhaften Uebersetzung aus dem Russischen von Wilh. Henckel die **dritte, wohlfeile Auflage**

des

Raskolnikow

Roman von

F. M. Dostojewskij.

2 Bde. eleg. Ausst. Mk. 8.—.

„Dostojewskij hat in diesem Roman eine Meisterschaft psychologischer Detailmalerei bekundet, wie wir sie bisher noch nicht angetroffen haben."

Nationalzeitung.

Die mehr oder minder schlechten Uebersetzungen der Konkurrenz geben auch nicht annähernd dieses grossartige russische Werk wieder, es ist daher ausdrücklich die Henckel'sche Uebersetzung zu fordern.

Verlag von **Wilhelm Friedrich,** K. R. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Suche einen Verleger für ein Bändchen Jugendschriften,

Manuskript.

Offerten unter S. A. F. in De . . . an die Expedition dieses Blattes einzureichen.

Den Druck und Kommissionsverlag

von **Gedichtsammlungen, Novellen** und sonstigen belletristischen Werken übernimmt unter den günstigsten Bedingungen die

Buchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung

H. Friedemann Nachf.

Strassburg i/E.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Soeben beginnt zu erscheinen:

Hauffs Werke.

Illustr. Pracht-Ausgabe.

Mit über 300 Illustrationen.

Vollständig in ca. 40 Lieferungen à 50 Pfg.

Diese in reichster und prächtigster Weise illustrirte Ausgabe Hauffs schliesst sich würdig den berühmten Ausgaben Schillers und Goethes des gleichen Verlags an.

Liefg. 1 ist vorrätig bei

G. A. Kaufmann's Buchhandlung

(Rudolf Heinze)

Dresden, Breitestrasse 20.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle“ 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim“ in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Mysterium.

Auf der Erde blöd' Gewimmel
Starrt ein seelenloser Himmel.
Aber manche Menschenbrust
Schwankt in Träumen zwischen beiden,
Weint bei schnöder Erdenlust,
Lächelt himmlisch tief im Leiden.
Wem solch Menschenherz gehört,
Wo sein dunkles Streben mündet,
Ob es weise, ob's bethört,
Hat kein Menschengeist ergründet.

Hieronymus Lorm.

Digitized by Google

Henrik Ibsen und seine Bedeutung für unser Schriftthum.

Von **Rudolf Goette.**

1. Die realistische Bewegung und Ibsens Stellung innerhalb derselben.

Die deutsche Litteratur befindet sich heute in einem Zustande der Gährung; eine umwälzende Bewegung tritt besonders auch auf dem Gebiete des Dramas deutlich an's Licht. Nicht daß sich die Ziele der neuernden Richtung schon klar erkennen ließen, man muß vielmehr mit seinem Urtheile darüber noch zurück halten, ob sie im Stande sein wird, das Schriftthum der Zukunft auf eine Bahn lebenskräftiger Entwicklung zu führen; aber die Thatsache ist unbestreitbar, daß diese Strömung zur Zeit an Umfang noch immer mehr zunimmt, daß sich ihr die jungen Talente fast ausnahmslos anschließen. Deshalb ist es eine Pflicht der litterarischen Kritik, dieser Bewegung zu folgen und sie darauf hin zu beobachten, ob sie kernechte, wahrhaft erfreuliche Schöpfungen hervorzubringen im Stande ist. Neue litterarische Strömungen haben sich häufig unter lebhaftem Kampfgetümmel hervorgedrängt, und so ist es auch hier der Fall. Nicht nur die Streitrufe, sondern auch die dichterischen Werke der Jüngern erregten mehrfach entschiedenen Unwillen, und zuweilen hatten jedenfalls die Tadler Recht.

Anregungen des Auslandes beeinflußten die deutsche Litteratur zu allen Zeiten; bei dem heutigen Zustande der europäischen Kultur ist es überhaupt nicht anders möglich, als daß sich die Litteraturen der verschiedenen Völker unter gegenseitiger Einwirkung fortentwickeln. Aber das Größte, Gewaltigste sucht eine Nation doch immer aus der Tiefe ihres eigenen Geistes- und Gemüthslebens hervor. Hermann und Dorothea, Faust, Wallenstein sind deutsch in allen Fasern. Was ein Volk dem andern vermachen kann, ist im Grunde nur die Form einerseits und das Stoffliche, die Gegenstände andrerseits. Die eigenthümliche Auffassung, die besondere Beleuchtung, das Geistige, die Weltanschauung muß jede Nation durch Vermittlung der Eigenart des Dichters den Werken ihrer Litteratur selbst geben, sonst entstehen Nachahmungen, die den Namen Poesie nicht verdienen. Wir Deutschen sind nun in unserer Dichtung am ausgiebigsten von den Alten und von den Franzosen beeinflußt worden; die ersteren haben uns vorzugsweise die Form, die letzteren in erster Reihe die Stoffe geliehen. Aber wo diese Anregungen reife Früchte trugen, hat eigenthümlich deutscher Geist sich des fremden Stoffes oder der fremden Form bemächtigt, seine Befugniß zur Aneignung des Fremden durch schöpferische Ausgestaltung bewiesen. Die jüngere deutsche Litteraturströmung erhebt vielfach ausländische Poeten mit großer Lebhaftigkeit auf den Schild, sie nimmt sich insbesondere den neueren französischen Roman zum Muster, ist hier aber über eine Nachahmung bis jetzt kaum hinweggelangt. Völlig unentwirrt liegen auch noch die Verhältnisse im jüngern Drama, das aus der neuernden Bewegung hervorgeht. Hier nimmt Henrik Ibsen eine ganz hervorragende Stellung ein. Einmal hat er selbst in ziemlich kurzer Zeit auf den deutschen Bühnen gewaltigen Einfluß gewonnen, seine Dramen sind von der überwiegenden Mehrzahl der größeren Theater aufgeführt worden und zwar meist mit gutem Erfolge; dann aber ist er bei uns das anerkannte Vorbild des im Entstehen begriffenen socialen Dramas. Ueber das letztere läßt sich zur Zeit schwer urtheilen; die einzelnen zu Tage getretenen Erscheinungen sind Keime, deren Triebkraft sich erst erproben muß. Von beachtenswerther Seite wurde darauf hingewiesen, daß wir nicht bei dem hochbegabten Norweger stehen bleiben dürfen, daß auch unsere Litteratur Erscheinungen hervorgebracht hat, an die ein sociales Drama der Gegenwart anknüpfen kann. Ibsen selbst aber zeigt in seinen Bühnenwerken eine so entschieden ausgeprägte Eigenart, es läßt sich an denselben so unverkennbar eine innere Entwicklung des Dichters wahrnehmen, daß es sehr wohl möglich ist, ein in sich geschlossenes Bild von seinem Schaffen zu entwerfen; bei der zwiefachen Bedeutung, die seine Schöpfungen für uns gewonnen haben, darf ich somit wohl auf einige Theilnahme rechnen, wenn ich die dramatische Dichtung dieses viel genannten Poeten hier in ihren Grundzügen zu würdigen versuche.

Um Ibsen recht zu kennzeichnen, muß man eine große und mächtige Strömung in's Auge fassen, welche gegenwärtig in der Kunst aller europäischen Kulturvölker erkennbar wird und weiter greifend den Geschmack überhaupt bis auf die Einrichtungen des häuslichen Lebens herab beeinflußt. Unsere litterarische Bewegung in Deutschland steht eben mit dieser Strömung im Zusammenhang. Die Bewegung in ihrer Gesammtheit läßt sich schwer mit einem Worte kennzeichnen. Doch man trifft wohl das Wesentliche, wenn man sie als eine Gegenwirkung des Natürlichen, des Wirklichkeitssinnes wider die Ausartungen der Romantik auffaßt, wider eine Kunstrichtung, welche den Boden der Lebenswahrheit unter den Füßen verloren hatte. Eine nähere Erörterung über diesen Zusammenhang würde sehr weit vom Gegenstande abführen; hier genügt es, zu erkennen, daß die Wurzel der sog. realistischen Kunstströmung der Gegenwart der Wahrheitstrieb ist, das Verlangen, Welt und Leben so darzustellen, wie sie sind. Der Realismus in der Kunst ist uralt; er liegt jeder echten Kunst zu Grunde. In diesem

Digitized by Google

Sinne sind Homer und Goethe die größten Realisten. Wenn gegenwärtig die jüngere Strömung in Kunst und Litteratur das Wort Realismus als Schlachtruf ertönen läßt, so kann das nichts Anderes bedeuten, als daß man innerlich unwahren Kunstrichtungen gegenüber auf die Natur, die wahre Lehrmeisterin, hinweisen will. Doch es haben sich in dieser Bewegung bestimmte Ansichten herausgebildet, in denen Ziele der sog. realistischen Kunst zum Ausdruck gelangen, Schlagwörter sind entstanden, welche den Weg bezeichnen sollen, den sie einzuschlagen hat. Zum vollen Verständniß der Dramen Ibsen's ist es nöthig, diese Forderungen zu kennen, welche vielfach von dem jüngeren Geschlecht an die Kunst, insbesondere an die Dichtung gestellt werden, denn die Werke des norwegischen Dichters sind, das leidet keinen Zweifel, ganz und gar aus dem Boden der neuernden Dichtung heraus erwachsen, an ihnen ist der Einfluß der künstlerischen Anschauungen des jüngeren Geschlechts sehr entschieden bemerkbar.

Eine der Wurzeln der neueren Kunstrichtung führt zum Positivismus, wie ihn in der französischen Philosophie und Kunstlehre Auguste Comte und Hippolyte Adolphe Taine begründet haben. Der Positivismus will, das ist das Wesentliche dieser Weltanschauung, in der gesammten Kulturentwicklung und mithin auch in der Entfaltung der Kunst eine unabänderliche Gesetzmäßigkeit erkennen. Wie die Natur, entwickelt sich auch der Mensch und sein geistiges Leben nach ganz bestimmten Gesetzen, und es ist mithin die Aufgabe der Geschichts- und Kunstwissenschaft, diese Gesetze zu finden. Der Positivismus spielt eine bedeutsame Rolle in der neueren Kunst. Dem Dichter stellt er die Aufgabe, zu zeigen, wie sich ein besonderer Charakter unter besonderen Umständen mit innerer Nothwendigkeit nach einer bestimmten Richtung hin entwickeln muß, überhaupt wie seelische Eindrücke gesetzmäßig fortwirken. Emile Zola ist von diesen Anschauungen beeinflußt worden; doch schon ehe die Lehren des Positivismus aufgestellt waren, ist echte Kunst derartig verfahren: Goethe's „Werther" und „Wahlverwandtschaften" entsprechen ihnen ganz und gar, und im Grunde ist jedes wirkliche Kunstwerk eine Verkörperung wesentlicher Gesetze des Lebens. Die Forderung, welche der Positivismus an die Kunst stellt, daß sie innere Gesetzmäßigkeit verkörpern soll, darf also als wohlbegründet gelten; doch ist der neueren Richtung in der Litteratur vorzuwerfen, daß sie dieser Forderung bisweilen mit allzu lehrhafter Absichtlichkeit zum Siege zu verhelfen sucht und dann zu ihrem Schaden von der göttlichen Unbefangenheit reiner Poesie unliebsam abweicht.

Eine zweite mehr unmittelbar aus dem Geiste der Zeitbewegung hervorgegangene Richtung stellt der Naturalismus dar, d. h. die Auffassung der Kunst, welche von ihr nichts fordert als getreue Nachbildung der Natur. Der Naturalismus bringt die Aufgaben der Kunst in nahe Beziehung zu den Zwecken der Wissenschaft. Wie die letztere alle Erscheinungen des Lebens zu erforschen, zu zergliedern und erklären hat, so soll die Kunst Alles, was ist, was erscheint, darstellen. Es ist also nach dieser Betrachtungsweise ausnahmslos jeder Gegenstand zum Vorwurf künstlerischer Werke geeignet. Wir stehen hier vor einem sehr wichtigen Gegensatz. Die ältere Anschauungsart verbannt bekanntlich gewisse Erscheinungen aus dem Reiche der Kunst, so das Widrige, das Reizlose. Zwar hat die Kunstlehre keine bestimmten Regeln darüber aufgestellt, welche Vorgänge sich künstlerischer Verkörperung anpassen und welche nicht, aber nach allgemeiner Uebereinstimmung hielt man bisher daran fest, daß der Künstler im Reiche der Wirklichkeit eine sichtende Auswahl treffen müsse. Dem gegenüber scheint die neuere Ansicht die folgerichtigere zu sein. Wie bestechend und einleuchtend klingt nicht der Satz: Alles, was ist, hat die Kunst darzustellen. Allein ungeprüft kann diese Behauptung nicht hingenommen werden. Man muß sich nur einmal über die Folgen klar werden, die sich aus der Durchführung eines solchen Grundsatzes ergeben würden. Soll der Dichter, dessen Schaffen uns hier vorzugsweise angeht, das Leben thatsächlich, wie es ist, darstellen? Dann versucht es einmal, das breite Allerlei des Alltäglichen als Dichtung zu genießen! Wer giebt dem Poeten dann das Recht, uns seine Gestalten vorzugsweise in solchen Augenblicken ihres Lebens zu zeigen, die uns in ihr Inneres schauen lassen? Es ist eben die Nothwendigkeit, welche beim künstlerischen Schaffen zur sichtenden Beschränkung zwingt; ein Roman z. B., der thatsächlich die einzelnen Tage, wie sie verfließen, schilderte, würde in völliger Gestaltlosigkeit auseinanderfallen. Selbst der ausgesprochenste Naturalist beschränkt, was ihm reizlos erscheint, und strebt danach, durch Darstellung des Anziehenden zu fesseln. Ja, wenn wir Welt und Leben in ihrer Riesengestalt als Ganzes überblicken, mit unserer Erkenntniß umspannen könnten, dann würde uns das All wie ein gewaltiges Kunstwerk erscheinen, ebenso wahr, bedeutend und erhaben im Ganzen, wie in jeder Einzelheit; aber unser Gesichtskreis ermöglicht es uns nur, die Weltidee von einem besonderen Punkte zu erfassen, die Einheit des Ganzen im Einzelnen nachzubilden. Die Kunst muß sich damit begnügen, ein Bruchstück aus der Riesenoberfläche der Erscheinungswelt herauszutrennen. Würde sie nun die Formen, die ihr entgegentreten, sklavisch nachbilden, so müßte sie ihre Aufgabe, wesentliche Erscheinungen und Gesetze zu verkörpern, aus dem Auge lassen und sich dem Zufall überliefern.

Digitized by Google

Dem Naturalismus liegt ja der Gedanke zu Grunde, daß die Wirklichkeit des Seins erfaßt werden soll; aber sie wird eben auf dem Wege, den er angiebt, nicht ergriffen, ebensowenig wie die Betrachtung eines aus dem Kölner Dom herausgebrochenen Steines einen Begriff von diesem erhabenen Bauwerke zu geben vermöchte. Allein noch in anderer Hinsicht setzt sich der Naturalismus mit den thatsächlichen Lebensbedingungen der Kunst in Widerspruch. Auch das Widerwärtige kann er, wenn er seinem Wesen getreu bleiben will, nicht beschränken. Die Kunst hätte also Recht und Pflicht, nicht nur das körperlich Ekel Erregende darzustellen, sondern auch Zustände hoffnungsloser Entartung, geistiger und sittlicher Fäulniß lediglich als solche zu veranschaulichen. Sie hat thatsächlich neuerdings derartige Leistungen geboten. Aber man darf sich dem gegenüber auf das natürliche Empfinden, den gesunden Geschmack berufen. Dieser fühlt sich durch ein Bild, welches das Häßliche und nur dieses darstellt, jederzeit abgestoßen und wird sich gegenüber dem sittlich Häßlichen, das keinen Lichtblick gestattet, nicht anders verhalten. Das ist eine Thatsache der Erfahrung. Sie liegt im Wesen künstlerischen Schaffens begründet. Dieses Schaffen ist eine Aeußerung triebkräftigen Gedeihens. Wie die Pflanze wächst und Zellen ansetzt, so gestaltet sich im Geiste oder auch vor den Sinnen des Künstlers sein Gebilde aus einer Reihe von Gedanken und Vorstellungen. Beides ist ein organischer Vorgang, der auf einer Bejahung des Lebens beruht, beides ist ein Werdeakt der Natur. Die Quelle künstlerischen Schaffens ist ein freudiges Daseinsgefühl, seine Frucht ist eine Frucht des Lebens. Auf der Grundlage des Organischen, im Gehirn eigenartig begabter Menschen bringt eine unerschöpfliche Triebkraft geistige Widerstrahlungen der Formen des Daseins hervor, die wiederum in Wort, Ton, Stein oder Farben Verkörperung finden: das nennen wir Kunst. Wir wissen freilich, daß sich die Welt- und Menschheitsentwicklung unter einem Wechsel von Geburt und Tod, Wachsthum und Verfall, Gedeihen und Zersetzung vollzieht, aber die Kunst ist dem Quell des Lebens entsprungen, sie ist die Bejahung, nicht die Verneinung des Daseins. Derselbe Trieb, der aus den sonnenwärts gerichteten Blüthen, aus den Weisen der Drossel, aus dem Auge der liebenden Frau und Mutter spricht, derselbe mächtige Trieb bringt die Kunst hervor. Wenn sie deshalb die Mißgestaltung oder die Zersetzung als solche verkörpert, weicht sie von ihrer angestammten Bestimmung ab, sie setzt sich in Widerspruch zu ihren Lebensbedingungen. Ihr letztes Ziel ist immer, das Dasein erhaltender und blühender Kräfte des Seins erkennen zu lassen; wo die Kunst dem nicht nachstrebt, ist sie entartet oder doch krank. So muß der Naturalismus als eine irrige Auffassung ihres Wesens bedingungslos abgelehnt werden. Erwachsen ist diese Strömung aus dem Boden des Materialismus, einer philosophischen oder vielmehr halbphilosophischen Denkart, die ja weite Kreise der Gebildeten beherrscht. Wie der Materialismus unser Erkennen auf das mit den Sinnen unmittelbar Wahrnehmbare beschränken will und eine Centralität, eine gemeinsame Quelle des Lebendigen verwirft, möchte die ihm verwandte Kunstrichtung nur das darstellen, was thatsächlich in Erscheinung tritt, und zwar genau in derselben Art, wie es sich zeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht der Liebe.

Ich ruf' mir täglich zu: „Entsage,
Flieh' dieser Augen dunkle Gluth,
Und alle Traumgedanken, schlage
Sie nieder wie der Feinde Brut!

„Du bist ein Mann, und Männer greifen
Nicht nach den Sternen wie ein Kind.
Du bist ein Mann, und Männer schweifen
Nicht abenteuernd mit dem Wind!"

Stark kämpf' ich so die Liebe nieder,
Und wie ein Sieger blick' ich auf,
Der friedlich kehrt zur Heimat wieder
Nach einem stolzen Siegeslauf.

Doch eh' ich recht das Glück genossen,
Den Frieden, den ich mir erstritt,
Da braust einher, gleich wilden Rossen,
Der Sturm auf's Neu' und reißt mich mit.

Und Nichts vermag ihn aufzuhalten,
Und Männerweisheit, Mannesstolz
Zersplittern unter den Gewalten
Leicht wie am Baume dürres Holz.

Erschüttert geb' ich mich gefangen
Dem übermächt'gen Zauberbann,
Und demuthvoll in heil'gem Bangen
Bet' ich die Macht der Liebe an.

Otto Fiedler.

Digitized by Google

Das verlorene Paradies.

O sonnig Eden, einst der Welt verloren
Und doch noch heut in tiefster Menschenbrust
Still weiterlebend, Jedem neu geboren
Als Sehnsuchtstraum voll sel'ger Götterlust,
So heiß ersehnt, doch nimmer zu erreichen,
Das Flammenschwert loht grell vor dir als Zeichen.

Noch schimmert deiner Freuden Glanz und Fülle
Als Wonnetraum auf rauher Lebensbahn,
Du steigst als Luftbild aus der Nebel Hülle
Und schwebst dem Pilger geisterhaft voran,
Doch wenn ihm nah die Zauberpforten winken,
Sieht er dich trauernd seinem Blick versinken.

Wie Seufzerlaute in der Luft zerflossen
Bleibst du hienieden nichts als Märchenwort,
Auf Erden jedem Sterblichen verschlossen
Lebst du nur in des Herzens Sehnsucht fort.
Vineta-gleich ruhst du darin versunken,
Zuweilen noch umspielt von Sonnenfunken.

Henriette Winter.

Die Kaisernacht in Cöln.

Vom 4. auf den 5. Mai 1891.

Auf der Metropole Rheinlands liegt ein maiennächt'ger Schleier,
Aber die Bewohner sammeln freudig sich zur Kaiserfeier.
Durch die Straßen und die Gassen wälzt sich in gewalt'gem Strome
Eine tausendköpf'ge Menge, langsam-fluthend nach dem Dome,
Und schon tausend Andre stehn dort, Männer, Greise, Kinder, Frauen,
Um nach stundenlangem Harren ihren Kaiser hier zu schauen.
Noch beherrscht die Nacht den Domplatz; doch schon wollen mit dem Schatten
Sich vereinzelt an den Fenstern kleine Flackerlichter gatten.
Heller wird's und immer heller, bis zuletzt von allen Seiten
Ungezählte Flammen züngelnd ihren Strahlenglanz verbreiten;
Auf den Dächern, auf den Zinnen lohen große Freudenfeuer,
Und im Lichtmeer strahlt der Häuser festlich grüngeschmückt Gemäuer.
Da ertönen aus der Ferne an das Ohr der frohen Menge
Schmetternde Trompetenstöße, jubelnde Fanfarenklänge;
Langsam zieht durch's Festgewoge, gleichsam eine Silberader,
Hoch zu Roß im Eisenpanzer dann ein glitzerndes Geschwader,
Und durch's Volk, das mühsam Raum giebt, geht ein freudiges Bewegen,
Denn die Küraſſiere reiten dem Erwarteten entgegen.

Rollender Kanonendonner übertönt jetzt die Fanfaren,
Und die Glocken von Colonia grüßen festlich den Cäsaren;
Sprühend zieht ein Sterngefunkel durch des Himmels nächt'ge Leere,
Und der Dom erstrahlt in einem großen, rothen Feuermeere.

Digitized by Google

Doch da nahet, wie noch staunend alle vor dem Gluthmeer stehen,
Schon der Kaiser, und ein Jeder drängt sich vorwärts, ihn zu sehen.
Lächelnd grüßt er, und der Menge Freudenjubel will nicht enden,
Bis die kaiserlichen Wagen endlich sich zum Scheiden wenden.
Nun erst richteten sich alle Augen nach dem Dome wieder,
Und es war, als stieg der Traumgott in die Wirklichkeit hernieder.
Von den letzten Treppenstufen bis hinauf zu beiden Spitzen
Der gewalt'gen Thürme sah man flammenroth den Dom erblitzen,
Und, ein wahrgeworden Märchen aus den schönsten Wunderreichen,
Bot die Zaubergluth dem Auge einen Anblick ohnegleichen.
Alles Volk stand starr vor Staunen, denn die Phantasie erblaßte
Vor der Wirklichkeit; man wähnte sich vor einem Feenpalaste.
Erst als in ein Nichts sich wieder aufgelöst der Feenschleier,
Theilte sich das Volk, und langsam wurden Platz und Straßen freier.

* * *

Als nach Stunden wiederum ich nach dem Dom die Schritte lenkte,
War's so still dort, daß ich träumend mich in seine Pracht versenkte.
Majestätisch lag er vor mir, und im Nachtgewand, dem blassen,
Quollen höher noch gen Himmel seine grauen Riesenmassen.
Einsam blieb ich lange Zeit dann, wie in ein Gebet versunken,
Dort in heil'gem Schauer stehen, von der hehren Schönheit trunken,
Und als meine Schritte endlich echoweckend leis verhallten
In der Nachtruh', hab' ich scheidend meine Hände still gefalten.

* * *

Als am Rhein ich dann dahinging und hinabsah in die Wellen,
Da begann der mächt'ge Nebel sich im Osten schon zu hellen;
Leichte Silberfäden woben sich durch's ferne Morgengrauen,
Und des sternenlosen Aethers fahles Licht begann zu blauen.
Durch das Maiengrün der Bäume ging des Morgenwindes Rauschen,
Und die Vögel jubilirten, daß ich still stand, um zu lauschen.
Mälig ward der Horizont dann von dem Morgenroth durchzogen,
Seine sanfte Röthe spielte lieblich tändelnd mit den Wogen.
Und als endlich nun die Sonne aufstieg aus den Rosengluthen,
War's, als wollt' der ganze Himmel für die Königin verbluten;
Siegreich drangen ihre Strahlen durch die letzte Nebelhülle,
Und die weite Welt erglänzte überall in goldner Fülle,
Und mich trieb ein höhres Walten, daß ich still mein Haupt entblößte,
Leise stammelnd, lichtumflossen: Du, Natur, schaffst doch das Größte! —
Langsam wanderte am Ufer ich dann weiter, froherhoben
Und im Herzen hehren Frieden . . . . . .
. . . . . Eine Lerche stieg nach oben.

Ernst Adolf Helbach.

Bad Aulda.

Sonntag war's. Gewalt'ge Wolkenballen
Streiften wirr dahin am Bergeshang,
Und ich sah die letzten Blätter fallen;
In den Wipfeln rauscht's wie Grabgesang.

Digitized by Google

Einſtmals lachte freundlich das Gelände
Maleriſch im milden Sonnenglanz,
Und es ſchien ein Blühen ſonder Ende
In des Abendgoldes Strahlenkranz.

So hab' einſt ich dich von fern geſehen
Wie ein glückverheißend Paradies;
Doch ich mußte ſtumm vorübergehen,
Weil das Schickſal nicht mich raſten ließ.

Frohen Herzens kehrt' ich endlich wieder,
Nun zu ruhn im lichten Abendroth,
Und die Bruſt war voller froher Lieder;
Aber ach! nun biſt du wintertodt!

Deines Sommers Blüthen ſind begraben,
Und verſtummt iſt deiner Sänger Lied;
Von den Weiſen, die ſie einſt mir gaben,
Nur ein Nachhall durch die Seele zieht!

Nun durchweht das Herz ein banger Schauer
Ob der irdiſchen Vergänglichkeit:
Heimwärts fliegt der Blick in ſtiller Trauer;
Doch die Heimat liegt ſo fern, ſo weit!

Bruno Reichard.

Heimatsklänge.

Jubelnd ſteigt die Lerche auf
Aus dem ſtillen grünen Thale
Bei dem erſten Sonnenſtrahle;
Auf der Morgenröthe Flügel
Schwebt ſie über Thal und Hügel,
Jubelnd weckt den Tag ſie auf.

Lieblich glänzt im Morgenroth
Thal und Hügel, Wald und Haide,
Feld und Flur im Aehrenkleide.
Auf des Seees Wellenſchaume
Schwanket langſam wie im Traume
Her zu Land das Fiſcherboot.

Summend zieht die Biene fort
Aus der Zelle nach dem Forſte.
Frei entſteigt der Aar dem Horſte.
Durch der Schöpfung ſtilles Werden
Klingt der Glockenton der Heerden
Stimmungsvoll von Ort zu Ort.

Grüne Thäler, duft'ge Höhn,
Blaue See'n und blum'ge Matten,
Aehrenfelder, Waldesſchatten!
Schirm euch Gott, ihr Heimatfluren.
Schirm dich Gott, du mein Maſuren,
Land der Väter, lieblich ſchön.

Biſt du auch an Schätzen arm,
Arm an Gold und ſeltnen Erzen,
Leicht wird es die Welt verſchmerzen.
Schätze ſind in unſerm Oſten
Edler Treue ſtarke Pfoſten,
Menſchenherzen liebewarm.

Stilles Dorf im trauten Thal,
Wo des Lebens Mai mir blühte,
Nach dir ſehnt ſich mein Gemüthe
Und nach deiner Waſſer Rauſchen.
Könnt' ich ihnen heut noch lauſchen
Kindlich froh wie dazumal.

Emil Wiski.

Digitized by Google

An die Heimat.

Vielliebe Heimat, waldumsäumter Meeresstrand,
Oft regt die Sehnsucht sich in meiner Brust nach dir,
Am meisten aber um die holde Jahreszeit,
Wenn, voll entfaltet, frisch noch glänzt der Buche Laub,
Der Schmelz der Wiese noch unangetastet ist,
Und wenn in Aehren lieblich wallend geht das Korn.
Dann denk' ich gern der Tage, da am Waldesrand
Auf einem Hügel sitzend ich den Blick erfreut
An weiter Felder unaufhörlichem Wellenschlag.
Und aus dem silbergrünen Meere hier und da
Hob sich ein Anger, ganz in Purpurroth getaucht,
Von zahllos vielen Häuptern aufgeblühten Mohns.
Der Tage denk' ich gerne, da ich ruhevoll
Durchstrich der frühlingsgrünen Wälder Einsamkeit,
Die Augen weidend an der stillen Blumen Pracht
Und bis in's Herz von süßem Schauer angefaßt,
Wenn in den Wald sich plötzlich brausend warf der Wind.
O schöner Anblick, dessen ich so oft genoß,
Wenn durch der Buchen graue Stämme ich vor mir
Aufschimmern sah das Meer im allertiefsten Blau,
Und mir der Wellen leiser Anschlag tönt' in's Ohr.
Das alles gerne möcht' ich einmal wiedersehn
Und auch den Garten, wo ich einst als Kind gespielt,
Der nun schon lange fremder Leute Eigenthum.
In meinen Träumen sah ich ihn so manche Nacht
Und unverändert ist er stets der alte dann;
Ich aber möchte wissen, ob vorhanden noch
Die kleine Tanne — groß jetzt ist sie, wenn sie lebt —
Die einst der Vater pflanzte auf den Rasenplatz,
Als eben ich geboren, die er heimgebracht
In seiner Tasche damals aus dem nahen Wald.
Bald überwuchs sie, in die Höhe schießend, mich,
So schnell auch ich emporwuchs in der Jugendzeit.
Die möcht' ich gerne wiedersehn, wenn sie noch lebt,
Und doch ein wenig bangt mir vor dem Wiedersehn.
Denn ob auch beide fast wir *eines* Alters sind,
Kam ich doch selber in die Jahre allgemach,
Da hier und dort schon etwas morsch am Menschen wird
Und manchmal leis' ihm der Gedanke tritt an's Herz:
Ob nicht ein Förster, wandelnd durch den Menschenwald,
Schon für den nächsten Einschlag ihn gezeichnet hat.
Du aber, Tanne, gehst jetzt in die Jahre erst
Der vollsten Stärke und des freudigsten Gedeihns;
Vor dir in weiter Ferne liegt das Alter noch,
Das einst auch deine stolzen Glieder beugen wird.
Darum befürcht' ich, daß du sagen wirst zu mir,
Wenn du mich musterst, während du dein Haupt vielleicht
Mitleidig schüttelst: Wahrlich, kaum erkenn' ich dich.
Seit unter meinen Zweigen du als Kind gespielt,
Hast du dich sehr verändert, und zum Vortheil nicht.

Johannes Trojan.

Digitized by Google

Schönheit.

Laßt Schönheit um mich sein! Nach Schönheit dürstet
Die Seele mir schon seit der Jugend Tagen,
Die Schönheit schien mir ewig hochgefürstet.

Ihr Anblick stillt der Seele schlimmste Klagen;
Wer sie erschaut, wird aus dem Weltgetriebe
In lichtres Reich beschwingt emporgetragen.

Natur, beseelt von mächt'gem Schöpfertriebe,
Sucht immer ein Vollkommnes zu gestalten
Und formt am Werk mit unverdrossner Liebe.

Der höchsten Schönheit gilt ihr schaffend Walten,
Und siegte sie, so würden, die da leben,
Fehllos zusammt der Schönheit Reiz entfalten.

Doch lähmend hemmt der Stoff ihr hohes Streben,
Nie hat er gern der Form sich noch verbunden,
Denn träg' ist er und spröd' und feind dem Leben.

Was fehllos sie erdacht in Weihestunden,
Gebrochen nur zeigt er's in Wirklichkeiten,
Und drum wird Schönheit selten nur gefunden.

Und auch wo höchster Schönheit Herrlichkeiten
Des Makels bar leibhaft im Lichte wallen,
Wird rasch das Leben Endschaft ihr bereiten.

Krankheit und Gram nahn ihr mit Geierkrallen,
Und wenn den andern Feinden sie entgangen,
Läßt sie der Tod alsbald in Staub zerfallen.

Das ist's, weshalb, wo sie mir aufgegangen,
Mein Aug' nicht kann vom seltnen Anblick scheiden,
Vom Spiel der Mienen, sanften Schmelz der Wangen.

An ihren Zaubern mag ich gern mich weiden,
Einsaug' ich gern ihr Licht, das himmlisch-klare,
Um Schönheit trag' ich gern des Lebens Leiden.

Doch weil im Leben heim sie fällt der Bahre,
Weil's Leid uns schafft, daß rasch sie muß verblühen,
So frag' ich: „Wo ist Schönheit, dauerbare?"

Da grüßt mich hoch ob Staub und Noth und Mühen,
Sieghaft erhellend ird'sche Dämmerungen,
Die Kunst, die meine Seele läßt erglühen.

Was Schönstes jemals der Natur gelungen,
Entreißt sie der Vergänglichkeit Gewalten,
Daß es besteht, von sichrer Form bezwungen.

Digitized by Google

Und wo der Stoff Natur gelähmt im Walten,
Da schafft sie ganz, was jener halb nur glückte,
Und spricht: „Natur, so wolltest du's gestalten!"

Sie ist es, die den Zeitstrom überbrückte,
Denn ob Jahrhunderte in's Nichts verschweben,
Nie altert, was die Kunst verklärend schmückte.

Laßt Schönheit um mich sein! und weil im Leben
Sie allzu rasch und flüchtig muß vergehen,
So sei der Kunst mein ganzes Herz ergeben!

Wohlan! vor meinen Blicken laßt erstehen,
Was euch gelang, ihr hehren Phidiasse,
Und was entzückt schon Hellas' Volk gesehen.

Die stolzen Weiber, ragend ob der Masse,
Ihr Tiziane, laßt den Blick mir blenden,
Daß ich mit Liebe schauend sie umfasse.

Was Bildnern je gelang und Malerhänden,
Mit Tröstung soll's und Frohsinn mich begnaden
Und süßes Licht in meine Seele senden.

Mein Leitstern sei's auf wirren Lebenspfaden,
Ganz will ich voll mich seines Reizes trinken,
Die Brust in seinem Glanz gesund mir baden

Und tief in seinem Zaubermeer versinken.

Albert Moeser.

Wald-Andacht.

In heil'ge Hallen bin ich eingetreten,
In einen hohen, weiten Säulendom;
Mir ist's, als sollt' ich niederknien und beten,
Durchdrungen von geweihter Andacht Strom.

Kein Orgelton erschallt, — und doch erklinget
Des Höchsten Lob in tausendstimm'gem Chor;
Kein Priester, kein Altar — und dennoch schwinget
Ein süßer Opferduft sich fromm empor.

O Herr, mein Gott! ich hab' erst heut gefunden,
Wonach ich rastlos lange schon gestrebt:
Ich habe deiner Größe Hauch empfunden,
Der offenbarend durch die Schöpfung schwebt.

Ed. A. Burger.

Digitized by Google

Saul.

Harfenspiel und goldner Saitenklang
Rauscht im Säulensaal mit hellem Schalle!
Bei des blonden Knaben süßem Sang
Fliehn die finstern Geister aus der Halle,
Die des Königs stolze Stirn umdräun
Wie Gewitterwand am lichten Tag,
Lieblich soll des Liedes Zauberschlag
Ueber Schatten lichte Blüthen streun!

Freier blickt des Königs dunkles Aug' —
Sonnig glüht der Tag durch Säulenbogen,
Mit des Liedes warmem Gotteshauch
Kommen lichte Genien eingezogen;
Und um David's Sängerstirne schwebt
Wunderbar ein Flimmern, und sein Kranz
Flammt empor wie einer Krone Glanz — —
Und der König schaut's, und er erbebt!

Weh! und bebend faßt die Hand den Stahl!
Wie in düstrer Gluth die Augen sprühen!
Unversöhnten grimmen Hasses Qual
Will durch Saul's umwölkte Seele glühen.
Und des Hirtenknaben Lockenband
Streift ein greller Blitz — die Harfe schweigt —
Zitternd sieht's der Knabe und entweicht —
Zischend traf des Königs Schwert die Wand.

Hero Max.

Sommergruß.

Glück auf! Die Hoffnung hat uns nicht betrogen,
Die hell getagt nach trüber Winternacht;
Was wetterwendisch der April gelogen,
Der milde Mai hat Alles wahr gemacht;
Der Frühling ist doch endlich eingezogen
Mit frischem Grün und froher Blüthenpracht:
Was Ostern mehr verheißen als gespendet,
Das haben froh die Pfingsten uns vollendet.

Wie Gottes Geist dereinst in Feuerzungen
Erweckend auf die Welt herniederfuhr,
So ist in Blitz und Donner nun erklungen
Der Weckruf an die träumende Natur:
Da sind die Knospen fröhlich aufgesprungen,
Im Hochzeitsschmucke prangte bald die Flur,
Als harrte sie mit bräutlichem Verlangen,
Des Himmels Segen fruchtbar zu empfangen.

Digitized by Google

Und tausendstimmig sang den Hochzeitsreigen
Der leicht beschwingten Frühlingssänger Chor:
O welche Lust, durch Wies' und Wald zu steigen
Zu grüner Berge grauem Fels empor,
Von freier Höh' den frohen Blick zu neigen
Ringsher auf Blätterfluth und Blüthenflor!
Und weiter flogen fröhlich ohne Schranken
In's sonn'ge Land die Augen und Gedanken.

Nun ist der holde Blüthentraum verflogen,
Das hohe Lied von Lieb' und Lenz verhallt;
Die Sonne glüht vom hellen Himmelsbogen,
Und Früchte reifen, andre folgen bald,
Auf weiten Feldern reiche Saaten wogen:
Da schweigt die Flur und sinnend steht der Wald,
Als gält' es, still zu wirken und zu walten,
Was froh versprochen, nun auch fromm zu halten.

So steht das Jahr an seiner Sommerwende,
So steht der Jüngling, bald ein reifer Mann,
Die Kräfte sammelnd, daß er stark vollende,
Was er im Lenz des Lebens sang und sann.
Nun, guter Gott, zwiefachen Segen spende,
Daß wohl gedeihe, was so froh begann;
Und laß, wenn wir die reifen Früchte pflücken,
Auch noch den Herbst die stille Rose schmücken.

Ferdinand Hüttemann.

Wie die Rose . . .

Wie die Rose, die ich dir gegeben,
Matt und welk das schöne Haupt gesenkt,
Wird dahingehn unser Beider Leben,
Das ein Gott zur Liebe uns geschenkt.

Doch, wenn einst an unsrem Grabe trauern
Thränenweiden fahl und windbewegt,
Wird es wallen wie ein duftig Schauern
Dort, wo wir uns müde hingelegt.

Denn der Liebe ewig junge Rose
Prangt und blüht und duftet allezeit —
Und umspielt mit wonnigem Gekose
Auch die Gräber der Vergangenheit.

Hermann Friedmann.

Digitized by Google

Rosenerwachen.

Mit der ersten Rose Lächeln
Spielt ein sanfter Frühlingshauch,
Führt mit zephyrleichtem Fächeln
Dieses Glück von Strauch zu Strauch.

In der Schwestern Traum webt leise
Sich das holde Frühlingswehn;
Flüsternd mahnt die zarte Weise:
Auferstehn, o Auferstehn.

Und sie lüften ihre Schleier,
Blühend prangt der ganze Flor.
Aus der Rosen Osterfeier
Wallet Opferduft empor.

Benno Radeck.

Wittekind in Enger.

Gesang und Glockenklingen, der Vesperdienst begann!
Läutet, ihr Glocken, läutet! mich lockt ihr nicht heran, —
Ich will euch heut nicht hören, weil ich nicht will und mag,
Niemand soll mich stören an meiner Taufe Jahrestag.

Viel tausend Tage sind es, seit ich zu Christ bekehrt,
Und immer, immer wieder, wenn die Zeit sich jährt,
Fühl' ich, wie auf dem Haupt mir, das nun Schnee bedeckt,
Das kalte Wasser des Taufquells mit heißen Feuerzungen leckt.

Wie sie die Fäuste ballten, grimmen Zornes voll,
Meine stolzen Helden, wie jede Ader schwoll!
Und mußten dennoch alle wie ihr Edeling
Die harten Nacken beugen unter des Pfaffen leisem Wink.

Dafür, wenn ich nun todt bin, ruh' ich immerdar
Zwischen heil'gen Mauern an Gottes Hochaltar,
Wenn meine Freund' und Eltern im grünen Buchenwald
Unter dem Hügel schlafen, wo hell der Schlag der Drossel schallt. —

In den Lüften braust es, dunkel steigt's herauf —
Hör' ich im Gewölke deines Hengstes Donnerlauf?
O Wotan, Siegvater, blitzt dort dein heil'ger Speer?
Kommst du jauchzend im Wetter mit deiner Walkyren freudigem Heer?

O hätt'st du Treu' gehalten und mich geführt hindann,
Eh' noch in Thorenkämpfen die Jugend mir verrann,
Dann tränk' ich selig in Walhall mit dir den goldnen Meth,
Nun aber, Treuvergessner, nun ist's zur Umkehr, ach, zu spät!

Paul Sartori.

Digitized by Google

Bücherschau.

Der verlorene Sohn. Schauspiel in vier Akten von **Heinrich Bulthaupt** (Schulze'sche Hof-Buchhandlung, Oldenburg.) Das beigegebene Vorwort enthält viel Lesenswerthes und Wahres. Es spricht von der alten Klage, daß unsere Dramatiker ihre Phantasie und gestaltende Kraft an entlegene Stoffe verschwenden, von den Hindernissen, die Censur und Directoren Stücken in den Weg legen, welche den bekannten Griff in's volle Menschenleben ausführten, von der Erweiterung des modernen Stoffgebietes, vom Unterschied zwischen modernem Gewand und veralteten Ideen und von modernen Gedanken in veraltetem Gewand. Und dann thut der vielbegabte Dichter Heinrich Bulthaupt jenen kühnen Griff und erweitert das neue Stoffgebiet. Ich glaube, daß hier ein gewaltiges Thema angeschlagen, und daß das Stück — nicht (wenigstens vor der Hand nicht) aufgeführt werden wird! Ein Beweis: Ludwig Barnay hat es für's Berliner Theater angenommen — so sagt die Vorrede, die im Juli 1889 geschrieben! Wo ist die Aufführung? Und wann kommt sie? — Ein Freiherr Georg von Schank-Wardein hat einen Sohn, der — unter die Kunstreiter gegangen ist. Merkwürdiger Weise soll der Circus Cavalloni grade auf dem freiherrlichen Schlosse Vorstellungen geben — man denkt an Hamlet und Wilhelm Meister — und Tempesta, so heißt der verlorene Sohn, reitet auf einem — sich überschlagenden — Rappen ein. Scene zwischen Vater und Sohn. Scene mit Mathilde, der Jugendgeliebten. Der Krieg von 1870 bricht aus. Der Vater sendet Cavalloni, den Circusdirector, mit vaterlandsverrätherischen Papieren über die Grenze nach Frankreich! Der Sohn fängt sie auf. Das Gericht bekommt Kenntniß und der Sohn opfert sich für den Vater. Dieser nimmt einen Augenblick, aber nicht bei reiferem Ueberlegen, das Opfer an; er bekennt sich als den Schuldigen und erschießt sich. — Wenn ich Bedenken gegen das erfolgreiche Gelingen einer Aufführung trage, so ist es nicht das gegen die Behandlung modernen politischen Stoffs, nicht gegen das Vorführen von Welfen und Preußen, Hessen oder Nassauern. Ich hege Bedenken wider die Komik der ersten Acte; ich fürchte, das Publikum wird nicht lachen, wo es soll. Die tragischen Stellen scheinen mir sehr gelungen und der Conflict zwischen Vater und Sohn ist mächtig und dramatisch ausgetragen. —

Dr. Alfred Friedmann.

Hertha. Roman von **Ernst Eckstein.** (Berlin, G. Grote.) Ich begegne Eckstein immer am Liebsten auf dem Gebiete des modernen Romans; bei seinen Römer-Romanen werde ich die Empfindung des Gemachten niemals los. Ueberhaupt kann man sich schwer der Ueberzeugung verschließen, daß dieser hochbegabte, feinsinnige und vielseitig-gewandte Schriftsteller unendlich viel Höheres leisten, ja, sich in die kleine Zahl wirklich großer Poeten aufschwingen würde, wenn er sein reiches Talent nicht in den Dienst der Familienblätter stellte und einem großen Durchschnitts-Publikum weitgehende Concessionen machte, die den Kenner unerfreulich berühren und die der Autor selber im Grunde schwerlich gutheißt. Die Frage nach dem Warum? ist hier nicht zu erörtern, die Thatsache selber aber mußte um so eher erwähnt werden, als sie seit Jahren von allen wahren Freunden der Eckstein'schen Muse mit Recht beklagt wird. Desto erfreulicher ist es auch, daß sie dem vorliegenden, neuesten Roman des Autors gegenüber fast ganz zum Verstummen gebracht wird. Nur noch vereinzelte Redewendungen in einem übrigens sorglichst gepflegten, klar-flüssigen Stil erinnern eigentlich an die frühere Gewohnheit, „für Jedermann" zu schreiben, dagegen erhebt sich die Sprache hier oft zu wohlthuender Innerlichkeit und warmem Schwung. Man erkennt unschwer, daß Eckstein diesmal mit seinem ganzen Herzen bei der Sache gewesen, daß ihn das Schicksal seiner Gestalten selber im Innersten berührt hat; und nur so kann ja eine wirkliche Dichtung, ein Kunstwerk zu Stande kommen. Die Exposition ist zu breit, sowohl durch die zu liebevolle Behandlung einzelner Figuren, die für den Verlauf der Handlung ohne Bedeutung sind, als auch im Vergleich zu der Behandlung des Hauptinhalts, wie denn die zweite Ehe der Heldin überhaupt etwas zu skizzenhaft gehalten ist; der Charakter Roland's würde andrenfalls wohl noch verständlicher und greifbarer hervortreten. In allem Uebrigen verräth sich der routinirte Autor, der in technischer Beziehung längst in allen Sätteln gerecht ist. Die Charakterisirung ist fein, die Handlung fließt gleichmäßig fort, die Motivirung erscheint überall wohlgelungen. Einzelne, episodische Figuren, wie das Ehepaar Steinmann, Gräfin Gaßler u. s. w. sind scharf beobachtet und sicher gezeichnet, wie denn Eckstein sich überhaupt jederzeit im Roman sicher und auf einem ihm völlig vertrauten Boden bewegt. Nur der Professor Ehlers leidet unter einer gewissen Karikirung; besonders gegen den Schluß des Buches hin wird er durch ein Zuviel unwahrscheinlich. Die Spannung ist für den Leser bis zum Schlusse hin ohne alle Erzwungenheit oder gar eine Häufung von Effekten aufrecht erhalten worden, das Problem nicht durchaus

Digitized by Google

neu, aber in neue Beleuchtung gerückt und fesselnd variirt. Und so darf man diesen Roman Eckstein's nicht nur als sein bestes Buch, sondern überhaupt als einen der interessantesten Romane aus neuerer Zeit bezeichnen.

Konrad Telmann.

Friedrich Nicolai's kleyner feyner Almanach 1777 und 1778. (Herausgegeben von Georg Ellinger. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. Zu „Berliner Neudrucke", I. Serie, Band 1.) Der vielbekannte Buchhändler und Schriftsteller Friedrich Nicolai hat sich ein unbeabsichtigtes Verdienst erworben, indem er dem namentlich durch Herder aufgekommenen Bestreben, die Volkslieder zu sammeln, um darauf das Neuaufleben der deutschen Litteratur gründen zu können, durch Beisteuerung einer erheblichen Anzahl solcher Volkslieder Vorschub geleistet hat, allerdings in der Absicht, ein solches Streben lächerlich zu machen. Sein kleiner, feiner Almanach war noch mehr gegen Herder's Nachtreter Bürger, als gegen jenen selber gerichtet; eine sehr unglückliche Vorrede an die Leser, unterzeichnet Meister Daniel Seuberlich (Schuster zu Ritzmück an der Elbe), bemüht sich, Nicolai's Geringschätzung der Volksdichtung zu stützen. Die gelieferten Volkslieder aber sind eine sehr werthvolle Beigabe zu den einschlägigen Sammlungen, und mit Recht kann man daher von Nicolai sagen:

Er war ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und doch das Gute schafft.

Eine werthvolle erklärende Einleitung geht dem Büchlein voran. — Die Verlagsbuchhandlung hat sich durch die Wiederausgabe ein Verdienst erworben.

Adalbert Rudolf.

Briefschalter.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Jede Einsendung, über deren Verwendung Auskunft gewünscht wird, muss deutlich und mit dunkler Tinte geschrieben sein. Ferner ist jeder Beitrag auf ein Blatt Papier besonders zu schreiben und darf eine Einsendung deren höchstens fünf enthalten. Man bewahre sich von allen Einsendungen Abschrift, da wir Gedichte überhaupt nicht, grössere Arbeiten aber nur dann zurücksenden, wenn der volle Betrag zur Bestreitung des Rückporto's beiliegt. Bei erstmaliger Einsendung ist Angabe der Bezugsquelle des „D. D." erforderlich. Briefe, welche mit Strafporto belastet bei uns anlangen, werden ausnahmslos zurückgewiesen. Anonyme, sowie alle diesen Bestimmungen nicht Genüge leistenden Briefe verfallen dem Papierkorbe. Es werden nur Originalbeiträge angenommen.

O. S. v. d. M. in D—n. Der Aufsatz ist seiner Fassung wegen leider unverwendbar, auch von Ihren Gedichten konnten wir diesmal nichts zum Abdruck bestimmen.

L. W. in S—n „Till Eulenspiegels Malerkunst"; O. F. in G—z „An die Poesie"; A. H. in D—n „Wie manche Knospe" unter dem Titel „Gleiche Loose" (wir müssen Sie um ein aus Vor- und Zunamen bestehendes Pseudonym ersuchen); W. J. in W—n „Einer jungen Freundin"; H. S. in B—n „Nachtweben"; R. B. in B—g „Hoffnung"; J. S-B. in ? „Sphärenklänge" (unter Streichung der dritten Strophe und mit unwesentlichen Aenderungen); G. S. in M—n „Ihr Bild" (über Ihre Anfragen können wir uns Raummangels wegen hier nicht verbreiten); E. v. R. in B—n „Sympathie"; G. B. in M—au „Schönheit der Nacht" (mit kleinen Aenderungen unter vorstehendem deutschen Titel); Dr. H. P. in A—g „Friedhof am Berge" (mit Kürzungen). Angenommen!

F. S. in K—e (Ihren Gedichten fehlt es noch an der nöthigen Glätte des Ausdrucks); H. D. in W—n (leidet zuweilen an Prosaismen); M. P. in B—au (hier und da sprachliche Incorrectheiten; wir bitten um Beachtung unserer „Bestimmungen"); O. F. in H—g (Sie haben bereits reifere Proben Ihres Talentes vorgelegt); R. H. in B—n (nur keine seichte Tändelei); J. S. in B—n (ist ja längst verjährt); E. i. H. in G—n (recht warm empfunden, aber zu wenig eigenartig; senden Sie mehr); G. E. S. in P—g (Sie vermögen Besseres zu leisten); M. F. in H—g (inhaltlich nicht charakteristisch genug); R. B. in G—g (manche glückliche Anläufe, aber nichts Vollausgereiftes); C. T. in R—g (zu sentimental im Ausdruck; einer früheren Einsendung entsinnen wir uns nicht); L. W. in M—n (erfassen Sie bedeutsamere Motive und behandeln Sie die Form sorgsamer); R. M. in R—ch (wir halten im Ganzen wenig von sogenannten „freien Rhythmen"); P. B. in B—n (eine durch den allzuhäufigen Gebrauch verstimmte Saite); H. v. P. in K—z; C. P. in W—ch (verspätet); H. W. in L—g (vielfach unklar, nicht zum Wenigsten durch Verschleppung einer Terzine in die andere; im Einzelnen indeß oft sehr anerkennenswerth); M. G. in S—n (hüten Sie sich vor unklarer Gesuchtheit). Dankend abgelehnt!

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 21. Juni 1891.)

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Hieronymus Lorm, Otto Fiedler, Henriette Winter, Ernst Adolf Seibach, Bruno Radeck, Emil Wiski, Johannes Trojan, Albert Moeser, Ed. A. Burger, Hero Max, Ferdinand Hüttemann und Paul Sartori. — Henrik Ibsen und seine Bedeutung für unser Schriftthum. Von Rudolf Goette. — Bücherschau. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Geschichte der deutschen Litteratur

von Goethe's Tode bis zur Gegenwart.

(Mit einer Einleitung: Die deutsche Litteratur von 1800 bis 1832.)

Von **Paul Heinze** und **Rudolf Goette.**

Circa 30 Bogen, Median 8°, mit den Bildern und Namenszügen von H. von Kleist, A. von Chamisso, L. Uhland, N. Lenau, E. Geibel, G. Freytag, Th. Storm, R. Hamerling, Fr. Spielhagen, E. von Wildenbruch.

Preis: brosch. 6 Mk., eleg. gebd. 7 Mk., in Liebhaberband (Halbfranz) 7 Mk. 50 Pf.

Weitere Stimmen der Presse:

Münchner Allgemeine Zeitung: Ein frischer und selbstständiger Geist weht uns aus dem Buche entgegen, es ist eine fesselnde und das Interesse des Lesers stets rege haltende Lectüre. — Die Verfasser haben die ganze neuere Lyrik und Epik in den Bereich ihrer Darstellung gezogen und sind mit einer tüchtigen Sachkenntniss an den Stoff herangetreten. Dieses Gebiet ist von ihnen mit Geschick und Sicherheit behandelt worden. Ihre Würdigung im Einzelnen zeugt bei aller Kürze von treffendem und richtigem Urtheil, und bei der allgemeinen litterarhistorischen Charakterisirung vermisst man nirgends das Streben nach Gerechtigkeit. Die Unmittelbarkeit des Lobes und der Bewunderung, die oft in schönem, ja glänzendem Ausdrucke den Meistern der Kunst gezollt werden, beweist, dass die Verfasser wohl im Stande sind, unseren grossen Geisteshoroen nachzufühlen. Dabei scheuen sich die Verfasser nicht, mit manchem hergebrachten Urtheile zu brechen, ohne dabei im Leser das Gefühl der Unsicherheit zu erwecken. Aber auch den Jüngern und Jüngsten wird unbefangene Würdigung und ihre richtige Stellung innerhalb des litteraturgeschichtlichen Gebietes zu Theil. Und das war bei der Neuheit des Gegenstandes oft keine leichte Aufgabe. So aber haben sich die Verfasser als sichere und sachkundige Führer auf ihrem Gebiete bewährt. — Es hat sich in dieser Litteraturgeschichte nicht darum gehandelt, ein vollständiges Nachschlagebuch über alle diejenigen zu geben, welche sich in der schönen Litteratur versucht haben, nirgends aber ist eine wirklich wichtige Erscheinung übergangen worden; die Verfasser haben im Gegentheil auf Manches aufmerksam gemacht, was seinem Werthe nach noch nicht genügend erkannt und beurtheilt worden war. Die Hauptaufgabe, welche sich die Verfasser gestellt haben, ist von ihnen erfüllt worden, indem sie mit tüchtiger Sachkenntniss und eigenem Fleisse das wirklich Bedeutende durchforscht und ihre Ergebnisse in ein verständliches und des erlaubten Redeschmuckes nicht entbehrendes Gewand gekleidet haben. Denn auch nach dieser äusserlichen Beziehung hin ist von ihnen Erfreuliches geleistet worden: die doppelte Verfasserschaft, die sich beim Stile am meisten geltend machen könnte, tritt für den Leser nirgends hervor und macht sich in keiner Weise störend bemerkbar. — Die Ausstattung des Werkes ist eine gediegene, der Druck schön und correct. Eine wirkliche Zierde bilden die zehn Bildnisse mit untergestellter Namenzeichnung. — Wir können das Buch vor allem denjenigen empfehlen, die sich erstmalig mit einer verlässlichen Geschichte unsres neuesten Schriftthumes beschäftigen wollen; sie werden an ihm einen sicheren und liebenswürdigen Führer finden. Aber auch diejenigen, welche mit dem Gebiete schon hinlänglich vertraut sind, werden das Buch nicht ohne Nutzen aus der Hand legen.

Dresden-Striesen. **Paul Heinze's Verlag.**

Stimmen aus dem deutschen Dichterwalde.

Ein Musenalmanach für das deutsche Haus.

Herausgegeben von **A. Heinze** und **P. Heinze.**

Originalprachtband mit Goldschnitt und dem Portrait Carmen Sylva's.

18 Bogen, 8°. Preis: eleg. geb. 4 *M.*

Gegenwart: „Die Herausgeber haben mit Kennerblick eine Sammlung ausgewählt, die, mit einigen Ausnahmen, auch zur Zeit unserer klassischen Poesie **unter Schillers und Goethes Augen Anerkennung würde gefunden haben.** Es finden sich **wahre Meisterstücke** formaler Vollendung in unserem Musenalmanach." (Klaus Groth.)

Den Druck und Kommissionsverlag

von **Gedichtsammlungen, Novellen** und sonstigen belletristischen Werken übernimmt unter den günstigsten Bedingungen die

Buchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung

H. Friedemann Nachf.

Strassburg i/E.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Der Pilger.

Auszog ich einst wohl reckenhaft,
Zu Spiel und Kämpfen gut gerüstet:
Wie hab' ich mich mit meiner Kraft,
Mit meinem goldnen Haar gebrüstet!

Mein Kleid war schmuck, mein Mantel neu,
Wie Frühlicht hell war meine Seele,
Und Lieder, voll von Lieb' und Treu,
Erklangen froh aus reiner Kehle.

Und nun? — die Kleider sind beschmutzt,
Der Mantel riß sich an den Dornen.
Das Haar ward fahl, die Kraft vernutzt, —
Es tönt kein Lied mehr, sie zu spornen.

Die Stimm' ist rauh, — und hör ich sie
Von ungefähr, füllt mich's mit Schrecken:
Was soll die heisre Melodie
Mir Schuld und Gram im Herzen wecken?

Des Lebens Einsatz ist dahin,
Im Wind zerstiebt, im Sand zerronnen!
Und nur ein einziger Gewinn
Verbleibt, den ich im Tausch gewonnen:

Stets wachsend mit des Lebens Pein,
Ist die Gewißheit mir erstanden
Von einem bessern, höhern Sein
In überird'schen Friedenslanden.

Alexis Aar.

Henrik Ibsen und seine Bedeutung für unser Schriftthum.

Von **Rudolf Goette.**

(Fortsetzung.)

Nach demselben Ziel, welchem der Naturalismus zustrebt, deuten die Jüngeren mit dem Schlagworte „Verismus“ hin. Die nackte Wahrheit des Daseins will man veranschaulichen. Aus diesem Bestreben gehen indeß noch einige besondere Folgerungen hervor, die sich namentlich auf das Drama erstrecken. Den Vers will man ganz verbannen und die Prosa an seine Stelle setzen, weil im Leben Niemand in Versen spricht. Man hält sich, wo man diese Forderung aufstellt, zu sehr an das rein Aeußerliche. Ist etwa der Rhythmus, der Reim aus der Künstelei einer Schule hervorgegangen oder nicht vielmehr aus dem Wesen der Sprache? Letzteres ist zweifellos richtig! Die von lebendiger Anschauung getragene Rede strebt unwillkürlich danach, den Eindruck durch eine besondere Wortstellung, durch einen bewegten Tonfall zu steigern. In den Händen des Meisters vermag unsere deutsche Sprache sich rhythmisch dem Inhalt anzuschmiegen, den Gedankengang kennzeichnend hervorzuheben, wie in den folgenden Versen aus Goethe's „Faust“:

Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudiert die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.

Hier wird es offenbar, wie der gedankliche Gegensatz der beiden ersten und der beiden letzten Verse sich im Tonfall auf das Vollkommenste ausprägt. Zugegeben sei indeß, daß bei den Zielen, welche insbesondere die jüngere Bühnendichtung sich gesetzt hat, bei dem gegenwärtigen Stande der Bewegung die Prosa die naturgemäßere Form sein dürfte. Auch soll nicht geleugnet werden, daß einer im Herkömmlichen erstarrten Reimkunst gegenüber eine kraftvolle Gegenwirkung der ungebundenen Rede berechtigt ist. Der Verismus geht indeß weiter. Er will die handelnden Personen des Dramas genau so reden lassen, wie man eben spricht, also vielfach in abgebrochenen Sätzen, nur theilweise sprachrichtig, mit häufigerem Gebrauch mundartlicher Wendungen. Bisher diente die Rede im Drama höheren Stiles dazu, reichem, bewegtem Innenleben zum Ausdruck zu verhelfen, Empfindungen dichterisch zu verkörpern, die in der Wirklichkeit auch der bedeutendste und leidenschaftlichste Mensch nicht entfernt in solchem Reichthum und solcher Bilderfülle der Sprache anvertraut; sie war also ein Spiegel tiefen Seelenlebens. Das will der Verismus nicht verstehen. Andrerseits ist jedoch einzuräumen, daß ebenso einem hohlen Jambenschwulst wie dem üblichen Lustspieldeutsch gegenüber das Verlangen nach einem natürlicheren Wechselgespräch berechtigt ist. — Auch die Grundlage der bisherigen Bühnendichtung, ein fest geregelter Aufbau der Handlung, bleibt von den neuernden Bestrebungen nicht verschont. Man will nicht mehr eine kunstvolle Zuspitzung bis zum feindlichen Zusammenstoß und zur Lösung und Entwirrung des Knotens; die Jüngeren reihen einfach die einzelnen Vorgänge an einander. Man kann das nicht eben als eine schöpferische Neuerung bezeichnen. Die alte Gliederung des Dramas beruht auf dem naturgemäßen Verlauf eines Widerstreites, der sich bis zum entscheidenden Kampfe steigert; die tragischen Konflikte der Weltgeschichte lassen sich ohne Zwang in fünf Akte zerlegen; auch der Geschichtsschreiber, welcher doch die Geschehnisse nur so darstellen will, wie sie sich thatsächlich zugetragen, sieht sich gleichwohl zu einer durchgreifenden Anordnung gezwungen; trotzdem aber läßt es sich aus dem Geist der jüngeren Schule heraus vertheidigen, daß sie eine Vereinfachung des dramatischen Aufbaues durchzuführen bemüht ist. Wenn sie uns neuen Wein bringt, lassen wir uns die neuen Schläuche gern gefallen!

Die gekennzeichneten Ansichten und Schlagwörter deuten die Grundrichtung der jüngeren Kunst und Litteratur an. Zwar ist die neue Schule ihren eigenen Forderungen keineswegs gerecht geworden, aber ihre Hervorbringungen lassen doch meist in dieser oder jener Art das Streben nach den angedeuteten Zielen erkennen. Auch Ibsen's Dichtung bewegt sich in diesem Fahrwasser; der norwegische Dramatiker steht mitten in der Bewegung; wie der romanische Geist seine Betheiligung an derselben am bedeutsamsten in den Dichtungen von Emile Zola zum Ausdruck bringt, sind Ibsen's Werke die reifste Frucht jener Richtung, die aus dem Boden germanischen Geisteslebens ersprossen ist. Aber der begabte Norweger wird bei uns nicht dauernd eine Führerstellung einnehmen dürfen; unsere Litteratur wird sich mit den Anregungen abzufinden haben, die von dem stammverwandten Volke ausgegangen sind; sie muß mit innerer Nothwendigkeit auch ihrerseits nach einem dichterischen Bekenntniß ringen, das, im Zeichen der jungen Bewegung stehend, dieselbe weiterführt oder ihr vielleicht ungeahnte neue Bahnen anweist. Deshalb geht es wie ein Zittern durch unser geistiges Leben; man fühlt es, wir stehen am Vorabend folgenreicher Wendungen. Auch das neuere französische Drama, der französische und russische Roman haben ja unsere Litteratur beeinflußt; aber diese Anregungen haben nichts als Nachahmungen, im besten Falle talentvolle Nachahmungen hervorgerufen; urwüchsige Triebe sind ihnen nicht entsprossen. Ibsen hingegen wirkt stär-

Digitized by Google

ker; das ist ein Stück von uns in seiner Dichtung, und doch ist sie wieder nicht groß, nicht tief genug, als daß sie uns volles Genüge thun könnte. Wir haben eine Vergangenheit, die wir über allen Zukunftsfragen nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Wohl, ein verjüngtes Drama muß aus dem ringenden Geiste der Zeit hervorgehen, aber es darf auch nicht unter die geistige Höhe herabsinken, die unser neueres Schriftthum in seiner Werdezeit erklomm, der weite Gesichtskreis unserer Klassiker darf nicht verengt erscheinen.

2. Die Grundzüge der Ibsen'schen Bühnendichtung.

Nicht lediglich aus den vorherrschenden allgemeinen Kulturströmungen heraus kann ein Dichter beurtheilt werden, sondern es kommen, um seine Entwicklung zu bestimmen, noch die besonderen Einwirkungen des Bodens hinzu, aus dem er erwachsen ist, seiner Heimat und Umgebung. Die spätere Forschung wird erfündigen, inwieweit heimatliche und häusliche Verhältnisse folgenreichen Einfluß auf Ibsen ausgeübt haben; die Widerspiegelung allgemeiner Kulturzustände hingegen tritt in den Werken des gefeierten Dramatikers für Jeden ersichtlich zu Tage; gerade hierdurch läßt sich sein Erfolg erklären, seine Sendung begreifen. Die einseitigen Ausgestaltungen neuzeitlichen Lebens, die Mißbildungen unserer Gesellschaft, die brennenden Fragen des Tages spielen in Ibsen's Dichtung hinein; aus ihr schaut uns ein Antlitz der Jetztzeit entgegen, ob wohlgetroffen, ob verzerrt, das kann hier noch unentschieden bleiben. Es geht durch die Dramen des Norwegers wie ein Ringen unter dem Druck lähmender, beengender Verhältnisse, ein Hinausstreben in's Freie aus qualvoller Haft, ein Kampf wider tausendfaches Elend. Er bewegt sich auf einer Bahn, die bereits Hebbel mit seiner „Maria Magdalena" angedeutet hat. Der bürgerliche Mittelstand zeigt sich nicht in freudiger Kraftentfaltung, sondern vorzugsweise in dumpfer Unzufriedenheit; die Gesellschaft scheint den Strebenden überall einzuengen, frische Thatlust verkümmern zu lassen. Kultur und Bildung sind zum Fluche geworden. Die Menschheit, wie sie uns Ibsen vorführt, ist krank, tiefkrank an Leib und Seele. Wenn er auf der einen Seite Mißverhältnisse des Besitzes, der Macht zum Ausgangspunkte nimmt, ist andrerseits der Mensch des neun:ehnten Jahrhunderts, der Kulturmensch, sein Gegenstand. An der Seele seiner eigenthümlichsten Gestalten frißt ein Wurm, mag das Uebel sich als verzehrende Krankheit, als Nervenverstimmung, innere Unraſt, krankhafte Verzücktheit äußern, immer ist es ein Ausfluß unserer neuzeitlichen Kultur. Die Familie ist von den Mißbildungen des öffentlichen Lebens ergriffen worden, der Ibsen'sche Mensch ist entartet, seine Leiden erscheinen als Ergebniß verschobener Kulturzustände. Also eine ungesunde Gesellschaft im Ganzen und ihre kranken Glieder im Einzelnen, das sind die Erscheinungen, welche Ibsen in erster Reihe veranschaulicht. Aber die Entschiedenheit seiner Begabung zeigt sich darin, daß er nicht in der Darstellung solcher Zustände stecken bleibt; eine Anzahl seiner Dramen freilich ist rein pathologisch; er erschöpft sich in diesen völlig mit einer künstlerischen Wiedergabe des Krankheitsbildes, ohne aus dem Gefängniß des Elends an das helle Licht durchzudringen; mehrfach hat er indeß eine erlösende Wendung gefunden; der Entschluß zu einer sittlichen That wird zum Befreier, der den Ausweg zu reinen, gesunden Verhältnissen bahnt. Zwei Fragen sind es, welche zu beantworten wären, wenn man zu einem Urtheil über die Berechtigung des von Ibsen eingeschlagenen Weges gelangen will. Einmal: Ist das Bild richtig, welches uns der Dichter von der menschlichen Gesellschaft zeichnet? Und dann: Ist die Kunst berechtigt, Krankheitserscheinungen zum Vorwurf zu nehmen? In ersterer Hinsicht sei zunächst hervorgehoben, daß Ibsen scharf und gut beobachtet hat, daß er die Menschen kennt und uns die Zustände, von denen er ausgeht, in klaren, wahrheitsgetreuen Umrissen vor die Seele führt. Aber sein Blick umfaßt doch das Ganze nicht. Er ist ein Kind der Zeit, die sich gern von pessimistischen Stimmungen beeinflussen läßt. So betrachtet er die Zustände vorzugsweise aus jener Hoffnungslosigkeit und Verstimmtheit heraus, die viele seiner Gestalten zur Schau tragen, und sieht lieber das Dunkle als das Helle; sein Blick haftet so sehr an den Mißbildungen der Erscheinungswelt, daß er darüber oft das Gesunde, Wahre und Lebensvolle nicht bemerkt, das neben jenem Kranken blüht und gedeiht; so stellt er wo:l die Welt dar, aber nur in einer ganz bestimmten ungünstigen Beleuchtung, die er seiner Gemüthsverfassung gemäß bevorzugt. Deshalb sind die Bühnendichtungen Ibsen's wohl künstlerische Ausgestaltungen von wirklichen Krankheiten unserer Kultur; aber sie sind kein wahrheitsgetreuer Spiegel unserer Zustände; der packende Realismus des norwegischen Dichters mag die Brücke bilden, welche das Drama zu einer lebenswahren Erfassung unserer Zeitkultur führen kann; das Ziel ist bislang noch nicht erreicht worden. Was nun die zweite Frage, die Berechtigung der Darstellung des Kranken an sich betrifft, so ist es nicht leicht, hier eine bündige Antwort zu geben. Die ältere Dichtung rechnet eigentlich nur mit dem Gesunden, Lebenskräftigen. Daß Sophokles das körperliche Leiden des verwundeten Philoktet als dramatisches Motiv verwerthet, wird als ein bedenklicher Mangel der Dichtung angesehen. Die seelische Verfassung der Menschen war in früheren Jahrhunderten mehr gleichförmig und in sich abgeschlossen; je reicher und mannigfaltiger sich die Kultur entwickelt, um so verzweigter, vielseitiger, beweglicher wird unser Gemüthsleben, um so zahlreichere Krankheiten der geistigen Funktionen, Nervenverstimmung u. s. w. treten zu Tage. Lessing

Digitized by Google

würde die Berechtigung des Kranken in der Dichtung noch sehr entschieden bestritten haben, wie schon sein ablehnendes Urtheil über den Werther erkennen läßt. Und es leidet ja keinen Zweifel, wenn auch die Unvollkommenheit in der Welt bleibt, wechseln doch die Krankheitserscheinungen; wir verstehen Werther heute schon nicht mehr ganz so, wie ihn die Zeitgenossen verstanden, weil sein geistiges Leiden, eine überreizte Empfindsamkeit und Weltscheu, eben nicht mehr das unsrige ist; wie die Kulturverhältnisse sich inzwischen geändert haben, sind auch die Krankheitserscheinungen auf geistigem Gebiete andere geworden. Das Uebel, welches sich in Werther ausprägt, war ein Ergebniß der deutschen Zustände in jener Zeit; die Unterbindung unserer politischen Entwicklung, die zugleich der Herausbildung eines freien, schönen Volkslebens hinderlich sein mußte, war seine letzte Ursache; unserer Zeit geistige Uebel hingegen wurzeln vornehmlich in den allgemeinen Zuständen der Kultur; auch sie können nicht dauernd sein, die Menschheit wird sich allmälig der Unrast des gesteigerten Lebenskampfes anpassen, und einem künftigen Geschlechte werden sicher die nervösen, irrlichtelirenden Gestalten unserer Tage ebenso befremdlich vorkommen wie uns etwa die Geißler des vierzehnten Jahrhunderts. Hierin liegt das Bedenkliche einer künstlerischen Verwerthung von Zeitkrankheiten. Die „Wahlverwandtschaften" sind ein Kunstwerk, das in Aeonen noch verstanden werden wird, der „Werther" muß mit jedem kommenden Geschlechte fremder erscheinen. Darüber darf sich der Dichter nicht täuschen, der das Pathologische ergreift; es muß eine Zeit kommen, da seine Schöpfung kulturhistorisch wird, da sie sich den Nachlebenden als Denkmal einer überwundenen, einseitigen Kulturströmung oder Geistesrichtung darstellt. Soll denn aber der Dichter deswegen blind sein für die Leiden seines Geschlechtes, soll er allein nicht sehen dürfen, was auf Millionen lastet, soll er immer in den luftigen Gefilden eines Traumlandes schweifen? Nein und abermals nein! Es ist nicht nur sein gutes Recht, sondern auch seine Pflicht, das Gesicht seiner Zeit wiederzugeben, wie er es aufzufassen vermag; dem lebenden Geschlecht einen wahrheitsgetreuen Spiegel vorzuhalten, ist zweifellos eine hohe Aufgabe der Dichtkunst. Und hier kann uns Ibsen ein Muster, wenn auch nicht alleiniges Vorbild sein. Eine pathologische Poesie vermag sehr wohl zur Vorstufe einer abgeschlosseneren, in höherem Sinn wahren Kunst zu werden. Auch in den Erstlingswerken der Klassiker liegt ein gutes Theil Gährungsstoff enthalten. Freilich erscheint uns der heutige Naturalismus dem Gebrause des Sturmes und Dranges gegenüber als alt und müde; doch auch wir stehen wie jenes Geschlecht am Ausgang einer thatenreichen Zeit und sehen einer ungewissen Zukunft entgegen, die eine große, ungelöste Frage birgt. Wie damals die politische Bewegung anfing, ihre Wellen zu schlagen, so erklingt heute die Forderung einer sozialen Umwälzung. Starke staatliche Gewalten stehen zur Abwehr gerüstet, und, was größer ist, das weitsichtige Kaiserthum der Hohenzollern hat seit einem Jahrzehnt begonnen, der Bewegung auf dem Boden unserer Kultur gerecht zu werden, sie in ein festes Bett zu leiten. Das Bewußtsein von der Größe der Zeit, von dem Umfang und der Tiefe jener Aufgaben, welche die Zukunft stellt, die Erkenntniß der regen Triebkraft unseres Volkslebens, das sind Momente, welche die jüngere Dichtung vielleicht über die bloße Nachbildung des Erscheinenden emporheben und zu einer Ergreifung der gewaltigsten Schicksalsfragen führen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Hoffnung.

Wenn Nachts die Welt versunken liegt in Träumen,
Dann lies am Firmament in ew'gen Zügen,
Daß der, dem sich die Welten alle fügen,
Der Herrscher ist in jenen lichten Räumen.

Wenn dich des Lebens Wogen wild umschäumen,
Schau auf zu ihm. Die Menschen können trügen.
Die Welt mit ihrem Schein kann dich belügen,
Doch Gott wird nie mit seinem Beistand säumen.

Hell fällt in unsres Daseins dunkle Nacht
Der Sterne Glanz. Er richtet unsre Blicke
Auf ihn, den Herrn, den Lenker der Geschicke.

Wenn uns das Leben Trübes hat gebracht,
So leuchtet von des Himmels reiner Bläue
Die Mahnung nieder: Glaub' an Gottes Treue.

Robert Braunschweiger.

Digitized by Google

Das Lied von der Thräne.

Ich könnt' von einer Thräne sprechen,
Von einer Thräne, salzig — herb;
Doch will kein ander Herz ich brechen,
Bevor ich heimwärts geh und sterb'!

Sie hat im Auge mir gezittert
Mein ganzes Jugendleben lang,
War bitter und sie hat verbittert
Mein Dasein, bis es herb und bang!

Was sie in's Auge mir gerufen,
Ich weiß es — und ich sag es nicht,
Und trät' ich selbst hinan die Stufen
Zum letzten himmlischen Gericht!

Die ganze Welt und ihre Freude
Sollt' ich durch diese Thräne sehn,
Und also mehr von ihrem Leide
Als ihrem Jubelrausch verstehn! —

Wie eine Perle floß sie leise
In meinen süßesten Pokal,
Ringsum erscholl noch heitre Weise —
Und schon trank ich die bittre Qual!

Sie fällt in meines Freundes Schwüre,
Sie fällt in meines Liebchens Treu';
Sie fällt in's Werk, eh ich's vollführe —
Und stets erzeugt sie sich auf's Neu! —

Oft hab ich sie hinweggenommen,
Und früher oft im Aug' zerdrückt —
Dann hab ich selbst sie lieb bekommen
Und mich an ihrem Thau beglückt.

Nun quillt sie fort, sowie mein Leiden;
Ein jeder Tag sagt ihr — warum,
Und müßt' ich einmal von ihr scheiden,
Verzeih mir's Gott, ich weinte drum!

Ich fühl's, mein Weh und meine Thräne,
Sie sind noch lange nicht versiegt,
Weil alles das, was ich ersehne,
Nicht auf den Menschenpfaden liegt!

Wohl, daß es Engel droben haben —
Vielleicht auch selbst die Götter kaum,
Doch eh ich selber mich begraben,
Begrab ich auch nicht meinen Traum!

Ich könnt' von einer Thräne sprechen,
Von einer Thräne, ach, so weh —
Doch will kein ander Herz ich brechen
Eh' ich, gebrochen, grabwärts — geh! —

Alfred Friedmann.

Feierabend.

Vom Himmelszelt sank auf die weite Flur
Geheimnißvoll der Dämmrung Schleier nieder;
In heil'gem Schlummer ruhet die Natur,
Und es verstummen leis der Vöglein Lieder.

Hin durch die Lüfte weht ein sanfter Hauch;
Die Bäume neigen träumerisch die Wipfel;
Ein leises Flüstern schwebt aus Busch und Strauch;
Das Glöcklein klingt vom fernen Bergesgipfel.

Voll Andacht lauscht dem trauten Klang die Welt,
Der lang ersehnten Ruhe sich erlabend;
Und Friede weht vom hehren Sternenzelt:
Sprich, Herz, wann hast du deinen Feierabend?

Bruno Reichard.

Digitized by Google

Am Teich.

Leiser ziehn die Wellen
Durch das schwanke Ried,
Träumenden Libellen
Flüsternd noch ein Lied.

Doch bald tiefes Schweigen
Auf den Wassern ruht,
Und die Weiden neigen
Tiefer sich zur Fluth,

Wollen träumend grüßen
Still des Mondes Licht,
Das zu ihren Füßen
Strahlt — ein Traumgesicht. —

Benno Rabeck.

Sonnwendnacht.

Längst schon im Westen, von Golddust umschwommen,
Sank der Sonne verglühender Ball.
Mittsommerfest ist heute gekommen,
Rings sind Johannisfeuer erglommen
Ueber der Berge dunkelndem Wall.

Sieh, wie sie tanzen und singen und springen
Ueber die läuternde, lodernde Gluth!
Nimmer brauch' ich durch Flammen zu dringen,
Frevel und Sünde soll nimmer mich zwingen,
Wenn nur auf mir dein Auge ruht.

Nachtübergossen, mondlichtumsponnen
Athmen die Fluren in lockender Pracht.
Reiner noch, schöner als himmlische Sonnen
Strahlt mir dein Bild wie traumhafte Wonnen
In die verdämmernde Sonnwendnacht.

Richard Koehlich.

Die Vergißmeinnicht-Insel.

Die Beresina! welch ein trüber Klang,
Wie Todesruf, wie dumpfer Grabgesang!
Ein mitternächt'ges Bild voll Weh und Ach,
Da jenes einst so stolze Heer, nun fliehend,
Durch Rußlands öde Schneegefilde ziehend,
Hier mit Verzweiflungsmuthe Bahn sich brach.
Welch ein Getümmel an der Brücken Engen!
Welch wüstes Wirrsal bei des Feindes Drängen!

Digitized by Google

Von Weibern, Kindern welch ein Angſtgeſchrei!
Ein Ringen, daß man nur das Leben rette —
Zerquetſcht, zertreten, in des Fluſſes Bette
Gedrängt, zerſchmettert von des Feindes Blei!
Kanonenhall empor zum Himmelsdom —
Von Blute roth der ſchwarze Scythenſtrom — —
Die Menſchenliebe wendet trauernd fort
Ihr Angeſicht von ſolchem Schreckensort.

Zehn Jahre waren ſchnell dahingegangen
Seit jenem grauſigen Novembertag.
Der Sommer lag mit ſeinem hellen Prangen
Gebreitet über Wieſe, Feld und Hag.
Da kam des Wegs ein deutſcher Offizier,
Auf Studienka's weitgedehnten Fluren,
In dieſem jetzt ſo ſtillen Mordrevier
Zu forſchen nach des Ueberganges Spuren.
Als er, die Landeskarte in der Hand,
Nun langſam bis zum Uferbord geſchritten,
Da war ſein Blick alsbald wie feſtgebannt.
Wo ſonſt der Strom in ganzer Breite floß,
Die dunkle Fluth ſich ungehemmt ergoß,
Allda erhob, beinah' in Fluſſes Mitten,
Sich eine Inſel jetzt, die Waſſer theilend,
Die hier zu beiden Seiten, ſchneller eilend,
Und doch unmerkbar faſt vorüberglitten.
Und dieſes neue Eiland, es war dicht,
In wunderſamer, reichſter, ſchönſter Fülle
Bedeckt mit einer holden Blumenhülle,
Mit zarten Blüthen des Vergißmeinnicht,
Als ob ſich hier ein Stücklein Himmelsblau
Herabgeſenket in des Stromes Thau.

Darob verwundert wollte der Beſchauer
Nun in der Nähe forſchen und genauer
Ergründen ſolcher ſeltnen Inſel Art.
Bald war ein Kahn gefunden zu der Fahrt,
Gelenkt von eines Fiſchers kund'ger Hand,
Und ſchnell gelangte man zum Inſelrand.
Doch worauf war das Eiland aufgebaut?
Was war ſein tiefer, ſtiller Untergrund?
Was barg wohl der verſchwiegnen Waſſer Schlund?
Ein Anblick war's, davor der Seele graut.
Denn ſieh, ein Todtenbein! Starr ragt es dort
Hervor dicht unter dieſer Blumen Scheine,
Und da noch eins! und da! und immerfort,
Soweit man forſche, menſchliche Gebeine
Von Leichen, die in jenen Schreckenstagen
Der müde Strom nicht weiter konnte tragen.
Ein ungeheurer feſtverſchlungner Knäuel,
Mit Schlamm und Moder innen ausgefüllt!
Doch oben war der finſtre, wüſte Greuel
Durch die Vergißmeinnicht ſo zart verhüllt,
Als hätt' ein Engel, himmelher geſandt

Digitized by Google

Zur Todesstätte, die der Mensch bereitet,
Mit unsichtbarer, mitleidsvoller Hand
Die lichte Decke drüber hingebreitet.

So ist es! Unten schnöde Menschenthat,
Das Erbe Kains, Frucht von seiner Saat —
Doch oben Gottes Werk, sein Liebesrath.
Er duldet nicht, daß seine schöne Erde
Durch frevles Menschenwerk geschändet werde.
Er sendet seinen Regen, daß er rein
Ihr Antlitz wasche, er läßt Blumen sprießen,
Auf daß die Todesgruft sie freundlich schließen,
Erstrahlend lieblich wie mit Himmelsschein.

Albert Heintze.

Freundschaft.

Wenn der Liebe Flammen und Gluthen verraucht,
Verklungen die jubelnden Lieder, —
Dann neigt sich, wie Mondlicht in Wellen taucht,
Sanft tröstend die Freundschaft hernieder;
Sie küßt vom Auge die Thränen fort
Und kühlet mit Balsam die Wunden,
Und mühet so mild sich mit linderndem Wort,
Bis Frieden die Seele gefunden.

Und bist du in Krankheit und bitterster Noth,
Vereinsamt, von Vielen gemieden —
Die Freundschaft, sie theilet barmherzig ihr Brot,
Durch sie ist dir Hilfe beschieden.
Und strauchelt dein Fuß, sie reicht dir die Hand,
Und fielst du, sie wird dich erheben,
Und willst du versinken, sie zieht dich an's Land
Und weckt dich auf's Neue zum Leben.

Und möchte Verleumdung das strahlende Bild
Verdunkeln, ihr Urtheil verwirren,
Stolz hebt die Freundschaft der Treue Schild,
Sie läßt sich nimmer beirren;
Und brächte man ihr von Beweisen ein Heer,
Gleich Felsen nicht wanket ihr Glauben,
Vertrauen und Wahrheit, das sind ihre Wehr,
Kein Feind vermag sie zu rauben.

Wer solche Freundschaft sein eigen nennt
Hinieden in wechselnden Stunden,
Er hat, o daß sein Glück er erkennt! —
Das köstlichste Kleinod gefunden.
In Freuden und Leiden, in Stürmen und Ruh' —
Nie wird ihn die Freundschaft verlassen;
Und weinend drückt sie die Augen ihm zu,
Muß einst er im Tode erblassen.

Adelaide von Gottberg.

Digitized by Google

Troubadourlieder.

Von **Guſtav Kaſtropp.**

(Fortſetzung.)

Graf Saint Bris.

Der Feind des Sanges, der Lieder,
Saint Bris, der finſtere Graf,
Bei Gott, ich ſah ihn wieder,
Den einſt mein Spottlied traf!
Am Thron des Königs ſtand ich,
Von Gäſten wogte der Saal,
Die beißenden Verſe ſandt' ich
In's Herz ihm wie blinkenden Stahl.
Hell klang die ſingende Weiſe;
Die Damen kicherten leiſe,
Der König ſah ſpöttiſch hernieder,
Den Grafen ſah man niemals wieder
Bei Hofe.

Der Graf war heimgeritten
Und ſchrieb voll Bitterkeit:
„Ich habe für dich geſtritten,
Mein König, jeder Zeit,
Die Macht der Feinde brach ich
In dichteſtem Schlachtgebraus,
Gar manchen Ritter erſtach ich,
Doch jetzt? — mein Licht löſcht aus! —
Mein König, ich beſann mich; —
Ein jeder Knabe kann mich
Mit Worten überwinden,
Nie ſoll man je mich wieder finden
Bei Hofe."

Flucht.

Um Gottes Tod! — jetzt weiß ich,
Wem meine Liebe gilt!
Den Hoffnungstraum zerreiß ich,
Und ob ein Wehruf ſchrillt
Durch Hölle, Himmel, Erde! —
Nun, Troubadour zu Pferde,
Hinweg! — in wildem Weh! — — —
Ade mein Lieb, — Ade! —

Dein Vater, ja, der kennt mich,
Seit ich zum Tod ihn traf!
Das weite Frankreich nennt mich
Als deinen Feind, Herr Graf!
Jawohl! . . . Du darfſt mich haſſen! —
Man ſang auf allen Gaſſen
Mein Spottlied zu Paris, — —
Fahr wohl, mein Paradies!

Daheim.

Ich ritt hinweg nach meinem Schloß;
Es war kein Haſten und Rennen.
Oft ſtrauchelte mein gutes Roß, —
Den Grund, ich möcht' ihn kennen!
Sag' an, Melan, mein treues Pferd,
Was dir den ſtolzen Schritt verwehrt?
Du gehſt ſo zögernd deine Bahn,
Dir hat es Jemand angethan,
Du gutes Roß Melan!

Wie liegt mein Schloß ſo öd' und leer,
Wie weilt ſich's einſam drinnen!
Es treibt mich hin, es treibt mich her,
Nichts weiß ich zu beginnen.
Du gutes Schloß, was ficht dich an?
Es liegt auf dir wie Fluch und Bann.
Ich glaub', dir kommt es in den Sinn,
Wie freudlos ich und einſam bin
Im ſtolzen Montalban.

Digitized by Google

Im Maien.

Der Apfelbaum blüht
In der Maienzeit,
Und Sehnsucht erglüht
In den Landen weit,
Die Liebe erwacht
Und weht mich an
Und leuchtet und lacht
Zum Himmel hinan,
Die Hoffnung scheint
Und winkt mir zu, —
Mein Herz aber weint ....
Wie fern bist du!

Am Fenster.

Frühlingsduft und Frühlingswehen
Zittert durch den Sternenschein
Und ich stehe hier allein,
In die Ferne muß ich sehen, ...
In die Ferne!

Hinter jenen Hügelketten
Liegt das weite, liebe Meer,
Und mein Herz begehrt so sehr,
An dem Strande sich zu betten, ...
An dem Strande.

Von des Strandes Felsgesteine
Blickt ein Schloß hinab in's Thal.
Abendstern, mit mildem Strahl
Grüße freundlich mir die Eine, ...
Grüße freundlich!

Radegundis.

Des finstern Grafen Töchterlein
Ist klar und hell wie Sonnenschein;
Es ist so blau der Himmel nicht,
Als ihrer Augen mildes Licht,
So lieblich nicht das Sternenheer,
Als ihrer Locken gold'nes Meer,
Es tönt so lockend kein Gesang,
Als ihrer süßen Stimme Klang.
Mein
Mußt du sein,
Radegundis!

O, wenn das doch ihr Vater wüßt',
Ich habe ihren Mund geküßt,
Und leise lehnte unbewußt
Ihr Köpfchen sich an meine Brust,
Sie sah mich hold vertrauend an
Und sprach: „Das wisse, theurer Mann,
Ich bin dir treu zu jeder Stund'
Aus meines Herzens tiefstem Grund!
Dein
Will ja sein
Radegundis!"

Rückkehr.

Mein Roß Melan, dir setz' ich jetzt
Die Sporen in die Weichen;
Nun sollst du, wie vom Feind gehetzt,
Das ferne Meer erreichen!
Wie fliegt da die Provence dahin,
Als huscht' ein Traum durch meinen Sinn, —
Es geht der Lieb' entgegen!

Digitized by Google

Mir fiel es ein von ohngefähr:
Und wär ihr Schloß die Hölle,
Und wenn der Teufel ihr Vater wär,
Berghoch die Gefahr auch schwölle,
Ich will als Ritter sie bestehn,
Ich muß mein Liebchen wiedersehn, —
Es geht der Lieb' entgegen!

In der Mühle.

Im Waldesgrunde da rauscht der Bach,
Da klappern die Räder im Takte;
Mit Moos überzog sich das Stroh auf dem Dach
Und der Giebel, der schnitzwerkumzackte,
Und oben klappert der Storch in dem Nest,
Der feiert klappernd das Frühlingsfest,
Der Storch ist wiedergekommen!

Am Giebel ist zwischen den Säcken von Korn
Ein vergittertes Fenster gelegen,
Da sieht man den Hof mit den Hühnern vorn,
Sieht hinten die Wipfel sich regen,
Und darüber mit Thürmen und Zinnen ihr Schloß!..
Im Stalle wiehert und stampft mein Roß, —
Herr Graf, wir sind wiedergekommen!

Der Troubadour, hier weilt er nun,
Hier zwischen den Säcken, da wohnt er,
Hier darf er des Nachts auf dem Hafersack ruhn,
Auf dem Weizensacke, da thront er.
Nach deinem Fenster da schau ich nun hin, —
O wüßtest du doch, wie nah' ich dir bin!
Mein Lieb, ich bin wiedergekommen!

Ausgeschlossen.

Es klaffte weit des Schlosses Thor,
Da ritt mit seinen Mannen
Der finstre Graf Saint Bris hervor
Und sprengte wild von dannen.

O Thorwart, lasse das Gatter auf,
Du darfst wohl diesmal säumen!
Flog ich doch diese Treppen hinauf
Schon oft . . . in meinen Träumen.

Da fiel das Gatter donnernd zu,
Ich sah's, von Büschen verborgen.
O Rosenstrauch, o schweigende Ruh,
O dämmernder Frühlingsmorgen!

Digitized by Google

In mißmuthiger Stunde.

Hinter vollen Blüthenbäumen
Strebt der Alpen Haupt empor,
Wie in kühn geſchwellten Träumen
Sich das junge Herz verlor.

Doch wer mag des Schwurs gedenken,
Der ſich uns nicht hat erfüllt? —
Kommt, ihr Wolken, euch zu ſenken,
Daß ihr mir die Pracht verhüllt!

Martin Greif.

Die Quelle.

Auf halbem Wege von der Stadt zum Gut,
Auf dem der Zauber meiner Kindheit ruht,
Am Hügelabhang gab es eine Stelle,
Wo gern wir uns ausruhten an der Quelle.
Dort ſchoß hervor ein klarer Waſſerſtrahl,
Fiel murmelnd in den Bach und floß zu Thal.
Der Born war mit Vergißmeinnicht umkränzt
Und von dem Bild der Knaben überglänzt.
Wir ſchöpften Waſſer mit der hohlen Hand
Und ließen ſie voll laufen bis zum Rand,
Dann ſchlürften wir das kühle, ſüße Waſſer,
Es ſchmeckt' uns beſſer, als der Wein dem Praſſer.
Der lange ſtaub'ge Weg, den wir durchmeſſen,
War an der friſchen Quelle bald vergeſſen.
Wir wuſchen Hände uns und Augen aus,
Es war für uns ein Feſt, ein wahrer Schmaus,
Dann ging es heiter wie der Sommertag
Dem Ziel, das uns ſchon winkte, weiter nach.
Wir waren an den Quellen nicht bekannt,
Sie ſind nicht häufig in dem ebnen Land,
Und kommen rauſchend nicht vom Fels gezogen,
Wie die Banduſiſche mit ſtolzen Wogen.
Doch hab ich an die Quelle lebenslang
Zurückgedacht mit Luſt und ſtillem Dank.

Heinrich Kruſe.

Weiße Roſen.

Auf fluthumſpühltem, ödem Nordſeeeiland
Gluthathmend, ſchweigend liegt der Sommertag;
Kein Vogel wiegt ſich jubelnd in den Lüften,
Erlöſend bricht kein Laut von Menſchenſtimmen
Den Bann der grenzenloſen Einſamkeit. —
Kein Baum hebt lichtwärts ſeine Wipfelkrone,
Kein Strauch umhegt die niedern Fiſcherhütten.
Zu endlos grauen, blüthenloſen Decken
Webt ſich das fahle, dürre Dünengras;
Nur hier, auf ödem, kahlem Inſelfriedhof,

Digitized by Google

Am Dünenhang, auf längst verfallnem Grabe
Grünt wie ein Traum aus einer andern Welt
Ein Dornbusch, übersät mit weißen Rosen.

Und müd' im Strandgras auf verfallnem Grab
Bett' ich mein Haupt und schau' in öde Weiten,
Und lausch' der Wellen fernem, müdem Murmeln,
Und trinke die berauschend süßen Düfte,
Und träume mit den einsam weißen Rosen.

Wer hieß, ihr Blumenräthsel, hier euch blühn
In lebensvoller, wunderholder Pracht
Im traurig öden Heim vergess'ner Todten? —
Grub einst der Liebe Hand das Dornenreis
Vielleicht als letzten Gruß dem theuren Schläfer,
Der drunten ruhte, auf den stillen Hügel,
Und netzte es der Thränenthau des Leids,
Daß Rosen, weiße Rosen drum sich rankten?

Trug einst vielleicht in finstrer Wetternacht
Der Sturm das Samenkorn aus fernen Landen
Zum Inselgrab des heimatfernen Todten,
Daß seine Ruh' in fremder, kalter Erde
Der Heimat weiße Rosenaugen schirmten?

Vergebnes Fragen! — Lautlos durch die Oede
Weht nur der Flügelschlag der Einsamkeit,
Mit Geisterhauch die heiße Stirn mir kühlend,
Und weiter träum' ich mit den weißen Rosen.

Mir ist, als schaute ich mein eignes Leben
Tief eingesargt im öden Inselgrabe,
Und all mein Sehnen, all mein Hoffen, Lieben
Als dürre Gräser drauf im Meerwind schwanken.

Einst grünten frühlingsjung die dürren Gräser
Und blüthenbunt im Sonnenschein des Glücks
In fernen, fernen maiengoldnen Tagen,
Eh' noch des Lebens rauhe Wetterstürme
Die lichtgebornen Halme wild umtobten
Und sie in Winternächten dunklen Leids
Die jungen Blüthenhäupter sterbend senkten.

Nun weckt kein Frühlingsjubel sie auf's Neue,
Kein Morgenstrahl haucht ihnen Leben ein;
Und wenn der Meerwind nächt'ge Todtenlieder
Laut zu der Brandung Orgelchören singt,
Dann geht ein Zittern durch die welken Gräser,
Ein Seufzen endlostiefen bangen Wehs
Um das was war, und längst, ach längst verwehte.

Müd' ruht mein Haupt im dürren Dünengras
Auf längst verfallnem öden Inselgrabe,
Und schaurig gähnt um mich die öde Weite,

Digitized by Google

Der Zukunft Abbild mitleidlos mir malend,
Und heiße Angst durchzittert meine Seele
Vor endlos grauen, blüthenarmen Jahren.

Da streifen lind mich süße Blumendüfte,
Und über'm Haupt mir nicken weiße Rosen
Wie Freundesgrüße ferner, goldner Tage.

Und wunderbar, mit stillen, sanften Augen,
Mit Friedensaugen schaut mich tröstend an
Die Einsamkeit, und küßt mir sacht die Stirn,
Und flicht auf meines Glückes Todtenhügel,
Hinschreitend lächelnd über dürre Gräser,
Zum Wanderstrauß durch's blüthenarme Leben
Mir der Erinnerung lieblich weiße Rosen.

Anna Voigt.

Der letzte Mensch.

Die Zeit verrauschte, da ich eingesogen
Den letzten süßen, warmen Sonnenstrahl,
Und höher stets seh ich die Wasser wogen,
Aus schwarzen Wolken bricht der Wetterstrahl.

Wie traumbefangen regt der Aar die Flügel,
Ein düstrer Nebel legt sich auf's Gefild,
Und leuchtend auf dem höchsten freien Hügel
Thront siegesgroß das letzte Christusbild.

Ich wandle über Staub von Millionen,
Die vor mir tranken dieses Lichtes Kuß;
Zerfallne Hütten und geborstne Kronen
Tritt stumm des letzten Erdenpilgers Fuß.

Wo ist des Busens Wünschen nun und Sehnen,
Der Liebe Gluth, der edlen Geister Streit?
Wo sind der Menschheit Sünden, ihre Thränen? —
Hinweggetragen von der Fluth der Zeit.

Wen soll ich lieben noch, wen soll ich hassen?
Was von dem Glanz der Zeiten nenn' ich mein?
Der letzten Wange Schein sah ich erblassen. —
Der Traum ist ausgeträumt — ich bin allein.

Die alte Erde neigt ihr Haupt zum Sterben,
Um ihre Berge braust die weiße See. —
Nimm auf in deinen Schooß den letzten Erben
Von kurzem Glück und herbem Menschenweh!

Joh. Kirschen.

Digitized by Google

Wolken.

Sommerabend iſt's, voll Schmerzen lieg ich
In den Kiſſen, ſehnſuchtsvoll mein Auge
Blickt zum Fenſter, drinnen Meer und Himmel
Sich in rothem Abendglanze breiten.
Zitternd rollt heran die lichte Fluth
Und am Firmamente goldne Wölkchen
Segeln eilig ihre luft'ge Bahn.
Wellenrauſchen nur und Windeswehn,
Doch kein Laut aus Menſchenmund umgiebt mich.
Wie nun eiliger die goldgeſäumten
Abendwolken mir vorüberziehen,
Formen ſie phantaſtiſch ſich zu Bildern,
Schattenbildern meines künft'gen Lebens.
Roth und röther ſcheinen ſie zu glühn,
Aufzuflammen noch ein letztes Mal,
Und dann bleichen ſie und ſie zerrinnen
Und die kalten Abendnebel hüllen
Wie in Todesſchatten meine Welt.

Hermine von Preuſchen.

O, Herr der Welt, behüte.

Ich ſah ein Mädchen auf den friſchen Auen,
Sah um die Stirn goldgelbe Locken wehn,
Ich ſah ſie, gleich dem Veilchen, gleich dem blauen,
Beſcheiden zwiſchen ſtolzen Roſen ſtehn.
O, welche Anmuth, welche Huld und Güte
Sprach aus der Augen klarem Sternenſchein, —
Begeiſtert rief ich: „Herr der Welt, behüte
Stets dieſe Seele, ſpiegelhell und rein!"

Sie bog ſich liebreich zu den Blumen nieder,
Und wand, ſtill weiter ſchreitend, Kranz auf Kranz,
Ich ſah die Anmuth ihrer zarten Glieder,
Sah ihrer Augen wunderholden Glanz.
Als ringsum Alles keimte, ſproßte, blühte,
Umſtrahlt vom goldnen Frühlingsſonnenſchein, —
Rief ich begeiſtert: „Herr der Welt, behüte
Stets dieſe Seele, ſpiegelhell und rein!"

Wie ſich die Blumen in die Felder weben,
Und wie der Ehrenpreis voll Anmuth nickt,
So ſei auch dir, der Lieblichen, in's Leben
Der Freuden wundervollſter Kranz geſtickt.
Und als die Sonne fern im Weſten glühte,
Und leiſe dann erloſch ihr Purpurſchein, —
Rief ich begeiſtert: „Herr der Welt, behüte
Stets dieſe Seele, ſpiegelhell und rein!"

Heinrich Zeiſe.

Digitized by Google

Heimweh.

Mit schönen Träumen, süßem Hoffen
Verließ ich dich, mein Vaterland;
Die Welt sah weit ich vor mir offen:
Ich fühlt' mich stark. Und als den Strand
Der neuen Heimat ich betrat,
Erschien als Adler mir die Taube,
Da schien mir Gold der Stein im Staube,
Die Frucht zu wachsen ohne Saat . . .

Wo sind sie hin, die schönen Träume,
Die mir die stolze Jugend bot?
Es blühen noch dieselben Bäume
Doch, ach, mein armes Herz ist todt.
Die Ferne lockt mit holder Hand,
Mit Gaukelspiel und Flitterscheine
Sie nahm mir Alles, was das Meine
Behüt' dich Gott, mein Vaterland . . .

Gaston Vollack.

Waldrast.

Wenn heiß der Sommermittag glüht,
Lockt mich die ferne Halde,
Wo noch der Thau im Moose sprüht
Im wonnig kühlen Walde.

Und unter einem Tannenbaum
Leg' rastend ich mich nieder,
Mein Herz durchzieht ein süßer Traum
Voll Jugend, Lieb' und Lieder.

Oft ist mir dann, als ob ich wär'
Schon lange hier begraben,
Als ob des Lebens tolle Mär
Verrauscht mir altem Knaben.

Mild deckt des Waldes Frieden zu
Mein Wünschen, Sehnen, Streben,
Durch jede Fiber zieht die Ruh'
Und stärkt mich neu — für's Leben.

Joh. Aldolf.

Ihr Bild.

Das Bild, das einst so hoch erhaben
Und so beglückend vor mir stund,
Mit meinen Liedern sei's begraben
In meines Herzens tiefstem Grund!
Mit Bild und Lied will ich versenken
Mein Herz in stiller Einsamkeit,
Fern von der Welt und ihren Ränken,
Von ihrer Lust und ihrem Leid.

Und sei es, daß ich einsam weine
Um dieses Bild, das ich verlor,
Dann steige es beim Mondenscheine
Als Traumbild aus dem Grab empor;
Dann mögen auch die Lieder schallen
Und preisen das erstand'ne Glück,
Bis Bild und Lieder wieder wallen
Beim Frühroth still in's Grab zurück.

Den Schleier dann auf jene Triebe —
Welk schaue sie die Erde nicht —
Bis einst für die verlorne Liebe
Ein neuer Glanz die Nacht durchbricht!
Hervor alsdann aus deinem Grabe,
Du himmlischreines Wonnebild,
Hervor, mein Lied, zu süßer Labe,
Erweck' mein Herz mit Tönen mild!

Und bricht ein Auferstehungsmorgen
Für meine Liebe nimmer an,
So bleibe auch mein Herz verborgen
Auf immer in des Grabes Bann!
Die Blumen, die darüber sprießen
Als wie ein Traum aus schöner Zeit,
Will ich mit Thränen dann begießen,
Bis ich erlöst vom Erdenleid.

Gustav Schwegelbaur.

Digitized by Google

Nachtweben.

Leise kommt die Nacht gegangen
Ueber Land mit stillem Fuß,
Küßt die Erde wie zum Gruß
Thauig auf die heißen Wangen.

Und im Wald die Vögel schweigen,
Leise rinnet nur der Quell,
Und darüber schimmert hell
Stiller, goldner Sternenreigen.

Zarte Silbertöne gleiten
Flüsternd nur von Baum zu Baum,
Wie ein stillverklärter Traum
Schöner jugendferner Zeiten.

An der Sterne stillem Gleise,
Das regiert die Vaterhand,
Hängt mein Auge unverwandt,
Und die Seele zittert leise.

Hermann Schilling.

Up dat best Flag.

De Dod kem lies von'n Hewen dal —
He kann mal sachting slieken! —
Jüst mit den letzten Sünnenstrahl
Un strakte[1]) Förster's Fieken.

Un baben[2]) vör de Himmelpurt
Kem Petrus ehr entgegen.
„Ick hew all", säd he, „up Di lurt,
Dat is von Reuter's wegen.

De simuliert[3]) den ganzen Dag
Un hett uns lang nicks schrewen,
Obschonst ick em dat beste Flag[4])
In'n ganzen Himmel gewen."

Un Petrus wiest ehr dörch 'ne Ritz
Hans Sachs un Martin Luthern,
Un bi de Beiden Reuter's Fritz,
As set he still bi Muddern.

Wat Dokter Martin Luther wier,
De gew ein Bild tom Malen,
Denn wat he säd, klüng ungefihr:
Na töw[5]), Jug[6]) will'ck betahlen!

Un as he tröstlich wier to En'n
Mit sien Vertellung kamen,
Dunn schürrten[7]) hartlich[8]) em de Hän'n
De beiden Frün'n tosamen.

„Du büst doch ümmer, as Du wierst" —
Dit Wurt kem von Hans Sachsen —
„Mien Sing-Sang, dücht mi, wenn Du lihrst,
Makt gor to vele Faxen."[9])

„Mien lew oll Jung, Dien Red is söt" —
Fritz Reuter hadd dit spraken —
„De helpt mi ornlich up de Föt
Un geht dörch Mark un Knaken!"

Dunn stünn Herr Petrus in de Purt
Un würd putzlustig kieken[10]).
„Lew Fritzing", rep he, „up ein Wurt:
Ick bring Di Förster's Fieken!

Ut Mekelnborg all wedder ein
In'n schönen Himmelsfreden,
Ein Hart, so jung, ein Hart, so rein,
So lew un tru tom Beden!"

Fritz Reuter legte ehr de Hand
Upt Hoor tom stillen Segen
Und säd: „Du büst mi lang bekannt,
Di sehg[11]) ick allerwegen!

Lütt Fieken, segg. wat maken denn
Mien lewen Landslüd unnen,
Un riemeln[12]) s' ok noch denn un wenn
Mi ollen Vagelbunnen?"

„Noch ümmer!" rep de dralle Diern,
„Du büst uns' Fritzing blewen,
Un as ein kloren, blanken Stiern
Strahlst Du heraw von'n Hewen!"

Woll mennig[13]) Stun'n snackt he mit ehr,
Dat gew Vel to berichten;
Nahst[14]) kreg he Dint un Fedder her
Un füng frisch an to dichten.

Hans Sachsen schöt[15]) dat Wader dal
Von't Og, un Martin Luthern
Sien Dokterbuk würd mennig Mal
Ganz sachting, sachting schuddern;[16])

Sülwst Petrus griente vör sick dal:
„Ne, in mien'n ganzen Lewen
Hett't bi uns hier in'n Himmelssaal
Nich so 'ne Läuschen gewen!"

Ernst Hacker.

[1]) streichelte. [2]) droben. [3]) sinnt. [4]) Stätte. [5]) warte. [6]) Euch. [7]) schüttelten. [8]) herzlich. [9]) hier = Umschweife. [10]) gucken. [11]) sah. [12]) reimen. [13]) manche. [14]) nachher. [15]) schoss. [16]) hier = wackeln.

Digitized by Google

Dem Poeten.

Ei! Herr Poet, du heil'ger Mann,
Was schaust du denn die Frau'n
Mit deinen großen Augen an
Und bleibst doch nur beim Schau'n?

Solch' lebensfrohes Mädchen will,
Freund, keinen Heil'genschein,
Es wird in deiner Nähe still
Und ganz verlegen sein.

Drum — willst du dieses junge Kind
Studieren recht und treu:
So fall' ihm um den Hals geschwind
Und küss' es stets auf's Neu'!

Die Mädchen und die Poesie
Man nie verhimmeln muß,
Und nah'n sie sich — umfasse sie
Und stiehl dir einen Kuß.

H. Gerlach.

Litteratur und Kunst.

Emmy von Dincklage, die feinsinnige, gemüthvolle Dichterin, ist am 28. Juni zu Berlin im 66. Lebensjahre am Herzschlage gestorben. Sie ward am 13. März 1825 auf dem Rittergute Gampe in Hannover geboren, kam frühzeitig nach Schlesien und unternahm von da weite Reisen, die sie nach dem Oriente und später auch nach Nordamerika führten. Nachdem sie im Juni Kapitularin des freiweltlichen Damenstiftes zu Börstel bei Osnabrück geworden, nahm sie ihren Wohnsitz in Lingen an der Ems. Ende der sechziger Jahre begründete sie ihren schriftstellerischen Ruf durch den Roman „Hochgeboren", dem später noch ernstere Romane folgten; den Schwerpunkt ihres künstlerischen Schaffens fand sie jedoch in ihren novellistischen Schilderungen aus Emsland, das sie zum ersten Male der deutschen Dichtung erschlossen hat.

* * *

Oscar von Redwitz ist am 7. Juli in Gilgenberg gestorben.

* * *

„Zwei Tagebücher. Zur Mitnahme in die Sommerfrische" bietet Wilhelm Jensen seinen zahlreichen Verehrern; die Novellen sind humoristischen Inhalts. (B. Elischer Nachf., Leipzig.)

* * *

Das Preisgericht des „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften" in Weimar hat der Erzählung „Der Puppenspieler" von C. Schultes in Hannover den ausgesetzten Preis von 1000 Mark zuerkannt; „Der Puppenspieler" wird in Kürze im „Familienbücherschatz" zur Veröffentlichung gelangen.

* * *

Fünftes Preisausschreiben des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Der allgemeine deutsche Sprachverein setzt einen Preis von 3000 Mark aus für eine Schrift über: Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Die Arbeit soll womöglich den Umfang von 10 bis 15 mittleren Druckbogen nicht übersteigen. Sie soll eine auf wissenschaftlichem Boden ruhende, gemeinverständliche und übersichtliche Schilderung der räumlichen und zeitlichen Entwickelung unserer Sprache sein, die das Hauptgewicht auf das Neuhochdeutsche legt. An diese kurzgefaßte Geschichte der Muttersprache soll sich eine anregende Darstellung der gemeinen hochdeutschen Schriftsprache unserer Zeit schließen, die nicht in der Form einer lehrmäßigen Uebersicht oder eines Nachschlagebuches, sondern als eine lebendige und anschauliche Erörterung gedacht ist, und zwar in einer Weise, die geeignet erscheint, die äußerliche Auffassung vom Wesen der Sprache zu bekämpfen und die weiten Kreise der Gebildeten zu fesseln und zu unterrichten. Die Preisarbeiten sind, mit einem Merkspruche versehen, bis zum 30. September 1893 dem Vorsitzenden einzusenden. Beizufügen ist ein mit dem gleichen Merkspruche bezeichneter verschlossener Brief, welcher den Namen des Bewerbers enthält. — Der Spruch des Preisgerichts soll auf der Hauptversammlung zu Pfingsten 1894 verkündigt werden. Zur Theilnahme an dem Preisgerichte sind die Herren: Geh. Justiz-Rath Professor Dr. Felix Dahn in Breslau, Schriftsteller Dr. Wilhelm Lauser in Wien, Oberlehrer Dr. Otto Lyon in Dresden, Universitäts-Professor Dr. P. Pietsch in Berlin, Gymnasialrector Dr. Pressel in Heilbronn a. N., Universitäts-Professor Dr. Rödiger in Berlin, Universitäts-Professor Dr. Wackernell in Innsbruck eingeladen worden. Der Vorstand behält sich, wenn keine der eingehenden Arbeiten den gestellten Anforderungen völlig genügen sollte, vor, geeigneten Falles den ausgesetzten Preis unter die Verfasser der vergleichsweise besten Arbeiten zu vertheilen. Der Verein macht keinerlei Ansprüche auf das Verlagsrecht der

Digitized by Google

gekrönten Arbeit bez. der auszuzeichnenden Arbeiten.

— * —

Ernst von Wildenbruch arbeitet augenblicklich an einem neuen dramatischen Werke, das jedoch nicht der Geschichte entnommen ist. Vielmehr hat sich Wildenbruch diesmal auf das Gebiet des Lustspiels begeben; das neue Stück wird den Titel „Ein modernes Märchen" führen.

— * —

Eine neue Zeitschrift, die sich die Pflege der wissenschaftlichen, neueren deutschen Litteratur zur Aufgabe macht und in jährlichen Berichten eine kritische Besprechung der gesammten Thätigkeit in diesem Fache zu geben gedenkt, wird mit Beginn des nächsten Jahres in Berlin erscheinen. Sie soll den Titel: „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" erhalten. Die Leitung ruhe in den Händen der Herren Dr. Julius Elias Privatdocent Dr. Max Herrmann und Dr. Siegfried Szamatolski in Berlin. Die „Jahresberichte" erscheinen im Göschen'schen Verlage in Stuttgart.

— * —

Ein Schwank von Joh. Meyer, „Ein goldener Ring ist gefunden", erlebte vor Kurzem seine Premiere in Kiel; die Aufführung hatte einen durchschlagenden, geradezu stürmischen Heiterkeitserfolg zu verzeichnen. Auch die Urtheile der Kieler Presse sind des Lobes voll über das Stück.

Briefschalter.

K. S. in D—n. Für erzählende Prosa haben wir keinerlei Verwendung; Ihre Erzählung zeigt den Novellisten in spe, wenn er auch noch keiner in re ist. Sie müssen vor Allem überflüssige Wiederholungen vermeiden und nach geschlossener, kraftvollerer Gestaltung streben.

R. H. in B—n. Es ist selbstverständlich durchaus nicht möglich, über jede Einsendung summarisch im Lapidarstil die Gründe der Ablehnung anzugeben, wie jedem Einsichtigen begreiflich sein wird. Wir können Ihnen übrigens in Ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse nur rathen, mit Ihren Einsendungen für die Zukunft etwas zurückhaltender zu sein; Ihre Gedichte würden nur gewinnen, wenn Sie Ihr poetisches Schaffen einschränken wollten; so beweist auch Ihr neuestes Gedicht durch seinen alltäglichen Inhalt, daß es nicht aus einer rein intuitiven Stimmung hervorgegangen ist. — Ihre liebenswürdige Unterstellung quittiren wir dankend, bemerken aber, daß — wenn Sie Ihre Correspondenz in ähnlicher Weise fortführen wollten — wir in der That für die Beurtheilung Ihrer Gedichte „keine Zeit" mehr haben würden!

J. K. in B—e „Waldeinsamkeit" (unter Streichung der dritten Strophe); H. D. in W—n „O alte Burschenherrlichkeit"; C. S. in B—n „Klageepistel"; R. D. in B—n „Kahnfahrt"; O. C. in D—n „Das Märchen vom Glücke"; Gräfin H. R. in S—g „Dein Bild" und „Schatten" (mit kleinen Aenderungen); G. P. in L—gk „Das Opfer auf Lesbos" (mit Aenderungen); R. G. in F—g „Wunsch" (für freundliche Empfehlung werden wir Ihnen verbunden sein); F. H. in B—n „Sommerstimmung" (ein sachlich gehaltener Aufsatz über jenen Stoff dürfte für uns geeignet sein); M. G. in S—n „Zigeuner".

Angenommen!

B. F. in D—d (derartige Gleichnißpoesie hat immer einen etwas altfränkischen Anstrich); B. R. in S—tz (Sie haben Talent, aber produciren viel zu hastig); M. R. in G—g (formell zu flüchtig); E. P. in T—n (ohne einheitliche Abrundung; auch Sie beeinträchtigen Ihr Talent durch Massenproduction); W. H. in P—n und T. R. in W—tz (nur anempfunden); M. v. H. in R—l (ohne genügende Glätte des Ausdrucks); B. R. in G—g (inhaltlich zu schlicht); R. R. in B—st („Hoher Beruf" enthält eine hübsche Pointe, ist aber gleich dem Uebrigen in der Form zu flüchtig); P. K. in S—tz (die kleinen Gedichte sind zu unbedeutend, während das größere ganz unvermittelt abbricht; senden Sie mehr); G. M. in S—n (zu breit); Graf C. Z-L. in L—n (zu häufig behandeltes Thema); M. G. in C—m (das Sonett „Sabbatfeier" ist inhaltlich gut, aber inkorrekt gebaut); P. B. in B—n; H. A. L. in B—n (einzelne glückliche Anläufe); M. F. in H—g (ganz hübsch, aber zu allgemein gefaßt); H. F. in R—a; Prof. A. H. in S—p (beide Gedichte fallen leider gegen den Schluß hin bedenklich ab); H. K. in D—cz; Dr. E. R in B—n (stellenweise — namentlich im Anfange — ist der Balladenstil wohlgetroffen); F. I. T. in G—tz (zu wenig geschult); L. W. in B—n; E. H. in M—f (man merkt zu sehr die Schwierigkeiten, welche die Uebersetzung Ihnen verursachte; auch ist das Ganze zu lang).

Dankend abgelehnt!

Digitized by Google

E. L. in K—n. Wir unterschreiben das so anerkennende Urtheil des Professors Sanders über Ihre Gedichte Wort für Wort, doch möchten wir Sie bitten, uns Beiträge zu senden, welche einen minder typisch geistlichen Charakter tragen; wir sind überzeugt, daß Sie diesen Wunsch nicht falsch auslegen.

R. K. in B—au. So lebhaften Antheil wir auch an Ihrer hervorragenden Begabung nehmen, so müssen wir doch auch bei der Annahme Ihrer Gedichte ein gewisses Maß beobachten und wir finden, daß die fraglichen Gedichte nicht zu Ihren besten Leistungen gehören; wir mußten dieselben daher ablehnen.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 5. Juli 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Alexis Aar, Robert Braunschweiger, Alfred Friedmann, Bruno Reichard, Bruno Radeck, Richard Koehlich, Albert Heintze, Adelaide von Gottberg, Gustav Kastropp, Martin Greif, Heinrich Kruse, Anna Voigt, Joh. Kirschen, Hermine von Preuschen, Heinrich Zeise, Gaston Vollack, Joh. Alboth, Gustav Schwegelbaur, Hermann Schilling, Ernst Hacker und H. Gerlach. — Henrik Ibsen und seine Bedeutung für unser Schriftthum. (Fortsetzung.) Von Rudolf Goette. — Litteratur und Kunst. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Das Volkramslied.

Ein Sang aus unseren Tagen.

Von **Julius Grosse.**

2. Auflage.

18 Bogen, Median 8°. **Preis: brosch. 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark.**

Weitere Stimmen der Presse:

St. Petersburger Zeitung: Eine Perle der neuesten Litteratur, ein grossartiges Epos. — Das „Volkramslied" ist ganz ohne Zweifel die schönste und beste Leistung der diesjährigen Litteratur. Wohl selten ist ein solcher Ideenreichthum mit einer Musik der Sprache verbunden wie hier; es ist ein Kunstwerk, das sich den erhabensten Schätzen unserer deutschen Poesie zugesellt. Grosse ist Meister jeder Strophe und abgesagter Feind der Eintönigkeit: was aber das Epos bei weitem am meisten belebt, ist das Hereinziehen nicht allein wundervoller, farbenfrischer Landschaftsbilder, sondern auch wirkungsvolle Darstellungen des Treibens der Grossstädte und der die Parteien treibenden Ideen. Es wäre schwer, ein Gebiet zu finden, welches der Dichter nicht berührt hätte; er hat in sein Epos eine reiche Lyrik und machtvoll erregende dramatische Momente hineinzuweben verstanden. Mit welcher Meisterschaft er die Formen beherrscht und wie massvoll jedes Bild gehalten ist, so dass wir dasselbe gleichsam wie durch einen zarten Schleier nur sehen, hinter dem die derberen Contouren sich milder ausnehmen, alles das muss den aufmerkenden Leser mit Bewunderung erfüllen. Man hätte fast Recht, zu behaupten, dass in diesem Werke nicht allein sämmtliche Dichtungsgattungen und Strophenformen, sondern auch alle Künste, Musik, Malerei, Skulptur, Architektur vereinigt seien; denn was uns vor Augen geführt wird, ist so anschaulich, so plastisch, dass wir es kaum für wahr halten wollen, nur vollendete Gewalt über die Sprache hätte alles das bewirkt. — Wenn je etwas den „Faust"-Monologen an die Seite zu setzen ist, so ist es der gradezu erschütternde Prolog.

Paul Heinze's Verlag, Dresden-Striesen.

Stimmen aus dem deutschen Dichterwalde.

Ein Musenalmanach für das deutsche Haus.

Herausgegeben von **A. Heinze** und **P. Heinze.**

Originalprachtband mit Goldschnitt und dem Portrait Carmen Sylva's.

18 Bogen, 8°. Preis: eleg. geb. 4 *M.*

Gegenwart: „Die Herausgeber haben mit Kennerblick eine Sammlung ausgewählt, die, mit einigen Ausnahmen, auch zur Zeit unserer klassischen Poesie **unter Schillers und Goethes Augen Anerkennung würde gefunden haben.** Es finden sich **wahre Meisterstücke** formaler Vollendung in unserem Musenalmanach." (Klaus Groth.)

Den Druck und Kommissionsverlag

von **Gedichtsammlungen, Novellen** und sonstigen belletristischen Werken übernimmt unter den günstigsten Bedingungen die

Buchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung

H. Friedemann Nachf.

Strassburg i/E.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: **Paul Heinze.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Wie kam es, dass ich dich verloren.

Wie kam es, daß ich dich verloren,
Wohl manchmal frag' ich's klagenstill;
Weiß Gott nicht, was er selbst erkoren,
Weiß unser Herz nicht, was es will? —

Dann tönt's wie himmlisches Erwidern:
Du hattest nie um sie gefleht,
Ihr Name klang in hundert Liedern,
Doch niemals ward er zum Gebet. —

Du wolltest sie zur Braut erringen
Im kühnen Muth der eignen Kraft;
Nur Gott allein giebt dir Gelingen,
Doch keine höchste Leidenschaft. —

Er hätte meinen Pfad mit Sonnen
Umstrahlt und deinen Stolz erweicht,
Denn was im Gottvertraun begonnen,
Das wird auf Erden auch erreicht.

Du strahltest selbst in meine Nächte
Wie eine Göttin, wie mein All:
Drum zürnten mir die ewigen Mächte
Und brachten mich zum tiefsten Fall.

So kam es, daß ich dich verloren;
Wer ruft die Wunden heut zurück!
Von Staub sind Alle, die geboren,
Und nur von Göttern kommt das Glück.

Julius Grosse.

Henrik Ibsen und seine Bedeutung für unser Schriftthum.

Von **Rudolf Goette.**

(Fortsetzung.)

3. Das Drama der Zersetzung.

Es ist in frischer Erinnerung, wie die ersten Aufführungen der „Gespenster" von Ibsen weit über die litterarischen Kreise hinaus großes Aufsehen erregten. Allgemein wurde anerkannt, daß dieses Stück auf der Bühne gewaltig zu packen und zu erschüttern vermag, aber über dst innere Berechtigung einer derartigen Dichtung waren die Meinungen getheilt, wie sie es jetzt noch sind. „Die Sünden der Väter werden an den Kindern heimgesucht", das ist die Lehre, welche die Gespenster in furchtbarer Wahrheit verdeutlichen. Ein neues Motiv ward hiermit in die dramatische Litteratur eingeführt. Unser älteres Drama gewährt dem Helden die volle Freiheit des Entschlusses, sein Sieg oder sein Fall geht aus seiner Handlungsweise hervor, und wo er unterliegt, vermag doch der Triumph des ungebrochenen Willens den Zuschauer über den unmittelbaren Eindruck der Vernichtung empor zu heben. Anders hier. In den „Gespenstern" entscheidet eine verderbliche, vorherbestimmte Nothwendigkeit, doch nicht als unbegreifliche, räthselhafte Macht wie in den Schicksalsdramen der Alten; sie beruht vielmehr auf der naturgemäßen Verknüpfung der Dinge, auf dem Gesetz der Vererbung. Der Sohn des verstorbenen Hauptmanns Alving, ein begabter, freudig aufstrebender junger Maler, wird plötzlich von einem qualvollen Zustande ergriffen; durch den Arzt erfährt er, daß sein Leiden Gehirnerweichung ist, ihn geistiger Umnachtung zuführen muß, durch seine tief erschütterte Mutter, daß er es den Ausschweifungen seines Vaters verdankt. Am Schlusse ergreift es ihn; völlig verblödet bittet er seine Mutter, ihm die Sonne zu bringen. — Die Gespenster des Unheils, der zerstörten Ehe, aus welcher der unglückliche Mensch entsprossen, lauern über dem Hause. Man empfindet fortgesetzt die Last des Verhängnisses, das bleischwer wie der endlose Regen auf den Gemüthern ruht. In den ersten Auftritten spinnt es sich an, um in fortgesetzter Steigerung am Schlusse die fürchterliche Wendung herbeizuführen. Die drei Aufzüge, aus denen das Stück besteht, spielen sich ohne Unterbrechung ab; Monologe verschmäht der Dichter; trotzdem vermag er die seelischen Vorgänge klar und wirkungsvoll zu enthüllen. Das Drama ist in seinen Motiven auf die Einwirkungen einer naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung zurückzuführen, oder man kann auch sagen auf die Einwirkungen des Darwinismus. Dieser hat die gesammte Geisteskultur unserer Zeit vielleicht weniger durch den Inhalt seiner wesentlichsten Grundsätze, die immerhin von der Wissenschaft noch nicht endgiltig angenommen sind, als durch die Art und Weise beeinflußt, wie er die Erscheinungen betrachtet. Er hat es bewirkt, daß wir mit größerer Schärfe dem innern Zusammenhang der Dinge nachspüren, daß wir die verborgenen Wechselbeziehungen zwischen dem Walten der Natur und unserm Geistesleben aufzufinden bestrebt sind. Das Gesetz der Vererbung, auf welchem die Tragik der Gespenster beruht, wird hier und da von der ärztlichen Wissenschaft angefochten; aber diese Anschauung, welcher scheinbar wenigstens die Erfahrung entspricht, ist eine ziemlich allgemeine, und insofern läßt es sich vertheidigen, wenn der Dichter sich auf sie stützt. Die Art des Gegenstandes ruft nun mit innerer Nothwendigkeit eine völlige Umwälzung der bisherigen Bühnentechnik hervor. Die Verhältnisse, welche den erschütternden Abschluß bedingen, sind schon zu Beginn des Stückes gegeben. Wir werden weniger ergriffen durch das, was wir erfahren, als durch die unmittelbaren Eindrücke, die ein in den Wurzeln zerstörtes Familienglück erweckt. So findet keine Zuspitzung statt, es giebt keinen eigentlichen Conflict, keinen Höhepunkt der Theilnahme, das Verhängniß nimmt seinen Lauf, wie die Kugel ihrem Ziele entgegenstürmt. In gewissem Sinne ist die Dichtung dem „Werther" innerlich verwandt. Hier wie dort drängt die Lage des Helden mit innerer Nothwendigkeit zu einem tragischen Abschluß hin; der Unterschied liegt aber darin, daß in dem Roman lediglich die Keime des Unheils von vornherein vorhanden sind und wir die Entwicklung des Helden, die ihn zur Selbstvernichtung führt, mit durchleben, während das Drama einen Schlußact darstellt, das letzte Ergebniß einer verderblichen Verkettung von Ursache und Wirkung. Die Frage, auf die alles ankommt, lautet: Sind die Eindrücke, die wir von den „Gespenstern" empfangen, rein ästhetischer Natur? Keinem Zweifel unterliegt es, daß sie wesentlich anderer Art sind als die Empfindungen, welche sonst tragische Kunstwerke in uns erregen. Das Trauerspiel soll uns bekanntlich nach den bisherigen Anschauungen durch die Vorführung eines ungeheuren Schicksals, unter dem menschliche Kraft zusammenbricht, in den tiefsten Tiefen unserer Seele erschüttern; aber es soll uns auch erheben, wir wollen uns aufrichten können an dem erhabenen Schauspiel geistiger Größe, die noch gewaltiger als das Schicksal ist. So wiegt uns das ältere Drama auf der Leiter wechselnder Lust- und Unlustgefühle. Wie unglaublich es nun klingt, es ist wahr, die „Gespenster" stellen sich in dieser Hinsicht in einen Gegensatz zur gesammten älteren

Digitized by Google

Bühnendichtung! Hier läßt ein Gefühl des Zerschmettertseins keine andere Empfindung ungestört in uns aufkommen. Die verzehrende Macht der Sünde, deren Wurzel hier nichts ist als innere Haltlosigkeit, verbreitet einen Gifthauch über die Bühne, vor dem wir entfliehen möchten. Da bietet sich keine Stütze, die uns hält, es öffnet sich nirgends ein Ausblick in freiere, reinere Luft. Das hat wohl auch der Dichter empfunden. Sonst hätte er nicht mit dem Rufe des Verblödeten, der die Sonne begehrt, die Sehnsucht nach Erlösung aus dieser Nacht sinnbildlich angedeutet. Man kann sich am besten über die Berechtigung einer solchen Kunst ein Urtheil bilden, wenn man ihre Wirkungen näher betrachtet und zergliedert. So lange wir dem Gang des Stückes folgen, stehen wir ganz unter dem Bann des Furchtbaren, das vor uns enthüllt wird. Insofern zeigt sich Ibsen hier als Meister seiner Kunst, als er sich der Gemüther ganz und gar zu bemächtigen weiß. Aber die zurückbleibende Stimmung geht darin auf, daß wir uns zu befreien trachten von der Last, die auf unsere Häupter gewälzt wurde. Wir sind mit bedroht von dem Uebel, das in der kleinen Welt des Dichters uneingeschränkt herrscht, denn wir sind ein Theil der Menschheit. Das Drama läßt unsere bange Frage: „Ist dies das Letzte?“ ohne Antwort, und wir kehren uns hilfesuchend der wirklichen Welt zu. Wir prüfen sie in Gedanken darauf hin, ob das grauenvolle Bild wahr ist, ob solche Zustände derart typisch sind, daß es keine Erlösung giebt, und richten uns empor in dem Bewußtsein, daß das Dasein der menschlichen Gesellschaft immer noch von einer Fülle gesunder, sittlicher Kräfte getragen wird. Die Dichtung hat unsere Seele mit Mißbehagen erfüllt, wir flüchten aus ihr in die Wirklichkeit zurück. Der Poet vermochte seine Aufgabe nur halb zu lösen, er verstand zu erschüttern, doch nicht wieder zu erheben, er richtete eine fürchterliche Frage an das Dasein, aber ihm selbst fehlte die Antwort. Das Stück bewegt sich den Forderungen des Lebens geradezu entgegen, es ist ein Drama des Todes. Eine befreite Stimmung, zu welcher alle wahre Kunst schließlich hinleiten soll, will der Dichter offenbar gar nicht hervorrufen. Man kann ja sagen, er hat in starken Zügen die Auflösung der sittlichen Grundlage des Lebens im Schoße einer Familie veranschaulicht; aber er entschließt sich nicht, dem Schutt blühende Triebe zu gesellen, er läßt uns nichts als Verfall schauen, und deshalb ist sein Stück nur halb wahr. Zwar bleibt die sittliche Idee nicht ohne Vertretung. Frau Alving, die Mutter des unglücklichen Künstlers, stellt in ihrer gesunden, unbefangenen Denkart, die mit bewundernswerther Seelenstärke gepaart ist, reines Menschenthum dar; aber sie kann ihre echte Sittlichkeit in dem entsetzlichen Verhängniß nicht bewähren, auch sie kann ein erlösendes Wort nicht finden und erscheint schließlich von dem Furchtbaren beherrscht und innerlich überwältigt. Das Bedenkliche ist, daß gerade in ihrer Haltung dem Sohn gegenüber zuletzt das Gesetz der Sitte vernichtet erscheint, daß gerade sie, die Vertreterin lauterer Natürlichkeit, von ihrem Thron herabsteigen will, indem sie eine sträfliche Verbindung zuzulassen bereit ist. Das erscheint wie eine dichterisch vollzogene Auflösung der sittlichen Grundlagen des Seins. So legen die „Gespenster“ wohl Zeugniß von einer sehr entschiedenen poetischen Kraft ab, aber zugleich von einer unbestreitbaren künstlerischen Verirrung. Die Erklärung dafür, daß Ibsen einen solchen Weg eingeschlagen, liegt wohl in Folgendem: der jüngere Realismus strebt seinen geistigen Grundlagen gemäß das Leben, wie es ist, zu erfassen. Er geht dabei von gewissenhaften Einzelbeobachtungen aus, die er zunächst künstlerisch wiederzugeben trachtet. In dem Bestreben, die gesicherte Grundlage zu wahren, hält er sich vorwiegend an das Besondere der einzelnen Erscheinung auf die Gefahr hin, daß hierbei das Wesen des Ganzen nicht ergriffen wird. Eine herkömmliche und unwahre Schönfärberei will er bekämpfen und bringt deshalb mit einer gewissen Einseitigkeit das Abstoßende, Unbefriedigende zur Darstellung. Daß dieses nur ein Uebergangszustand sein kann, liegt in der Natur der Dinge; wir leben in einer Epoche, in welcher die Dichtung die Vielheit der Erscheinungen des modernen Lebens in sich aufzunehmen und zu verarbeiten strebt. Ob es gelingt, diese zu künstlerischer Einheit zusammenzufassen, das ist die Daseinsfrage unserer litterarischen Entwicklung.

4. Dramen der Gährung und des Mißbehagens.

Für die Ursprünglichkeit von Ibsens Begabung spricht es, daß seine Schöpfungen ein kraftvolles Streben nach einem freieren Standpunkte beherrscht. Das französische Sittenstück dreht sich mit seiner einseitigen Behandlung bestimmter gesellschaftlicher Erscheinungen in einem ewigen Zirkel, hier aber ringt ein entschlossener Geist zielbewußt nach Erweiterung des Gesichtskreises. Wenn man die Gegenstände betrachtet, die Ibsen als Vorwürfe seiner Dramen verwerthet hat, muß man seiner wechselvollen Gestaltungskraft unbedingte Anerkennung zollen. Die geistigen Zustände unserer Gesellschaft, die Psychologie der Zeit weiß er in mannigfacher Beleuchtung von den verschiedensten Seiten zu veranschaulichen. Ein körperliches Leiden hat er nur den „Gespenstern“ zu Grunde gelegt; in den Schauspielen „Nora“ und „Die Wildente“ geht er zur Darstellung seelischer Krankheiten über. Auch hier läuft die Handlung in eine ungelöste Frage aus. Brennender Wahrheitssinn tritt mit unerbittlicher Gewalt zu Tage, Kampf gegen gesellschaftliche Lügen und innerlich unwahre Verhältnisse, das ist der Grundgedanke beider Dichtungen. In „Nora“ wie in der „Wildente“ giebt vornehmlich die neuzeitliche Ehe dem Dichter Veranlassung, seine unbarmherzige Sonde zu gebrauchen. Ihm schwebt

Digitized by Google

ein deutlich erkanntes Ideal vor Augen, eine Ehe, die vor Allem auf rückhaltlosem Vertrauen, auf uneingeschränkter gegenseitiger Offenheit der beiden Gatten begründet ist. In schärfster Zuspitzung wird dieser Gegenstand in „Nora“ behandelt. Die Heldin des Stückes lebt mit ihrem Gatten in heiterer, gesegneter Ehe. Ihr Glück scheint sich noch fester gründen zu sollen, als der Mann eine reichbesoldete Stellung an der Spitze eines großen industriellen Unternehmens erhält. Aber dem Verhältniß der beiden Gatten zu einander mangelt ein rechter Ernst, ein tieferes Einverständniß; darin liegt der Keim eines Zerwürfnisses. Frau Nora's Leichtfertigkeit und innere Unwahrhaftigkeit zeigt sich in vielen kleinen Gewohnheitslügen, die sie dem Gatten und ihren Freunden gegenüber anwendet, vor Allem aber in einer großen Unlauterkeit, deren Entdeckung sie fürchten muß. Sie hat ihrem Gemahl, als es sich um dessen Leben handelte, ohne sein Wissen die Mittel zu einer Badereise durch Fälschung einer Unterschrift verschafft. Daß sie ein Unrecht begangen, vermag sie nicht einzusehen, daß sie aber vor den Gerichten strafbar ist, wird ihr erst klar, als ihr Gläubiger sich anschickt, diesen Umstand gegen sie auszunutzen. Mit schwärmerischer, unreifer Ueberspanntheit sieht sie der Entwirrung des Knotens entgegen, zitternd und doch wieder erwartungsvoll einen großen, heldenhaften Entschluß ihres Mannes erharrend, mit Selbstmordsgedanken umgehend und doch nicht im Stande, sie zu verwirklichen. Die Stunde kommt, die ihrem Gatten den Zusammenhang offenbart, und dieser überhäuft sie mit den härtesten Vorwürfen, denn er sieht seine bürgerliche Ehre bedroht; sie aber hört ihn schweigend und enttäuscht an; „das Wunderbare“ kommt nicht, von einem Entschluß des Mannes, für sie einzutreten und die Schuld auf sich zu nehmen, zeigt sich keine Spur. Während dieser häuslichen Scene kommt ein Brief an, in welchem der Gläubiger (unter veränderten Umständen) freiwillig die vernichtenden Beweise ausliefert, so daß plötzlich alle Gefahr gehoben ist. Das bringt einen völligen Umschwung in der Stimmung des Mannes hervor, er schlägt wieder die zärtlichsten Töne an und bittet Nora für seine harten Worte förmlich um Verzeihung. Hier, am Schluß der Entwicklung liegt der Wendepunkt des Stückes. Nora wird zweierlei klar: einmal, daß ihr bisheriges Verhältniß zu ihrem Manne keine wahre Ehe gewesen ist, daß sie nicht in geistiger Gemeinschaft mit ihm gelebt hat, sondern daß er bisher mit ihr spielte wie mit einer Puppe, und dann, daß sie jetzt, nachdem ihr diese Erkenntniß aufgegangen, ihren Gatten nicht mehr liebt und also nicht mehr dazu taugt, ferner als sein Weib mit ihm zu leben. Sie verläßt ihn und ihre Kinder, aller Einwände ungeachtet; die Kinder, meint sie, werden bei jeder andern Frau besser aufgehoben sein als bei der Mutter, die in ihnen nichts als ein Spielzeug zu sehen gewußt hat. Nora will arbeiten, sich mit den Forderungen des Lebens abfinden lernen, um über sich selbst Klarheit zu gewinnen; sie giebt und nimmt völlige Freiheit und überläßt es der Zukunft, ob sie „das Wunderbare“ bringt, das sie mit dem Gatten wieder vereinigen könnte.

Das ist im Wesentlichen der Inhalt des Stückes. Völlig zu packen vermag dasselbe nicht, es hinterläßt einen etwas schablonenhaften Eindruck, weil die ganze Anlage dem Problem zu sklavisch untergeordnet ist. Nora und ihr Gatte erscheinen bis zum Eintritt der Katastrophe zu sehr als Typen, zu wenig als eigenartig ausgeprägte Menschen und können uns daher keinen rechten Antheil abgewinnen. Man glaubt in der That bisweilen die ausgeschnittenen Figuren eines Puppentheaters vor sich zu sehen. Es liegt ja im Gegenstand, wird aber als Leere empfunden, daß die Hauptgestalten sich vorwiegend als oberflächliche Alltagsmenschen geben. Allerdings bricht in den Auftritten, die seitab von der Hauptachse der Handlung liegen, die Schaffensfreudigkeit des Poeten mehrfach siegreich hervor. Der Auftritt zwischen Nora und dem Doktor Rank, in welchem sie weibliches Gefühl in unverletzter Reinheit kundgiebt, ist herrlich, und auch für die Gestalt der Frau Linden müssen wir dem Dichter dankbar sein. In dieser zeigt sich die vom Leben gestählte weibliche Kraft in der Verklärung eines edlen, opferfreudigen Gemüthes.

(Fortsetzung folgt.)

Gentiana.

Es wohnt auf grüner Halde
In stiller Schüchternheit
Die blaue Berg-Gentiane,
Das Kind der Einsamkeit.
Dort wiegen Vogellieder
Sie leise in den Traum;
Drob wölbt in hehrer Feier
Sich blau des Himmels Raum.

Und weil in Farbenschöne,
Azurn und sammetlind,
Die dunkelblauen Blumen
Ein Stück des Himmels sind,
So kam — ein holdes Wunder —
Mit dem Gentianenstrauß,
Den liebe Hände pflückten,
Der Himmel in mein Haus.

Anna Liebhold.

Digitized by Google

Abſeits.

Ferne von dem dumpfen Leben,
Ferne vom Gewühl der Welt,
Liegt, von Mauern grau umgeben,
Still das weite Todtenfeld.
Keine Tageslaute drängen
Hier hinein den alten Streit,
Auf den krausverſchlungnen Gängen
Lagert tiefſte Einſamkeit.

Weithin vor dem Auge breitet
Sich der Gräber ernſte Schaar,
Durch den blühnden Flieder gleitet
Flüſtern, ſüß und wunderbar.
Von den Bäumen, durch die Gitter
Quillt ein ſtarker, ſüßer Duft,
Letzte halbe Sonnenzwitter
Huſchen ſchwankend durch die Luft.

Dunkler Epheu, dichter, wilder,
Wuchert durch's Geſtrüpp empor
Hier um graue Marmorbilder,
Dort um ein zerbröckelt Thor;
In den ſchöngeformten Niſchen
Gähnend manche Spalte droht,
Vöglein niſten nun dazwiſchen,
Unbeſorgt um Grab und Tod.

Hohe Kreuze, halbzerſplittert,
Sind aus Fug und Form gerenkt,
Schwarze Steine, grauverwittert,
Hat der Zug der Zeit geſenkt.
Und die eingegrabnen Zeichen
Künden nimmer Wort und Sinn,
Menſchenwerke mußten weichen
Und die Zeit blieb Siegerin!

Und von jeder Scholle ſchauernd
Mir die ernſte Mahnung weht:
Nichts iſt ewig, nichts iſt dauernd,
Jeder Erdentraum vergeht!
Ob mit eures Wiſſens Funken
Ihr die Welt füllt rieſengroß,
Ob in dunkler Bahn verſunken
Euch beſtimmt ein kärglich Loos,

Ob ihr, hehre Geiſtesrieſen,
Mit des Genius Fackelſchein
Einer Zeit den Weg gewieſen,
Drangt in's Weltgeheimniß ein, —
Ob die Sterne ihr gemeſſen,
Ob ihr Felſen überbrückt,
Ob auf Thronen ihr geſeſſen,
Ob der Lorbeer euch geſchmückt:

Hier wird euer Loos gemeinſam,
Hier verſinken Geiſt und Macht,
Und in euren Zellen einſam
Träumt ihr durch die ew'ge Nacht, —
Fernher brauſt das Weltgetöſe,
Euch tönt nur der Lerchenchor,
Ueber Gute, über Böſe
Zieht des Lenzes Blumenflor!

. . . . Und des Zweifels Stimmen ſtreben
Auf in mir mit wildem Hohn:
Iſt das nach durchrungnem Leben
Eines Menſchendaſeins Lohn?
Darum all die heiße Mühe
An der Zukunft Räthſelthor,
Daß ſie ohne Spur verſprühe
Wie ein fallend Meteor?

Wozu dann das ernſte Schaffen,
Wenn es doch nur Trug und Wahn?
Laſſe ſinken deine Waffen,
Wandle hin auf breiter Bahn!
Was dein kindlich frommer Glaube
Sich als Ideal geſtellt,
Wirf es klirrend hin zum Staube,
Daß es daſeinslos zerſchellt!

Und was Andre denken: Sag' es!
Dräng' dich in der Menge Strom
Und dem tollen Gott des Tages
Opfre im bekränzten Dom!
Auf das Heiligthum von heute
Drücke brünſtig deinen Kuß,
Strebe nach der leichten Beute
Und die Loſung ſei: Genuß!

Aber jäh erfaßt mich Ahnung,
Dort erglänzt auf einem Stein
Einer Inſchrift ernſte Mahnung:
„Wandrer, lies und halte ein,
— Mag's den Körper auch verzehren —
Wie das Korn den Baum verheißt,
Wird dein Thun die Nachwelt ehren,
Ewig lebt und wirkt der Geiſt!“

Ja, ich fühle tiefdurchdrungen
Deine Wahrheit, lichtes Wort!
Was der Geiſt erkämpft, errungen,
Scheucht des Todes Hauch nicht fort.
Mit der Zauberkraft der Wahrheit
Dringt es in die Zukunft ein
Und in ſelbſtgeſchaffner Klarheit
Wird der Menſch unſterblich ſein!

Digitized by Google

Nicht im leichten Tagesspiele
Blühen Ruhm dir und Gewinn,
Nach der Menschheit hohem Ziele
Richte gläubig deinen Sinn.
Schleif' zum Bau der fernen Hallen
Deinen Stein mit starker Hand
Und unsterblich hält vor allen
Stürmen einst dein Wirken Stand!

Stille Träumer, stille Todte,
Was in euch einst ahnungsreich
Als ein heil'ger Funke lohte,
Strebt empor nun flammengleich;
Und mit unerschlafftem Muthe
Fortzukämpfen sonder Ruh'
Für das „Wahre, Schöne, Gute",
Schwört ein Enkel stolz euch zu!

Rudolf Heck.

An die Poesie!

O hehre Göttin, nimm ihn wieder fort,
Den lichten Strahl, der nur mein Auge blendet,
Laß es ersterben, jenes süße Wort,
Das einstmals du in meine Brust gesendet;
Wohl flicht sich manche Zeile mir zum Reim,
Wohl mag ein spielend Liedchen mir gelingen
— In deinem Reiche bin ich nicht daheim
Und was ich sang, wird schnell in Nichts verklingen.

Kein froher Mensch singt je von mir ein Lied,
Kein Mensch, dem Trauer wild das Herz durchdrungen:
Wie Harfenton die stille Nacht durchzieht,
So ist mein Sang — ich fühl' es — bald verklungen;
Nicht eine Brust hält ihn in treuer Hut:
Ersonnen schnell und schneller noch verronnen,
So gleicht er ganz des Blitzes flücht'ger Gluth,
Die schon erlosch, wenn kaum ihr Glanz begonnen.

Einst botest du mir wohl die starke Hand,
Dir opfert' ich mein Lieben und mein Hassen;
Die Zauberwelt, in die mich du gebannt,
Sie wollt' ich halten, wollt' sie nimmer lassen;
Steil war der Pfad, zu steil für meinen Fuß,
Wo blieb das Bild, das lockend vor mir schwebte?
Aus ferner Höhe winkt mir flücht'gen Gruß
Der stolze Kranz, den thöricht ich erstrebte!

Und dennoch dank' ich dir für dieses Bild,
Und preise dich mit heißem Danke immer,
Daß du mir schenktest, stolze Göttin, mild
Von deinem Glanze einen schwachen Schimmer.
Nur Träume waren, was ich heiß begehrt;
Mag mir auch nie ein stolzes Lied gelingen,
Stets will ich doch, so lang mein Leben währt,
Für jene Träume frohen Dank dir bringen!

Otto Fischbach.

Digitized by Google

Schönheit der Nacht.

Nun wallst du hin in der Geschmeide Pracht,
Dein Auge glüht in Lust, die Lippe lacht.
Die weiße Rose blüht an weißer Brust,
Du blühst in Schönheit, ihrer stolz bewußt.

Und weich und schwül — und doch so fremd und kühl
Ruht rings die Nacht, des müden Tages Pfühl.
Und eine Nacht, viel dunkler noch als die,
Wirrt mir die Sinne und verläßt mich nie.

Mich hat ein Traum auf rosiger Fluth gewiegt,
Ein Zauberbild ätherisch mild umschmiegt,
Bis all der Spuk im Morgengrau'n zerrann,

Bis grell der Tag sein ernstes Recht gewann.
Bis ich erkannt: in all der Schönheit Pracht
Bist kühl und falsch du, dunkel wie die Nacht.

Georg Bachmann.

O, Heimat in der Ferne!

Wo Glück uns blüht, dort ist das Vaterland!
Ich lernte nur das Glück der Jugend kennen,
Und nur die Stätte kann ich Heimat nennen,
Wo meiner frohen Kindheit Wiege stand.
Die Fremde bot mir Nichts als bittre Kerne,
Hat nie den Trunk mit Freude mir versüßt.
O, Heimat in der Ferne,
Von Herzen sei gegrüßt!

Mich läßt der Reiz des Paradieses kalt
In jener weihevollen, stillen Stunde,
Da ich des Häuschens denk' im grünen Grunde,
An dem der Lärm der weiten Welt verhallt.
Im Heimatfrieden weilt mein Herz so gerne,
Entflohn dem Volksgetriebe, wild und wüst.
O, Heimat in der Ferne,
Von Herzen sei gegrüßt!

Und find' ich nicht in ihr den vollen Trost,
Dann träum' ich wohl von einem Heimathafen,
In dem wir schmerzbefreit und friedlich schlafen,
Von keinem Erdensturme mehr umtost.
Ich fand nur wenig Glück auf diesem Sterne,
Und auch das wen'ge hab' ich schwer gebüßt.
O, Heimat in der Ferne,
Von Herzen sei gegrüßt!

Julius Litten.

Digitized by Google

Yaravia.

Noch ein Mal werden sich die Indianer ermannen, nach furchtbarem Kampfe werden sie ihr Vaterland erobern und ihre alte Verfassung wieder einführen; aber die Nicht-Indianer werden als Opfer einer grausamen Rache fallen. Tschudi.

Tiefe Stille — in den Wassern
Spiegeln sich die Tropensterne,
An des heil'gen Sees Gestaden,
In des Sonnentempels Trümmern
Liegt der letzte Incasprosse,
Nachtverborgen unter Palmen;
Aber plötzlich bebt ein Klingen
Durch das wolkenlose Dunkel,
Zu den Klängen der Jaïna
Singt er in Quitchua-Lauten
Thränenreiche Elegien
Aus der Väter goldnen Tagen,
Yaravias!
Wehmuth hat das Wort geboren,
Und der Schmerz ihm Klang verliehen,
Weich und düster sind die Laute;
Wie bezaubert lauscht der Hörer;
Ist der Worte Sinn auch fremd ihm,
Widerstehn kann nicht das Herz.

Yaravia, uralt Lied,
Lied des Schmerzes, der Ergebung,
Banger namenloser Trauer,
Wie geheimnißvolles Flüstern,
Leises Seufzen, wildes Schluchzen
Tönt dein Klagen durch die Nacht!

Uralt Weh, das von den Vätern
Sich vererbt, klingt aus den Strophen;
Von den märchenfernen Tagen,
Von der Ahnen Macht und Größe
Tönt die nie vergessne Kunde.
Vor dem Auge des Indianers
Ziehn Jahrhunderte vorüber,
Und er neigt die Stirn und weint. —

Doch wie jetzt die Morgennebel
Purpurn auf im Osten steigen,
Hebt das dunkle Haupt er wieder,
Maß und Rhythmus steigernd, singt er:
„Weiße Männer, warum kamt Ihr
In das Land des ew'gen Sommers,
Wo der Bäume Laub nie bleicht?
Noth nicht kannten wir und Sorge,
Herrlich prangten unsre Saaten,
Heerden deckten unsre Triften,
Denn mit seinem Volk war Inti,[1])
Und von meerumblauter Küste
Ragten seine goldnen Hallen
Und der Kylla[2]) Silberveste
Segen-spendend durch das Land.

Ja, wir hatten Gold und Silber,
Doch wir kannten nicht das Eisen,
Nicht Europas grause Künste
Menschenleben rasch zu enden,
Waren arglos blöde Heiden,
Die an Freundesschwüre glaubten,
Manneswort für heilig hielten.

Weiße Männer, warum kamt Ihr,
Neue Lande der Verheerung
Ueber'm Ocean zu suchen?
Von der Gnadenmutter spracht Ihr,
Doch Ihr kanntet nicht Erbarmen;
Hirtenlied und Sang der Schnitter
Starb beim Klirren Eurer Schwerter,
Und des Pflügers Hand erlahmte
In der Sklavenkette Joch.
Seit Jahrhunderten geknechtet
Liegen seufzend wir im Staube,
Der Erlösung Stunde harrend.

Doch er naht, der Tag der Rache,
Wo die Anden widerhallen
Von dem Schlachtruf der Indianer
Und der Muschelhörner Schall.
Wenn das Incabanner flattert
Und die heil'gen Hymnen tönen,
Werden Eure Städte sinken,
Werden Eure Sterne bleichen,
Wird des Sonnengottes Tempel
Neu erstehn in alter Pracht." —

Singt's und sieht die Andenkette
Hell im Morgenlichte funkeln,
Goldne Sonnentempel scheinen
Rings die Felsen, und die Gletscher
Glühn, wie flammende Altäre.

---

[1]) Inti = Sonnengott. [2]) Kylla = Mondgöttin.

Günther Walling.

Und bist du jung . . .

Und bist du jung, du glaubst es nicht:
Es lohnt im Leben nichts der Müh'.
Was sich als hohes Gut verspricht,
Ist Blendwerk für die Phantasie.
Den alten Seifenblasentand
Bläst immer neu die Göttin Zeit,
Du jagst — und endlich greift die Hand —
Da platzt die ganze Herrlichkeit.

Und bist du jung, du glaubst es nicht:
Der Ruhmgenuß — ein kurzer Rausch.
Ein Mottentanz um's heiße Licht,
Mit Lob und Tadel geht der Tausch.
Bald schiert nicht Lob noch Tadel mehr,
Dir bleibt nur Zweifel, Müh' und Pein,
Und deine Seele seufzet schwer,
Bei Menschen friedlich Mensch zu sein.

Und bist du jung, du glaubst es nicht:
Die Liebe zahlt mit Flittergold.
Wie sich's mit Blumen überflicht:
So viel da, was du nicht gewollt!
Vom Mahle stehst du müde auf
Und bist im tiefsten doch allein,
Gedoppelt, nahm dein Kind den Lauf
Erst fort von dir, um selbst zu sein.

Und bist du jung, du glaubst es nicht:
Der üppige Schmaus wird dir zur Last,
Du strahlst nicht mehr, wenn als Gericht
Du Austern zum Champagner hast.
Du lügst dir noch ein Veilchen vor,
Daß dich's in's Paradies entrückt . . .
Wieviel ist's mehr, als Brot, du Thor,
Dem Hunger in die Hand gedrückt?

Und bist du jung, du glaubst es nicht:
Ein Gaukelspiel ist Fest und Tanz.
Ein müdes Aug', ein schlaff Gesicht;
Im Winkel liegt ein welker Kranz.
Du regtest Wellen, schlugest Schaum,
Weil's Andre neben dir gethan;
Die Lust war ein gewollter Traum,
Und die Erinnrung gähnt dich an.

Und bist du jung, du glaubst es nicht:
Du schaffst und wirkst mit stolzem Trieb,
Beglückst und hilfst zu Recht und Licht —
Und füllst ein Danaïdensieb.
Stets neues Weh gebiert die Welt,
Stets neue Räthsel schickt der Gott;
Die Mode streicht, was heut gefällt,
Schon deinem Schüler bist du Spott.

Und bist du jung, du glaubst es nicht:
Einst wirst du still, einst wirst du müd.
Auf ebnem Pfade gehst du schlicht,
Und weilst, wo eine Blume blüht —
Befriedigt, wenn im Jahresflug
Der Frühling steigt, der Winter sinkt;
Dein höchstes Glück der Athemzug,
Den durstig Leib und Seele trinkt.

Victor Blüthgen.

Blüthen von Hafis' Grab.

I.

Loblied auf Hafis.

Mag der Occident sich brüsten
Mit der Schaar der großen Geister,
Von des Persermeeres Küsten
Kam der größte Sangesmeister!
Der in süßem Liederklang Lebensweisheit uns gelehrt,
Der den Divan uns bescheert,
Muhamed Schemseddin heißt er!

Digitized by Google

Tadelt nicht des Lebens Kürze,
Eine Freude beut das Leben:
Als der kurzen Tage Würze
Ward euch Hafis' Lied gegeben!
Der des Meeres Perlen gleich der Ghasele Schnur gereiht,
Sein gedenket jederzeit
Bei dem Purpursaft der Reben!

Bagdad hört' ich oft schon preisen
Ob der Milde des Kalifen,
Hörte oft schon, wie die Weisen
Mekkas heil'gen Namen riefen;
Aber Schiras, du zumeist stehst in Allah's treuer Hut,
Wo der große Dichter ruht
In des Grabes Marmortiefen!

Mag der Occident sich brüsten
Mit der Schaar der großen Geister,
Ueber Meere, über Wüsten
Drang der Ruhm von Schiras Meister!
Was an goldnem Liederhort auch der West sein eigen wähnt —
Alles ward von ihm entlehnt,
Muhamed Schemseddin heißt er!

II.

Vorsatz.

Jüngst hatte ich mir vorgenommen,
Das Liebchen und den Wein zu meiden,
Schon dachte ich nicht mehr der beiden
Und war zum Garten hingekommen.

Da sah ich eine Tulpe prangen —
Ihr Kelch gemahnte an den Becher,
Und eine Rose rief dem Zecher
Die Sehnsucht wach nach Liebchens Wangen.

Ich habe Allah's Wink verstanden!
Wie er befiehlt, so will ich leben,
Will nimmer nach Befreiung streben
Aus Weines und der Schönheit Banden!

Dir mag, mein Schah! die Welt gebühren,
An Weisheit kann dir Keiner gleichen —
Beim Wein und in der Liebe Reichen
Soll der Poet das Scepter führen!

Digitized by Google

III.

Koran-Auslegung.

Wollte Gott, verzeih' die Frage!
Uns den Purpurwein nicht geben,
Wackrer Moslem, nun so sage,
Warum schuf er denn die Reben?

Der Gewürzkrämer:

Wenn der Herr nicht Trauben schenket
Zu des Herbstes Erntezeiten,
Woraus sollte ich, bedenket!
Meinen Essig denn bereiten?

Der Kuchenbäcker:

Wahrlich nicht zu Most und Weinen
Soll die Frucht des Rebstocks dienen,
Preisenswerther, will mir scheinen,
Sind der Menschheit die Rosinen!

Der Trinker:

Seines Herzens mildes Regen
Hat der Herr uns hier bekundet,
Sorgte, daß Verbotes wegen
Nun der Wein uns doppelt mundet!

Der Dichter:

Guter Freund! Du siehst, wie alle
Nur des eignen Vortheils achten,
Jedes Ding in solchem Falle
Durch das eigne Glas betrachten!

Höre nun! mich deucht, nicht minder
Ist hier Allah's Thun zu loben,
Sieh! er will der Menschenkinder
Thörichte Begier erproben!

Mocht' er uns das Früchte-Pflücken
Doch schon früher nicht erlauben —
— Mit den Aepfeln wollt's nicht glücken,
Nun versucht er's mit den Trauben!

IV.

Lebensregeln.

Was klagst du, du fändest um dich her
So wenig Menschen mit Herz und Geist?
Bedenk', daß von tausend Muscheln im Meer
Kaum eine edle Perlen weist!
Gewöhne dich, Bester, ich rath es dir,
Die Welt mit anderem Maße zu messen,
— Aus hundert Körben Rosen schier
Läßt sich ein Tröpflein Oels nur pressen!

Ehre den Gegner, segne den Feind!
Darin sind Koran und Bibel geeint.
Süß ist Vergeltung und Rache erstreben,
Aber noch süßer dem Feinde vergeben!
Nimm dir zum Vorbild die Muscheln im Meer,
Die mit dem Guten das Böse bezahlen,
Sterbend geben die Perlen sie her
Dem, der grausam sprengte die Schalen.
Siehst du den Feigenbaum draußen im Feld?
Merke die Lehre, die er enthält:
Wirfst du mit Steinen in seine Krone,
Giebt er dir köstliche Früchte zum Lohne!

Julius R. Haarhaus.

Digitized by Google

Mein Lied.

Nie hab' ich ein Gefühl erlogen,
Ich ſinge nur, was ich erlebt,
Was müd' nicht wird, in mir zu wogen,
Bis es im Lied ſich ausgelebt.

Julius Sturm.

Aus der Jugendzeit.

Ich war ein kleiner Knabe,
Da ſchritt ich durch den Eichenhag;
Der Sonne goldner Funkelſchein
Auf Wegen und auf Bäumen lag.

So hörbar war die Stille;
Der Laubfroſch ſchlüpft' den Baum hinauf,
Und es verfolgt' der Murmelbach
Im Grunde traumhaft ſeinen Lauf.

Hirſchkäfer kam geflogen
Und ſchwirrt' mir ſummend in's Geſicht,
Und ob er ſich auch grimmig wehrt',
Ich fing ihn ein, den groben Wicht.

Wie ſchien der blaue Aether
Doch dann und wann durch's Wipfelmeer;
Ein würzereiches Düften wogt'
Von ſchlanken Lärchenbäumen her.

Da rann mir durch die Seele
Ein Wohlgefühl ſo ſeligfroh,
Das war in früher Jugendzeit
Und nimmer fühlt' ich wieder ſo . . .

Und plötzlich ſcholl ein Rollen
Vom Thal herauf den Weg entlang,
Und eine Kutſche fuhr herbei
Mit Peitſchenknall und Poſthornklang.

Drin lehnt' die ſchönſte Dame;
Tiefgoldig blitzt' ihr Lockenhaar,
Und wie aus einer andern Welt
Grüßt' ſtummberedt ihr Augenpaar.

Ich war ein kleiner Knabe
Und ſtand bezaubert an dem Weg,
Und warf ihr zu den Roſenzweig,
Den ich gepflückt vom Dorngeheg.

Dann ſchwand ſie in der Ferne
Und klagend ſchlug die Nachtigall,
Das weckte auf im ganzen Wald
Andauernd lauten Wiederhall . . .

Ich war ein kleiner Knabe
Und bin nun ſchon ein greiſer Mann;
Doch manchmal weht von Jugendzeit
Und Waldesduft ein Traum mich an.

Max Kieſewetter.

Einer jungen Freundin.

Das iſt das ſchönſte Glück der Jugend,
Das, ach, zu bald von dannen flieht,
Daß ſie des eignen Herzens Tugend
Als Wiederſchein in andern ſieht.

Sich unbewußt der ſchönen Lüge,
Nur daß ſie ihre Sehnſucht ſtillt,
Verleiht ſie ihre eignen Züge
Dem liebevoll erſchauten Bild.

Und iſt die Täuſchung hingeſchwunden
Und offenbar der holde Wahn,
Dann rankt ſich noch an Wonneſtunden
Die liebliche Erinnrung an.

So ſtrahle deine Tugend immer
Auf deine Freunde ſanft zurück,
So möge dir in ſüßem Schimmer
Einſt auferſtehn der Jugend Glück!

Wilhelm Ibel.

Digitized by Google

Harfenklänge.

Auf ihr Dichter — klingt ein Mahnen,
Stimmt auf's Neue eure Leier,
Lenkt den Flug in andre Bahnen,
Und bei eurer Liederfeier
Schaut nicht aus dem Erdenthale
Aufwärts stets mit Sehnsuchtsbangen,
Laßt die einst'gen Ideale,
Denn das Alte ist vergangen.

Dennoch, wenn des Lenzes Milde
Läßt entsprießen Blatt und Blüthe,
Spiegelt sich im holden Bilde
Jedes Frühlings Gottes Güte.
Sieghaft kommt mit dem Erneuen
All der Schönheit und des Lebens
In die Menschenbrust ein Freuen
Und kein Lenz blüht je vergebens.

Wo im tiefsten Herzensgrunde
Lodern echter Liebe Gluthen,
Giebt vom Ewigen sie Kunde,
Wie aus abendstillen Fluthen, —
Sagenhafte Glocken klingen
Denen, die verschwiegen lauschen,
Wie aus Eden Grüße dringen
Und sie wundersam umrauschen.

Stets auf's Neue weckt das Schöne
In uns heil'ge Ahnungsschauer
Und der Kunst erhabne Töne
Lindern jede Herzenstrauer,
Immer weisen ihre Zeichen
Uns noch in geweihte Hallen,
Und wir sehn aus lichtern Reichen
Helle Strahlen niederfallen.

Nicht an erdentfachter Flamme
Zündet der Begeistrung Funken,
Nein, von droben muß er stammen,
Gottbegeistert, schönheitstrunken;
Nimmer reizen mich die Siege
Neuerrichteter Idole,
Auf mein Lied! zum Aether fliege,
Schwebe hin von Pol zu Pole.

Rausche durch der Harfe Saiten
Traumhaft feierliches Weben,
Geister sollst du aufwärts leiten,
Himmelan die Herzen heben:
Bleibe Staub der Erde eigen,
Doch der Geist zerbricht die Ketten,
Ird'sches muß er übersteigen,
Will er sich zur Freiheit retten.

Emma Croon-Mayer.

Sommernacht.

Die schönste Sommernacht! Des Mondes Strahlen
Ringsher phantastisch-schöne Bilder malen —
Doch schönre sprühn aus deinen Augensternen,
Die mich entführen hin nach sel'gen Fernen ....

Wir sitzen stumm seit langen Stunden da,
Nicht geistig, — körperlich einander nah;
Und wenn du sprichst, es mir im Ohre klingt,
Als ob ein Vöglein leis im Traume singt ....
Dem Dufte gleich, der aus dem Jasmin bricht,
Hat mich dein Kuß berauscht, dein Angesicht ....

Geheimnißvolles Schweigen, Träumen rings!
Mit tausend Augen blickt uns an die Sphynx
Der duft'gen Sommernacht vom Blüthenthron,
Als heische sie ein Lösungs-Distichon;
Doch nein, es ist die goldne Aphrodite
Aus Hellas ewig-heitrer Göttermythe,

Digitized by Google

Die lächelnd jetzt an uns vorüberschreitet
Und segnend über uns die Hände breitet ....

Da faßt ein Sehnen mich, ein heimlich Zagen,
Die Seele überströmt's von Wünschen, Klagen:
Könnt' ich mich ewig schmiegen, eine Rebe,
An dich, mein Lieb ... vergessen, daß ich lebe!

Vergessen Alles, was im Herzen loht,
Vergessen, was die Welt an Glück mir bot! —
An deiner Liebe glücklich werden, Kind,
So glücklich, als im Grab die Todten sind ....

Ottokar Stauf von der March.

Mondscheinblume.

Viele Knospen macht die Sonne springen,
Wen'ge öffnen sich dem Mondenlicht;
Viele Herzen lockt des Goldes Klingen,
Doch gar selten rührt sie ein Gedicht.

Du bist jener Mondscheinblumen eine;
Wär' mein Lied doch Nachtigallenschlag,
Daß es durch die Mondnacht dir, du Reine,
Schmelzend tönte bis zum frühen Tag!

A. Pischinger.

Dank.

Auf steiler Höh' sah ich den Lorbeer ragen,
Nie hat mein Blick sich sehnend hingewandt,
Wenn für mein Lied ich eine Blume fand,
Mocht' eines Höhern Haupt den Lorbeer tragen.

Wie froh erschrocken hat mein Herz geschlagen,
Als mir die Blume ward von güt'ger Hand,
Als mich ein Geist, drin Anmuth sich verband
Mit edler Hoheit, hold entriß dem Zagen.

Rauscht auch mein Lied nicht hehr wie Orgelklänge,
Entzückt's auch nicht durch Bilderpracht die Menge,
Es kann, nun weiß ich's, doch ein Herz erfreun.

Dank sei dem güt'gen Spender für die Blume,
Sie ruht in meines Herzens Heiligthume,
Und wird belebend süßen Duft mir streun.

E. Ehrenberg.

Digitized by Google

Der Urwald.

(Bei Neuenburg im Großh. Oldenburg.)

Wanderer, lange schon wallst du, ermattend, auf staubiger Straße,
Hebe die Augen, dir winkt drüben ein schattiges Dach.
Traun, kein gewöhnlicher Wald erhebet so mächtige Kuppen,
Strebt in so ureigner Form, Riese an Riese, empor:
Urwald heißt man den Alten. Sein schonte das Beil und die Hacke,
Nur das Gesetz der Natur waltete ruhig darin,
Schaffend, vernichtend und wieder bildend in ewigen Kreisen,
Keine menschliche Hand störte gewaltsam den Ring. —
Streife den Staub von den Schuhen; denn diese Stätte ist heilig,
Und nur dem reinen Gemüth offenbart sich der Gott! —
Hier an der Schwelle der Pförtner, der graue, beut schweigend dir Einlaß,
Und das grüngoldne Gewölb nimmt nun den Nahenden auf.
Dicht verflicht sich Geäst dem Geäst und Laubwerk dem Laubwerk,
Nur der Sonnenstrahl bahnt durch das Gewirr sich den Pfad,
Hüpft von Gruppe zu Gruppe; denn alles möcht' er begrüßen,
Ruht auf dem Moose und spielt neckisch im Buschwerk Versteck.

Siehe das Bogengewölb von üppigen Epheugewinden,
Ziehe hindurch im Triumph; laß, was dich drückte, zurück!
Leichter schreitet der Fuß auf dem schwellenden sammtenen Polster,
Freier athmet die Brust in der gewürzigen Luft.
Freudig begleitet der Blick den Wuchs, den edlen, des Eichbaums,
Welcher gefestet und stark frei aus der Wurzel sich hebt,
Der, vom Sturme gepackt, dem Bedränger mit nichten gewichen,
Narbig, von Blitzen gefurcht, blieb er sich selber doch treu:
Fest und einfach und markig in stiller, erhabener Größe,
Wie ein ruhender Fels — doch nicht erstarrt, wie der Stein.
Weithin streckt er die Aeste, was klein und schwach ist, zu schirmen,
Herrlich wölbt sich sein Laub, jauchzender Vöglein Asyl.
Aber er selber hält Zwiesprach, geheime, mit Wolken und Winden
Und mit der eilenden Zeit, die bei ihm länger verweilt.

Weniger ernst und gewichtig ertönet der Buche Geflüster,
Wenn sie zierlich und leicht sich im Winde bewegt.
Ebenmäßig und schlank entspringen die schimmernden Stämme
Röthlichem Boden, bedeckt mit dem vorjährigen Laub;
Raschelnd begegnet's dem Tritte des einsam ziehenden Wandrers.
Denke des Todes! so raunt's mitten in Leben und Glück. —
Aber das Leben bleibt Sieger; aus Moder, Staub und Verwesung
Keimt es und steigt es mit Macht siegreich zum Lichte empor!
Hier zu Füßen des Weißdorns, des bräutlich geschmückten, erheben
Veilchen den kindlichen Blick schüchtern zur minnigen Maid.
Zärtlich umschlinget das Geißblatt des Ilex stachlichte Zweige,
Keinem Andern gelang's, jenem Rauhen zu nahn.
Freundlich gestattet die Schönste des Waldes, das dornige Röslein,
Daß sich das Brombeergewirr ihren Ranken gesellt.
Selbst den ersterbenden Eichstumpf, den morschen, rindeentblößten,
Hält die Liebe noch fest: Epheu umhegt ihn voll Kraft,
Weich decken Moos ihn und Flechte, und droben aus Trümmern und Splittern
Lugt, in thauiger Luft wiegend, die Esche hervor,

Digitized by Google

Munter bewegt sie die Blättchen, — ein Vogel trug wohl den Samen
Einst auf den luftigen Sitz, sieh, und das Bäumchen ergrünt!

Fülle des Lebens und Strebens, wohin das Auge sich richtet,
Jedes zum Ziele gewandt, jedes vollendet in sich!
Kaum vermag noch der Sinn die einzelnen Formen zu fassen,
In ein harmonisches Bild webt sich unendliche Pracht.
Bald verengt sich der Weg zum stillen, lauschigen Tunnel,
Draus, im Aesen gestört, flüchtig enteilet das Reh;
Leicht überspringt es den Sumpf, der träumend im Farnkraut sich breitet,
Und aus dem Schlummer erwacht, blitzt das Gewässer empor.
Bald wieder lichtet der Pfad sich, zur Seite weichen die Riesen,
Tragen gewaltigen Haupts freier das himmlische Zelt. —
Siehe den Vorhof des Tempels und schau in die stille Rotunde,
Die vergoldet vom Licht tief in der Einsamkeit ruht.
Mitten im Tempel erhebt sich ein Altar, ein köstlich geschmückter,
Epheu umkränzet den Stumpf, Rosen- und Brombeergerank;
Süße Opfergerüche entströmen den lieblichen Kelchen.
Spürst du ein Wehn im Gezweig, leise, wie Harfengeschwirr? —
Beuge die Kniee, o Wandrer, dem Geist, der im sanftesten Säuseln
Tief zum Herzen dir spricht, der seine Wunder dir weist. —
Hier im Tempel, der nicht von Menschenhänden gegründet,
Weih dich ihm, Seele und Leib, — schwöre beim ewigen Licht:
Was allen Wesen bestimmt, zum Höchsten sich frei zu erheben,
Sei auch fürder mein Ziel! Rastlos eil' ich ihm zu!
Dank dem erschaffenden Gott! Du gabst dem Menschen die Schwingen,
Lehr sie ihn brauchen, und kühn bringt er zum Himmel empor!

Anna von Jeromski.

Donaufahrt.

Mein Kahn durchfurcht die blauen Wogen
Im alten, heil'gen Donaustrom,
Am Grunde spiegelt seinen Bogen
Der sternenklare Himmelsdom.
Beim Schmeichelklang des Wellenkusses
Bebt schaukelnd das bewegte Rohr
Und rauschend hebt der Gott des Flusses
Sein schaumbekränztes Haupt empor.

Mich dünkt, ich sei ein Nibelunge
Und fahre in das Heunenland
Und lausche Volker's Liederzunge
Am waldumsäumten Donaustrand.
Dazwischen hör' ich Waffen klirren,
Im Mondlicht strahlt der Panzer Pracht,
Und traumverlorne Stimmen irren
Wie Geister durch die stille Nacht.

Die moosbewachsnen Burgen träumen
Von jener tapfern Reckenschaar,
Die einst in ihren stolzen Räumen
Bei Rüdiger zu Gaste war.
Kein Nachthauch wagt den Traum zu stören,
Geräuschlos theilt der Kahn den Schaum —
Den Nachhall meint man nur zu hören
Von dem verklungnen Märchentraum.

Jos. Schmid.

Digitized by Google

Ein Traum.

Ich hatte einen Traum, so schön, so hold;
Weit dehnte sich vor mir im Abendgold
Der Nordseestrand, fern rauschte auf das Meer
Und hauchte laue Brisen zu mir her.

In einem Strandkorb saß ich, still, allein,
Ruhlechzend nach des Lebenskampfes Pein,
Ich fühlte, wie mein Leben plötzlich schwand,
Mein Herz ergriff des Todes kalte Hand.

Noch einmal schwang sich meine Seele auf
Und überflog der Lebenstage Lauf:
Verlockend schöne Sterne, Ehr' und Ruhm,
Ihr brachtet mir ein geistig Martyrthum! —

Ein Seufzer nur, dann fiel das Haupt mir schwer
Hernieder auf die Brust und trüb und leer
Ward's rings vor meinem Blick; an's Ohr schlug schrill
Ein banger Mövenschrei und dann ward's still. —

Da rüttelte mich plötzlich eine Hand,
Ich blickte scheu empor und vor mir stand
Ein Engel, licht und hehr, im Strahlenkranz,
Den eine Fackel warf von rothem Glanz.

„Ich bin dein Genius", sprach er, „wach auf!
Noch ist beendet nicht dein Lebenslauf,
Blick' in der Fackel goldigrothes Licht,
Dann wird Erkenntniß dir von deiner Pflicht." —

Und drei Mal er um mich die Fackel schwang,
Ihr Licht mir durch das Aug' zur Seele drang
Und neue Lebenskraft und frischen Muth
Entfachte ihre Wärme mir im Blut.

„Nun schweb' zurück ich in mein Paradies,
Auch du folg' deiner Bahn, die ich dir wies,
Dann wird dir noch zum Segen einst mein Pfand . . ."
So sprach er, sah mir ernst in's Aug' und schwand.

Ich wachte auf, da war es lichter Tag,
Durch's offne Fenster scholl der Finken Schlag,
Die Lerchen stiegen jubelnd aus dem Feld,
Und rings mit mir war neu erwacht die Welt.

Jos. Aldoth.

Digitized by Google

Bücherschau.

Die Anfänge der Poesie. Grundlegung zu einer realistischen Entwickelungsgeschichte der Poesie von **Ludwig Jacobowski.** (Dresden, Pierson's Verlag). Der noch jugendliche Verfasser hat sich bereits durch formschöne, wie gedankenschwere Gedichte einen Namen gemacht. Hier tritt er gewissermaßen mit einer Doctordissertation an's Tageslicht, auf deren jeder Seite ich das eingehende Studium von Kant's, Schiller's, Fechner's ästhetischen Schriften, sowie von Häckel und Darwin bemerke. Aber er sucht auch philosophisch, wie die junge deutsche Schule ästhetisch, mit dem Alten zu brechen, aufzuräumen, und mag der Versuch gelobt werden. Ich muß jedoch bekennen, daß ich sowohl Häckel als Darwin oft ganz anders verstanden habe, wie Herr Jacobowski und mich mit gewissen Rückschlüssen, wie Folgerungen gerade vom wissenschaftlichen Standpunkte aus nicht immer einverstanden erklären kann. „Die Thatsache, daß alle Völker der Erde von einem Urvolk abstammen", steht durchaus nicht fest, sondern ist eine Hypothese. Jacobowski spricht von einem Differenzirungsinstinkt der Organismen und legt ihm gewisse Potenzen bei, während Darwin nur für blinde Zuchtwahl eintrat. So könnte ich noch mehrere grundlegende Irrthümer anführen, verweise aber Laien wie — Professoren auf die sehr lesenswerthe Schrift.

Dr. Alfred Friedmann.

Graf Floris. Historischer Roman von **A. v. d. Elbe.** (Dresden, Pierson's Verlag). Die Geschichte spielt zur Zeit und zum Theil auch auf dem Schauplatz des Abfalls der Niederlande. Der Held, ein Enkel des von Alba hingerichteten Grafen Hoorn, wird als Knabe auf seltsame Weise aus dem Gefängnisse gerettet, und die Tochter eines treuen Freundes des Hauses erzieht ihn unter scheinbar endgiltigem Verzicht auf eigenes Glück. Endlich aber wendet sich, nach mannigfachen Irrungen und Wirrungen, alles zum Guten. Die Geschichte ist gut erfunden, die Gestalten sind, wenn auch nicht gerade plastisch, so doch richtig und konsequent gezeichnet. Das Kostüm ist mehr äußerlich als innerlich festgehalten.

Dr. Adolf Brieger.

Phaeton. Ein Trauerspiel in 4 Akten von **Karl Wilh. Geissler.** (Cöthen, Paul Schettler's Erben, 1889). Von den antikisirenden, einen mythologischen Stoff behandelnden Dramen ist das vorliegende nicht zu den gelungensten zu rechnen. Der Verfasser scheint freilich dies Gebiet mit besonderer Vorliebe zu bebauen, — erst neulich hat er es sogar mit einem anderen Stück ejusdem farinae in Magdeburg zu einem Achtungserfolge gebracht — aber dennoch entspricht der Erfolg nicht der Mühe, die ja an sich löblich und gut ist. In unserer modernen Dramatik, die mit Recht gleich den anderen Dichtungsarten einen Extrakt der großen Zeitideen bieten soll, ist nicht recht Platz mehr für eine Ausgestaltung der Ovidischen Phaetonsage, die trotz ihrer ansprechenden Form doch fast ganz des allgemein menschlichen Kerns ermangelt. Darüber helfen denn auch die zum Theil sehr ansprechenden Einzelheiten fort. Ich wenigstens glaube nicht an einen Erfolg solcher Arbeit. Stellt man sich jedoch auf den Boden der Thatsachen, so sei erwähnt, daß Geißler die Handlung geschickt zu einem Konflikt zwischen irdischem Glück und verzehrendem Ehrgeiz zugespitzt hat, bei dem natürlich das erstere die Rechnung bezahlen muß. Auch hiervon hat sich der moderne Dramatiker frei gemacht, und sein Aschenbrödel ist in den meisten Fällen ein ganz anderes. Nicht verschweigen darf ich, daß die Verse Geißler's nicht über allem Tadel erhaben sind. Die Metrik ist zwar befriedigend, leider aber schleichen sich hier und da Prosaismen ein, die bekanntlich die Mörder der Stimmung sind. Es klingt z. B. zum mindesten sehr unglücklich, wenn Seite 2 „sonnenheiße Küsse die Worte vertraten", und störend empfinde ich auch den Gebrauch vieler Apostrophirungen: sein „heilig's Schwert" ist neben manchem Anderen schwerfällig.

Fritz Eberhardt.

Gedichte von Ludwig Fulda. (Berlin, F. Fontane, 1890.) Ludwig Fulda ist ein Dichter. Wenn seine Lustspiele (oder besser gesagt Possen; denn ein neueres eigentliches Lustspiel bleibt bekanntlich immer noch zu schreiben) — sich schon aus der Unmasse der Produktion vortheilhaft heraushoben, so hat er seinen Ruf neuerdings durch „Das verlorene Paradies" fest begründet. In den mir vorliegenden „Gedichten" tritt seine Begabung nicht minder deutlich hervor. Es herrscht durchgängig Eigenartigkeit, Originalität. Und originell muß heutzutage mehr als je der Schöpfer geistiger Erzeugnisse sein, will er über die Menge hervorragen. Der Leser, der Alltagspoesie und oberflächliche sanftselige Duseleien in schönen Anthologieen sucht und die poetische Lektüre als bloßes Mittel zur Beförderung der Verdauung betrachtet, der wird das Buch bald aus der Hand legen. Denn gleich die unter dem Titel „Satura"

Digitized by Google

vereinigten Gedichte geben reichlich Stoff zum Nachdenken und zwar zu energischem. Das ist kerniges, in Essig gelegtes Fleisch; es zu verdauen, dazu gehört ein guter Magen. Aber wie vortheilhaft nimmt sich doch diese Speise aus neben dem gepfefferten, beizenden Ragout des „reinen" Naturalismus! Realist ist Fulda von oben bis unten, aber nicht Naturalist. Sturm und Drang, Gährung und Schäumen, aber alles innerhalb natürlicher Formen und Schranken; wallt das Kochende und Sprudelnde dann und wann einmal über, das schadet nichts. Dabei ein Beherrschen der Verse, der Reime, der Formen, ein Wohllaut der Sprache und ein Reichthum der Bilder und Figuren ohne Zwang und Gesuchtheit. Die ganze Sammlung hat eine gewissenhafte Sichtung hinter sich; denn jedes Gedicht erscheint daseinsberechtigt, das Minderwerthige, und davon wird auch Fulda Proben gehabt haben, ist ausgeschlossen. Mehr braucht nicht gesagt zu werden, um das Buch zu empfehlen.

Hugo Rheinländer.

Briefschalter.

E. H. P. in T--r. Wenn Sie sich selbst so unwesentliche Aenderungen, wie die an „Saul" vorgenommenen, nicht gefallen lassen wollen, so müssen Sie eben gewärtig sein, daß wir für die Folge seltener einen Beitrag von Ihnen acceptiren können; aus diesem Grunde konnten wir auch von Ihrer heutigen Einsendung nichts verwenden. — Wir haben übrigens hier weder Zeit noch Platz zu langen Controversen und bemerken nur, daß, wenn Ihnen unreine Reime „behagen", wir dieselben nicht „reizvoll und interessant" finden, wie Ihnen das ja hinlänglich bekannt sein muß. — Schließlich vergessen Sie, daß alle uns zugehenden Gedichte erst in dem Augenblicke den Charakter einer „Preisbewerbungsarbeit" annehmen, in welchem sie die Linie unserer Kritik passirt haben, sonst könnte ja Jeder gleich Ihnen verlangen, daß alle seine Gedichte — und seien sie noch so untauglich — wahllos von uns zum Abdruck gebracht würden!! Wir haben das Preisausschreiben wahrlich nicht erlassen, um unser uneingeschränktes redactionelles Verfügungsrecht nur im Geringsten antasten zu lassen. Es ist auch Niemand sonst auf Ihren seltsamen Gedanken verfallen.

W. S. in W—ek „Im Grunde"; Dr. K. Z. in H—f „Lebenslosung"; O. F. in G—z „Distichen"; Prinz R. in B—n „Ein trauriger Zecher" und E. Z. in F—th „Die Liebe — ein treuer Engel" unter dem Titel „Der Liebe Sendung" (mit kleinen Aenderungen und Streichungen); O. P. K. in L—g einen der „Sprüche" (Ihren Gedichten gebricht es noch immer an der nothwendigen Freiheit und Glätte der Diction); Dr. G. K. in W—n „Das Ideal" und „Dürrenstein"; F. W. in N—tz „Tat Tähnuttrecken". Angenommen!

M. K. in L.-Th—g (senden Sie Anderes; Ihr Buch ist zur Besprechung versandt); H. v. P—n in H—f (anfechtbare Stilwendungen; wir erwarten gern Anderes); J. L. in G—a; H. G. in B—n (nicht leicht und frei genug im Ausdruck); H. S. in B—n (größtentheils verbraucht); W. H. in P—n (ohne Einheitlichkeit der Form); Th. L. in H—r (schon vielfach in gleicher Weise behandeltes Motiv); W. K. in L—r (vielfach unklar, weil zu bilderreich); E. G. in B—n (zu breit in der Ausführung, zum Theil auch im Versmaße mangelhaft); I. R. in Gr.-A—n (ganz unfertig); L. H. in G—f (formell mehrfach mangelhaft); O. S. in D—n und I. S. in B—s (salopp in Stil, Form und Ausführung; Sie produciren viel zu hastig); A. F. in D—n (Ihnen mangelt zunächst noch die Herrschaft über die Sprache). Dankend abgelehnt!

M. M. in L—tz. Ihnen fehlt, wie das ja bei Ihrem so jugendlichen Alter an sich nicht verwunderlich ist, noch jede Kenntniß der dichterischen Form hinsichtlich Reim, Rhythmus und Strophenbau; es ist unbedingt nothwendig, daß Sie sich zunächst durch das Studium einer Metrik nach dieser Richtung hin ausbilden.

K. K. in L—g. Beim Nachdruck des Gedichtes des Prinzen Schönaich-Carolath in den „Leipziger Nachrichten" ist gewiß nur versehentlich die Quellenangabe vergessen worden.

R. H. in B—n. Herr, immer dunkler wird Ihrer Rede Sinn! Wir können Sie nur unserer Theilnahme versichern, da Ihr Kopf offenbar nicht mehr zu wissen scheint, was Ihre Rechte geschrieben. Ihre freundliche Absicht, weitere Einsendungen unterlassen zu wollen, findet unseren ganzen Beifall, da Sie offenbar einer von jenen stets Selbstzufriedenen sind, welche ein Wort berechtigten und wohlmeinenden Tadels nicht vertragen können und die es daher in ihrer Kunst niemals zu etwas Rechtem bringen werden.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 19. Juli 1891.)

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Julius Grosse, Anna Liebhold, Rudolf Geck, Otto Fischbach, Georg Bachmann, Julius Litten, Günther Walling, Victor Blüthgen, Julius R. Haarhaus, Julius Sturm, Max Kiesewetter, Wilhelm Idel, Emma Croon-Mayer, Ottokar Stauf von der March, A. Pischinger, E. Ehrenberg, Anna von Jeromski, Jos. Schmid und Joh. Alboth. — Henrik Ibsen und seine Bedeutung für unser Schriftthum. Von Rudolf Goette. (Fortsetzung.) — Bücherschau. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Die demnächst erscheinende Nr. 1 vom 12. Jahrgange des „Deutschen Dichterheim" wird in der bedeutenden Auflage von

10,000 Exemplaren

erscheinen, wovon allein

mindestens 7000 direct unter Streifband

ausschliesslich an Adressen solcher Persönlichkeiten versandt werden, welche sich nach unserer und unserer Vorgänger (Eckstein's und Fastenrath's „Dichterhallen") langjährigen Erfahrung als regste Interessenten für die zeitgenössische Litteratur erwiesen haben.

Diese Adressen stehen Niemandem sonst in gleicher Ausführlichkeit und in annähernd vorzüglicher Auswahl zur Verfügung!

Wer daher diese Nummer zur Anzeige poetischer und belletristischer Werke zu benutzen gedenkt, wird unstreitig ein weit günstigeres Ergebniss erzielen, als selbst durch Anzeige in den gelesensten Familienblättern, deren Leser selbstverständlich auch nicht im Entferntesten ein so vollzähliges litterarisch gebildetes Publikum aufzuweisen haben.

Wir berechnen für die einmal gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum nur 50 Pf. und sehen gefl. Aufträgen bis spätestens **30. August** d. J. entgegen.

Dresden-Striesen.

Die Expedition des „Deutschen Dichterheim".

Unter Hinweis auf die dieser Nummer beigelegten Bestellkarten bringen wir in gefl. Erinnerung die demnächst zur Ausgabe gelangenden

Einbanddecken

in reichster Gold-, Schwarz- und Buntpressung für den laufenden Jahrgang unserer Zeitschrift. Der Preis derselben, welcher späterhin durch die Minderkosten beim Binden nahezu gedeckt wird, beträgt wie bisher bei Francozusendung **Mark 1.50.** pro Exemplar. — Wir ersuchen die geehrten Reflectanten, ihre Bestellungen spätestens bis

30. August

an uns gelangen zu lassen, da wir nicht mehr Exemplare anfertigen lassen, als thatsächlich bis zur genannten Frist bestellt werden.

Ferner bitten wir, Bestellungen auf Einbanddecken früherer Jahrgänge — die wir besonders anfertigen lassen müssen — uns gleichfalls ehestens zukommen zu lassen.

Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**
Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: **Paul Heinze.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Mein Bergland.

Heil dir, mein Bergland! Nie möcht' ich dich
Mit andrer Heimat vertauschen!
Wenn den nahenden Sturm der Hochwald grüßt
Mit hoheitsvollem Rauschen,

Wenn die flammenden Blitze der Felsen Stirn
Mit zackiger Krone krönen
Und die Wolkenrosse durch's Himmelsgefild
Mit donnerndem Hufschlag dröhnen:

Wie schön, o wie schön dann bist du, mein Land!
Ich hör' in den brausenden Wettern
Den jauchzenden Kampfruf meines Volks
Durch die Weltgeschichte schmettern.

Denn das ist stolzes Germanenloos:
Stets sein zum Streite gerüstet.
Es entfessle den Sturm, es entlocke den Blitz,
Wen's zu verderben gelüstet!

Max Schlierbach.

Digitized by Google

Henrik Ibsen und seine Bedeutung für unser Schriftthum.

Von **Rudolf Goette.**

(Fortsetzung.)

Der tiefste Gehalt des Dramas soll sich in der innern Wandlung Nora's enthüllen, welche am Schluß die Trennung der beiden Eheleute herbeiführt. Sie erweist sich schließlich als eine problematische Natur, die tanzende, Makronen naschende kleine Frau. Dem Gesetz stellt sie ihr Rechtsbewußtsein entgegen, das es ihr gestattet, für das Wohl ihres Mannes einen Betrug auszuüben. Im Widerstreit zu den sittlichen Pflichten, welche der Gattin, der Mutter erwachsen, beruft sie sich auf ihr Menschenrecht, auf die Pflichten gegen sich selbst. Wer das Stück unbefangen auf sich wirken läßt, wird am Schluß die Empfindung haben, daß er sich nicht mit dem Dichter einverstanden erklären kann. Es ist allerdings ein Wunderbares, das da geschieht, aber nicht ein Natürliches. Nora ist von romanhaften Backfischideen beherrscht, sie ist schwach und unwahr gegen sich selbst und Andere. Woher nimmt sie auf einmal die Kraft zu dem außerordentlichen Entschlusse, der ruhigen Sicherheit eines behaglichen Daseins zu entsagen? Auch eine auf oberflächlicher Zuneigung beruhende Ehe fesselt die Frau mit tausend Banden der Natur und Gewohnheit an den Gatten und die Kinder. Diese plötzlich zu zerreißen, bedürfte es starker sittlicher Antriebe in einem heroischen Charakter; die überspannte Seele eines verwöhnten, schwachen Dämchens drängt nicht auf solche Bahnen. Wenn Nora, nachdem sie die Aeußerlichkeit ihres Verhältnisses zu dem Gatten und den Kindern erkannt hat, sich unfähig fühlt, eine wahre Gattin, eine wahre Mutter zu sein, wie kann sie dann in ihrem geistigen Bankerott darauf hoffen, losgelöst von Allem durch eigene Kraft zu innerer Läuterung zu gelangen? Der Dichter selbst ist es, dessen Anschauung aus Nora's Munde spricht: Wo die Ehe keine geistige Vereinigung der Gatten, keine innere Annäherung zu Stande gebracht hat, ist sie nicht werth, zu bestehen, sie werde zerrissen! Diese Tendenz muß man in dem Stück erkennen. Allein wie die Einkleidung unvollkommen ist, kann auch der Kern der Dichtung nicht als reife Frucht gelten. Ein Konflikt der Pflichten, wie ihn Ibsen darstellen will, ist einfach ungeheuerlich. Wie können bei einer Frau die Mutterpflichten mit den Pflichten gegen das eigene Selbst derart in Widerspruch stehen? Es ist doch wohl daran festzuhalten, daß die sittlichen Gebote der Menschennatur unter allen Umständen heilig sind; ein krankhafter Eigenwillen, der sich gegen sie auflehnen wollte, vermöchte niemals die Kraft und Würde eines heldenmäßigen Entschlusses zu bekunden. Während die selbstbewußte Stärke der Frau Linden Bewunderung einflößt, kann die entpuppte Nora nur widerwärtig erscheinen. Doch hierbei mag es uns zum Trost gereichen, daß wir der ersteren vielleicht einmal irgendwo begegnen mögen, während die Nora des letzten Aufzuges nirgend anders als im Kopf ihres Dichters leben kann. Das Stück als Ganzes ist an der krampfhaften Zuspitzung zu einer einseitig aufgefaßten Tendenz gescheitert.

Von reicherem dichterischen Leben ist das Schauspiel „Die Wildente" durchpulst. Es weist vor Allem eine größere Fülle eigenartig ausgestalteter Charaktere, eine größere Mannigfaltigkeit der Handlung auf, so daß unsere Theilnahme gleichmäßiger gefesselt wird. Das Dramatische liegt hier nicht in einer nach bestimmtem Ziele hin zugespitzten Entwicklung, sondern in einem lebendigen Wechsel der Stimmungen und Situationen, der uns in steter Spannung erhält. Mehr als in irgend einer andern Bühnendichtung Ibsen's fehlt ein bestimmtes Schlußergebniß, wenn auch der leitende Gedanke aus dem Ganzen hervorleuchtet. Der Großhändler Werle, ein reicher Wittwer, ist im Begriff eine neue Ehe einzugehen. Als die bedeutsamste Gestalt des Stückes ist sein Sohn Gregor anzusehen; dieser, ein geistig etwas beschränkter Sonderling, fühlt sich berufen, allerwärts „die moralische Forderung zu präsentiren", unwahre, übertünchte Zustände zu bekämpfen und aufzudecken. Er klärt deshalb seinen Freund, den im Erfinderwahnsinn befangenen, halb verstimpelten Photographen Hjalmar Ekdal darüber auf, daß dessen Gattin die frühere Geliebte des Großhändlers ist. Ekdal, eine in sittlicher Beziehung empfindliche Natur, will sich darauf in höchster Entrüstung von Gina, seiner Frau, trennen, trotzdem diese ihm während einer fünfzehnjährigen Ehe eine sorgsame und untadelige Hausfrau gewesen ist; ihre halberwachsene Tochter Hedwig, die bisher sein Liebling war, will er jetzt nicht mehr sehen. Die letztere, ein geistig und gemüthlich reich beanlagtes, zur Schwärmerei neigendes junges Wesen, ist unter dem Einfluß Gregor Werle's zu der Meinung gekommen, daß sie ihrem Vater ein großes Opfer bringen müsse; sie glaubt jetzt ihm im Wege zu sein und erschießt sich. Ihr Tod führt Hjalmar und Gina innerlich zusammen.

Es ruht eine eigenartige Beleuchtung über dem Drama, die Farben sind reicher und wechselvoller als sonst bei Ibsen. Der krankhafte Hauch, der auf allen seinen Dichtungen lastet äußert sich hier besonders in geistiger Verkrüppelung. Die beiden Freunde Gregor und Hjalmar, ebenso des letzteren alter Vater und der Theologe Nolvig sind nur bis zu einem gewissen Grade zurechnungsfähig. Als Verfechter der Wahrheitsidee im gesellschaft-

Digitized by Google

lichen Leben vermochte Ibsen nur einen spintisirenden Grillenfänger wie Gregor Werle zu erschaffen, einen Mann, der den Forderungen des Lebens gegenüber blind zu sein scheint. Es ist naturgemäß, daß eine sittliche Idee, wo sie einen Menschen ergreift, sich mit anmuthender Wärme, mit belebendem Feuer hervordrängt; davon ist bei diesem Ibsen'schen Propheten keine Spur zu merken. Gregor ist nicht einmal eine lautere Natur; er ist mitschuldig an gewissenlosen Handlungen seines Vaters, denen entgegenzutreten er früher nicht den Muth besaß. Wo, in aller Welt, nimmt er jetzt den Muth her, in seiner Art ständig gegen den Strom zu schwimmen? Man hat bisweilen zu einseitig die Lebenstreue der jüngeren Kunst betont. Ibsen hat seinen Gregor Werle ebensowenig im Leben gefunden, als Schiller seinen Marquis Posa. Die letzte Entscheidung wird immer in der Persönlichkeit des Dichters liegen. Helden, die titanisch einherstürmten und Erde und Himmel umzuwälzen verlangten, waren eben ein Theil des feurigen Schwaben; der Norweger hingegen erhebt sich nicht zu jener Größe der Anschauung, die ewige, machtvoll ausgemeißelte Gestalten emporrichtet, seine Figuren hinterlassen nicht derart einen bleibenden Eindruck wie die unserer klassischen Bühnendichtung, es sind mehr oder weniger Alltagsmenschen, sie gehören oft jener platten Mittelmäßigkeit an, welcher die Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Kleist aus dem Wege gingen; auf diese Bahn sah sich Ibsen geführt nicht etwa weil er der größere Realist, sondern weil er im Vergleich zu jenen der kleinere Mensch ist und weil sein Geistesblick doch nicht weit genug über den beschränkten Kreis der bürgerlichen Gesellschaft unserer Zeit, insbesondere seines Vaterlandes hinausreicht. Daß ihm auf diesem engen Raum mannigfache Aufnahmen von bewundernswerther Lebenswahrheit gelingen, davon legt allerdings „Die Wildente" ein hervorragendes Zeugniß ab. Gina z. B. ist trefflich nach der Wirklichkeit gezeichnet; an ihr veranschaulicht es sich, wie eine von Haus aus gemeine Denkart durch die sittliche Weihe der Ehe bis zu einem gewissen Grade gemildert wird, wie eine nüchterne, schwunglose Alltagsgesinnung doch mit verborgenem, tieferem Empfinden gepaart ist; in ihrer Art vorzüglich ausgeführt sind auch die meisten andern Figuren des Stückes. Die Tendenz kommt weniger absichtsvoll und darum wirksamer und überzeugender als in Nora zum Ausdruck. Wenn auf beiden Seiten Offenheit und der Wille, einander zu schützen, vorhanden, dann sind die Vorbedingungen einer gedeihlichen Ehe gegeben, welche auch die Makel der Vergangenheit zu tilgen vermag, das ist der Grundgedanke des Stückes. Auf diesem Boden vereinigt sich der alternde Großhändler mit Frau Sörby, einer klugen, muntern Dame, und die Ehe Hjalmar's mit Gina gewinnt durch die Katastrophe, welche ein klares Verhältniß zwischen Beiden schafft, Festigung und innere Vertiefung. Das Seltsame, Absonderliche übt auf Ibsen eine eigenthümliche Anziehungskraft aus, ein derartiger Zug geht durch seine sämmtlichen Stücke; in der „Wildente" treten die Wunderlichkeiten des alten Ekdal, der sich zur Jagd auf einer Bodenkammer Hühner, Tauben, Kaninchen und eine Wildente hält, doch zu anspruchsvoll hervor. Die sinnbildliche Beziehung, in welche der letztere Vogel zu den Mächten des Schicksals gebracht ist, erscheint ein wenig gesucht. Ein Streben nach Gesundung, nach Ueberwindung kranker Verhältnisse tritt in der „Wildente" unverkennbar zu Tage, der Dichter gelangt immerhin zu einem Ergebniß, aber als Ganzes vermag das Drama nicht befreiend zu wirken, es hinterläßt eine Wirrniß verschiedenartiger Eindrücke.

5. Dramen des befreienden Entschlusses.

Für Ibsen lag in gewissem Sinne eine Nothwendigkeit vor, bei seinem Ringen nach Wahrheit, nach Erfassung des Lebenskernes für die angeregten tiefen Fragen des Seins irgendwie eine befreiende Antwort zu finden. Eine solche Antwort versucht er in den „Stützen der Gesellschaft" und in der „Frau vom Meer" zu geben. Das erstere Drama stellt einen Triumph der Wahrheit über die Macht der Lüge im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben dar. Die Handlung spielt in einem vom Welthandel nicht ganz abgelegenen Küstenplatze. Der Konsul Bernick steht im Begriff, mit einigen andern Großkaufleuten des Ortes eine Zweigbahn in's Leben zu rufen, welche die Stadt in nähere geschäftliche Verbindung mit dem Binnenlande bringen soll. Er hat vor fünfzehn Jahren unter sehr bedenklichen Umständen das väterliche Geschäft übernommen. Damals wurde er in nicht eben sehr ehrenhafter Weise in ein Liebesabenteuer verwickelt; jedoch sein Freund und Schwager nahm vor der Oeffentlichkeit die Schuld auf sich und ging kurz darauf nach Amerika. Bernick nutzte damals diesen Freundschaftsdienst noch weiter aus, indem er die Verbreitung eines Gerüchtes begünstigte, nach welchem der Davongegangene aus dem Bernick'schen Geschäft eine namhafte Summe entwandt haben sollte. Hierdurch ward es ihm möglich, die Bedenken seiner Gläubiger zu beschwichtigen und die Krisis zu überstehen, sodaß er jetzt unbestritten der reichste, mächtigste und angesehenste Mann des Ortes ist, die stärkste Stütze der Gesellschaft. Nun kehrt plötzlich Bernicks Schwager in Begleitung einer älteren Halbschwester, eines Fräulein Lona Hessel, aus Amerika zurück, nicht eben zur Freude des Konsuls und seiner Gattin. Bernick, der für die Begründung der Zweigbahn eine geschäftliche Ueberrumpelung vorbereitet, um hierdurch sich und seinen Verbündeten den Hauptgewinn zu sichern, glaubt jetzt seines Ansehens mehr denn je zu bedürfen und fürchtet, daß durch die Anwesenheit seiner amerikanischen Verwandten alte Geschichten wieder in Erinnerung gebracht werden könnten, bei deren Aufklärung er nur

Digitized by Google

verlieren kann. In der That bahnen sich bedenkliche Konflikte an. Johann, der amerikanische Schwager, verliebt sich sehr ernstlich in Dina Dorff, die im Hause Bernicks lebende Tochter einer zu Grunde gegangenen Schauspielerin. Da sich seiner Werbung die falschen Gerüchte, welche über ihn verbreitet wurden, hindernd in den Weg stellen, beschließt er nach Amerika abzureisen, stellt aber seine Wiederkehr und die Entlarvung Bernick's in Aussicht. Der Konsul ist in tötlicher Verzweiflung. Lona Hessel, seine Schwägerin und einstige Verlobte, drängt ihn zu einem offenen Bekenntniß. Am Abend ebendesselben Tages, der zu den stürmischen Auftritten in der Familie führte, erwartet ihn eine Kundgebung der Bürgerschaft mit Illumination und Ansprache, und es ist so eingeleitet, daß er bei dieser Gelegenheit sein Vorgehen in der Bahnfrage enthüllen und sich den Beifall der Menge sichern kann. Von Johann fürchtet er Alles, er dringt deshalb darauf, daß das auf seiner Werft nothdürftig ausgebesserte Schiff, mit welchem dieser zu reisen beabsichtigt, trotz seiner Schadhaftigkeit in See sticht. Eine Verständigung der beiden Liebenden, Johann und Dina, in letzter Stunde, das heimliche Entweichen des einzigen Knaben Bernicks nach dem Schiffe, die Verhinderung der Abfahrt durch einen Beamten Bernicks, diese Ereignisse führen eine glückliche Wendung herbei. Der Konsul wirft jetzt, unter den erschütternden Eindrücken des Abends, alle Heuchelei und Unwahrheit von sich; er läßt den Zug seiner Mitbürger herankommen und erwidert eine pomphafte Ansprache mit einem offenen Bekenntniß seiner alten Vergehungen und seiner neuen selbstsüchtigen Machenschaften in der Eisenbahnangelegenheit; gleichzeitig erbietet er sich, dieses Unternehmen auf eine Grundlage zu stellen, welche seine Vortheile Allen zugänglich macht. So steht er vor seinen Mitbürgern nicht mehr als ein Heiliger da, seine wahren Verdienste um das Gemeindewesen sind nicht mehr von einem erborgten Scheine verklärt; er sieht einer Zeit voller Kämpfe und Reibungen entgegen; aber die öffentliche Abrechnung brachte ihn mit sich selbst in Einklang; sein Familienleben wie seine öffentliche Wirksamkeit ruht jetzt auf dem sittlichen Unterbau der Wahrheit.

(Schluß folgt.)

Friedhof am Berge.

Auf hohem Berg, von freier Luft umweht,
Im Frühlingsgrün ein stiller Friedhof steht.

Und in der Runde dehnt sich schimmernd weit
Die Hügelschaar in grünem Tannenkleid.

Nur hier und da schaut aus dem Wald heraus
Ein stilles Dörfchen, ein verlassnes Haus.

Schon düstert rings die Dämmerung im Thal,
Doch wiegt auf Gräbern sich der Abendstrahl.

Sein stiller Glanz hüllt wie ein Heil'genschein
Die Grabcypressen und die Kreuze ein.

Und Wiesenblümchen schimmern gelb und blau,
Auf ihren Köpfchen strahlt der kühle Thau. —

Und leise streift der Frühlingswind herab
Des Weißdorns Blüthen auf ein stilles Grab.

Wie stumme Boten aus dem Todtenreich
Dämmern die Sterne auf, so silbernbleich.

Doch sterbend schimmert noch der Abendglanz
Am Bergeshaupt um einen welken Kranz.

Hanns Weber.

Digitized by Google

Das Märchen vom Glück.

(Nach einem französischen Motiv.)

Es waren drei Brüder, die wohnten im Wald
Im einsamen Schlosse der Ahnen;
Das stand auf dem Felsen, von Stürmen umhallt,
Mit knarrenden Wetterfahnen.
Sie jagten mit Speeren
Auf Wölfe und Bären
Und hetzten den Hirsch mit der Meute;
Sie aßen und tranken und schliefen gesund
Und lebten, wie gestern, so heute.

Da sprach der Aelteste eines Tags':
„Wie bleibt hier doch Alles beim Alten!
Noch sind wir jung — im Ernst! ich wag's,
Mir ein anderes Loos zu gestalten.
Da draußen streiten
Die Fürsten und reiten
In's Feld zum Waffentanze,
Und Thaten geschehn und der herrlichste Preis
Glänzt dort an der Spitze der Lanze."

Und der Zweite: „Ich will nicht sagen, es sei
Das Leben hier ganz unerträglich,
Doch oft auch quält mich das Einerlei
Der mageren Tage unsäglich.
Jüngst sah ich im Träumen
Die Wogen schäumen;
Ein Schifflein flog auf den Wässern;
Ich stand darinnen und führte mit mir
Das Gold in Kisten und Fässern."

„Wer weiß" — der jüngste der Brüder sprach —
„Ob draußen die Vöglein singen
So lieblich, als im heimischen Hag,
Die Bächlein so munter springen?"
Die Brüder schalten:
„Was soll uns halten
Hier bei den Krähen und Dohlen?
Wir gehn in die Fremde, wir suchen das Glück;
Du bleibe, den Käuzen empfohlen!"

So sattelten nun die Rosse die Drei,
Die starken, um aufzusitzen;
Sie holten die rostigen Schwerter herbei,
Die Lanzen mit eisernen Spitzen.
Drauf ritten sie lange,
Die Aeltern mit Sange,
Gar fröhlich, verhöhnend den Kleinen;
Der saß so bang und gesenkten Muths,
Als läg's ihm näher, zu weinen.

Digitized by Google

Und wo des Gaues Markstein lag,
Da war's ihm, als zög's ihn zurücke.
„Lebt wohl, ihr Brüder, ade! ich mag
Nichts wissen vom fernen Glücke."
Und heim zu reiten
Spornt er die Seiten
Des Hengstes; da schien sich zu neigen
Vor ihm der Wald und der Vögel Chor
Ihm Ehre und Dank zu bezeigen.

Die Anderen fuhren kreuz und quer
Auf oft gewechselten Bahnen;
Der Aeltere focht in manchem Heer
Unter vieler Herren Fahnen;
Hat Hiebe und Wunden,
Sonst Nichts da gefunden.
Der Zweite verlor auf den Wellen
All' Gut, was er mühsam errungen hatt',
An lauernde Raubgesellen.

Der Jüngste, als er gekommen war
Zurück in die heimische Halle,
Da sah er ein Weib, liebreizend gar,
Mit Augen vom Glanz der Krystalle,
Mit goldenen Locken
Dort sitzen am Rocken.
Mit zierlichem Fingerspiele
Zog sie den Flachs zu Fäden und ließ
Die Spindel sich drehn auf der Diele.

„Wer bist du?" der junge Ritter frug
Mit süßen Erstaunens Geberde.
„Ich bin" — sprach Jene — „das Glück" — und schlug
Die Augen verschämt zur Erde.
Drauf glühende Wangen —
Ein brünstig Umfangen —
Er nahm die Holde zum Weibe;
Sie schenkte ihm Töchter von lieblicher Art
Und Söhne von kräftigem Leibe.

Einst saßen, nachdem sich Jahr an Jahr
Gereiht, die Gatten beim Schimmer
Des Herdes, umringt von der Kinder Schaar.
Wie war es so traulich im Zimmer
Beim tosenden Sturme!
Da meldet's vom Thurme:
„Zwei Reiter, die sich zu nennen
Verweigern, halten im Regen am Thor;
Der Schloßherr werde sie kennen."

Auf thut sich die Burg, der Kastellan
Führt ein die Gäste in Ehren.
In Locken ergraut die Beiden nahn,
Nicht können der Thränen sie wehren.

Digitized by Google

„Ein Plätzchen am Herde,
Ein Grab in der Erde
Laß uns noch, Bruder, genießen;
Wir kommen — wir haben nicht Weib noch Kind —
Die Tage bei dir zu beschließen."

Otto Breitenhof.

Kahnfahrt.

Sacht von Baum zu Baum die lauen
Wellen meinen Nachen schaukeln,
Traumesblüthen gleich die blauen
Schilfliebellen mich umgaukeln,
Schatten küssen die schlummernde Fluth.

Durch die dunkeln Locken der Erlen —
Welch ein funkelndes Verschwenden, —
Streut die Sonne aus goldenen Händen
Silberne Perlen
In die smaragdene Schale der Fluth.

An den grauen Säulen schweben
Still nach oben meine Träume,
Wo die Bäume
Sehnend ihre Arme heben
In des Himmels leuchtende Fluth.

Leise aus dem lichten Scheine
Weht ein Blatt zu meinen Füßen
Nieder, und des Friedens reine,
Weiße Taube seh' ich grüßen,
Fernher grüßen meiner Seele dunkle Fluth.

Richard Dehmel.

Der heilige Baum.

Im Wald von Breziliane, da steht ein Riesenbaum,
In wundervoller Schönheit ragt er zum blauen Raum.

Wenn Menschen einsam gehen vorüber seinem Fuß,
Da schickt er hoch vom Wipfel rauschenden Blättergruß.

Er hat vor grauen Jahren Druiden schon gesehn,
Und dann die Artusritter auf Abenteuer gehn.

Ihm ist vorbeigetobet der Glaubensstreiter Wuth,
Er sah in Revolutionen viel Thränen und viel Blut.

Der Baum hat überdauert so gut' als schlimme Zeit,
Noch wölbt sich seine Krone, dasteht er wie gefeit.

Nicht eher, geht die Sage, beschleicht sein Mark der Wurm,
Nicht eher reißt in Stücke den Riesenstamm der Sturm;

Nicht eher als die Menschen sind alle frei und gleich,
Nicht eher als erstritten das ewige Friedensreich.

Ludwig Eichrodt.

Digitized by Google

Aus der Urzeit.

Von **Pol de Mont.**

Nach dem Vlämischen.

Dort, wo die Dyle rinnt durch's grüne Thal,
Da hält, indeß die Nacht schon niedersinkt,
Ein junger Reiter an und steigt vom Roß,
Das schäumt und dampft vor wilder Rennerlust
Und, stolz den Boden stampfend, aus den Nüstern
Auf Mähn' und Sattel weiße Flocken sprüht.
Ein Nervier ist's, ein kraftgeschwellter Sprößling
Der weiten Waldlandschaft, der keinen Fürsten
Und keinen Herrn, die goldne Sonne einzig
Im lichten Himmelsraum, die freie Luft,
Die weht, wohin sie will, nur Rab' und Geier
Und Donnerschlag und Blitz hoch über sich
Als waltend anerkennt. Hochragend steht er
Und klopft des Rosses Bug mit sanfter Hand
Und streicht dem Thier die breite Mähne glatt
Und schüttelt selbst die langen Locken, die
In rothen Flechten um die Wang' ihm fliegen,
Um kräft'ge Schultern und den mächt'gen Nacken.
Es glüht ein edles Feuer ihm im Auge,
Das aus den dunklen Brauen lichte Strahlen
Der Hoffnung, des Verlangens schießt; bald blickt er
Nach Osten, wo es dunkelt, bald nach Westen
Und seufzt, ganz kurz und leis, unmännlich nicht,
Unhörbar fast, wie wider eignen Willen.
Die Liebe spornt ihn; jenseits, wo der Rhein
Vielfach gewunden seine Fluthen wälzt,
Dort wohnt — nur einen Bogenschuß vom Strome —
Des Skalden Tochter, schön wie Frigga selbst,
Der Liebe Göttin. Viele Meilen her
Aus seiner Heimat kam der Jüngling, Durst
Und Hitze plagen ihn. Da springt ein Wasser
Bei einem Eichenstamm, er beugt sich nieder,
Der Stolze, denkt an Wodan, der's bescheert,
Und schöpft mit seiner schwiel'gen Hand zwei, drei Mal
Sich kühlen Trank. Dann mit der Linken greift er
Den Zügel, faßt mit kräft'ger Rechten wuchtig
Des Pferdes Hals, springt rasch auf seinen Rücken
Und drückt die nackte Ferse, hart wie Leder,
Ihm in die Weichen. Rasch als wie ein Pfeil
Mit Wiehern stiebt das edle Roß von dannen
Und schlürft mit Gier den kühlen Abendhauch,
Der um die Sträucher wallt: „Gaul, spute dich!"
So ruft der Reiter, und der Abendwind
Trägt durch die Wälder, wo die Vögel schweigen,
Des Nerviers Lied und lautes Hufgestampf.

Albert Möser.

Digitized by Google

Ghasel-Triolett.

Gerne möcht' ich sie wohl sehen,
Sie, bei der so schön bestehen
Reicher Geist und Schönheit kann.
Beide Gaben holder Feeen
Sieht man doch nur dann und wann,
Und nicht wird dem Netz entgehen,
Wen es einmal ganz umspann.
Gerne möcht' ich sie wohl sehen,

Die dies schöne Lied ersann;
Ach, geschäh' es, freilich dann
Wär' es auch um mich geschehen,
Denn wer wäre nur der Mann,
Solcher Macht zu widerstehen?
Schon in ihrem Zauberbann
Ach, schon brenn' ich, sie zu sehen!

Hermann Lingg.

Sympathie.

Durch deine Züge geht wie leiser Schauer
Oft eine Regung, die auch mich erfaßt —
Ich grüße dich und deine sanfte Trauer,
Die schweigend trägt, was du gelitten hast!
In Runen ward's auf meine Stirn geschrieben,
Was kein Gewähren, keine Gnade fand . . . .
Hat dir den Stachel in die Brust getrieben
Ein Weh, das weder Trost noch Thräne bannt?

Du lächelst noch und plötzlich wirst du trüber —
Von Gram umzuckt wird deine Wange bleich,
Dein Auge träumt — zog dir ein Geist vorüber,
Ein stiller Engel aus dem Todtenreich?
Enttaucht dem Letheſtrom vergangner Tage
Der Jugendliebe leuchtend Angesicht,
Und herrscht, wie damals das Gebot: „Entsage!"
Dir gell in's Ohr die strenggesinnte Pflicht?

Den Kummer meistern, macht ihn nicht vergessen —
Ein liebreich Herz bewahrt der Trennung Spur;
Ihr düstrer Schatten hegt wie Grabcypressen
Tief im Gemüth den Harm, den es erfuhr;
Solch' Sinnen gleicht dem Schwan, der Kreise ziehen
Muß auf der Fluth, die sein Genist umfaßt;
Doch Schwingen hat dein Genius dir verliehen,
Die stärker sind, als deiner Thränen Last!

Du prüftest sie — du schwingst aus Schmerzesbanden
Zur Freiheit dich und zur Verklärung auf —;
Der schwerste Kampf, wird tapfer er bestanden,
Schließt, zitternd Herz, am hehrsten deinen Lauf!
Je heißer mit Dämonen du gerungen,
Je höher dein Verdienst, hast du gesiegt!
Nur, wer den Wahn der eignen Brust bezwungen,
Hebt frei die Stirn, drum sich der Lorbeer schmiegt.

Gekämpft hast du — du kämpftest nicht vergebens!
Ob heut der Wunden Spur noch nicht vernarbt,

Digitized by Google

Noch steil dir dünkt der Gipfel deines Strebens,
Noch öd der Pfad, auf dem du lang gedarbt, —
Versehrten Frühreif dir und Mittagsschwüle
Der schönen Hoffnung glitzerndes Phantom,
Du hast gekämpft — der Sturmfluth der Gefühle
Gebot dein Wille Halt — du zwangst den Strom.

Die Kränze nicht, die uns im Ruhm beschieden,
Nicht ird'scher Liebe wonniger Genuß,
Nicht Gunst und Gold gewähren jenen Frieden,
Der einst dich labt mit seinem Engelskuß. —
Sie alle sind Oasen, in der Wüste
Der Pilger Durst zu stillen — doch das Land,
Das Kanaan, das heißersehnt gegrüßte,
Erreicht nur der, der litt und überwand.

Den Palmenhain, die Stadt mit goldnen Thoren,
Siehst, Dulder, du sie dort am Himmelssaum?
Ein ewig Ziel, willkürlich nicht erkoren,
Wies uns gemeinsam dieser Strecke Raum;
Durch deine Züge geht, wie leiser Schauer,
Oft eine Regung, die auch mich erfaßt —
Ich grüße dich und deine sanfte Trauer,
Die schweigend trägt, was du gelitten hast.

Sappho Liepholdt.

Waldeinsamkeit.

Im blättergrünen Buchenhag,
Wie ruht sich's traumhaft still;
Mir däucht, der schwüle Sommertag,
Der glühend auf den Dächern lag,
Hier schlummern gehen will.

Auf jedem Blatt der Widerschein
Grüngoldnen Lichtes liegt —
Hier wird die Welt ein Kämmerlein,
Darin zu weltvergessnem Sein
Des Waldes Sang dich wiegt.

Laß dich umgaukeln dann den Traum
Weltfremder Einsamkeit
Und träume süß mit Busch und Baum
Im friedestillen Dämmerraum
Von allen Blühens Zeit.

Johannes Krüger.

Klageepistel an einen Freund im Süden.

Freund! Du kennst die stille Sehnsucht,
Die die Jahre überdauert,
Du, dem ich vertrau, verstehst und
Würdigst auch das Herz des Jünglings,
Der sich nach dem duftdurchschwellten,

Heitern Himmel sehnt des Südens,
Der des Nordlands kalten Winden
Und noch kälteren Bewohnern
Möcht' entfliehen und ein heißes
Blut in seinen Adern fühlt.

Digitized by Google

Aber freilich! Wie der Oelbaum
Hinter trübem Glas sein Leben
Hier im Norden matt vertrauert,
Sitz' ich einsam zwischen dicken
Wohlbeleibten Büchern hier und —
Rief die Pflicht mich nicht, so ließ ich's —
Zirkle wohlbedacht auf Stückchen
Weißen Papiers mir die Erde,
Mal' den Mond als Kreis daneben,
Setze Punkte, ziehe Striche,
Gebe Jedem seinen Namen,
Wandre von dem Land des Buddha
Mit den Hundertmeilenstiefeln
Eines Stubenerddurchforschers
Bis zum Nordpol, bis zum Südpol,
Und soll Hitze mir und Kälte
Dazu denken phantasievoll!

Herzlich satt hab ich dies Treiben,
Dieses und ein jedes andre
Studium der Allnatur.
Möchte sie in meine Arme
Schließen, an den Busen drücken,
Möcht' aus ihren Augen Leben,
Neues, frisches Leben saugen,
Möchte ihre Wangen küssen,
Inniger und liebevoller
Als einst Brutus, und ich fühlt' mich
Größer denn ein Herrscher Roms.

Ja! Ich möchte! Doch ich kann nicht.
In Gedanken nur zu weilen
Fern an südlichen Gestaden,
In der Ueppigkeit der Wälder,
Auf dem Kamm des Hochgebirges,
Hat das Schicksal mir als kleinen,
Kärglichen Ersatz vergönnt;
Und zu freun mich deines Glückes,
Der du jetzt vielleicht, wer weiß es,
Heiter denkst an deine Heimat
Und an deine Jugendfreunde. —
Doch erzählst du just vom fernen
Norden einem Spaniermädchen
Oder einem span'schen Jüngling,
Und erwähnest deiner Lieben,
Sage auch, in Deutschlands Gauen
Sitzt am matten Strom der Weser,
Trübe in die Wellen schauend,
Ein german'scher Knabe, sinnend,
Von den braunen Mädchen träumt er,
Von der schwarzen Augen Feuer,
Von den Bergen unerreichbar,
Von der Gluth des span'schen Weines,
Träumt und nickt im halben Schlummer.

E. Heidenzahl.

O alte Burschenherrlichkeit.

Ein Traumbild ist's, was einstens war,
Nun ist der Flor zerrissen, —
Die Nacht ist wie ein langes Jahr,
Tief höhlt mein Haupt das Kissen.

Die Nacht ist still, so sterbensstill,
Kein Laut im weiten Kreise,
Nur aus der Schenke dringen will
Manch' altbekannte Weise.

Studenten schließt ein froher Sang
Zu einer Tafelrunde —,
Dereinst auch mir bei Gläserklang
Entfloh die rasche Stunde!

Wo sind sie doch, die Freunde all',
Die frohen, herzenslieben,
Wo ist der laute Widerhall
Im Herzen mir geblieben? —

Nun lausch' ich einem alten Sang,
Da ist's, als wenn sie riefen,
Und alles weckt der Weise Gang
In meines Herzens Tiefen.

Mir wird so eng, mir wird so weit,
So hab' ich nie empfunden —
O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du entschwunden!

Hans Hohnal.

Digitized by Google

Sommerstimmung.

Ein wonnevoller Sommertag!
Der Meise Sang, des Finken Schlag,
Dazu das Blühn und Sprießen!
Hinaus, hinaus, das Herz ist weit,
Es will der Schöpfung Herrlichkeit
Mit Andacht fromm genießen!

Ein wonnevoller Sommertag!
Allüberall im grünen Hag
Der Blumen lieblich Sprießen!
Holdtrautes Weib, mein Sonnenschein
Bist doch nur du so ganz allein,
Laß uns vereint genießen!

Am wonnevollen Sommertag
Zwei Herzen und ein einz'ger Schlag
Ringsum beim Blühn und Sprießen:
Das heißt, die schöne, sel'ge Zeit,
In Andacht höchstem Sein geweiht,
Heißt rein und recht genießen!

Franziskus Hähnel.

Till Eulenspiegels Malerkunst.

Till Eulenspiegel, sagt die Mär,
Kam einst auf müdem Rosse,
Den Rock verhunzt, den Beutel leer,
Nach Marburgs Fürstenschlosse.

„Herr Landgraf, ihr verehrt die Kunst,
Erlaubt, daß ich im Saale
Mit eurer hochgeschätzten Gunst
Ein prächtig Bild euch male!" —

Till that sich's gütlich, lebte schon
Im Schlosse manche Wochen,
Als endlich mit ergrimmtem Ton
Der Fürst zu ihm gesprochen:

„O Till, wo ist denn deine Kunst?
Ich seh' dich niemals malen;
Verscherzest du so meine Gunst,
Sollst du es schwer mir zahlen!" —

„Verzeiht, Herr Landgraf", sprach der Till
Mit demuthvollem Neigen,
„Ja, euren Herr'n und Damen will
Ich mein Gemälde zeigen!" —

Der Tag erschien, der Rittersaal
War voll von Herr'n und Frauen,
Doch stand die Wand noch nackt und kahl
Und war kein Bild zu schauen.

Till rief: „Nur der, wer makellos
Geboren ward, kann's schauen!" —
„Welch' herrlich Bild, wie schön und groß!"
Nun lobten Herr'n und Frauen. —

Till aber ritt von dannen, reich
Beladen mit Geschenken,
Und lacht' vergnügt ob seinem Streich
Und sann nach neuen Ränken.

Ludwig Wolkmann.

Das Augenwasser.

Es lag mir dumpf im Kopfe,
Die Stirn war mir so schwer,
Es rötheten die Lider
Des Augs sich mehr und mehr.

Umflort erschien dem Blicke
Das weite Weltenrund —
Ich lief zum Augenarzte,
Um Rettung bat mein Mund.

Digitized by Google

Er sollte gleich verschreiben
Mir ein Medikament,
Das man, das Auge zu heilen,
Wohl Augenwasser nennt. —

Es ging ein Tag, doch schlimmer
Nur wurde meine Pein . . .
„Zum Teufel mit dem Bettel,
Den öden Quacksalb'rein!"

Und ächzend lag ich, seufzend,
Unsäglich matt und arm,
Ich dacht' an meines Herzens
Trostlosen, bittern Harm —

Ich dacht' an ferne Tage,
An sie, die ich verlor . . . .
Da tropft' es von den Wimpern . . .
Ich armer blinder Thor!

Jetzt weiß ich, wo alleinzig
Mir Trost und Rettung winkt —
O köstlich Augenwasser,
Das selbst im Auge blinkt!

Fritz Eberhardt.

Litteratur und Kunst.

Die „Association litteraire et artistique internationale" beschloß in einer am 1. August stattgehabten außerordentlichen Versammlung nach erregter Debatte, den für den 12. bis 19. September nach Berlin einberufenen internationalen litterarischen Congress wegen eingetretener Schwierigkeiten nicht in Berlin, sondern in Mailand abzuhalten. Dieser Beschluß wird jedoch im Uebrigen ohne jede Bedeutung bleiben, da der Congreß nunmehr einfach o h n e die Mitwirkung der „Association" seine Sitzungen in Berlin abhalten wird.

*

Der deutsche Schriftstellerverband wird sich in seiner nächsten Generalversammlung mit zwei sehr wichtigen Fragen zu befassen haben: mit der endgiltigen Schaffung eines Organs, das allen Mitgliedern gleichmäßig und kostenfrei zugesandt wird, und mit der Anstellung eines besoldeten Generalsekretärs, der neben der Führung der laufenden Geschäfte im Auftrage des Vorstandes wohl auch mit der Leitung des Verbandsorgans zu betrauen sein würde. Obschon das gegenwärtige Organ, die „Deutsche Presse", durch Aufnahme feuilletonistischer Beiträge und litterarischer Studien jeder Art, sowie neuerdings durch die Behandlung wichtiger Zeitfragen anregend und fördernd gestaltet worden ist, hat sie innerhalb des Verbandes, der gegenwärtig 850 Mitglieder zählt, doch noch nicht 400 feste Abnehmer gewinnen können. In der neuesten Nummer der „Deutschen Presse" wird mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß zur Durchführung eines zweckmäßig angelegten Organs, das mit Erfolg für die Standesinteressen der Schriftstellerwelt eintreten soll, vor Allem Geld gehört, welches auch bei der Reform des litterarischen Bureaus und der Anstellung eines Generalsekretärs die erste Vorbedingung sein wird.

*

Hermann Sudermann's Werke sind mit dem gesammten Verlage der Firma F. und P. Lehmann in Berlin durch Kauf in den Besitz der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart übergegangen; somit ist nunmehr auch das „Magazin für Litteratur" in Cotta'schen Besitz gelangt. Sudermann arbeitet gegenwärtig an der Vollendung eines neuen großen Romans „Es war", welcher seiner Zeit ebenfalls im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. erscheinen wird. —

*

Litterarisches Preisausschreiben. — Die Verlagsbuchhandlung L. Ehlermann in Dresden schreibt für drei zur Veröffentlichung in der von Dr. Anton Bettelheim herausgegebenen Sammlung „Führende Geister" geeignete Biographieen drei Preise (I. Preis: 3000 Mark; II. Preis: 1500 Mark; III. Preis: 1000 Mark) aus. Der erste Preis soll einer Goethe-Biographie zuerkannt werden. Als Preisrichter werden zu entscheiden haben: Prof. Dr. Schönbach in Graz, Dr. Adolph Wilbrandt in Rostock, Dr. Anton Bettelheim in Wien und Dr. Erich Ehlermann in Dresden. Falls keine oder keine genügende Goethe-Biographie eingehen sollte, behält sich die Verlagshandlung vor, die Biographie einer anderen Persönlichkeit, deren Wirken ganz oder doch größtentheils in das XIX. Jahrhundert fällt, mit dem ersten

Digitized by Google

Preise auszuzeichnen, während derartige zum Wettbewerb einlangende Manuscripte sonst nur für den zweiten und dritten Preis in Betracht kommen. Die Manuscripte sollen den Umfang von 10 bis 12 Bogen im Format der Sammlung „Führende Geister" nicht überschreiten und sind bis längstens 30. September 1892 an die Verlagshandlung einzuliefern, welche bereit ist, auf direkte Anfragen alle näheren Mittheilungen zu machen. Der Spruch des Preisgerichts wird am 1. Februar 1893 veröffentlicht.

* * *

P. K. Rosegger hat am 1. August im Lessingtheater in Berlin mit der erstmaligen Aufführung seines vieraktigen Schauspiels „Am Tage des Gerichts" einen unbestrittenen Erfolg errungen. Das Stück war bis dahin nur am „Deutschen Volkstheater" in Wien — und zwar ebenfalls unter großem Beifall — in Scene gegangen.

* * *

Nachdem der Verein Freie Bühne in Berlin erfreulicherweise vor Kurzem seine Thätigkeit im Allgemeinen eingestellt hat und nur noch mit Mühe und Noth sein schattenhaftes Dasein weiter zu fristen vermag, ist in Wien ein Schwesterverein unter dem Namen Freie Bühne, Verein für moderne Litteratur, gegründet worden; die muthigen „Gründer" sind natürlich zum nicht geringsten Theile wieder solche junge Schriftsteller, die sich auf diesem leider nicht mehr ungewöhnlichen Wege „berühmt" zu machen suchen; den Vorstand bilden Dr. F. M. Fels, Dr. E. Wengraf und H. Fürst.

Offener Sprechsaal.

(Die Aufnahme hierselbst zur Verhandlung gelangender litterarischer Streitfragen ꝛc. verstattet keinerlei Rückschluß auf unsere Stellungnahme zu denselben. D. R.)

Geehrter Herr Redacteur!

Der Schriftsteller und Professor honoris causa Hermann Thom in Werdau, Herausgeber der „Litterarischen Correspondenz", dessen „Hymne der Arbeit", wie kürzlich in allen Blättern zu lesen war, vom deutschen Kaiser, sowie dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und der Großherzogin von Baden durch namhafte Geld-Subventionen ausgezeichnet wurde, hat sich eines unerhörten litterarischen Vergehens schuldig gemacht. Er veröffentlicht nämlich in der unlängst von ihm herausgegebenen Anthologie „Deutsche Dichter-Grüße" (Verlag von Robert Claußner, Leipzig) als Einleitung derselben ein mit H. Th. unterzeichnetes, längeres Gedicht, während im alphabetischen Dichter-Verzeichniß des Buches sein voller Name, als der des Autors, figurirt. Von diesen fünf achtzeiligen Strophen ist nun aber auch nicht eine Silbe das geistige Eigenthum des Herrn Professors h. c. und ich sehe mich gezwungen, das Gedicht hiermit öffentlich in aller Form als das meinige zu reclamiren. Dasselbe erschien, mit meinem vollen Namen unterzeichnet, bereits am 1. März 1877 in Nr. 9 des zweiten Jahrgangs der „Schweizerischen Dichterhalle", also zu einer Zeit, wo sich, laut Kürschner's „Litteratur-Kalender", Herr Thom noch in dem zarten Alter von 15 Jahren befand! Er hat die ersten fünf Strophen meines Poems wörtlich abgeschrieben, nur den Titel, vermuthlich um das Plagiat zu verschleiern, in „An die Poesie!" umgeändert und durch Weglassung der beiden letzten Strophen, welche die eigentliche Pointe enthalten, das Ganze in geschmackloser Weise verstümmelt. Die Handlungsweise des Herrn Thom erscheint um so unbegreiflicher, da er durch meine im vorigen Jahre erschienene Anthologie „Almenrausch und Edelweiß" doch wohl davon unterrichtet sein dürfte, daß ich noch unter den Lebenden weile.

Dresden, im Juli 1891. **Adelaide von Gottberg.**

Zu Vorstehendem bemerken wir noch, daß wir, um Herrn Thom eine sofortige Erwiderung auf Obiges zu ermöglichen, demselben einen Abzug dieses Artikels rechtzeitig zur Kenntnißnahme zugehen ließen, doch hat Herr Thom bis heute, dem Tage des Redactionsschlusses, seinerseits nichts verlauten lassen. D. R.

Digitized by Google

Briefschalter.

J. L. in G—a „Abschied"; Prof. Dr. K. Z. in B—n „Zu Körners 100. Geburtstag"; O. F. in G—z „An Theodor Körner"; B. R. in S—tz „Beim Zitherspiel" (das Gewünschte wird Ihnen rechtzeitig zugehen); E. L. in K—n „Thränenspur" (wir empfehlen Ihnen „Daheim" in Leipzig und „Quellwasser" in Hamburg); E. v. R. in B—n „Warum!" (mit geringfügigen Aenderungen).

Angenommen!

A. H. in D—n (zu breit, bez. zu didaktisch); B. F. in D—d (zuweilen im Ausdruck verfehlt, läßt aber Besseres erhoffen); R. K. in B—au (unerfreuliches Motiv); E. Z. in P—n; M. G. in S—n (haben Sie denn gar nichts nach andrer Tonart Gestimmtes?!); ? S. in T—r (ohne genügende Glätte in Form und Ausdruck); H. A. L. in B—n (bietet inhaltlich nichts Neues und ist auch in der Form öfters flüchtig); A. R. in B—g (von Ihrer Einsendung ist gerade das, was unsrer Kritik genügt, stofflich ungeeignet); H. F. in R—a (nicht völlig correct im Ausdruck); E. W. in C—s (nicht zwanglos genug in der Diction); C. P. in W—ch (ohne scharfe Pointirung); G. S. in M—n und H. D. in W—n (hüten Sie sich vor Rückschritten!); P. B. in B—n (vielfach verfehlte Bilder); W. I. in H—r (abgesehen von unmöglichen Reimen, vor Allem inhaltlich blaß und schattenhaft); A. K. in L—g (in formaler Beziehung ganz unzulänglich). Dankend abgelehnt!

R. D. in B—n. Das von Ihrer jüngsten Einsendung acceptirte Gedicht finden Sie in dieser Nummer. Daß wir lyrische Beiträge unter keinen Umständen zurückschicken, dürfte Ihnen doch hinlänglich bekannt sein.

Herrn F. E. Feig, Lehrer in Crottendorf bei Annaberg. Ihrem Wunsche entsprechend geben wir unseren geschätzten Mitarbeiterinnen hierdurch bekannt, daß Sie eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Frauenklänge" herauszugeben beabsichtigen, für welche Sie poetische Originalbeiträge der dichtenden Damenwelt bis zum 30. dieses Monats noch gern entgegennehmen.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 2. August 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von **Max Schlierbach, Hanns Weber, Otto Breitenhof, Richard Dehmel, Ludwig Eichrodt, Albert Möser, Hermann Lingg, Sappho Lircholdt, E. Seidenzahl, Johannes Krüger, Hans Dohnal, Franziskus Kühnel, Ludwig Woltmann** und **Fritz Eberhardt**. — **Henrik Ibsen** und seine Bedeutung für unser Schriftthum. Von **Rudolf Goette**. (Fortsetzung.) — Litteratur und Kunst. — Offener Sprechsaal. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Gedichte

von **Emanuel Ludig,** evang. Pfarrer in Kukmirn.

Erste und zweite Sammlung. 200 Seiten, bequemes Taschenformat, eleg. Ausstattung, feines Papier. Zu haben in der Buchhandlung **Karl Schwarz** in **Oedenburg.**
Preis 1 fl. ö. W.

Stimmen der Kritik:

Zeitschrift für deutsche Sprache (Dr. Dan. Sanders): . . . Ueber die mir neuerdings zugesandten Gedichte kann ich nur mein Ihnen über die frühere Sendung brieflich ausgesprochenes Urtheil wiederholen, dass Ihre dichterischen Ergüsse eines schlichten, natürlichen und zart und innig empfindenden Gemüths gewiss mit Recht in vielen Kreisen freundliche Aufnahme finden werden und — worüber Sie hauptsächlich mein Urtheil gewünscht — auch in Bezug auf die Sprache volle Anerkennung verdienen.

Deutsches Dichterheim: Wir unterschreiben das so anerkennende Urtheil des Professors Sanders über Ihre Gedichte Wort für Wort.

Oedenburger Zeitung: Die erste Sammlung datirt schon vom Jahre 1888, die zweite ist ein diesjähriges Produkt der reichen Dichterphantasie des Autors. Die prosodisch und rhythmisch korrekt aufgebauten Verse zeichnen sich durch leichten Fluss und Zierlichkeit in der Behandlung der deutschen Sprache aus. Ein tiefer sittlicher Gehalt ist der Hauptvorzug dieser Gedichte, die in recht sauberer Ausstattung und mit scharfen Lettern gedruckt, Freunden anregender Poesie bestens empfohlen werden können.

Digitized by Google

Gunhild.

Ein Heldengedicht.

Von **Gustav Kastropp.**

15 Bogen. Preis: brosch. 3 ℳ, eleg. geb. 4 ℳ.

Ueber diese Dichtung schrieb Karl Goedeke dem Verfasser:

Die Kraft, Tiefe und Frische der Stimmung haben mich steigend gefesselt und mir stets neue Rührung abgezwungen.

Paul Heinze's Verlag. Dresden-Striesen.

Gedichte

von

Reinhold Fuchs.

11 Bogen, 8°.

Preis: broch. 3 ℳ, eleg. geb. 3 ℳ 60 ₰.

Diese dem Grafen Schack gewidmete Sammlung des bereits mehrfach preisgekrönten Dichters zeichnet sich durch Gedankentiefe und blendende Formenschönheit in gleichem Maasse aus.

Die demnächst erscheinende Nr. 1 vom 12. Jahrgange des „Deutschen Dichterheim" wird in der bedeutenden Auflage von

10,000 Exemplaren

erscheinen, wovon allein

mindestens 7000 direkt unter Streifband

ausschliesslich an Adressen solcher Persönlichkeiten versandt werden, welche sich nach unserer und unserer Vorgänger (Eckstein's und Fastenrath's „Dichterhallen") langjährigen Erfahrung als regste Interessenten für die zeitgenössische Litteratur erwiesen haben.

Diese Adressen stehen Niemandem sonst in gleicher Ausführlichkeit und in annähernd vorzüglicher Auswahl zur Verfügung!

Wer daher diese Nummer zur Anzeige poetischer und belletristischer Werke zu benutzen gedenkt, wird unstreitig ein weit günstigeres Ergebniss erzielen, als selbst durch Anzeige in den gelesensten Familienblättern, deren Leser selbstverständlich auch nicht im Entferntesten ein so vollzähliges litterarisch gebildetes Publikum aufzuweisen haben.

Wir berechnen für die einmal gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum nur 50 Pf. und sehen gefl. Aufträgen bis spätestens **30. August** d. J. entgegen.

Dresden-Striesen.

Die Expedition des „Deutschen Dichterheim".

Unter Hinweis auf die der vorigen Nummer beigelegten Bestellkarten bringen wir in gefl. Erinnerung die demnächst zur Ausgabe gelangenden

Einbanddecken

in reichster Gold-, Schwarz- und Buntpressung für den laufenden Jahrgang unserer Zeitschrift. Der Preis derselben, welcher späterhin durch die Minderkosten beim Binden nahezu gedeckt wird, beträgt wie bisher bei Francozusendung **Mark 1.50.** pro Exemplar. — Wir ersuchen die geehrten Reflectanten, ihre Bestellungen spätestens bis

30. August

an uns gelangen zu lassen, da wir nicht mehr Exemplare anfertigen lassen, als thatsächlich bis zur genannten Frist bestellt werden.

Ferner bitten wir, Bestellungen auf Einbanddecken früherer Jahrgänge — die wir besonders anfertigen lassen müssen — uns gleichfalls ehestens zukommen zu lassen.

Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 20. Band.)

Herausgeber: Paul Heinze.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonnirt durch jede Buchhandlung, sowie direct bei der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen. Abbestellungen werden nur bis 1. März beziehentlich 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Zwischen Nacht und Morgen.

Im Morgengrauen durch die Gassen,
Die stillen, wandle ich so gern,
Wenn müd' die Lichter all' erblassen,
Im Ost erglänzt der Venus Stern.

Die Steinkolosse ruhn im Schlummer,
Durch tiefe Stille tönt mein Schritt.
In Schlaf geweint hat sich der Kummer,
Es träumt von Glück vielleicht, wer litt.

Bald wird's sich in den Gassen regen
Und der geschäft'ge Tag erwacht,
Will drum verständnißvoll dich hegen,
Du Kind des Morgens und der Nacht:

Du Zeit, da unverwirrt vom Tage,
Dem lärmenden, man Einkehr hält
Im tiefsten Innern, wo dem Schlage
Man lauscht des Herzens dieser Welt.

Das nächt'ge Dunkel ist geschwunden
Und doch noch kam der Morgen nicht.
Du ahnst die ros'gen Morgenstunden,
Doch flammt noch nicht das goldne Licht.

An des Jahrhunderts Ende schauen
Wir so in Dämmerferne weit.
Es weht im Zukunftsmorgengrauen
Der Odem einer neuen Zeit.

Franz Hirsch.

Henrik Ibsen und seine Bedeutung für unser Schriftthum.

Von **Rudolf Goette.**

(Schluß.)

Das Stück gehört der Anlage nach zu Ibsen's kunstvollsten Dramen; die Steigerung der Theilnahme im letzten Aufzuge entspricht vollauf den Anforderungen der älteren Bühnendichtung. Auch hier zeigt sich ein Reichthum an Gestaltung und sprechender Charakteristik; durch seine gesunde Naturkraft wird das Drama zur Krone der Schöpfungen des norwegischen Dichters. Eine Fülle feiner Beobachtung, kraftvolle, in ihrer Art mustergiltige Entwicklung, vertiefte Weltanschauung, eine Tendenz, die zwanglos aus dem Gang der Geschehnisse hervorspringt, das sind schwerwiegende Vorzüge; nur sind einzelne Figuren zu flüchtig ausgeführt, so vor Allem Bernick selbst, den wir doch als Menschen nicht völlig begreifen lernen, dessen innere Wandlung wir bestaunen wie die Umstehenden, aber nicht mit durchleben. Für diesen der Gesammtwirkung verhängnißvollen Mangel sind die Einseitigkeiten der jüngeren Richtung, insbesondere des Verismus, verantwortlich zu machen. Es ist ja wahr: ein Charakter mag sich in einer derartigen Lage dem Beobachter so wie Bernick zeigen; aber die Beobachtungen sind dann eben unvollständig, sie genügen nicht, um uns das Innere des Mannes ganz und gar aufzuschließen; wir wollen den Helden so kennen lernen wie etwa einen vertrauten Freund, der uns von jeder Wandlung seiner Stimmung Kenntniß giebt, dessen Handlungsweise wir nach ihren tiefern Beweggründen zu beurtheilen vermögen. Nur dann vermag das Drama sich unserer Seele ganz zu bemächtigen, wenn wir die Entwicklung durchfühlen wie unser Schicksal; dies bleibt in den „Stützen der Gesellschaft" aus und daher fehlt auch der Eindruck voller Befriedigung.

„Die Frau vom Meer" führt in die verborgensten Tiefen menschlichen Seelenlebens. Während Ibsen's übrige Dramen in ihrem Zusammenhang mit allgemeineren Verhältnissen ein Bild der Zeit oder doch bestimmter, kennzeichnender Erscheinungsformen der Zeit geben, stellt dieses Schauspiel in höherem Grade einen für sich abgesonderten psychologischen Vorgang dar, der allerdings nur in dem viel verzweigten und zerfaserten Nerven- und Empfindungsleben unseres Geschlechtes seine Erklärung findet. Die zweite Gattin des Doktor Wangel hat sich als Mädchen in abenteuerlicher Form mit einem Seemann verlobt, die Verlobung aber bald darauf brieflich wieder aufgesagt und dann ihren jetzigen Gemahl geheirathet. Ihr eheliches Glück wird durch ein Gefühl der Unzufriedenheit getrübt, das sie bald als Sehnsucht nach dem offenen Meer, bald, in erregten Stunden, als Verlangen nach dem älteren Geliebten deutet. Dieser, vor dem sie doch zugleich ein heimliches, tiefes Grauen empfindet, kommt in der That, um sie mit sich zu nehmen. Ihr Mann, ein seelenkundiger Arzt, tritt ihm entgegen. Um seine Gattin, die er auf das innigste liebt, wieder ungetheilt zu besitzen, überläßt er ihr in entscheidender Stunde volle Freiheit des Entschlusses. Das Mittel führt zum Ziele. Ellida ist sich bewußt, daß sie von Neuem unter eigener Verantwortlichkeit frei zu wählen hat; sie wählt ihren Gatten, der fremde Mann verläßt sie auf Nimmerwiederkehr. Neben diesem Hauptvorgang läuft noch eine zweite recht anziehende Herzensgeschichte her; das Stück spielt sich in einer Reihe höchst lebensvoller, eigenartig beleuchteter und fesselnder Auftritte ab. Nicht über die Zeichnung der einzelnen Gestalten, die hier besonders fein und liebevoll ausgeführt sind, sondern über den Entwurf des Dramas ist noch Einiges zu sagen, da dieser ein neues Moment in Ibsens Kunst bildet. In Ellida's Gemüth liegt ein traumhafter Zug, sie führt ein Innenleben, das den Ihrigen fremd bleibt, sie vermag in ein zweites Ich zu fliehen, welches dem ewigen Meere zustrebt, fern den engen Fesseln bürgerlicher Häuslichkeit. So hat sie ihre Stellung als Gattin und als Mutter der beiden Töchter aus erster Ehe nicht auszufüllen gewußt, es ist eine Scheidewand zwischen ihr und der übrigen Familie geblieben; sie selbst hat eine solche zwischen sich und dem Gatten errichtet. Es zeigt sich also bei ihr eine ungewöhnliche psychologische Erscheinung, dem zweiten Gesicht verwandt, die sie abseits führt von dem naturgemäßen Wege weiblicher Wirksamkeit. Die Heilung ihrer Krankheit bewirkt dann auch eine sittliche Wandlung. Ihr wird es in den erregten Auftritten des Conflictes klar, wie besonders ihre jüngste Tochter nach ihrer Liebe dürstet; sie erkennt nun, daß Aufgaben ihrer harren, und diese Erkenntniß trägt dazu bei, sie in die Arme ihres Mannes zurückzuführen. „Die Frau vom Meer" regt an wie wenige Dramen. Tiefverborgene und ungewöhnliche Erscheinungen menschlichen Sonderlebens werden mit außerordentlicher Meisterschaft bloßgelegt und zergliedert; aber eben das absichtliche, lehrhafte Zergliedern ist im höchsten Sinne ein Mangel; man fühlt es auch hier, daß es bei Ibsen einen Punkt giebt, wo der Dichter zurücktritt und der Anatom das Wort ergreift. Beim entscheidenden Conflict wird man nicht ohne Zwang auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung geführt. Der Zuschauer empfindet es, daß er belehrt werden soll. Ellida sagt, als sie sich entscheidet: „In Freiheit und unter — eigener Verantwortung. Verantwortung auch? — Hierin liegt — die Wandlung!" Und am Schluß ergänzen sich Mann und Frau nochmals in den beiden

Digitized by Google

Stichworten: Freiheit — eigene Verantwortung. Das Stück enthält bei alledem sehr viel Tiefes, Echtes, Wahres und bietet am ehesten den Schlüssel zu Ibsen's Eigenart. Es wird immer so bleiben: Jeder Dichter hat sein Besonderes. Im Allgemeinen sind wir gewohnt, bei dem begabten Poeten eine Vorliebe für das Bedeutsame, Große, Heldenhafte wahrzunehmen, ein Streben, Vollmenschen zu verkörpern; was Ibsen anzieht, ist indeß mehr das Tiefe, Räthselhafte, jenseits Liegende; die dunkelsten Fragen der Ethik, menschlicher Willensentscheidung sind sein eigenstes Gebiet.

Es ward hier versucht, für die Beurtheilung Ibsen's eine feste Grundlage zu gewinnen. Man muß in ihm einen Dichter erkennen, der groß und klein zugleich ist; groß in der Kunst, das Leben unserer Zeit in mannigfachen Gestaltungen scharf aufgefaßt widerspiegeln zu lassen, wenn dies auch nur von einem begrenzten Standorte aus geschieht; klein darin, daß er für das Gewaltige, voll Ausgestaltete keinen Blick hat oder sich nicht zu ihm emporzuheben vermag. Von Anfängern der jüngern Kunstrichtung ist ja verlangt worden, daß man diese lediglich nach dem Maßstabe beurtheilen soll, der aus ihren Leistungen zu entnehmen ist. Aber wie ist das möglich? Wie kann man einem Neuen gegenüber von dem Vorhandenen gänzlich Abstand nehmen? Unsere Anschauung ist genährt mit den Gestaltungen unserer älteren Dichtung, unser Urtheil an ihnen geschult. Den Maßstab des Wahren und Großen entnehmen wir dem Leben und der Gesammtheit menschlicher Geisteskultur. Alle Geistesarbeit steht in innerem Zusammenhang; die Kritik hat daher neuartigen dichterischen Erscheinungen gegenüber die Pflicht, in besonnener Erwägung die Stelle auszukundschaften, welche diesen innerhalb der Weltlitteratur zukommen mag. Was die Ibsen'sche Kunst anlangt, so stellt sie keinen Gipfel dar, wohl aber darf sie als eine Bergtrift angesehen werden, die das neuzeitliche Drama zu den freieren Höhen führen könnte.

Mittsommernacht.

Die Nacht, sie ist gesunken
Auf's Land, und wonnetrunken
Der Sprosser im Gebüsche schlägt;
Schau', wie das Laub so leise
Ringsum im weiten Kreise,
Geküßt vom lauen West, sich regt.

Mit zauberhaftem Lichte
Der Mond durch Erl' und Fichte
In seinem goldnen Glanze strahlt,
Und auf des Weihers Fläche,
Auf Quellen und auf Bäche
Er lieblich hell sein Abbild malt.

Du siehst bei tiefem Schweigen
Ringsum die Nebel steigen
Von Wiesen und vom finstern Moor,
Und durch die tiefe Stille
Schallt nur das Lied der Grille,
Verhallend in dein lauschend Ohr.

Und in dem Gras, dem feuchten,
Welch Flimmern und welch Leuchten
In reicher, wunderbarer Pracht;
Johanniswürmchen wandern
Von einem Halm zum andern
Im Bann der lauen Sommernacht.

Der Blumen zarte Düfte
Durchziehn die milden Lüfte
Mit weichem, lieblichem Arom,
Und goldne Sterne schauen
Hernieder von dem blauen,
Vom unermessnen Himmelsdom.

Du siehst mit schwanken Zweigen
Sich Trauerweiden neigen
Hernieder auf den stillen See,
Dort hebt sich aus den Wellen
Im Mondenglanz, dem hellen,
Mit Schilf bekränzt, die Wasserfee.

Du bleibe fern, ja ferne,
Beim Schimmer lichter Sterne
Dem See, umsäumt von schwankem Ried,
Bevor in ihre Kreise
Der Nixe Arm dich leise
Hinab in's Reich der Schatten zieht.

Heinrich Zeise.

Digitized by Google

Ueber allen Gipfeln . . .

Lateinische Uebertragung.

Per culmina saltus
Est pax
Somnusque altus . . .
En, solis fax

Morta jamdiu!
Aviculae silent sub alis . . .
Brevi, mortalis,
Dormies et tu!

Ernst Eckstein.

Zigeuner.

Der Mond steigt auf in dämmerblauer Ferne;
Die Nebel wallen durch die Wiesengründe;
Buntblüthig, duftermattet dehnt die Haide
Sich endlos hin. Aus dunkelgrünen Föhren
Schwebt leis die Nacht, den Traum im Fittich bergend.
Der Mondschein flattert lautlos mir zu Häupten
Im wilden Dorngeheg; die Blüthenflammen
Der Haideroſen glühen aus den Zweigen.
Da wiehern Rosse durch die Sommernacht.
Und sieh! Quer durch die lichtumflossne Weite
Rollt ein Gefährt langsam im weichen Sande,
In tausendästig niedrem Haideriede.
Hoch wölbt die Plache sich auf schwankem Wagen,
Und perlend, silberklar, — als ob des Mondenlichts
Glanzstrahlen tönend ineinanderklängen, —
Schwirrt leichtbeflügelt eine fremde Weise
Herüber durch die weiche Luft der Nacht.
Und näher kommt der wunderliche Zug.
Die Rosse faßt der Führer kurz am Zügel,
Jetzt biegt er ein . . . Am Saum des Hochwalds hin . . .
Umbuscht von grünem, träumerischem Tannicht,
Die Fernschau wahrend nach der hellen Haide,
Liegt eine blüthenbunte Au im Hage.
Dort hält er an, löst Strang und Riemenwerk,
Vom Wagen schleudert man ihm bunte Decken,
Die wirft er flüchtig auf der Pferde Rücken
Und läßt die Thiere unbekümmert grasen.
— „Gitano, Feuer!“ . . . Stimmen werden laut.
Des Wagens graugewölbtem Schutz entsteigt
Ein buntes Volk. Die Aue röthen Flammen,
Und Purpurschleier hängen in den Föhren. —
Rings um das Feuer lagern die Zigeuner.
Die Männer greifen zu dem kurzen Rauchrohr
Und pflegen Raths in frohgemuthem Kreise;
Die Weiber kichern, — flicken, — rothe Tücher
Kunstlos um dunkles Haargewog geschlungen,
Und Silberthaler blinken an den Miedern.
Und mälig sinkt die Flamme in die Reiser.
Und mälig bleicht der Föhren Gluthenschimmer.

Digitized by Google

Im Schirm der Büsche bergen sich die Männer
Und das Gefährt gewährt den Frauen Nachtruh'.

Du reiches Volk, — voll Kunst und Poesie,
Voll Geist und Seele, — Volk der süßen Freiheit,
Dein ist die Welt und dein die goldne Freude,
Des leichten Sinnes Gottgeschenk ist dein,
Sieghaft Gewaffen gegen graue Sorge. —

Und wieder schlägt empor die Feuerlohe.
Gitano streift ihr Glühlicht, der sie schürte.
Sind es des Brandes rothe Wiederscheine,
Sind es die Fackeln heißer Leidenschaft,
Sind es der Sehnsucht stillgewalt'ge Gluthen,
Die funkelnd in des Jünglings Auge brennen? —
Wacht haltend starrt er träumend in die Flammen,
Dann hebt er schweigend aus dem Gras die Fiedel,
Und heiß strömt's unter'm Geigenstrich hervor,
Wie Feuer springt es zitternd aus den Saiten
Und fliegt hinaus, fern, ferne in die Haide . . .
Das war der Sehnsucht wilder Schmerzensruf,
Das war der Angstschrei qualgepreßter Seele! —

Du armes Volk, — du ewig heimatloses,
Dem fremd die waldversteckte Haidescholle,
Dein für die Nacht nur, da sie Lager beut,
Denn nimmer kann das Herz sich dran gewöhnen,
Du Volk der Unrast, jammervollen Fluches,
Der Haß der Menschen ist dir Weggeleite,
Der Tod folgt deiner Spur, der mitleidlose . . .

Max Geißler.

Das Opfer auf Lesbos.

„Nicht mehr holde Menschenblüthen soll das wilde Meer verschlingen,
Nicht mehr thränenwerthe Opfer wollen wir der Gottheit bringen.
Blumen nur werft in die Wogen, Amphitrite wird's verzeihen,
Wenn wir statt der eignen Kinder ihr des Frühlings Kinder weihen!"

Also sprach der Fürst, der milde, auf dem meerumrauschten Eiland,
Der erst jüngst ergriff das Scepter, seinem Volk zu sein ein Heiland.
Und ganz Lesbos jauchzte fröhlich, als es diesen Spruch vernommen;
Denn ein Tag, ein längst ersehnter, war mit ihm herbeigekommen.

Nur die Priester Amphitrite's schauten finster auf den Fürsten:
„Ewig wird das nimmersatte Meer nach Lesbos' Kindern dürsten.
Willst du trotzig ihm versagen die gewohnten Opferspenden,
Wird es rächend seine Wogen über unser Eiland senden."

Und ein Mond war kaum vergangen, da ergossen sich verheerend
Ueber Lesbos wilde Fluthen, Glück in Unglück schnell verkehrend.

Digitized by Google

Und das Volk schrie zu den Priestern: „Eilt, der Gottheit Zorn zu wenden!“
Doch die Priester: „Eilt, das Opfer, das versagte, erst zu spenden!“

Düster schweigend stand die Menge; nur der Mütter dumpfes Klagen
Wurde von des Echos Stimmen über Berg und Thal getragen.
Und es ward das Loos geworfen, welche von den Jungfrau'n allen,
Um des Meeres Zorn zu stillen, ihm zum Opfer sollte fallen.

Eine Maid gar schön und lieblich war es, die das Loos getroffen,
Eine Maid, vor der des Glückes goldnes Thor stand leuchtend offen.
Doch die harten Priester rissen kalt sie aus der Mutter Armen,
Schleppten sie zur Opferstätte, zur geweihten, ohn' Erbarmen.

Sieh', da drängte aus der Menge sich ein Jüngling edlen Blutes,
Bot sich an der Jungfrau Stelle dar zum Opfer hohen Muthes.
Ach, es war ihr Anverlobter, Glaukos, der mit heil'gen Eiden
Treue Liebe ihr geschworen, treu in Freuden, wie in Leiden.

„Soll die holde Chloris sterben“, rief er, „wie mag ich noch leben?
Wird das Liebste mir entrissen, was kann mir die Welt noch geben?
Darum will ich gern als Opfer rasch des Todes Becher trinken,
Doch die Braut soll, die geliebte, nicht in Orkus' Nacht versinken!“

Doch die Priester: „Nur das Opfer, das die Gottheit selbst erkoren,
Dürfen wir, sie zu versöhnen, senden zu des Hades Thoren.“
Und mit Binden und mit Kränzen schmückten sie die Maid, die bleiche,
Wie sie Stier und Widder schmückten sonst zum scharfen Opferstreiche.

Dann ein Abschied herzzerreißend, und von steiler Felsenwandung
Stürzten sie das edle Opfer nieder in die wilde Brandung.
Da schrie voll des tiefsten Jammers Glaukos auf: „Ach, für sie sterben
Durft' ich nicht; so laßt mich ziehen, nun zu theilen ihr Verderben!“

Und in jähem Sturze folgt' er der Geliebten in die Fluthen,
Daß sie tief im Meeresschoße schlummernd bei einander ruhten.
Aber sieh', die Wellen zogen nur die Maid zur Tiefe nieder,
Doch den Jüngling trugen grollend sie zurück an's Ufer wieder.

Schweigend saß er nun am Strande, starrte trostlos in die Tiefe,
Dachte thränenfeuchten Auges, wie die Braut dort unten schliefe.
So fand jeder Tag ihn wieder, der am Himmel neu erwachte,
Ob er Sturm und Wetter sandte, ob er rein und heiter lachte.

Doch des Wunders! Als die Sonne eines Abends still sich neigte,
Plötzlich sich der Nereiden Schaar des Jünglings Blicken zeigte.
In verklärter Schönheit leuchtend unter'm Wasserrosenkranze
Tauchten sie wie Silberschwäne aus der Wellen goldnem Glanze.

Siehe! Ist's ein Trug der Sinne? Nein, beseligende Wahrheit:
Chloris mitten unter ihnen und wie sie voll Götterklarheit!
Grüßend neigte sie dem Jüngling sich und mahnt': „O laß dein Trauern!
Mich, um die du weinest, halten nicht des Schattenlandes Mauern;

Digitized by Google

Denn mein frühes, bittres Sterben hat der Göttin Herz gerühret,
Daß sie mich der Schaar, der holden, ihrer Schwestern zugeführet.
Nun darf ich mit ihnen schützen Lesbos fortan vor Verderben,
Und du magst es laut verkünden: ‚Nicht umsonst war Chloris' Sterben.'"

Ach, da streckte er die Arme nach der Süßen freudetrunken;
Doch schon war sie mit den Schwestern wieder in das Meer versunken.
Aber jener ging von dannen, ahnend, daß die Gottheit segnet
Dort auch, wo ihr hoher Wille Menschenwünschen nicht begegnet.

Gustav Pasig.

Briefschalter.

R. B. in B—g. Vielfach recht anerkennenswerth, allein „Sommerabend" leidet an einem unvermittelten und daher unverständlichen Schluß, und die beiden andern Gedichte sind, was Strophen-Einheit und Versmaß anlangt, nicht fehlerfrei.

Dr. P. S. in S—t. Ihr Buch ist zur Besprechung versandt, doch haben wir eine Kritik noch nicht erlangen können; wir sind in dieser Beziehung von unseren Herren Mitarbeitern oft abhängiger, als uns selbst lieb ist. Wir müssen also noch um etwas Geduld bitten.

H. M. in D—n „Sphärengesang"; A. K. in S—n „Abschiedsgruß" (mit Aenderungen); Prinz R. in B—n „Der vergrämte Rehbock"; E. S. in P—g „In der Großstadt" (mit Aenderungen; wir müssen unser Augenmerk auf zeitgemäße litterarische Artikel lenken, diese sind uns jederzeit willkommen); D. N. in T—n „In der Sylvesternacht" (mit Aenderungen). Angenommen!

A. v. Z. in E—t; P. S. in D—g (vielfach steif und schwierig im Ausdruck); M. K. in N—r; Dr. E. R. in B—n (zu herkömmlich nach Stoff und Ausführung); W. H. in P—n (ohne überzeugte Innerlichkeit; senden Sie Anderes!); M. K. in L.-T—g (ohne eigenartige Prägung); Dr. G. K. in W—n (zu lehrhaft, bez. unklar); T. R. in B—dt; Dr. K. F. in B—m (ohne genügend ausgeprägte Individualität; lassen Sie Weiteres folgen); F. K. in T—tz (Sie besingen in drei Gedichten denselben Gegenstand); K. R. in F—e (zu lehrhaft); C. E. S. in P—g (?) (Sie widmen der Form plötzlich nicht mehr die nöthige Pflege); R. K. in B—au (unklare Situation); T. L. z. Z. in D—f (zuweilen steif); G. R. in E—d („Widmungen" fallen aus dem Rahmen unseres Blattes); B. R. in G—g und W. S. in W—ck (ohne eigenartigen Zug); J. S. in B—n und O. S. in D—n (wir bemerken in Ihren Leistungen einen Rückgang, der zweifelsohne durch übereilte Production hervorgerufen wird); W. S. in M—n i. Th. (wir erwarten mit der Zeit von Ihnen noch Verwendbares); E. K. in B—z (fällt gegen den Schluß hin ab); E. W. in W—n. Dankend abgelehnt!

R D. in S—d. Ueber das Ergebniß unseres diesjährigen Preisausschreibens hoffen wir bereits in der nächsten Nummer berichten zu können.

Für den durch Beigabe des „Inhaltsverzeichnisses" beschränkten Inhalt der heutigen Nummer werden wir unsere geschätzten Leser in der nächsten Nummer entschädigen.

D. R.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 16. August 1891.)

Inhaltsverzeichniß.

Gedichte von Franz Hirsch, Heinrich Zeise, Ernst Eckstein, Max Geißler und Gustav Pasig. — Henrik Ibsen und seine Bedeutung für unser Schriftthum. Von Rudolf Goette. (Schluß.) — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition (Paul Heinze's Verlag)**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.**

Digitized by Google

— Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. —

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Calderon de la Barca, Don Pedro, Ausgewählte Schauspiele.

Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von **Professor K. Pasch.**

Erstes Bändchen: **Spaniens letzter Zweikampf. — Der Galicier Luis Perez.** 8°. (XX u. 276 S.) *M.* 1.80.

Diese Sammlung wird in sieben Bändchen 14 bisher noch nicht oder nur in freier Bearbeitung ins Deutsche übertragene Schauspiele Calderon's enthalten.

Früher sind in demselben Verlage erschienen:

Calderon's größte Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nöthigsten Erläuterungen versehen von **Dr. J. Lorinser.** 7 Bdchen 8°. (XXIV u. 1700 S.) *M.* 11.20; geb. in drei Leinwandbänden mit Goldpressung *M.* 14.80.

Das zweite Bändchen erscheint demnächst in neuer Auflage.

Die demnächst erscheinende Nr. 1 vom 12. Jahrgange des „Deutschen Dichterheim" wird in der bedeutenden Auflage von

10,000 Exemplaren

erscheinen, wovon allein

mindestens 7000 direkt unter Streifband

ausschliesslich an Adressen solcher Persönlichkeiten versandt werden, welche sich nach unserer und unserer Vorgänger (Eckstein's und Fastenrath's „Dichterhallen") langjährigen Erfahrung als regste Interessenten für die zeitgenössische Litteratur erwiesen haben.

Diese Adressen stehen Niemandem sonst in gleicher Ausführlichkeit und in annähernd vorzüglicher Auswahl zur Verfügung!

Wir berechnen für die einmal gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum nur 50 Pf. und sehen gefl. Aufträgen bis spätestens **30. August** d. J. entgegen.

Dresden-Striesen.

Die Expedition des „Deutschen Dichterheim".

Unter Hinweis auf die der Nummer 22 beigelegten Bestellkarten bringen wir in gefl. Erinnerung die demnächst zur Ausgabe gelangenden

Einbanddecken

in reichster Gold-, Schwarz- und Buntpressung für den laufenden Jahrgang unserer Zeitschrift. Der Preis derselben, welcher späterhin durch die Minderkosten beim Binden nahezu gedeckt wird, beträgt wie bisher bei Francozusendung **Mark 1. 50.** pro Exemplar. — Wir ersuchen die geehrten Reflectanten, ihre Bestellungen spätestens bis

30. August

an uns gelangen zu lassen, da wir nicht mehr Exemplare anfertigen lassen, als thatsächlich bis zur genannten Frist bestellt werden.

Ferner bitten wir, Bestellungen auf Einbanddecken früherer Jahrgänge — die wir besonders anfertigen lassen müssen — uns gleichfalls ehestens zukommen zu lassen.

Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen.

Chef-Redacteur und Eigenthümer: **Paul Heinze.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(510) 642-6753
1-year loans may be recharged by bringing books
to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days
prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

DEC 1 2 1996

20,000 (4/94)

Digitized by Google

Nº 623986

Deutsches Dichterheim.

PT1155
D43
v.11
1891

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(510) 642-6753
1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

DEC 1 2 1996

20,000 (4/94)

Digitized by Google

Nº 623986

Deutsches Dichterheim.

PT1155
D43
v.11
1891

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google